HARVARD LAW LIBRARY
3 2044 097 782 965

Digitized by Google

HARVARD LAW LIBRARY.

Received June 6, 1902.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Fünfter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk
aus dem «Neuen Pitaval».

Umgearbeitet und herausgegeben
von
Anton Vollert.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Digitized by Google

Rec. June 6, 1902.

Digitized by Google

Vorwort.

Das Leben des Grafen Alessandro Cagliostro versetzt uns in die trüben Sphären der socialen Geschichte des vorigen Jahrhunderts; man lernt daraus, in welche Irrgärten der Aberglaube auch edle Geister verstricken kann. Aber die Persönlichkeit Cagliostro's selbst bietet nichts Erhebendes, nichts Anziehendes dar. Er ist kein auf das Ideale gerichteter Mensch gewesen, geschweige ein Held im Reiche der Geister, als welchen ihn seine Zeitgenossen gefeiert haben. Cagliostro war nichts als ein gemeiner Gaukler im höhern Styl, ein Charlatan, der sich vor andern nur durch seine Unverschämtheit und seine glänzenden Erfolge ausgezeichnet hat.

Die Klage des englischen Kritikers Thomas Carlyle in seiner Biographie des Wundermannes müssen auch wir wiederholen: Die Quellen, welche vor 60 und 70 Jahren so reichlich flossen, sind jetzt beinahe versiegt, und wir konnten einige der früher gangbarsten Schriften nur mit Mühe erhalten. In der Bibliothek eines fleißigen Sammlers der Merkwürdigkeiten jener Zeit hofften wir etliche selten gewordene Bücher zu finden, aber auch hier war das Nachsuchen umsonst; wahrscheinlich hat der Besitzer das, was er für Plunder einer überlebten Zeit hielt, verbrannt. Trotzdem

Digitized by Google

glauben wir mit Hülfe der noch vorhandenen Literatur ein vollständiges und treues Bild entworfen zu haben. Der ganze Fall ist von uns umgearbeitet und in einen viel knappern Rahmen zusammengedrängt worden. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß man die bereits halbvergessene Geschichte des ersten Betrügers aller Zeiten mit um so größerm Interesse auch jetzt noch lesen wird, als kein Zweifel darüber besteht, daß Cagliostro durch seine Beziehungen zum Cardinal Rohan und dem Halsbandproceß, sowie durch seine Prophezeihung von der Zerstörung der Bastille und sein Eingreifen in die Französische Revolution eine welthistorische Person geworden ist.

Die Pulververschwörung ist eine der außerordentlichsten Begebenheiten in der religiösen und politischen Geschichte Englands. Diejenigen aber, welche sie für unwahrscheinlich halten, weil ihnen die That zu gräßlich zu sein scheint, erinnern wir an die Bartholomäusnacht und an andere Greuelgeschichten, und sie werden dann eingestehen müssen, daß religiöser Fanatismus zu jedem Verbrechen fähig ist. Uebrigens ist die Sache selbst vollkommen bewiesen, die gerichtlichen Verhandlungen, wenigstens die über den Proceß gegen den Jesuitensuperior Garnet, sind sogar noch erhalten. Freilich bleibt manches dunkel, es fehlt der Commentar in Bezug auf die einzelnen Theilnehmer an der Verschwörung; indeß blitzt doch aus den Reden des Anklägers und der Lords hier und da ein Licht auf, und das Drama selbst tritt in allen wesentlichen Stücken klar vor die Seele.

In dem englischen Kriegsgericht über den Admiral Byng und in dem nordamerikanischen über den

Digitized by Google

Major André schildern wir zwei Processe, die ebenfalls der Weltgeschichte und ihrem Gerichte angehören.

Der Admiral Byng hatte den Tod nicht verdient, er starb, nicht weil er ein Verbrechen begangen, sondern weil man dem empörten Volke ein Menschenleben opfern mußte. Wenn heutzutage die Unfähigkeit eines Feldherrn mit dem Leben, gebüßt werden sollte, wie viele österreichische und italienische Heerführer hätte man erschießen müssen? Und Byng hatte bei weitem nicht so grobe Fehler begangen als zum Exempel der Admiral Persano im Feldzuge von 1866!

Der Major André war nach dem Rechte des Kriegs als Spion des Todes schuldig; aber niemand wird ohne tiefes Mitleid lesen, wie dieser tapfere Soldat, der nur seine Pflicht gethan hatte, gleich einem gemeinen Diebe und Räuber am Galgen starb.

Die Ermordung Winckelmann's und die Ermordung des Malers Gerhard von Kügelgen sind nicht sowol wegen der Persönlichkeit der Mörder als wegen der Personen der Ermordeten von immerwährendem Interesse. Es ist sehr tragisch, daß Winckelmann, der berühmte Gelehrte und Kenner des Alterthums, der Schöpfer einer neuen Wissenschaft, in einer fremden Stadt, wo man seinen Namen nicht einmal wußte, von einem italienischen Banditen erstochen werden mußte, daß man wenige Jahrzehnte später seine Grabstätte vergessen konnte. Die Untersuchung gegen den Mörder Kügelgen's, einen seinerzeit allgemein beliebten und angesehenen Künstler, war in Sachsen eine cause célèbre ersten Ranges; noch lange nachher konnten sich viele nicht darüber beruhigen, daß nur der Kanonier Kaltofen als Mörder hingerichtet worden war, und daß der Kanonier Fischer, den er als seinen Mitschuldigen bezeichnete, frei ausging.

Digitized by Google

Nickel List ist ein Heros in der deutschen Räuberwelt, der einst im Munde des Volks lebte und vielfach durch Lied und Bild verherrlicht worden ist. Der große Proceß gegen den Räuberhauptmann und seine Gesellen liefert zugleich ein Sittengemälde der Zustände in unserm Vaterlande vor zweihundert Jahren.

Die Goldprinzessin hat zu einem Criminalprocesse die Veranlassung gegeben, welcher in Berlin das größte Aufsehen erregte. In der That war es fast ein Wunder, daß ein in Charlottenburg geborenes, in Berlin erzogenes junges Mädchen ohne Kenntnisse, ohne Bildung so lange Zeit eine solche Rolle spielen konnte.

Die Goldprinzessin heuchelte nach ihrer Entlassung Frömmigkeit, betrog aber bald darauf von neuem, wurde wieder eingesperrt und starb nach kurzer Zeit im Gefängniß.

Ein Name wie der eines Cartouche darf in unserm Werke nicht fehlen, weil er sprichwörtlich der Repräsentant eines ganzen Genus geworden ist. Die actenmäßigen Darstellungen sind freilich verloren gegangen und Cartouche ist eine halb mythische Gestalt; aber in der Hauptsache ist es doch wahr, was wir von seinem Leben und seinen Thaten berichten, denn wir haben alles aus Biographien entnommen, die noch bei Lebzeiten oder doch bald nach der Hinrichtung dieses Königs aller Spitzbuben erschienen sind.

Eisenach, im März 1869.

Dr. A. Vollert.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Vorwort. V

Cagliostro. (1775—1791.) 1

Die Pulververschwörung. (London 1605—1606.) 86

Ein englisches und ein nordamerikanisches Kriegsgericht.

1) Admiral Byng. (1756 und 1757.) 102

2) Der Major John André. (1780.) 119

Die Ermordung Winckelmann's. (Triest 1768.) 132

Die Ermordung des Malers Gerhard von Kügelgen. (Dresden 1820.) 141

Nickel List und seine Gesellen. (1698—1700.) 163

Die Goldprinzessin. (Berlin 1836.) 220

Cartouche. (Paris 1721.) 272

Cagliostro.

1775–1791.

Von London aus verbreitete sich um das Jahr 1775 die Kunde von einem außerordentlichen Wundermann. Er war dem Namen und der Sprache nach ein Italiener, galt für einen Obersten in preußischen Diensten und führte in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen: so nannte er sich Marchese Pellegrini, Marchese d'Anna, Marchese Balsamo, Conde Fenix, am liebsten aber Conde Alessandro Cagliostro. Der Graf gab zu verstehen, daß auch dieser Name nur ein angenommener, daß seine Geburt, sein Stand, sein Alter in ein Geheimniß gehüllt sei. In vertrauten Kreisen äußerte er, seine Wiege habe in Malta gestanden, er ließ Winke fallen, daß er das Kind einer geheimnißvollen Liebe, daß sein Vater der Großmeister des Malteserordens, seine Mutter eine Fürstin von Trebisonde sei. Drang man in ihn, so versank er in ein seltsames Schweigen. Zuweilen fuhr er wie aus tiefem Nachdenken auf und rief: „Ich bin, wer ich bin." Dann ergriff er ein Papier und zeichnete seine Devise: eine Schlange mit einem Apfel im Munde, deren Schwanz in einen Pfeil auslief.

Gern und oft sprach er von seinen Reisen, seinen Kenntnissen, seinen wunderbaren Studien. Er war in den fernsten Welttheilen gewesen und daselbst bewandert. Am liebsten verweilte er bei seinem Aufenthalte in Mekka und unter den Pyramiden, denn dort hatte er seine Wissenschaft erworben und war in die verborgenen Tiefen der Natur eingedrungen.

Erschienen seine Angaben den Zuhörern unglaublich wegen des weit zurückgesetzten Datums, so schwebte ein geheimnißvolles Lächeln auf seinen Lippen. Er konnte alles dies und noch viel mehr erlebt haben, denn einigen Gläubigen hatte er vertraut, daß er, wie sein Vorgänger der Graf von St.-Germain, als Gast auf der Hochzeit von Kana gewesen, andere wollten von ihm gehört haben, daß er schon vor der Sündflut geboren sei.

War es schon ungewiß, wer Cagliostro war, so war es noch ungewisser, was er vermochte. Fast schien es, als ob dieser Mann allwissend sei und als ob er über alle Gebiete der Natur Macht besitze. Er war ein Arzt und man sprach von wunderbaren Curen, die er verrichtete. Man sagte, daß er keine Bezahlung dafür nehme, denn er brauche kein Geld. Er war in der Kabbala bewandert und bestimmte durch Reduction des astrologischen Calculs die Lottozahlen voraus, welche gezogen werden würden. Er verstand die Kunst, die Brillanten zu vergrößern und die Masse des Goldes zu verstärken. Zu diesem Zwecke ließ er die kleinern Brillanten eine gewisse Zeit hindurch in der Erde vergraben liegen, dann härtete er sie durch ein gewisses rothes Pulver und machte sie so groß, daß sie um den hundertfachen Werth stiegen. Mit demselben rothen Pulver verstärkte er die Masse des Goldes. Ob er Gold wirklich fabriciren konnte, ob er den Stein der Weisen gefunden hatte, war eine bestrittene Frage. Er besaß aber eine Flüssigkeit, welche er Aegyptischen Wein nannte, und Pulver, welche unter dem Namen der erfrischenden Pulver des Grafen Cagliostro bekannt waren; Wein und Pulver wurden, weil sie die Lebenskräfte steigerten, stark begehrt; nicht minder gesucht waren ein Wasser und eine Pommade Cagliostro's, welche die Haut der Frauen von Runzeln befreiten und jugendlich frisch glätteten. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß seine Curen und Prophezeiungen nicht allgemein geglaubt wurden, schon damals tauchten Zweifel auf an seiner Persönlichkeit und seinen Wundern, ja er sah sich mitunter gerichtlichen Verfolgungen und unangenehmen Processen ausgesetzt. Aber seinem Rufe that dies wenig Abbruch. London ist eine große Stadt und wer in dem einen Viertel als

Charlatan entlarvt ist, kann in dem andern als Zauberer desto mehr bewundert werden. Zudem trat er mit großer Keckheit und als vornehmer Mann auf. Was ihm glückte, ward von seinen zahlreichen Anhängern jubelnd verkündigt, und persönliche Feinde hatte er nicht. Er lebte im Glanz des Reichthums, im Umgang mit hochgestellten, ausgezeichneten Personen, theilte verschwenderisch Almosen aus und heilte unentgeltlich alle, die zu ihm kamen.

Cagliostro stand nicht allein, eine schöne, junge Gattin, die Gräfin Seraphine Feliciani, leitete sein Hauswesen und entfaltete eine hinreißende Liebenswürdigkeit. Mit allen den verführerischen Reizen einer Römerin geschmückt und in allen Künsten der Verführung bewandert, sah sie Anbeter aus den höchsten Ständen zu ihren Füßen.

Cagliostro ließ sich in den Freimaurerorden aufnehmen, aber nicht um zu lernen, sondern um zu lehren. Er trat als Reformator auf und zeigte denen, welche ihn in ihre Weisheit einweihen wollten, daß sie selbst der echten Weisheit entbehrten, daß ihr Orden von seiner ursprünglichen Bestimmung abgewichen sei und seine ursprüngliche Reinheit verloren habe. Er sagte, er sei berufen, die Wiedergeburt zu vollziehen, und den Orden zum uralt-ägyptischen Ritus zurückzuführen.

Von London reiste der Graf nach Holland. Im Haag erschien er in einer der Logen von der strengern Observanz und mußte die Stahlvolte machen, d. h. zwischen zwei Reihen Freimaurer durchgehen, die über seinem Haupte die Degen kreuzten. Gleich darauf nahm er aber als Venerable den Vorsitz ein, übte das Amt eines Visitators mit unbeschränkter Gewalt und hielt eine Rede über sein ägyptisches System, welche auf die Zuhörer den allergrößten Eindruck machte. Einer der Sätze des neuen Systems war: daß auch Frauen in den Orden aufgenommen werden könnten. Auf Andringen der Brüder stiftete er im Haag eine Loge für das weibliche Geschlecht. Die Gräfin Cagliostro ward die Großmeisterin.

Der Graf verließ Holland, nachdem er die Nummern, welche in der nächsten Lotterie in Brüssel herauskommen würden, in den Sternen gelesen und von einem reichen Holländer, der ein Freund des Lottos war, für seine Prophezeiungen 400—

500 Thlr. erhalten hatte; wir finden ihn bald darauf in Venedig wieder, wo er mit einem Kaufmann chemische Kunststücke treibt. Er will ihn lehren, wie man Quecksilber in einen festen Körper, Hanf in Seide verwandeln und Gold machen kann, dafür hat er von ihm 1000 Zechinen empfangen. Da das Quecksilber flüssig, der Hanf Hanf blieb und Gold nicht aus dem Tiegel kam, so schien es dem Grafen gerathen, der Inselstadt den Rücken zu kehren. Er wandte sich nach Deutschland und traf in Nürnberg in einem Gasthause mit einem vornehmen Edelmanne zusammen, der ihn an den Zeichen, die beide miteinander wechselten, als Ordensbruder erkannte und ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Der Cavalier merkte bald, daß er es nicht allein mit einem tief in die Geheimnisse des Ordens eingeweihten Priester, sondern vielleicht mit dem Incognito reisenden Großmeister des Ordens zu thun habe. Als Cagliostro ihm die Schlangendevise zeigte und in den Chiffren seinen Namen lesen ließ, stieg des Edelmanns Erstaunen und Ehrfurcht vor dem Unbekannten dermaßen, daß er ihn bat, einen kostbaren Diamantring als Zeichen der Verehrung von ihm anzunehmen.

Cagliostro reiste von Nürnberg nach Leipzig und wurde daselbst von den Freimaurern, namentlich von denen der strengern Observanz sehr freundlich aufgenommen. Man gab ihm zu Ehren große Gastmähler, bei denen nach der Sitte der leipziger Brüder alle Gegenstände: die Flaschen, die Schüsseln, die Gläser, die Salzfässer, die Kuchen immer zu drei aufgestellt wurden. Der Graf hielt schwungvolle Reden über sein ägyptisches Lehrgebäude und eiferte gegen die in Leipzig eingerissene Gottlosigkeit.

Er sammelte bald eine ziemlich große Zahl von Verehrern um sich, die begierig seinen mystischen Vorträgen zuhörten und an ihn glaubten. Als er abreiste, bezahlten sie nicht nur seine Rechnung im Gasthofe, sondern gaben ihm auch ein ansehnliches Geldgeschenk mit auf den Weg. Er kam nach Berlin, hielt sich aber hier nur kurze Zeit auf, vermuthlich weil der dortige Boden für ihn nicht günstig war.

In Danzig ward Cagliostro von den Freimaurern mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen empfangen. Er besuchte

alle Logen der strengern Observanz, und seine Reden über den ägyptischen Ritus wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Diese Reden dauerten oft zwei bis drei Stunden und umfaßten, wie er selbst später vor Gericht angab, alle geistlichen und weltlichen Wissenschaften. Die Zuhörer wurden oft so ergriffen, daß sie seine Worte nachschrieben und diese Niederschriften als Losung des Glaubens bei sich trugen. Am 25. Februar 1779 traf er in Königsberg in Preußen ein. Hier machte seine Ankunft keinen besondern Eindruck. Er suchte zwar etliche einflußreiche Personen auf, aber er wurde kühl empfangen und man fand seine äußere Erscheinung ziemlich ordinär, sein Benehmen nichts weniger als fein. Der kleine, dicke, breitschulterige Mann mit den schwarzen, rollenden Augen und dem ansehnlichen Bauche war keine imponirende Figur, sein Italienisch und Französisch, was er in sicilianischer Mundart sprach, klang wie Hebräisch, er sprach viel und verlangte mit einer gewissen Zudringlichkeit Huldigungen, wie man sie ihm anderwärts gezollt hatte.

Der Kanzler von Korff, welcher in Königsberg durch seine Urtheile den Ton angab, erklärte in einer Gesellschaft: „Kinder traut dem Kerl nicht, er ist ein verkleideter Bedienter.“ Ein andermal äußerte Korff: „Ein Graf ist das nicht, ein Jesuit oder ein Emissär der Jesuiten, das glaube ich eher.“

Cagliostro schüttelte unwillig den Staub von seinen Füßen und begab sich auf den Weg nach Kurland. Im März 1779 kam er in Mitau an. Ueber sein merkwürdiges Treiben in dieser Stadt hat eine vollkommen glaubwürdige Zeugin, Frau von der Recke, anfänglich seine eifrigste Jüngerin, genauen Bericht erstattet. Ehe wir aus ihrem Buche das Nöthige mittheilen, fassen wir zusammen, was er selbst nachmals darüber vor Gericht in Rom ausgesagt hat.

Hiernach war seine Ankunft von den kurländischen Freimaurern, unter denen sich Personen vom höchsten Adel befanden, schon erwartet, und sein Empfang entsprach der Achtung, welche sie vor einem solchen außerordentlichen Mann längst gehegt. Er fing ohne weiteres an, in den Logen zu predigen, und bemühte sich, die Ordensbrüder von ihren magischen und abergläubischen Arbeiten abzuziehen und für den ägyptischen

Ritus zu gewinnen. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, gab er ihnen handgreifliche Beweise von dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele.

Der Sohn eines großen Herrn mußte vor einem Tische niederknien, auf welchem eine Flasche mit Wasser stand; dahinter einige brennende Kerzen. Er legte dem Kinde die Hand auf den Kopf und betete, daß der Höchste dem Knaben den Erzengel Michael zeige. Das Kind rief: „Ich sehe etwas Weißes, aber unterscheiden kann ich es nicht." Darauf fing es an zu tanzen und schrie wie ein Besessener: „Ich sehe einen Knaben, so wie ich; aber der ist wol mehr als ein Engel."

Alle standen da wie versteinert. Der Vater des Knaben fragte, ob sein Sohn wol in der Flasche die Stellung seiner Tochter sehen könne, die sich 15 Meilen von Mitau auf einem Lustschlosse befand? — Cagliostro fing die Beschwörung von neuem an und das Kind sah seine Schwester die Treppe heruntersteigen und den andern Bruder küssen. — Das war unmöglich, denn der andere Bruder war mehrere hundert Meilen von jenem Lustschloß entfernt. Cagliostro sagte sehr ruhig: „Fragt nach, wenn Ihr nicht glauben wollt." Man schickte aufs Land, und alles fand sich, wie der verzückte Knabe es gesehen. Der Bruder war wieder Erwarten von seiner Reise zurückgekehrt. Jetzt kannte die Bewunderung keine Grenzen; man warf sich vor Cagliostro auf die Knie und widmete ihm und seiner Frau eine fast abgöttische Verehrung.

Der Graf ließ den unschuldigen Knaben, die sogenannte Waise, von welcher später mehr die Rede sein wird, noch andere Probestücke ablegen, z. B. den verstorbenen Bruder einer jungen Dame schauen u. dgl. m. Er weissagte einem Fräulein, daß sie sich bald vortheilhaft verheirathen werde, was denn auch geschah; stiftete eine Loge für Männer und Frauen und ernannte in der letzten Versammlung statt seiner ein anderes Oberhaupt. Cagliostro sagt: „Ich betrug mich in Mitau, wie große Männer zu thun pflegen. Ich ging um mit den Großen des Landes und wurde von ihnen so hochverehrt, daß sie den rechtmäßigen Herzog vom Throne stoßen und mich hinaufheben wollten. Aus schuldiger Achtung gegen

den Souverän widerstand ich der Versuchung und schlug den Antrag aus."

So Cagliostro selbst. Abgesehen von seinen Aufschneidereien stimmen seine Angaben mit dem, was uns Frau von der Recke erzählt, ziemlich überein. Es scheint, daß der Herzog und die Herzogin von Kurland selbst in Cagliostro's Mysterien tief eingeweiht gewesen sind und ebenfalls an den Gaukler geglaubt haben.

Wir berichten nun nach dem Buche der Frau von der Recke: „Nachrichten von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau" (Berlin 1787).

Der Reichsgraf von Medem, Elise von der Recke's Vater, und sein Bruder, der Landmarschall von Medem, waren auf der Universität Halle in den Freimaurerorden getreten. Ein Hang zur Chemie, die damals noch nicht allzu weit von der Alchemie getrennt war, und zu mystischen Studien wurde später durch Lehrer und Freunde genährt. In den 30 Jahren hatten sie über die vermeinten Geheimnisse, die jener Orden in seinen höhern Graden verschließt, mannichfach gedacht, sie hatten vieles gelesen und in ihren Laboratorien gearbeitet. Auch die Tochter des Reichsgrafen, Elise, früh an Herrn von der Recke verheirathet, hing in ihrer Art mystischen Studien und Grübeleien nach. Young's „Nachtgedanken", Lavater's Schriften übten auf ihre in religiöser Schwärmerei befangene Seele einen bedeutenden Einfluß aus. Ihr Geist wandte sich immer mehr zur Beschaulichkeit und gewöhnte sich an mystische Spielereien. Schon ehe Cagliostro in Mitau erschien, bildete sie sich ein, daß sie, wenn sie nur nach völliger Reinheit der Seele strebe, in die Gemeinschaft höherer Geister aufgenommen werden könnte. Ihr ältester, von ihr unaussprechlich geliebter Bruder, ein hoffnungsvoller Jüngling, starb in früher Jugend, und infolge dieses Trauerfalls ward der Hang Elisens zur Mystik immer stärker.

Da erschien Cagliostro in Mitau. Er ward von ihrem Oheim, dem Landmarschall Grafen Medem, bei dem er sich, als Meister vom Stuhle, gemeldet hatte, ehrenvoll empfangen, ebenso von ihrem Vater, vom Oberburggrafen von der Howen, vom Major von Korff und andern vornehmen Freimaurern.

Er gab vor, daß er von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach dem Norden geschickt worden sei, und hüllte sich gleich von vornherein in ein gewisses Dunkel.

Elise war begierig, mit diesem Priester der Geheimnisse näher bekannt zu werden, ihre Tante, die Gräfin Medem, und deren Tochter hegten denselben Wunsch, und alle drei kamen ihm vertrauensvoll entgegen. Cagliostro verstand es, hiervon Nutzen zu ziehen; er unterrichtete die Damen in der Lehre von der Geisterwelt, sprach mit ihnen von übernatürlichen Erscheinungen und setzte es durch, daß in Mitau eine Freimaurerloge „d'Adoption" gegründet wurde, in welcher auch Frauen Mitglieder werden konnten. Allerdings fiel es in diesen Kreisen der kurländischen Aristokraten, wo die feine Weltsitte mit besonderer Vorliebe gepflegt ward, auf, daß der Großmeister jener Loge nicht einmal immer den gewöhnlichen Anstand beobachtete. Indeß entschuldigte man seine Ungeschliffenheit mit dem langjährigen Aufenthalte in Aegypten und Arabien und sah einem Manne, der täglich den schweren Kampf mit Dämonen zu bestehen hatte, den Mangel an Lebensart gern nach.

Die höchsten Personen des Adels waren für Cagliostro gewonnen, die Freigeister wagten ihre Zweifel nicht laut zu äußern, daher wuchs die Zahl seiner Anhänger, und sein Ansehen in Mitau war in der That außerordentlich. Seine Operationen glückten ihm, und wenn eine oder die andere nicht gelang, brachte er Scheingründe vor, sodaß man glaubte, er habe nicht anders handeln können. Die Gemüther seiner Verehrer dachten nicht an Goldmachen und Lebenselixire, sie träumten von höhern geistigen Sphären, sie verlangten nach einer Verbindung mit der Geisterwelt. Da ist die Täuschung länger möglich, Cagliostro operirte nach dem Geschmack seiner Zuschauer und hielt sich in Mitau länger als an andern Orten.

Frau von der Recke schickt ihrem chronologischen Bericht über seine Wirksamkeit einige Beispiele voraus, in welcher Art er sich auszureden wußte, wenn Operationen mislangen. Er hatte behauptet, das Schmelzen des Bernsteins sei für ihn eine leichte Sache. Was war wichtiger für Gutsbesitzer am Strande der Ostsee! Man bat ihn dringend um das

Geheimniß. Er dictirte mit Emphase ein Recept und siehe, es war ein Recept zu Räucherpulver! Er hatte geglaubt, die Leute würden das Recept nicht verstehen; als er ihre Enttäuschung bemerkte, sprach er schnell gefaßt: er habe nur die Charaktere seiner Schüler genau kennen lernen wollen und sei tief betrübt, daß so viele unter ihnen mehr kaufmännischen Geist als Sinn für das Gute und Edle verriethen. Man war beschämt und zufrieden. Um Bernstein zu schmelzen, war der große Cagliostro nicht von seinen unbekannten Obern nach Kurland geschickt worden.

Eines Tages betrachtete er die kostbaren echten Perlen der verwitweten Herzogin mit besonderer Aufmerksamkeit. Seltsam! sie waren von ihm selbst verfertigt! Um einem bankerotten Freunde in Holland aufzuhelfen, hatte er die kleinen schiefen Perlen seiner Frau zusammengeschmolzen und daraus diese großen gegossen. — Elise brauchte gerade auch Geld zu einem wohlthätigen Zwecke, und die Sache mußte geheim bleiben. Treuherzig brachte die junge Frau ihre kleinen, schlechten Perlen und bat den Wundermann, sie in große und schöne zu verwandeln. Cagliostro bedauerte, daß sie nicht früher gekommen. Zu der Operation gehörten sechs Wochen, und übermorgen müsse er Mitau verlassen, weil er dem Befehl seiner Obern unbedingten Gehorsam schuldig sei.

Im Jahre 1779, wo sie gläubige Zeugin seiner Wunderthaten war, hatten sie einen Aufsatz niedergeschrieben, der in der Loge d'Adoption aufgehoben werden sollte, theils als Lehre der Magie, theils als Beweis, wie hoch menschliche Kräfte steigen könnten, wenn der Mensch sich in die Gemeinschaft mit höhern Geistern einweihen lasse. Sie theilt ihn in ihrem 1787 durch Nicolai herausgegebenen Buche mit, aber zugleich mit den erläuternden Bemerkungen, welche sie in den darauf folgenden Jahren gesammelt hatte. Wir gehen daraus die hauptsächlichsten Punkte durch.

Cagliostro erklärte, er wolle die Loge d'Adoption, in welcher auch Frauen aufgenommen würden, aus Freundschaft für die Damen der Medem'schen Familie stiften, weil er glaube, „sie könnten würdige Mitglieder der geheimen Gesellschaft werden, welche diejenigen zu höherer Glückseligkeit führe, die mit

reinen Herzen nach Wahrheit strebten und voll Liebe zum allgemeinen Besten ihre Kenntnisse zu erweitern suchten". Die Bitten der Damen überwogen die Bedenklichkeiten der Männer, doch bedungen jene sich aus, daß nur die von ihnen vorgeschlagenen Personen Mitglieder werden sollten. Vater und Oheim Elisens, sowie der Graf Howen wurden durch ein erstes Experiment Cagliostro's, vermittels welches er Quecksilber in Silber verwandelte, für ihn gewonnen; Hofrath Schwander trat aus Rücksichten der Klugheit mit in die Loge, er wollte den Mann, der ihm verdächtig war, prüfen und die Entwickelung der Sache selbst mit ansehen. Elise beweinte den Unglauben dieses sonst ausgezeichneten Mannes, durch welchen sie um die Seligkeit der Gemeinschaft mit überirdischen Wesen gebracht werden sollte!

Cagliostro sah Mitau nur als eine Station nach Petersburg an. Er wollte sich hier festsetzen, um mit Empfehlungen und geschützt von mächtigen Freunden in der Hauptstadt des Reiches auftreten zu können. Und er fing es schlau genug an, denn er umstrickte die Familie Medem so, daß der eigene Vater seine Tochter zu bereden suchte, mit dem Cagliostro'schen Ehepaar nach Petersburg zu fahren. Elise sollte die Stifterin der ersten Frauenloge im russischen Reiche werden. Welchen Eindruck hätte der Wundermann gemacht, wenn er an der Seite der Tochter einer der ersten Familien, der Schwester der Herzogin, eingezogen wäre! Elisens gutes Glück und richtiger Takt schützte sie vor der Schmach, einem betrügerischen Charlatan als Markthelferin zu dienen.

Das erste magische Experiment mit dem unschuldigen Knaben verhielt sich ungefähr so, wie er selbst in Rom es angegeben. Der unschuldige Knabe war das sechsjährige Kind des Landmarschalls von Medem, Elisens Vetter. Cagliostro träufelte das Oel der Weisheit (Elise vermuthet etwas Nervenreizendes) auf die linke Hand und den Kopf des Knaben und weihte ihn durch Beten eines Psalms zum künftigen Seher. Der Kleine gerieth in Schweiß; die Geister hatten Wohlgefallen am Kinde. Der Vater wurde gefragt, welche Erscheinung er wünsche? — „Mutter und Schwester", antwortete er. Nach zehn Minuten rief der Knabe: „Ich sehe

Mutter und Schwester." — „Was macht Ihre Schwester?" fragte Cagliostro. „Sie greift sich nach dem Herzen, als wenn ihr da etwas weh thäte." — Nach einer Weile setzte er hinzu: „Jetzt küßt sie meinen Bruder, er ist nach Haus gekommen."

Dieser Bruder war allerdings von der Stadt abwesend, aber nicht hundert, sondern nur sieben Meilen entfernt. Als die Zeugen der Beschwörung in das Medem'sche Haus zurückkehrten, erstaunten sie nicht wenig, den Bruder des Knaben anwesend zu finden. Er war gerade während der Operation zurückgekehrt. Die Schwester aber hatte kurz vorher starkes Herzklopfen gehabt und sich nach dem Herzen gegriffen.

Von jetzt an war der Credit des Wundermanns gesichert. Elise bekennt, auf sie wäre der Eindruck so außerordentlich gewesen, daß sie ihre Ruhe verloren und von nun an keine ruhige Beobachterin mehr abgegeben habe.

Wie Cagliostro das Unwohlsein des Fräulein von Medem und die Rückkehr ihres Bruders in Erfahrung gebracht hatte, ist nicht aufgeklärt worden, wol aber ermittelte man später, daß der kleine sechsjährige Medem mit im Bunde war. Der witzige, gesprächige Knabe war durch Liebkosungen, Versprechungen und Drohungen von Cagliostro bestimmt worden, ihm alles zu sagen, was er von Aeltern und Geschwistern über ihn hörte. Er wurde genau instruirt und antwortete, was sein Meister befahl. Unter dem dünnen Papier, auf welchem die Charaktere bei den Beschwörungen standen, befand sich ein anderer Bogen mit grellen, colorirten Bildern. Cagliostro drehte den obern Bogen, ohne daß jemand es bemerkte, um, der Knabe hatte nun die bildlichen Darstellungen vor den Augen und konnte der Wahrheit gemäß berichten, daß er das und das sähe. Dafür erhielt er eine Uniform geschenkt, die Cagliostro ihm versprochen, und — schwieg.

Seit dem Stiftungstage der Loge pflog Cagliostro täglich Gespräche über Magie und Nekromantie mit den Mitgliedern. Er befahl ihnen, nur an Logentagen, und auch dann nur im engsten Kreise der Eingeweihten über diese Dinge zu sprechen. Dafür aber sollte jeder unaufhörlich für sich forschen und sich der ewigen Quelle alles Guten zu nahen suchen. Während

er seine Schüler zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtete, trug er unter der Hand dafür Sorge, daß seine Thaten und Wunderkräfte im Publikum bekannt würden.

Am 10. April, an dem Tage, wo der Loge d'Adoption der letzte Grad gegeben worden war, trat Cagliostro plötzlich mit wichtiger Miene aus seinem Zimmer und sagte, seine Obern hätten ihm so eben angezeigt, daß in Kurland, am Baltischen Meer, wichtige Schriften über die Magie vergraben lägen. Auf einem Landgute, Namens Wilzen, dessen Lage er genau beschrieb, habe vor 600 Jahren ein Magiker gelebt, und in einem Walde nicht blos wichtige magische Instrumente, sondern auch einen großen Schatz vergraben. Die Anhänger des bösen Princips, die Nekromantisten, spürten schon seit längerer Zeit diesen für sie wichtigen Schätzen nach, und namentlich sei einer von ihnen schon seit Jahren deshalb in Kurland. Glücklicherweise hätte er indeß den Ort noch nicht ausfindig gemacht. Er hoffe, der große Baumeister der Welten werde ihn diesen hochwichtigen Fund thun lassen. Das Unternehmen sei gefährlich, denn böse Geister umschwirrten ihn und versuchten es, ihn zur Nekromantie zu verleiten. Wenn es den schwarzen Magikern gelänge, die Schätze zu heben, würden Jahrhunderte verstreichen, bis der Erdball von den Plagen, die daraus für das Menschengeschlecht hervorgehen müßten, befreit werden könne.

Staunend hörte man ihm zu. Woher wußte der fremde Mann, der nie aus der Stadt gekommen war, den Namen eines unbedeutenden Dorfes! Das Staunen wuchs, als er auf dem Papier die Lage des Dorfes und des Waldes genau aufzeichnete und den Ort angab, wo der Schatz vergraben sein sollte. Der Landmarschall erkannte den Platz auf der Stelle. Es war dort, wo er als Kind gespielt, und die Bauern hatten ihm gesagt, er solle sich hüten, Geister, die einen Schatz bewachten, gingen daselbst um.

Bei der magischen Operation am nächstfolgenden Tage sah der unschuldige Knabe, der kleine Medem, den Wald, der den Schatz enthielt, einen Engel und im Schoße der Erde liegend Gold, Silber, Papiere, magische Instrumente und ein Kistchen mit rothem Pulver.

Wahrscheinlich hatte Herr von Medem selbst in frühern Gesprächen dem Grafen Cagliostro von dem Schatze bei Wilzen erzählt, und der Gaukler benutzte nun, was er gehört, um eine Komödie zu spielen, bei welcher er nur deshalb nicht entlarvt wurde, weil rings umher Gläubige waren.

Elise von der Recke hatte dem Wundermanne zugestanden, daß die Welt nach dem Tode ihres Bruders wenig Reiz für sie habe, und daß es ihr höchster Wunsch sei, der Erscheinung ihres seligen Bruders gewürdigt zu werden. Sie bat ihn, den Geist des geliebten Bruders zu citiren. Cagliostro antwortete: er habe keine Gewalt über die Verstorbenen; nur die mittlern Geister der Schöpfung wären ihm unterthan. Er sei nicht im Stande, erwachsenen Personen Erscheinungen zu verschaffen. Auch sei es ihm nicht gestattet, Geister blos zum Spaße zu beschwören. Er warnte die junge Frau vor der mit großer Gefahr verbundenen Kunst der Magie und sagte zu ihr, wenn etwas anderes als der Wunsch, Gutes zu stiften, sie der Mystik zuführe, möge sie davon ablassen, sonst werde sie zeitlich und ewiglich unglücklich werden.

Als Elise betheuerte, sie habe keinen andern Beweggrund, erwiderte Cagliostro, jetzt höre er nur, was ihre Lippen sprächen, binnen wenig Stunden werde er aber wissen, was sie denke. Am folgenden Morgen redete er sie an: „Jetzt weiß ich, daß Ihre Absicht rein und edel ist. Sie werden es in der hohen Wissenschaft sehr weit bringen, nur müssen Sie mir unbegrenzten Gehorsam versprechen.“ Elise wagte gegen das „unbegrenzt“ Einwendungen. Cagliostro frug, ob sie nicht die Kraft haben würde, wie Abraham zu handeln und auf Gottes Gebot ihr Liebstes zu opfern? Elise antwortete nach einigem Nachdenken, sie würde Gott bitten, nicht so Schweres von ihr zu fordern. Und der Magier benahm sich als kluger Mann, er gab sich mit der Antwort zufrieden.

Zum Trost versprach er ihr in der nächstfolgenden Nacht einen Traum, in welchem sie mit ihrem verstorbenen Bruder eine wichtige Unterhaltung über die heilige Mystik halten solle. Aber Elise konnte vor Aufregung und Erwartung nicht schlafen, also träumte sie auch nicht. Sie klagte es dem Magier am folgenden Tage. Seine Erklärung war: sie hätte ihre

Seele mehr in Ruhe bringen und nicht mit solchem innern Ungestüm ihrem Wunsche sich überlassen sollen. Auch in der nächsten Nacht fruchteten ihre heißesten Gebete nichts, tausend Bilder wechselten, und statt des Traums kam nur ein kalter Schauer über ihre geängstete Seele.

Cagliostro reichte ihr die Hand und redete sie mild an: „Gutes Kind, Sie haben in den letzten Nächten viel gelitten, aber Sie sind selbst daran schuld. Ich habe alle meine Kräfte und die mir Gehorsam leistenden Geister aufgeboten und würde Ihnen den magischen Traum verschafft haben, wenn Sie stärkere Nerven und nicht eine beinahe übertriebene Liebe zu Ihrem Bruder hätten. Nun müssen Sie den gewöhnlichen Weg gehen, um tiefer in die heilige Mystik einzudringen.“ Zugleich benachrichtigte er sie, daß er ihr einen seiner besten Diener, den Schutzgeist Hannachiel, zugesellt habe, welcher sie beobachte und ihm von ihren Gedanken und Handlungen täglich und stündlich Nachricht bringe.

Daß Elise in jenen Nächten nicht schlafen konnte und vor innerer Aufregung krank wurde, erscheint uns bei ihrem reizbaren Nervensystem so natürlich, daß es ihrer Vermuthung, er habe ihr unvermerkt ein feines Gift beigebracht, kaum bedarf. Aber nachher fiel ihr der Umstand als sehr verdächtig auf, daß er sie und eine Freundin öfters nöthigte, eine Prise Taback aus seiner Dose zu nehmen.

Cagliostro nahm in Mitau noch öfters Beschwörungen vor und immer war der Hocus Pocus so ziemlich derselbe. Gewöhnlich rieb er dem Knaben den Kopf mit der Asche eines Papierbogens ein, auf welchem magische Charaktere gestanden hatten, dann schloß er das Kind in ein Zimmer und befahl den Zeugen, sich im Nebenzimmer in einen Kreis zu setzen. Er selbst trat, den bloßen Degen in der Hand, in die Mitte, gebot Stille und schrieb mit dem Degen wunderliche Zeichen an die verschlossene Thüre. Hierauf stampfte er mit den Füßen und rief sonderbare Namen, z. B. Helion, Melion, Tetragrammaton. Seine Augen rollten, seine Lippen bebten und mit schrecklicher Stimme gebot er, niemand solle sich bewegen, sonst seien alle Kinder des Todes. Sodann befahl er dem Knaben im andern Zimmer niederzuknien und über

die Erscheinungen zu berichten, die er haben würde. Der Knabe sah, was er ihn fragte: den Wald bei Wilzen, den Engel, der die Erde öffnete und den Schatz zeigte; er sah den verstorbenen Bruder Elisens, der sehr vergnügt schien und eine rothe Uniform anhatte. Der Knabe küßte die Engel und die Engel küßten ihn wieder. Die Zuhörer hörten auch die Küsse, einige zwar nur die des Knaben, andere aber auch die der Engel.

Als er die Thür öffnete und den Knaben wieder hereinrief, sank er in eine Art convulsivischer Ohnmacht. Er erholte sich indeß bald, ging mit festem Schritt in das Geisterzimmer und schlug die Thür hinter sich zu. Man hörte ihn in mehrern fremden Sprachen schelten, bald darauf erscholl ein dumpfes Getöse und er kehrte mit triumphirender Miene zurück und erzählte: er habe einen Edelmann gezüchtigt, eben wäre der und der Arzt zu ihm gerufen worden, denn er habe ihm Hals- und Gliederschmerzen angezaubert. Wie man am andern Tage erfuhr, verhielt es sich wirklich so. Ein bekannter Herr, der sich am Tage zuvor mit Cagliostro überworfen, war unwohl geworden und hatte nach dem Arzt geschickt.

Elise erklärt es so, daß der Charlatan seinem Gegner eine giftige Substanz eingegeben und den Arzt leicht habe nennen können, weil es der Hausarzt gewesen sei. Als man ihn fragte, wie er es über sich vermocht habe, seine Kraft zum Schaden eines andern zu gebrauchen, gab er zur Antwort: „Wir hängen nicht von uns ab, wie die Alltagsmenschen, sondern sind unsern Obern unbedingten Gehorsam schuldig. Auch wir leiden als Menschen, wenn wir unsern Mitmenschen Leiden zufügen, aber der Gedanke, daß wir dadurch Länder und Völker von dem Verderben befreien, gibt uns Muth; oft retten wir auch denjenigen, den wir bestrafen."

Cagliostro spiegelte seinen Anhängern vor, daß er in den Seelen der Menschen lese, wie in einem Buche. Einst fuhr er mit Frau von der Recke in einem Wagen allein. Er frug sie, was sie von einem Herrn Z. halte, und ob sie ihm einige Umstände aus seinem Leben mittheilen könne. Elise hatte von ihrer Stiefmutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit einen nicht gerade löblichen Zug von Z. gehört. Sie antwortete,

sie kenne Z. zu wenig, um Auskunft zu ertheilen. Auf die mit bedeutungsvollem Tone wiederholte Frage antwortete sie ungefähr dasselbe.

„Schlange, die ich an meinem Busen nähre, du lügst!" rief der Magier plötzlich aus, und Elise verstummte und erblaßte. „Nun, Heuchlerin, was verstummen Sie? Sie wissen also gar nichts von Z.?" fuhr er mit durchbohrendem Blicke fort.

Die arme junge Frau faßte sich und entgegnete mit großem Ernst: „Herr Graf! Ihr Betragen befremdet mich. Ich weiß nicht, für wen Sie die Scene spielen, da Sie doch jetzt nur mich an Ihrer Seite haben. Mich, die ja von Ihrem dienstbaren Geiste Hannachiel beobachtet wird. Ich scheue das Auge des Allsehenden nicht und fürchte auch die Beobachtung Hannachiel's nicht, wenn er als guter Geist in meiner Seele liest. Ich traue auf den, der Dämonen und Nekromantisten im Zaum zu halten weiß."

Und Cagliostro war zufrieden. Er hatte sie ja nur prüfen wollen und ihrer Tugend diese Stärke des Geistes und der Klugheit nicht zugetraut.

Es läßt sich denken, daß man den Versuch machte, den Schatz im Walde bei Wilzen zu heben. Aber der Versuch mislang. Der unschuldige Knabe sah zwar alles Mögliche. Er stieg sogar die vierzehn unterirdischen Stufen zur Gruft hinab und gab den sieben Geistern, die dort als Wächter saßen, einen Kuß, aber den Schatz selbst gaben die Geister nicht heraus. Zum Trost für diese fehlgeschlagene Hoffnung vernagelte ihn Cagliostro so fest, daß ihn kein Zauberer ohne die Genehmigung des Oberburggrafen von Howen entführen konnte. Die gesammte Gesellschaft der Eingeweihten fuhr auf dem Lande umher und machte Besuche bei Verwandten und Freunden, und überall gab Cagliostro Proben seiner Wunderkraft. Zuweilen schien er die Geister nur aus Uebermuth zu citiren. So sagte er z. B. einmal zu dem unschuldigen Knaben: „Gehen Sie dort ins Nebenzimmer. Auf dem Sofa wird eine weiße Gestalt liegen. Sagen Sie ihr, daß sie mir heute Nacht um 1 Uhr erscheine und sich auf alle meine Fragen vorbereite. Dann befehlen Sie ihr zu verschwinden."

Der Knabe ging und kam wieder. Er hatte alles gefunden und alles bestellt, wie ihm aufgetragen war. Da man in dem Kleinen den Schelm noch nicht kannte, war die Verwunderung nicht gering. Er ward angestaunt als ein künftiger Beherrscher der Geister.

Cagliostro hielt bei diesen Besuchen auch Vorträge. Zuweilen sagte er erhabene Dinge, dann aber — gesteht Elise selbst in dem Zustande ihrer noch vollen Begeisterung — „kam auch so viel Plattes dazwischen, daß wir alle an ihm irr wurden". Er theilte den Brüdern das Geheimniß mit, aus schlechtem Flachs Castor zuzubereiten! Er sprach von seiner berühmten Barba Jovis, einer Arznei, welche das Leben verlängern sollte. Er redete von dem nicht minder berühmten rothen Pulver, mit Hülfe dessen man alle Metalle zur Reife des Goldes zu bringen vermöge.

Auf der Rückreise nach Mitau führte Cagliostro entzückende Gespräche mit seiner Lieblingsschülerin. Sie lauschte und hing an seinen beredten Lippen, wenn er ihr alle die Personen ihres Bundes einzeln charakterisirte und ihr Aufschlüsse gab, warum dieser und jener nicht bedeutendere Fortschritte machen könnte. Ihr selbst ertheilte er den Rath, ihre Liebe zur Dichtung zu bekämpfen, denn auch eine solche Neigung ziehe den Geist von dem Mysterium ab. Sei ihr aber die Dichtkunst lieber als die Magie, so wolle er ihr den nämlichen Beweis der Freundschaft wie der Dichterin Corinna in Italien geben. Er wolle ihr einen Geist zugesellen, der ihrer Seele den höchsten Schwung verleihen solle. Elise verbat sich diesen Geist und beschwor ihn, sie in die heilige Mystik einzuführen. Da sagte er ihr mit verklärtem Gesicht, er verheiße ihr, daß sie nicht nur des belehrenden Umgangs der Verstorbenen sich erfreuen solle, nein, sie solle auch von ihren Obern zu geistigen Reisen in die Planeten gebraucht und später erhöht werden zu einer der Beschützerinnen unsers Erdballs, bis sie — zu noch höhern Regionen emporgehoben werde!

Und Elise glaubte es und schwamm in überirdischer Seligkeit. Aber was mehr ist, sie hat es ehrlich nachher bekannt.

Cagliostro zeigte sich in der letzten Zeit, die er in Mitau

verweilte, schwierig hinsichtlich der Aufnahme neuer Mitglieglieder, endlich erklärte er die Loge für geschlossen. Seine Vorlesungen über die Weisheit der Magie hatten eine gewisse hinreißende Beredsamkeit. Aber auch hier kam sehr viel Triviales zum Vorschein.*)

---

*) Elise von der Recke hat uns das Bruchstück einer dieser Predigten erhalten, in denen alles wirr durcheinander geht:

„Es ist mehr als eine Sündflut gewesen; dies können die Naturforscher aus den Erdlagen beweisen. Das Alter der Erde geht weit über Menschendenken. Man kann Moses nicht vorwerfen, daß er eine falsche Zeitrechnung in Ansehung des Alters der Erde angegeben hätte; den Magikern ist diese verständlich. — Neugierde, wenn sie nicht auf Tugend und Trieb zu Vollkommenheiten gegründet ist, wird schädlich: Loth's Weib ist Beweis hiervon. Moses, Elias und Christus besuchen bisweilen in diesen geheiligten Kreisen unsern Erdball. — Es leben in heimlichen mystischen Gesellschaften einige, die Jahrhunderte zählen.

„Die Heilige Schrift ist voller Bilder tiefer Magie. Judith befreite Bethulia durch Holofernes' Tod. Die wahre Weisheit war ihr Eigenthum, denn sie war schon zur Reife der Seele gelangt. Die Gebote ihrer Obern waren das Heiligste für sie, und so hatte das schwache Weib die Kraft, den zu tödten, der durch sein längeres Leben dem bösen Principium die Oberhand gegeben haben würde.

„Zu der Zeit war die geheime mystische Weisheit bei Männern und Weibern zu finden. Aber sie waren weder dem eiteln Tande noch den sinnlichen Lüsten so als jetzt ergeben; und daher konnten sie schon in ihrer irdischen Hülle zur Gemeinschaft mit höhern Geistern gelangen.

„Auch jetzt können noch alle Wunder, von denen die Schrift redet, gethan werden, wenn wir uns nur von allen sinnlichen Gegenständen losmachen, nach Vollkommenheit streben, und eine solche Sehnsucht haben, das allgemeine Wohl zu befördern als Curtius hatte, der sich freiwillig in den Tod stürzte.

„Stärke der Seele ist das erste Mittel, alt zu werden, und die erste Tugend eines echten Maurers, doch gibt es auch physische Mittel, durch welche man sein Leben Jahrhunderte verlängern kann.

„Alexander der Große lebt noch in Aegypten, er ist das Haupt einer eigenen Sekte der Magiker, die nach dem Plane des großen Baumeisters der Welten die beschützen und leiten, denen die Gewalt dieser Erde in die Hände gegeben ist. Friedrich der Große wird durch Alexander's dienstbare Geister geschützt und bewacht. — Die Gewalt der Könige und Fürsten ist ihnen nur anscheinend ge-

In einer Rede, die er nach einer halbmißglückten Beschwörung hielt, erklärte er seinen Anhängern, daß einer von ihnen als Judas gegen ihn aufstehen werde. Der Geist habe es ihm verrathen. Er rufe ein Wehe über den Unglücklichen. Keine Gewalt werde den schützen, der verblendet genug sei, sich wider ihn zu erheben, der unter dem Schutze des großen Baumeisters der Welt stehe. Auch erklärte er seinen Anhängern jetzt, daß er weder Spanier, noch der Graf Cagliostro wäre. Nur auf Geheiß seiner Obern habe er diesen Titel annehmen müssen. Er habe dem Groß-Kophta einige Zeit unter dem Namen Frederico Gualdo gedient. Vielleicht werde es ihm in Petersburg erlaubt, seinen wahren Stand und Namen zu nennen, vielleicht dürfe er es erst thun, wenn der Schatz in Wilzen gehoben und damit der sichere Anfang zu dem großen Weltbeglückungsgeschäfte gemacht sei.

Elise von der Recke und andere eifrige Anhängerinnen nahmen Anstoß daran, daß Cagliostro ihnen ein langes irdisches Leben als ein Glück anpries und ihre Sehnsucht nach dem Tode nicht gut hieß. Sie fürchteten, daß der herrliche Mann von bösen Geistern verführt, zur schwarzen Magie neige, vor der er selbst sie so nachdrücklich gewarnt. In heißen Gebeten flehten sie zu Gott, daß er dieses auserwählte Rüstzeug vor so schwerem Falle bewahren möge. Etliche von Cagliostro's Vorträgen empörten das Gefühl der Frauen auf das äußerste. Er erklärte z. B. Moses 6, 1, wo von der Liebe gesprochen wird, welche zwischen den Kindern des Himmels und der Erde geherrscht habe, und ließ durchblicken, daß

---

geben, eigentlich stehen sie unter Magikern, guten oder schwarzen, daher kommt es, daß sie entweder gut und glücklich, oder hart und tyrannisch regieren.

„Jedes Metall kann man in Gold verwandeln, aber diese Wissenschaft lernt keiner, der das Gold um des Goldes willen, nicht aber zu wohlthätigen Zwecken brauchen will.

„Salomo, dessen Tempelbau in gewissen Gesellschaften ein allegorisches Bild ist, fiel auf seiner magischen Laufbahn vom Guten ab, aber er wurde wieder gerettet. Die Geschichte vom Falle der Engel ist nichts als ein allegorisches Bild des Uebergangs von der weißen zur schwarzen Magie."

nicht allein Christus, sondern auch er selbst einer solchen Verbindung sein Dasein zu verdanken habe. Ein anderes mal gab er Vorschriften, wie Frauen, die nicht lieben wollten, durch magische Mittel sogar zur physischen Liebe zu bewegen seien. Das war denn doch den Damen zu stark, sie erhoben sich. Aber Cagliostro — lächelte. Auch diesmal hatte er nur ihre Grundsätze prüfen wollen.

Elise von der Recke hatte bis dahin regelmäßig diesen anstößigen Vorlesungen beigewohnt; jetzt aber zog sie sich zurück, und ihr Entschluß war gefaßt, Cagliostro nicht nach Petersburg zu begleiten. Sein Zureden war umsonst, sie beschwor ihn, sich nicht von der schwarzen Magie verführen zu lassen, und versprach ihm, wenn er die Kaiserin gewonnen und in die Magie eingeweiht hätte, wolle sie nachkommen und in Petersburg eine Loge stiften helfen.

Cagliostro schied von Mitau und reiste nach Petersburg. Am Tage seiner Abreise verhieß er seinen Anhängern die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche und forderte alle auf, für ihn zu beten, daß er das angefangene Werk vollenden und seine schwere Aufgabe lösen könne. Bald nach seinem Weggange wurden zwei Vorfälle bekannt, die ihm nicht zur Ehre gereichten. Von einer sehr würdigen, alten Frau, der Starostin von Korff, Elisens eigener Großmutter, war er am 13. Mai 1779 kalt empfangen und wie ein Charlatan behandelt worden. Zornig heimkehrend, hatte er in Gegenwart ihrer nächsten Verwandten ausgerufen: „Sie wird ihre Beleidigung büßen. Heut übers Jahr, ehe sie ihre Mittagssuppe ißt, wird sie des Todes sein.“ Vergebens tadelten ihn die erschrockenen Verwandten der würdigen Matrone und beschworen ihn, die Prophezeiung zurückzunehmen. Er bedauerte, daß dies unmöglich sei, und sagte, er würde die Todesstunde gern aufschieben, aber er habe im Auftrag seiner Obern gehandelt, welche nicht duldeten, daß ihr Abgesandter verhöhnt werde. Die Starostin überlebte den 13. Mai 1780 und lebte noch, als Elise ihr Buch schrieb.

Er hatte seinen Kammerdiener aus dem Dienst gejagt und jedermann verboten, sich des Menschen anzunehmen. Das kam allen sehr unmenschlich von dem Menschenbeglücker vor.

Später plauderte der entlassene Diener viel Ehrenrühriges über seinen Herrn aus. Aber man glaubte ihm entweder nicht, oder stopfte ihm den Mund mit Geld.

Die Zweifler und Spötter regten sich bald nach Cagliostro's Entfernung auch in Mitau, aber es verging über ein Jahr, ehe Elise von der Recke in ihrem Glauben zu wanken anfing. Als Cagliostro bei seiner Reise von Petersburg nach Warschau Mitau nur berührte und keinen seiner Verehrer besuchte, sondern nur einem Diener des Medem'schen Hauses, dem er zufällig begegnete, sagte: er möge seine Herrschaft grüßen, er habe nicht Zeit, sie zu besuchen, werde aber bald wiederkommen — da freilich ging allen ein Licht auf. Aber seine Wunder blieben doch, und der Vermittler dieser Wunder, Elisens kleiner Vetter, ein sechsjähriges Kind. Wie sollte das ein Betrüger sein? Und wenn Cagliostro ein Betrüger war, weshalb? fragten viele. Erst spät, als Elise ihre Blätter dem Oberburggrafen von der Howen vor der Herausgabe vorlegte, theilte ihr dieser mit: daß Cagliostro von ihm 800 Dukaten und einen kostbaren Brillantring und wahrscheinlich von einer andern Person eine noch ansehnlichere Summe erhalten habe. Der Wahrheit zur Ehre, und um andere zu warnen, erlaubte der Oberburggraf Elisen, seine Schwäche dem Publikum bekannt zu machen.

Lessing's „Nathan der Weise", der damals erschien, trug mächtig dazu bei, Elisen zu bekehren. Die Verse:

Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen.

paßten genau auf ihren Zustand und wirkten elektrisch. Endlich erschien die kleine Schrift über Cagliostro's Aufenthalt in Warschau, und einer der Angeführten, Graf P...., welcher später nach Mitau kam, entlarvte den Mann, welchen man fast für einen Gott gehalten, als einen gemeinen, groben Gaukler.

Und doch blieben Elise von der Recke und andere ihrer Ueberzeugung treu, daß hinter ihm etwas mehr verborgen sei, als ein einfacher Betrüger, daß er nicht für sich allein, sondern als der Emissär eines mächtigen Ordens gehandelt habe, „eines unsichtbaren Häufleins, dessen Zweck ist, den Verstand im Schlamme des Aberglaubens versinken zu lassen, um dadurch allmählich über Länder und Völker leichter herrschen zu können." Das immer wiederkehrende Symbolum in seinem System I H̍ S war zu verdächtig. Nicolai und die Mehrzahl der Schriftsteller jener Zeit traten derselben Ansicht bei.

Dieser Umstand und die Beobachtung, daß die Neigung zur Mystik, der Glaube an geheime Kräfte und Wunder sich immer gefährlicher verbreiteten, veranlaßten Frau von der Recke, ihr Buch zu schreiben.

Cagliostro hatte sich in seinem Mémoire justificative, welches nach seiner Gefangenschaft in der Bastille erschien, auf ein Zeugniß des kurländischen Adels berufen. Elise antwortete darauf, und ihre erste Protestation erschien im Mai 1786 in der berliner Monatsschrift.

Doch schien ihr diese allgemeine Erklärung nicht zu genügen. Zuschriften, Nachrichten von allen Seiten und Ermittelungen über die Thatsachen in ihrer nächsten Nähe drängten sie, mit einem umständlichen, thatsächlichen Bericht gegen den berüchtigten Betrüger hervorzutreten. Sie hatte Cagliostro eidlich Verschwiegenheit gelobt, aber sie meinte, es sei eine heiligere Pflicht, die Welt vor den Umtrieben der Jesuiten zu schützen, als den einem Betrüger geleisteten Eid zu halten. Ueberdies bezog sie den Schwur nur auf die Logenangelegenheiten, und von diesen wolle sie schweigen. Sie wurde durch ihre ängstlichen Freunde gewarnt, einen Mann nicht zu erzürnen, welcher einen so weit verbreiteten, mächtigen Anhang habe, daß selbst die Thore der Bastille sich vor ihm öffneten. Sie überwand jedoch beide Bedenklichkeiten und stellte sich selbst schonungslos in ihrer Schwäche dar, es war die Buße ihrer Schuld.

Ueber die Gräfin Cagliostro schweigt Elise von der Recke;

ebenso über Cagliostro's Verhältniß zum Herzog und zur Herzogin, und unsere anderweitigen Quellen sagen ebenfalls nichts davon, ob und welcher Kern von Wahrheit hinter seinem prahlerischen Vorgeben liegt, daß der kurländische Adel damit umgegangen sei, ihn auf den Herzogsthron zu erheben.

Wir haben Cagliostro's Thätigkeit in Kurland umständlicher verfolgt, weil es uns hier vergönnt ist, tiefere Blicke in den Mechanismus seines Treibens zu werfen. Wir hören ihn oft selbst reden und können aus dem, was er spricht, einen Schluß machen auf seine wissenschaftliche Bildung. Bedeutsamer ist die Phase seines Lebens auch deshalb für uns, weil wir ihn in seiner Wirksamkeit auf deutsche Gemüthswelt zu betrachten Gelegenheit haben, ein Terrain, welches dem Sicilianer offenbar fremd ist. Er operirt zwar mit Geschick, aber er gibt sich viele Blößen, er wird nicht recht heimisch in dieser Welt, und es gehört sein unerhörtes Glück, seine Frechheit und die beispiellose Befangenheit seiner Verehrer dazu, daß seine rohe, plumpe Natur ihn nicht früher verräth.

Der Bemerkung der Recke, daß bei feinerer Weltbildung und größern Kenntnissen in der Chemie seine Wirksamkeit furchtbarer und dauernder gewesen wäre, vermögen wir nicht beizustimmen. Wenn er es verstanden hätte, die zartern Saiten der Seelen durch schwärmerische Accorde zu berühren, würde er vielleicht in Deutschland noch mehr Glück gehabt haben. Seine europäische Bedeutung, seine Einwirkung auf die große Masse der blasirten vornehmen Welt aber war bedingt durch sein freches und keckes Auftreten. Sanftere und feinere Betrüger wirken nur in kleinen, erwählten Kreisen. Die Masse will durch eine grelle, imponirende Erscheinung geblendet sein.

Ueber Cagliostro's Aufenthalt in Petersburg fehlen uns zuverlässige Nachrichten. Die römischen Bekenntnisse des Abenteurers sind ganz oberflächlich, alle andern Schriften geben nur Fabeln, und man muß genau sichten, um Wahres von Falschem zu trennen.

Cagliostro's Plan war, die Kaiserin Katharina zu ge-

winnen und sie zur Großmeisterin der ägyptischen Freimaurerei zu machen. Er baute auf die Persönlichkeit der Zarin, die ja bekanntlich Eroberin, Philosophin und Menschenbeglückerin sein wollte, die sich gern die erleuchtetste Fürstin des Jahrhunderts nennen ließ und sehr eitel war. Wenn es ihm glückte, ihr Interesse zu wecken, ihr zu imponiren, so konnte er sein Ziel erreichen. Aber es gelang ihm nicht, in die Nähe der Kaiserin zu dringen, und so schlug sein kühnes Unternehmen fehl.

Cagliostro trat in Petersburg wieder als Arzt auf. Er heilte Arme und gab ihnen Geld. Einem Armen Nahrung zuwenden ist oft gleichbedeutend mit der Heilung seiner Krankheit, man darf sich deshalb nicht wundern, daß viele Curen glückten. Man sprach von ihm und auch ein Mann höhern Standes suchte den fremden Doctor auf. Er schickte ihm ein ansehnliches Honorar, empfing das Geld aber wieder zurück. Dies machte natürlich Aufsehen. Ein Wunderdoctor, der keine Bezahlung annahm, war in Petersburg noch nicht vorgekommen. Man will ihn sehen, und die russischen Großen werden von dem sarmatischen Feuer der Neugier und Bewunderung ergriffen. Er erhält Aufforderungen, Einladungen von allen Seiten, aber er lehnt sie ab und bittet, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen.

Statt einen Adepten zu finden, der in einer rußigen Küche über Tiegeln brütet, erblickt man eine liebliche, junge Frau, sauber, zierlich, aber bürgerlich einfach und sittsam gekleidet, die von ihren Reizen selbst nichts zu wissen scheint. Auf die Galanterien und Anträge, mit denen die russischen Großen nicht sehr zurückhaltend zu sein pflegen, am wenigsten bei der Frau eines Mannes, der in ihren Augen nicht viel mehr als ein Quacksalber ist, antwortete sie klug und freundlich. Die arglose, schöne Frau kann sich nicht denken, daß etwas Arges hinter den schmeichlerisch lautenden Reden verborgen sei.

Sie war etwa 20 Jahre alt, und doch sprach sie gelegentlich mit völliger Unbefangenheit von ihrem ältesten Sohne, der schon seit langen Jahren Kapitän in holländischen Diensten sei. Man war erstaunt darüber und frug sie nach ihrem Alter. In der unbefangendsten Art antwortete sie, daß sie

gegen 50 Jahre zähle. Das war zu außerordentlich, und die russischen Damen bewunderten jetzt ihre Kunst, sich jung zu erhalten, mehr als die Männer ihre Schönheit. Daß eine reizende Frau sich 30 Jahre älter machen sollte, war in ihren Augen eine Unmöglichkeit; also war, was die Gräfin auf vieles Andringen endlich bekannte, wahrscheinlich, daß ihr Gatte ein Wasser besaß, welches die Runzeln glättete und gleich einem Brunnen der ewigen Jugend wirkte. Wie die Gräfin sich anfänglich geweigert hatte, so weigerte sich auch Cagliostro, von diesem Wasser mitzutheilen. Aber er ließ sich endlich erweichen, und das Wasser verwandelte sich in Gold, welches seine Gattin empfing. Ein satyrischer Memoirist sagt: „Die Damen wurden nicht wieder jung, aber ihre Verehrer versicherten es, und Cagliostro wurde ein Gott."

Er berichtet uns auch einen französisch pikant angemachten Roman von der Liebe eines russischen Fürsten zur Gräfin Cagliostro — oder vielmehr Prinzessin Santa Croce, wie sich Seraphine in Petersburg nennen ließ — eines Fürsten, „welcher der wahrhafte Gott Rußlands war" — Potemkin ist also gemeint. Seinen stürmischen Anträgen setzt sie den Anstand, die Tugend, die Treue gegen ihren vortrefflichen Gatten als Vertheidigungswaffe entgegen. Er hofft alle diese Schanzen durch einen Diamantenschmuck und eine mit Rubeln gefüllte Börse niederzuwerfen: die schöne Frau bekennt ihm wirklich ihre stille Liebe, bittet ihn aber, Gold und Geschmeide zurückzunehmen und ihr eine Pension auszusetzen, die es ihr möglich mache, für immer in diesem Lande mit dem Geliebten zu leben. Er bewilligt die Pension und nimmt die Geschenke nicht zurück. Das Liebesabenteuer des mächtigen Mannes ist sofort durch die ganze Stadt bekannt. Die schöne Gräfin S... ist untröstlich und klagt über die Unbeständigkeit der Männer. Da setzt sich die edle Fremde an den Schreibtisch und erklärt der Untröstlichen, daß sie einer Mitschwester ihren Geliebten nicht rauben wolle, vielmehr bereit sei zu jedem Opfer. Die Gräfin weiß dies Opfer zu schätzen, sie sendet ihr auf der Stelle 30000 Rubel zu, jedoch unter der Bedingung, daß sie Rußland verlasse. Die Prinzessin Santa Croce schreibt nun wieder an den Fürsten, sie verlange weder

Geschenke noch Contracte, sie verlange nur sein Herz. Heute habe sie erfahren, daß man ihr mit Geld das Liebste, was sie besitze, abkaufen zu können glaube; sie sei gedemüthigt, in Thränen. Der Fürst versteht ihre Absicht, er schickt der Gräfin S... im Namen der Prinzessin Santa Croce 30000 Rubel.

Im Begriff, den Lohn für eine solche Großmuth zu ernten, wird Cagliostro's Gattin plötzlich durch einen Kurier nach Czarskojeselo zur Kaiserin gerufen. Katharina empfängt die schöne Fremde gütig und fragt sie nach ihrer und ihres Gatten Lebensgeschichte, insbesondere aber auch nach ihrem Verhältniß zu dem mächtigen Fürsten. Die Prinzessin Santa Croce lügt sehr geschickt, indem sie nur ihre eigene Schwäche bekennt. Katharina hört sie gnädig an und erwidert: „Ich wünsche Ihnen alles Gute, schöne Frau; aber die Wunderthaten Ihres Gatten passen nicht zu der Philosophie, die ich in meinen Staaten einführen will. Meine Ansichten fordern, daß Sie andere Länder zu Ihrem Aufenthalt wählen. Auch spricht man von einer unangenehmen Geschichte, daß ein Kind verschwunden sei. Man wird Ihnen 20000 Rubel auszahlen. Reisen Sie ab und überlassen Sie das Menschengeschlecht in Petersburg den Conjecturen der hiesigen Aerzte zur Beute.“ Cagliostro und seine Gattin mußten abreisen; die letztere vergaß aber nicht, die Geschenke des Fürsten und der Gräfin zusammen einzupacken.

So der Roman; als feststehend dürfen wir annehmen, daß Cagliostro die Schönheit und Klugheit seiner Frau zu seinen Zwecken benutzte und daß eine Immediatbefehl der Kaiserin ihn aus Petersburg verwies.

Ueber den wahren Grund seiner Ausweisung liefen verschiedene Gerüchte um. Eine französische Broschüre theilt eine Geschichte mit, die sich auch in andern Nachrichten findet. Eine Mutter aus den höhern Ständen hat ein todkrankes zweijähriges Kind. Die Aerzte haben es aufgegeben, sie wendet sich an Cagliostro und verspricht ihm 5000 Louisdor, wenn er es heilt. Er fordert acht Tage Zeit, aber schon am zweiten Tage wird das kleine Mädchen sichtlich schlimmer. Jetzt bittet er, daß man ihm gestatte, die Cur in seiner eigenen Wohnung vorzunehmen. Am fünften Tage verkündet er

der erfreuten Mutter, daß Zeichen der Besserung eingetreten seien, am achten erklärt er, er sei der Genesung gewiß, nach drei Wochen bringt er der Mutter ein vollkommen gesundes Kind zurück. Die Freude dauert aber nur kurze Zeit. Das Mutterherz findet sich nicht in gleichem Maße zu dem genesenen, wie zu dem kranken Kinde hingezogen. Zugleich verbreitet sich das Gerücht, daß einer Mutter, einer gemeinen Russin, ein Kind gestohlen oder abgekauft sei. Die Sache wird untersucht, und Cagliostro muß bekennen, daß das Kind der vornehmen Russin gestorben ist, und daß er ein anderes gekauft und untergeschoben habe. Er sucht sich zu rechtfertigen, indem er sagt, der Schmerz der Mutter sei so furchtbar gewesen, daß er es als eine heilige Pflicht betrachtet habe, sie für einen Augenblick zu täuschen und ihr auf diese Weise Trost zu spenden. Man verlangt den Leichnam des Kindes, aber er kann ihn nicht herausgeben, denn er hat ihn verbrannt, um eine Palingenesie zu versuchen! Nun will man wenigstens die 5000 Louisdor zurückhaben; indeß auch sie sind verschwunden. Cagliostro reicht seine Rechnungen dafür ein und eilt, die Grenzen Rußlands zu erreichen. — Rücksichten für den allmächtigen Günstling, den erwähnten Fürsten, sollen die Kaiserin bewogen haben, statt einer Strafe die Ausweisung zu verfügen.

Andere behaupten, Katharina's Leibarzt (nach Carlyle: Rogerson ein derber Schotte aus dem Annandale) habe seine Entfernung bewirkt, weil ihm die Praxis des Wunderdoctors zum Schaden gereichte. Cagliostro forderte den Arzt nachher auf Tod und Leben, aber nicht auf Degen oder Pistole, sondern auf Gift. Der Leibarzt sollte alle ihm bekannten Gifte untereinander mischen und zwei Dosen machen. Alsdann wolle er, Cagliostro, in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen, die eine Dosis verschlucken, der Arzt solle die andere nehmen, und hierauf möge jeder seine Wissenschaft zu Hülfe rufen, um durch Gegengifte die Wirkung des Giftes zu paralysiren. Auf diese Weise könne jeder seine Kunst bewähren und seine Ehre retten. Der Arzt schlug den Zweikampf aus.

Noch andere behaupteten, daß der spanische Gesandte von Normandez, oder der preußische, Graf von Görz, im

Spiel gewesen seien, jener habe öffentlich erklärt, daß Cagliostro weder spanischer Graf noch Oberst sei, wofür er sich in Petersburg ausgegeben, dieser habe den Wundermann wegen verschiedener Wechsel auf Antrag des preußischen Consuls in Cadix gerichtlich in Anspruch nehmen wollen.

Cagliostro's Aussagen in der nachmals in Rom wider ihn eingeleiteten Untersuchung erwähnen von allem hier Erzählten nicht das Geringste. Er betrat danach Rußlands Hauptstadt, reich an Ruhm und an Gelde, und erwarb sich die Freundschaft vieler Großen und Freimaurer. Er besuchte die Logen der strengern Observanz und predigte, wie anderwärts. Nach seiner Behauptung machte er großes Aufsehen durch seine Gabe, verborgene Dinge aufzudecken und die Zukunft vorauszusagen. Einem russischen Fürsten prophezeite er seine nahe Ungnade, einem Fräulein ihren nahen Tod und von einem Großen entdeckte er, daß er seine eigene Nichte entehrt habe. — Daß er in Petersburg in den Freimaurerlogen gearbeitet, ist aus andern Quellen bekannt; aber sein Hauptzweck, die Zarin für die von ihm gestiftete Loge d'Adoption zu gewinnen, war verfehlt, so verfehlt, daß, nachdem er Rußland kaum den Rücken gekehrt, die Kaiserin sich an den Schreibtisch setzte und Spottgedichte auf ihn verfaßte. Sie schrieb zwei Lustspiele in russischer Sprache. Das erste hieß: „Der Betrüger." Cagliostro wird darin unter dem Namen Kalifakscherton geschildert. Sie läßt ihn mit Alexander dem Großen und Salomo sprechen, Edelsteine schmelzen und Gold machen. Das zweite führte den Titel: „Der Verblendete", dem nach Jahren — so dauernd hatte Cagliostro Katharinens Aufmerksamkeit in Anspruch genommen — ein drittes: „Der sibirische Schamane", folgte. Nicolai ließ sie ins Deutsche übersetzen und gab sie 1788 unter dem Titel: „Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben" von J. Maj. d. K. v. R. heraus. Die beiden ersten Lustspiele wurden in Petersburg auf das Nationaltheater gebracht, und die Unternehmer hatten den für jene Zeit sehr großen Gewinn von 20000 Rubeln davon.

Um das Publikum vorher zu instruiren, hielt man es für angemessen, eine öffentliche Bekanntmachung vorauszuschicken. Auch dieses Publicandum soll von der Kaiserin herrühren.

Wir theilen es als ein merkwürdiges Document zu Cagliostro's Geschichte mit.

„Obwol unser Jahrhundert von allen Seiten das Compliment erhält, das philosophische Jahrhundert zu heißen, und obwol wir demselben das große Wort Aufklärung schon zum voraus zur Grabschrift bestellen, so werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem so anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit sich genöthigt sieht, die komische Muse um Arznei für diese Kranken zu bitten. Man möchte seinen eigenen Augen nicht trauen, so oft man liest, was für wunderbare Dinge um und neben uns vorgehen. Man citirt Geister, man sieht durch dicke Wände, hält Clubs mit Verstorbenen, destillirt Universaltincturen und präservirt sich auf ewig gegen den Tod — man schmiedet Diamanten, kocht Gold, trägt den Stein der Weisen schon in der Tasche, zaubert ohne weitere Umstände den Mond herab und reißt die Welt aus ihrer Achse. Thierischer Magnetismus und Kabbala, Desorganisation und Mystik sind aus Worten zu Ideen geworden, die dem Scharfsinn zum Wetzsteine dienen. Und die Depositare dieser Wundergaben versammeln nicht etwa die leichtgläubige Menge um eine Jahrmarktsbude, nein, Mesmer, Cagliostro und Compagnie sehen sich in geschmückten, vollgedrängten Assembléen; — die pariser Welt hascht ihnen ein Geheimniß nach dem andern weg, und verschickt die pariser Puppe so eiligst als möglich nach allen Residenzen zum angestaunten Modemodell u. s. w. Dazu schüttelt nun freilich wol die wahre Philosophie den Kopf und legt nicht immer den Finger auf den Mund; aber ihre leise Stimme wird nicht überall vernommen; man hört eben auf zu magnetisiren, und fängt mit dem Herrn Marquis von Puysegur an zu desorganisiren. Erst mußten die Akademisten zu Paris in Athen gesetzt werden, ehe Mesmer's Heiligenschein verschwand; Cardinal Rohan mußte erst den Verhaftsbefehl lesen, ehe er und halb Paris mit ihm sich überzeugen konnte, daß ihn Cagliostro nicht wirklich mit Heinrich IV. zu Abend hatte speisen und die Nacht über in Kleopatra's Armen schlummern lassen; Baiern mußte erst Männer in ansehnlichen Posten auf die Wanderung senden, ehe es in den Köpfen Tag ward;

Berlin mußte seinen Philosophen volle Arbeit geben, um nachbarlichen Philosophen Behutsamkeit anzuempfehlen. Der glückliche Norden bedurfte dieser mächtigen Anstalten nicht. Ein lachendes Lustspiel reicht hin, die schwindelnden Köpfe zu heilen und die gesunden auf immer zu präserviren. Das bezauberte Schloß, gegen welches anderer Orten Justiz und Philosophie mit Katapulten und Ballisten anzieht, wird hier mit Knallpulver des Witzes gesprengt."

Mitau durchfliegend, ging Cagliostro mit seiner Gattin nach Polen. Warschau, wo er zu Anfang Mai 1780 einzog, war auf seine Ankunft vorbereitet. Mit gespannter Neugier erwartete man den Wundermann, vielleicht auch mit etwas mehr als Neugier. Das blutende, zerrissene Polen sah schon damals wenig Trost in den irdischen Verhältnissen; möglich, daß deshalb der Sinn für Wunder und Offenbarungen aus einer andern Welt gestimmter war. Und wußte man denn überhaupt, wer Cagliostro war; ob er nicht der Verkünder, der Apostel einer neuen Zeit, möglicherweise auch einer politischen Wiedergeburt sei? — Die Erwartung wurde getäuscht, das erste Feuer der Bewunderung verrauchte schnell, und statt ihrer erwachte eine mistrauische Kritik, welche wir sehr genaue Nachrichten über sein Wirken in Warschau verdanken. Wir sind hier wieder aus dem Gebiet der Mythe heraus und auf festem historischem Boden. In Rom bekannte er über seinen Aufenthalt in Warschau, daß einer der reichen Magnaten, mit aller Leidenschaft für die Freimaurerei begeistert, ihn ganz in Beschlag genommen habe, um von ihm die tiefen Geheimnisse derselben zu erlernen. Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit wurden er und seine Frau von dem Starosten, der ihn in seinen Palast aufnahm, bewirthet. Der Geburtstag der Gräfin Cagliostro ward wie der einer Königin gefeiert. Die Vornehmsten des Hofes überschütteten sie mit kostbaren Geschenken. Die Ehrenbezeigungen waren grenzenlos. Aber der Starost war ein so eifriger Freimaurer der strengen Observanz, daß alle Versuche Cagliostro's, ihn für den ägyptischen Ritus zu gewinnen, fruchtlos blieben. Vergebens wurde die

clairvoyante Waise, diesmal ein etwas erwachsenes Mädchen, inspirirt. Sie machte ihre Sache gut, aber der Starost blieb ein altgläubiger Freimaurer. Er verlangte, daß Cagliostro ihm einen Dämon citire, aber auch dies misglückte. Da er nicht in den Besitz des Geistes kommen konnte, wollte er wenigstens den der schönen, jungen Frau. Er ward aber auch von ihr zum Besten gehalten. Getäuscht und betrogen von beiden Ehegatten, brach sein Zorn in aller sarmatischen Heftigkeit aus. Cagliostro mußte eiligst fliehen.

Seine Angabe stimmt im wesentlichen mit den Zeugnissen aus Warschau selbst überein. Er trat sogleich als Maurer auf und erklärte sich bereit, die tiefen Geheimnisse des ägyptischen Urcultus den andern Freimaurern mitzutheilen. Der Fürst P.... nahm ihn in seinen Palast auf, wo er fürstlich behandelt und bedient wurde. Er ging in weißen Schuhen mit rothen Absätzen umher und trug zahlreiche Ringe, Diamanten, Edelsteine, Ketten und kostbare Schnallen. Seine magische Operation mit der Waise war ziemlich ebenso angethan als die in Mitau und lieferte dieselben Resultate, nur geberdete sich der Magus hier noch heftiger; er schnaufte, stampfte, stieß mit den Füßen gegen Thüren und Fußboden, um den Geistern zu imponiren, ja er soll noch unangenehmere Töne von sich gegeben haben. Die Waise, ein achtjähriges Mädchen, bekannte indessen am Tage darauf, daß sie von den Erscheinungen, welche sie angegeben, keine gehabt; man habe ihr eingeschärft, wenn der fremde Herr frage, was sie gesehen, so solle sie immer das, was der Herr zuerst genannt habe, antworten. Also auf die Frage: „Siehst du die Engel über dir schweben, oder neigen sich die Tannen zu deinen Füßen?“ hatte sie zu erwidern: „die Engel schweben über mir.“ Später wählte er eine sechszehnjährige Jungfrau zu seinen Gaukeleien und instruirte sie über ihre Rolle. Sie mußte auf die erste Phrase in seiner Frage bejahend oder verneinend antworten, je nachdem er gesticulirte. Wenn er ihr befahl, einen von ihm citirten Geist oder einen Engel zu küssen, hatte sie hinter dem schwarzen Tuchvorhang die Lippen auf ihren Arm zu drücken. Das Mädchen ging auf das Spiel ein, weil Cagliostro ihr

versprach, ihr Glück zu begründen. Später bekannte sie, daß er ihr unkeusche Anträge gemacht habe.

Anfänglich fanden sich auch in Warschau gläubige Zuhörer. Cagliostro stiftete eine ägyptische Loge, trug über Arzneikunde vor, schimpfte auf die Aerzte und dictirte selbst Recepte, die jedoch nicht gemacht werden konnten, weil die Ingredienzien nicht zu haben waren.

Am 11. Juni 1780 hielt er eine ägyptische Loge. Fürsten, Grafen, die ersten Notabilitäten waren zugegen. Bis dahin hatte er nur mit unsichtbaren Geistern verkehrt, deren Stimmen er hörte, die mit den von ihm abgerichteten Kindern sprachen und kosten. Aber die reichen Polen wollten einen materiellen Genuß, sie wollten die Geister selbst sehen. Wie viele unbedeutendere Geisterbanner, z. B. der leipziger Schröpfer, hatten vor den Eingeweihten die Schemen der Todten innerhalb der vier Wände eines Zimmers erscheinen lassen. Wollte Cagliostro seinen Ruf nicht verscherzen, so mußte er dasselbe thun und er versprach, den ägyptischen Großkophta, über dessen Bedeutung wir später noch des mehrern sprechen werden, auch den blödesten Augen sichtbar zu zeigen. Der Großkophta erschien auch wirklich. Er sah sehr dick aus, war weiß gekleidet, trug weißes, langes Haar und einen langen weißen Bart; auf seinem Kopfe saß ein großer Turban. — Trotz des ungewissen Lichtscheins, trotz der hin und her wallenden Rauchwolken, trotz des Glaubens, der Hoffnung, der Bangigkeit der Zuschauer, kam ihnen der dicke Großkophta verdächtig vor. Einzelne waren im Begriff, aufzuspringen; sie wollten untersuchen, was von Materie, was von Geist an dem Aegyptier sei, als im glücklichen Momente die beiden einzigen Lichter verloschen. In demselben Augenblicke — sagt ein warschauer Zeuge — fielen Pudermantel, Bart, Maske, Turban unter den Tisch und verschwanden, und in der Minute darauf, als die Lichter wieder angezündet waren, saß Cagliostro auf derselben Stelle, wo vorhin der Großkophta stand. Er versicherte, der Geist sei in derselben Secunde, wo er auf seinen Ruf erschienen, von höhern Mächten wieder nach Aegypten abberufen worden und habe ihn an seine Stelle gesetzt.

Ob es zu Erörterungen deshalb kam, oder ob die Polen sich mit dieser Erklärung zufrieden gaben, wissen wir nicht; indeß scheint es, als ob sie noch immer nicht alles Vertrauen verloren gehabt hätten, denn Cagliostro setzte seine Experimente fort, nur in einem andern Fache. Jetzt sollte in dem Kreise der vertrautern Logenbrüder Gold gemacht werden, und zum Laboratorium war ein Ort bestimmt, der später mit Blut gedüngt worden ist und eine traurige Berühmtheit in der polnischen Geschichte erlangt hat. In Wola wurden die Operationen zur Verwandlung der Metalle vorgenommen. Der Graf schloß sich die Nacht über ein, um sich mit den Geistern zu besprechen, und wehe dem, der über die Schwelle, dessen Fuß in die geheiligten Kreise trat, er verfiel der Macht der wachehaltenden Dämonen, die kein Mitleid kennen. Und doch hatte sich in diese Cirkel ein Dämon eingeschlichen, der Cagliostro's ganze Arbeit umsonst machte. Der Graf Moczinski, der selbst ein tüchtiger Chemiker war, verfolgte den Wundermann auf allen Schritten und ließ mit seinen scharfen Augen keinen Griff, keine Bewegung unbeachtet. So entdeckte er bei dem Proceß der Fixirung des Mercurs und dessen Verwandlung, daß Cagliostro unter seiner Maurerschürze die Schmelztiegel verwechselte und unversehens in die Materie etwas Silber prakticirte, während der Taschenspieler das gefundene Silber für die Wirkung seines rothen Pulvers erklärte. Moczinski protestirte dagegen, daß die Arbeiten immer bei einem sehr schwachen Lichte getrieben und auf einem schwarzen Teppich verrichtet würden. Cagliostro protestirte gegen des Grafen Protestationen. Er sagte, hier glücke ihm nichts, weil der Teufel in Gestalt eines schwarzen Affen, einer Katze oder eines Hundes um ihn herum sei. Dagegen, daß der Satan ihm nicht schaden könne, habe er sich zwar durch kabbalistische Charaktere verwahrt, die er an beiden Seiten des Ofens angebracht; allein weit gefährlicher und absolut hindernd sei der Umstand, daß sich unter seinen Jüngern ein Ungläubiger befinde. Er gerieth in die furchtbarste Wuth gegen diesen Geist der Negation, gegen diesen Judas, diesen Gotteslästerer, dieses Ungeheuer.

Als es mit dem Goldmachen nicht ging, sollte der Stein der Weisen gefunden werden. Cagliostro sagte, das könne nur in mehrern Epochen geschehen, er empfahl in der Vorbereitungszeit fleißig Psalmen zu singen, Pergament zu kaufen, und ein Fünfeck, einen Pentakel, einen Talismann zu fertigen. Das Nüchternbleiben und Fasten, was er anderwärts sehr anrieth, scheint er bei den polnischen Magnaten nicht für angemessen gehalten zu haben. Inzwischen amüsirte er die Loge durch andere Productionen. Er gab an, wie man den Stein aufbewahren solle, wie man Perlen hervorbringen könne und fabricirte Schönheitswasser, von dessen Wirkung freilich niemand etwas erfuhr.

Aber den reichen Polen ward die Zeit zu lang; das Psalmensingen gefiel ihnen nicht. Graf Moczinski erklärte laut, Cagliostro sei ein Taschenspieler. Er schien seine Fassung zu verlieren. Er schrie, er wolle nichts mehr mit dem Ungeheuer von Undank zu thun haben; dieser Graf sei die Reichthümer nicht werth, mit denen er ihn überschütten wolle. Dann schwor er beim Allmächtigen und betheuerte bei seiner Ehre, daß er alle glücklich machen wolle. Er erbot sich, mit Ketten an den Füßen im Laboratorium zu arbeiten und sich auf der Stelle umbringen zu lassen, wenn er nicht alles Versprochene liefere. Er wollte mit Waisen operiren, die nur polnisch verständen, denen er die Lection nicht vorsagen könne(!). In seiner immer steigenden Verwirrung versprach der Apostel der Gottesweisheit seinen Verehrern ein sichtbares Zeichen seiner Kraft. Man solle ihn nur um Mitternacht in den Garten gehen lassen, und er wolle in einem Nu von dort aus alle Fensterscheiben zertrümmern. Er wolle 50 Pfd. Quecksilber zum Besten der warschauer Armen in Silber verwandeln, obschon diese Stadt voll Ungläubiger seine Wohlthaten nicht verdiene.

Das war die Sprache eines Mannes, der sich selbst verloren gibt. Graf Moczinski rieth, ihn alle Experimente versuchen zu lassen, nur nicht das mit der Erschütterung um Mitternacht. Denn wenn der Charlatan auch kein Gold und Silber machen könne, so wolle er ihm doch die Kunst, Knallgold und Knallsilber zu verfertigen, nicht absprechen.

Cagliostro hatte ausgespielt. Er war am 26. Juni 1780 mit seiner Gattin und seinem Gefolge aus Warschau verschwunden. Cagliostro behauptete später, aus Warschau von allen den reichen Geschenken, die er bekam, nichts mitgenommen zu haben. Die Sache verhält sich jedoch anders.

Er selbst nahm zwar selten oder nie Geschenke an und wies auch sehr werthvolle Gaben seiner Bewunderer entschieden ab. Die Gräfin aber war weniger scrupulös. Sie verstand es auch in Warschau ihre Reize zu verwerthen und lockte den polnischen Magnaten Tausende von Dukaten ab. Sie spielte mit ihrem Manne unter einer Decke. Zuweilen saß er, wenn ihn Freunde besuchten, theilnahmlos da, wie von einer geheimnißvollen Melancholie ergriffen. Man fragte die ängstlich um ihn besorgte Gattin nach der Ursache und erhielt die Antwort, es sei doch traurig, daß ein Geist, wie der ihres Gemahls, in seinem großen Werke durch Trivialitäten geärgert werde, die kaum der Rede werth seien. Einmal war er bestohlen, ein andermal waren Wechsel ausgeblieben; und aus Delicatesse, aus nicht zu überwindendem Zartgefühl wollte er nicht allein seinen Freunden nichts davon sagen, sondern würde sonach, dessen sei sie gewiß, jede Hülfe von sich weisen. Es sei nun einmal sein Stolz, ohne irgendeine Belohnung der Wohlthäter der Menschheit zu werden. Seine Anbeter beeiferten sich alsdann, Summen, große Summen in die Hand der treuen Gattin zu legen, mit der dringenden Aufforderung, die Sache so zart zu behandeln, daß der Graf es nie erfahre, daß er nie darüber zu erröthen brauche.

Wenn wir Cagliostro's Wirksamkeit in drei Epochen theilen, so wäre mit seiner Flucht aus Warschau die zweite geschlossen. Die erste, sein dunkleres Umhertreiben in Italien, Spanien, Frankreich und England, bis zu seiner Aufnahme in den Freimaurerorden zu London, und sein Auftreten als Reformator desselben behalten wir uns für eine spätere, kürzere Darstellung vor. Wir gehen nunmehr zur dritten Epoche über, seine Thaten in Strasburg, Lyon und Paris, seine Verbannung und sein Auftreten in London gegen die fran-

zösische Regierung, und seine letzten Reisen durch die Schweiz und Oberitalien, bis zu seiner Verhaftung in Rom.

Wäre die Geschichte heute geschehen, so wäre die Rolle des Abenteurers mit seiner Flucht aus Warschau zu Ende. Durch ganz Europa und über das Atlantische Meer, nach Amerika flögen ihm die denuncirenden Zeitungsberichte nach; vor der ganzen Welt wäre er gerichtet. Aber das geistige Fluidum verbreitete sich damals ungleich langsamer. Es war Thatsache, daß er in Warschau nichts von dem geleistet, was er versprochen; er ward laut ein Taschenspieler gescholten und hatte in Nacht und Nebel davongehen müssen. In Petersburg war sein Ruf durch dunkle Anschuldigungen, durch die Ausweisung mindestens zweifelhaft geworden; in Mitau erwachte man von dem Taumel, eine furchtbare Anklage bereitete sich gegen ihn vor; in Königsberg hatte man ihm die Thür gewiesen; in London nannte ihn die Presse bereits einen Schwindler und Betrüger. Wären alle diese Ermittelungen so zur allgemeinen Kenntniß gekommen, wie wir sie mitgetheilt, so hätte Cagliostro unmöglich seine Rolle fortspielen können, aber es waren nur zückende Lichtscheine an einem umdunsteten Horizonte. Gerade durch die angeregten Zweifel wurde die Neugier erregt, und die Macht des Wunderbaren behielt ihre Oberherrschaft über die Gemüther.

Passiv half ihm die Stimmung des Publikums, activ die unverschämte Stirn, die er allen Angriffen entgegensetzte. Ausdauernd frecher ist nie ein Gaukler aufgetreten, und sein Stern sollte erst noch in höherm Glanze aufleuchten, ehe er unterging.

Im September 1780 sehen wir ihn plötzlich in Strasburg und zwar in der bescheidenen Stellung eines menschenfreundlichen Arztes. Er sagte nichts davon, daß er Gold machen oder Geister citiren könnte, sondern er curirte die Kranken, und seine Curen gelangen. Der Zulauf wurde immer größer, besonders als man hörte, daß er nie Bezahlung annahm. Er hatte die merkwürdigsten Erfolge und bekam von Krummen und Lahmen, denen er wieder auf die Beine geholfen, eine Menge von Krücken geschenkt, die er als Trophäen in seinem Hause aufhing. Er heilte aber seine Patienten

nicht blos, er speiste sie auch an seinem Tische und entließ sie mit Geschenken. Das Volk erblickte in ihm den größten Wohlthäter, und der Adel des Elsaß war mit ihm befreundet.

Der Graf entzückte die ältern Damen durch die Liebenswürdigkeit, mit welcher er im Spiel große Summen verlor, die Gräfin fesselte die Männer durch ihre Schönheit und Naivetät. Natürlich fehlte es auch nicht an Feinden, namentlich die Aerzte verfolgten ihren Collegen mit bitterm Haß, aber der Freunde waren mehr, und eine Zeit lang war Cagliostro der Löwe des Tages. Hören wir einige Zeugen. Ein Anonymus schreibt in Briefen über die Schweiz:

„Cagliostro ist ein außerordentlicher, wundervoller Mann, dessen Betragen und ausgebreitete Kenntnisse gleich bewunderungswürdig sind. Seine äußerliche Gestalt verkündigt Verstand und Genie; seine Feueraugen können tief in der Seele lesen. Niemand weiß, wo er her ist, und wo er hin will. Er ist jetzt sieben oder acht Monate hier. Die Befehlshaber der Stadt und alle Vornehme ehren und lieben ihn; die Armen und das Volk beten ihn fast an; gewisse Leute nur hassen, verleumden, verfolgen ihn. Er nimmt keine Belohnung für Heilung und Arznei an und unterstützt dagegen noch Arme. Er ißt wenig — und beinahe nichts, als italienische Pasteten — legt sich niemals zu Bette und schläft nur ungefähr zwei oder drei Stunden in einem Lehnstuhl. Er ist immer bereit, zu welcher Stunde es sei, den Elenden zu Hülfe zu eilen, und kennt kein anderes Vergnügen, als seinen Nebenmenschen zu helfen. Dieser unerklärbare Mann macht einen ansehnlichen Aufwand, der desto mehr auffällt, weil er alles vorausbezahlt, und weil niemand weiß, woher er seine Einkünfte zieht. — Ich habe wenig Seelen so gefühlvoll als die seinige angetroffen; wenige Herzen so zärtlich, so gutmüthig, so mitleidsvoll. Er besitzt ganz außerordentliche Kenntnisse, spricht fast alle europäischen und asiatischen Sprachen. Seine Beredsamkeit setzt in Erstaunen, er reißt mit sich fort, auch wenn er sich in einer von den Sprachen ausdrückt, die ihm am wenigsten geläufig sind. Ganze Bände könnte man von seinen Curen anfüllen und von 15000 Kranken, die er behandelt hat, sind nur drei gestorben und zwar durch ihre eigene Schuld. Ich

komme eben aus einer Audienz von ihm zurück. Jeder muß den Menschenfreund verehren. Man stelle sich einen geräumigen Saal vor, der mit elenden Geschöpfen angefüllt ist, die ihre erschlaffenden Hände gen Himmel erheben, um den Beistand des Cagliostro anzuflehen. Er hört einen nach dem andern an, vergißt kein einziges ihrer Worte — entfernt sich auf einige Augenblicke, kommt mit einer Menge Arzneien und mit einer — gefüllten Geldbörse wieder und vertheilt beides. Alle diese Armen werfen sich ihm zu Füßen, umfassen seine Knie, nennen ihn ihren Retter, ihren Vater, ihren Gott. Der edle Mann wird bewegt — Thränen rollen aus seinen Augen — er möchte sie gern verbergen, kann es aber nicht — er weint, und die ganze Versammlung vergießt einen Strom von Thränen. Und dies ist nur eine schwache unvollkommene Skizze des bezaubernden Schauspiels."

Ein Correspondent, der nach Kurland an Elise von der Recke über Cagliostro berichtet, schreibt am 8. Juni 1781, nachdem der Graf schon dreiviertel Jahre in Strasburg verweilt hatte: „Dieser außerordentliche Mann hat ebenso viel enthusiastische Freunde als bittere Feinde, er verspricht gern und leicht seine Hülfe, und dies gibt allen Preßhaften Muth; aber bei der Menge seiner Curen sind ihm auch viele verunglückt, besonders bei Taubheit und Blindheit. Durch die Rettung eines Secretärs des Commandanten, de la Salle, der am Brande litt, ist sein Ruf gestiegen. Es gehört zum guten Ton, von ihm zu sprechen, ihn zu gebrauchen, ihn zu loben. Nicht nur seine Zimmer, auch die Treppen, die Flur, der Platz vor der Hausthür sind mit Patienten angefüllt; denn es ist Mode, zu Cagliostro zu gehen." Plötzlich ändert der Correspondent indessen seinen Ton, er klagt, daß der Graf seine Patienten kurz und mit allgemeinen Redensarten abfertige, und schließt: „Der hiesige Marschall, der vor kurzem aus Paris gekommen ist, hat es verhindert, daß man ihn nicht als Charlatan aus dem Reiche verwiesen."

Derselbe Correspondent legt über die ärztliche Kunst Cagliostro's das folgende nicht unwichtige Zeugniß ab: „Der Graf Cagliostro sagt, er habe zu Medina Medicin studirt, und daselbst die Natur besser kennen gelernt, als die europäischen

Aerzte; diese gingen zu flüchtig über die Zeichen der Krankheiten hin, er sei gelehrt worden, nicht nur den Puls, sondern auch die Gesichtsfarbe, den Blick, den Gang und jede Bewegung des Körpers medicinisch zu erforschen, denn die Physiognomik sei ein natürlicher Theil der Arzneikunde. Die Krankheiten, sagt er ferner, liegen vorzüglich im Blute und in dessen Vertheilung: darauf muß also der Arzt achten. Die ganze Natur ist miteinander verwandt, deshalb muß der Arzt sie im großen Umfange kennen und auch in der Chemie bewandert sein. Da alles auf alles wirkt, und dies nicht blos von unserer Erde, sondern auch von unserm Sonnensystem gilt, so ist dem Arzte die Kenntniß von dem Einfluß der Gestirne unentbehrlich. Cagliostro hält vorzüglich viel auf das Aequinoctium, in dieser Zeit präparirt er seine meisten Arzneien. Der gegenseitige Einfluß aller Dinge beschränkt sich aber nach Cagliostro's Meinung nicht blos auf die Körperwelt. Diese ist die Wirkung, der Geist die Ursache; die wahren Naturkenner sind also die, welche mit der Geisterwelt in Verbindung stehen. In diese geheime Kenntniß sei er gleichfalls in Arabien, und zwar in einer Gesellschaft zu Medina, eingeweiht worden; er habe daselbst das Gelübde thun müssen, zum Besten der Menschheit eine gewisse Zeit in der Welt herumzuwandern, und sei durch Aegypten nach Europa gekommen."

Meiners, der während dieser Epoche zum Besuch in Strasburg war, schreibt in den „Briefen über die Schweiz" (1782), daß er Cagliostro nur in seiner Equipage habe vorüberfahren sehen; derselbe nehme keine Besuche von gesunden und neugierigen Reisenden an. Wer nicht krank sei und doch zu ihm eindringe, den behandle er auf die gröbste Weise. Nach allem, was er hörte, schien der Graf ihm mehr Betrüger als Schwärmer zu sein. „*Er gibt vor, daß er Gotteslästerer riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünstungen in epileptische Zuckungen verfalle.* Oeffentlich rühmt er sich hier mehr der Herrschaft über die Geister und magischer Künste, aber er ruft auch noch jetzt vorgebliche Geister an, um durch ihre Beihülfe Krankheiten zu heilen." — Ein anderer Reisender, welcher in der Berliner

Monatsschrift“ (1784) über einen Besuch bei ihm spricht, nennt ihn „einen originalen, impertinenten, alles unter die Füße tretenden, kopfaufwerfenden Charlatan en gros, wie er ihm noch nie vorgekommen“.

Dagegen publicirte der Chevalier Langlois, ein Dragonerhauptmann, ein Dankschreiben, worin er die an ihm verrichtete Wundercur nicht genug preisen konnte.

Auch in Strasburg arbeitete Cagliostro in den Freimaurerlogen, jedoch mit weniger Geräusch als an andern Orten. Es ist gewiß, daß er sich durch die Maurer-Connexionen Eingang in die angesehenern Familien der Stadt verschaffte. Er sprach und warb für seinen ägyptischen Ritus; die Novizen, welche noch nicht Freimaurer waren, nöthigte er indessen, sich vorher in den gewöhnlichen Freimaurerorden aufnehmen zu lassen. Die Versuche mit den Waisen geriethen, nach seinen Bekenntnissen in Rom, hier vortrefflich. Die Fragen, welche man ihnen stellte, betrafen nicht blos die Engel, sondern man forschte auch nach verborgenen Dingen, nach künftigen Vorfällen, zuweilen auch nach gewissen pikanten Geschichten, welche das Tagesgespräch ausmachten. Cagliostro ließ hier auch andere arbeiten und fragen, doch mußte er ihnen vorher die „von Gott ihm gegebene Gewalt“ mittheilen. Ohne diese Mittheilung blieben die Arbeiten der Mitglieder umsonst. Als man äußerte, er und die Waise könnten doch einverstanden sein, ließ Cagliostro sich gefallen, daß ein ihm ganz unbekanntes Mädchen geholt wurde, und auch jetzt gingen die Arbeiten nach Wunsch. Ja er ließ, um den Zweifler ganz zu bekehren, diesen selbst seine Hand auf das Haupt der Waise legen, und alles gelang — sagt Cagliostro.

Seine ägyptichen Logen hielt er meist in einem unfern der Stadt gelegenen Landhause ab, welches man noch später das Cagliostranum nannte. Die Landleute zogen im Vorübergehen den Hut davor ab, sagte er wohlgefällig seinen Richtern, und erwiesen dem Hause große Ehrfurcht; denn sie glaubten, es sei zur Grabstätte des Grafen Cagliostro bestimmt. Zur Einrichtung desselben hatte ihm ein hoher Gönner 20000 Francs gegeben, und die Gewinnung dieses Gönners war aller Wahrscheinlichkeit nach das Hauptziel seiner

ärztlichen Maurerarbeiten in Strasburg. Irgendwie mußten die Summen wieder eingebracht werden, die er als freigebiger Arzt, als Menschenwohlthäter und durch seine prächtige Haushaltung vergeudete. Hier waren keine reichen, verschwenderischen Polen, und die Zeugen wissen von keinem Franzosen oder Deutschen, den er in Strasburg um Gold prellte, bis auf das eine Opfer, das dafür desto willenloser und verhängnißvoller in seine Netze fiel. Dieses Opfer war ein Priester, ein Prälat von hohem Rang und fürstlichem Vermögen — der Cardinal von Rohan, den unsere Leser bereits aus der Halsbandgeschichte*) als einen liebenswürdigen Cavalier, als einen leichtgläubigen, schwachen und eiteln Mann kennen gelernt haben.

Der Cardinal war in Strasburg, welches zu seinem Sprengel gehörte, er ließ sich bei dem Wunderdoctor melden, wurde aber brüsk abgewiesen. So etwas war Rohan noch nicht passirt, es war etwas Neues, Pikantes. Als der Cardinal einen Anfall von Engbrüstigkeit bekommt und zu Cagliostro schickt, fliegt dieser zu ihm und hilft. Hierauf besucht ihn Rohan mit vielem Gepränge, wohnt seinen Arbeiten und Vorträgen bei, knüpft ein Verhältniß mit der gegen ihn sehr gefälligen Gräfin an und ist nach kurzer Zeit so in die Netze des Magiers verstrickt, daß er auf sein Wort schwört und an seine übernatürlichen Kräfte blind glaubt. Der Charlatan spiegelt ihm vor, daß es einen Proceß der physischen Wiedergeburt gäbe, und Rohan hofft, von ihm die Jugend wieder zu erhalten. Er überhäufte ihn und seine Gattin mit Geschenken, seine Kasse stand ihnen offen, und ungeheuere Summen flossen in die Tasche des Grafen.

In Strasburg machte Cagliostro die Bekanntschaft Lavater's. Bei der ersten Zusammenkunft sprach der Wundermann nichts weiter als die Worte: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauche ich Sie nicht.“ — So

*) Vgl. „Criminalgeschichten“, I, 99 fg.: „Das Halsband der Königin Marie Antoinette.“

schieden sie voneinander. Am andern Morgen sandte Lavater folgende Fragen an Cagliostro:

Woher stammen Ihre Kenntnisse?
Wie haben Sie dieselben erlangt?
Worin bestehen sie?

Es erfolgte die lakonische Antwort:

In verbis,
In herbis,
In lapidibus.

Auch dieses Charlatanrecept konnte den psychologischen Glauben Lavater's nicht erschüttern. In der „Rechenschaft an seine Freunde" sagt er: „Ich möchte Blut weinen, daß eine Gestalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Product der Natur so sehr miskannt werden muß." — Später schreibt er: „Cagliostro, ein Mann, und ein Mann, wie es wenige gibt; indessen bin ich doch kein Gläubiger. O! wäre er so einfachen Herzens und demüthig wie ein Kind; hätte er Sinn für die Einfachheit des Evangeliums und die Hoheit des Herrn! Wer dann wäre so groß wie er! Cagliostro sagt oft, was nicht wahr ist, und verspricht, was er nicht erfüllt. Dennoch halte ich seine Operationen nicht für Betrug, obgleich sie das nicht sind, was er behauptet." — Wenn der redliche Lavater, ruft Thomas Carlyle aus, so über ihn sprechen konnte, was durften dann andere über ihn sagen!

Cagliostro lebte in Strasburg, wie wir schon sagten, unter dem Schutze des mächtigen Cardinals. Er fuhr in Rohan's Equipage, er ging Arm in Arm mit ihm über die Straße und wurde durch seine Vermittelung auch von Paris aus den Behörden warm empfohlen. So schrieb der Minister Graf von Vergennes an den Präfecten: „Da alle Nachrichten über den Grafen Cagliostro so vortheilhaft lauten, so erfordert die Gastfreundschaft, daß man ihm Achtung bezeigt. Der Magistrat möge ihn deshalb in seinen besondern Schutz nehmen." In ganz ähnlicher Weise verwandten sich der Großsiegelbewahrer von Miromenil und der Marquis von Ségur für ihn. Dennoch vertrieb ihn nach mehrern Jahren, wie er selbst sagt, der Neid derjenigen, denen sein Glück schon

lange ein Dorn im Auge war. Für seine Wohlthaten ward er in Schmähschriften angefeindet. Man nannte ihn den Antichrist, den Ewigen Juden, den Eintausendvierhundertjährigen Mann. Er verließ Strasburg im Jahre 1783 und eilte nach Neapel, angeblich weil der Ritter Aquino, ein theurer Jugendfreund von ihm, auf dem Sterbebette lag und nach ihm verlangte. Vor seiner Abreise machte er auf Anlaß des Cardinals Rohan einen Ausflug nach Paris, um den Krankheitszustand des Prinzen von Soubise, Rohan's Verwandten, zu untersuchen. Er konnte in diesem Falle zwar nicht als Wunderthäter wirken, denn die Facultätsärzte hatten den jungen Prinzen bereits curirt; aber schon das Gerücht von seiner Anwesenheit in der Hauptstadt veranlaßte, daß er von Kranken bestürmt wurde. In den dreizehn Tagen seines dortigen Aufenthalts hatte er von morgens 6 Uhr bis Mitternacht mit Patienten zu thun, die er hier, wie in Strasburg, umsonst heilte.

Ueber seinen interimistischen Aufenthalt in Neapel fehlen uns beglaubigte Nachrichten. Er blieb kaum drei Monate dort, wie er selbst in seinem Memoire angab, weil die dortige medicinische Facultät ihn verfolgte; vor Gericht sagte er, weil der Minister Vergennes ihn gar zu dringend ersucht habe, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Frau meinte, weil es mit seiner Maurerei dort nicht habe glücken wollen.

Er wollte durch das südliche Frankreich nach England reisen. Aber in B o r d e a u x, wo er am 8. November 1783 ankommt, wird er erkannt, man will ihn nicht fortlassen; es sind der Wißbegierigen, der Kranken und Wundersüchtigen zu viele, welche auf ihn hoffen. Namentlich scharen sich die Offiziere der Garnison als seine neugierigsten und gläubigsten Jünger um ihn, und er bleibt fast ein ganzes Jahr.

Rührend klingt der Bericht, welchen er selbst vor Gericht über seinen bordeauxer Aufenthalt erstattet. Er hatte Visionen und nahm zu an Kenntniß der göttlichen Dinge. Die Waisen hinter dem schwarzen Schirme antworteten bei den maurerischen Arbeiten mit einer besondern Klarheit und Innigkeit. Sie sagten, daß sie die Engel, welche sie herabriefen, nicht blos s ä h e n, sondern mit H ä n d e n g r i f f e n. Ja man hörte ein Geräusch, als ob außer der Waise noch jemand

zugegen wäre. Cagliostro schloß, daß dies die Wirkung eines ganz besondern göttlichen Beistandes sei; ein Trost des himmlischen Vaters für ihn, daß er nicht verzagen solle in seinem großen Werke, und eine Weisung, daß alle, die ihn verfolgt und verleumdet, namentlich die Richter, welche sich in den Processen gegen ihn hätten gebrauchen lassen, gestraft werden würden durch einen schimpflichen Tod, oder durch anderes Unglück.

In Bordeaux hatte er ferner eine Vision, die ihn ungemein stärkte.

In einer schweren Gallenkrankheit lag er eines Tages von seinen maurerischen Jüngern umringt, in tiefem Schlummer. Plötzlich verklärten sich seine Züge, er schlug die Augen auf und verkündete ein wunderbares Gesicht. Zwei Gestalten hatten ihn am Halse ergriffen und nach einer tiefen unterirdischen Höhle geschleppt. Durch eine Pforte trat er in einen festlich beleuchteten, königlichen Saal, wo viele Schatten, wie bei einem Feste, umherwandelten. Er erkannte darunter verstorbene Brüder der Logen. Süße Wonne durchströmte seine Adern, denn er vermeinte aus dem irdischen Jammerthale entrückt und in das Paradies versetzt zu sein. Auch legte man ihm ein langes weißes Kleid an, und gab ihm ein flammendes Schwert in die Hand, wie das der Würgeengel. Geblendet vom Glanze, der ihm entgegenstrahlte, ging er einige Schritte nach der Richtung zu, von wo der Glanz kam; aber er konnte nicht weiter, er fühlte sich gedrungen, auf seine Knie zu stürzen und das höchste Wesen, dem er die himmlische Glückseligkeit verdankte, anzubeten. Eine unbekannte Stimme rief ihm zu: „Dies ist das Geschenk, welches du einst erhalten wirst; vorher aber mußt du noch vieles vollbringen.“ Da hörte die Vision auf.

Nicht so rührend und erbaulich ist es, wenn man hört, daß er jene Gallenkrankheit aus Aerger sich zugezogen, weil ihn ein Ehemann, dessen Frau er in unziemlicher Weise den Hof gemacht, aus dem Hause geworfen hatte. Seine Gattin bezeugte nachmals, die ganze Vision wäre nur eine Erfindung gewesen, um die wankenden Jünger zu befestigen.

Cagliostro operirte in Bordeaux auch als Schatzgräber.

Einer adelichen Dame bewies er, daß auf einem ihrer Landgüter ein von bösen Geistern bewachter Schatz ruhe, den er heben wolle. Der Schatz ward nicht gehoben, aber Cagliostro ließ sich für seine Mühe 5000 Livres zahlen. Seine Zeit in Bordeaux war um, seine Sendung erfüllt. Im October 1784 zog er von dannen und wandte sich nach Lyon.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht: Cagliostro sei todt. Aber ehe man Zeit zur Trauer hatte, lebte er wieder auf. Es war nur die Erfüllung dessen, was er vielen seiner Jünger verkündet: sie würden einst hören, daß er gestorben sei, aber sie sollten nicht klagen, denn sein Tod sei nur der des Phönix, der Uebergang zu einer Palingenesie. Und der wiedergeborene Cagliostro trat in Lyon mit neuer Würde auf; nicht als Goldmacher, Arzt und Perlengießer, sondern als Stifter einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei, welche ihn selbst überleben und die Weisheit des ägyptischen Glaubens über alle Welt ausströmen sollte. Das ist der Ort, wo wir sein System im Auszug mittheilen müssen, und zwar folgen wir dabei seinen Bekenntnissen in Rom, weil sie dasselbe am vollständigsten enthalten.

Hiernach ist er weder in Medina, noch unter den Pyramiden in die Geheimnisse eingeweiht worden, sondern er fand in England bei einem Antiquar das vergilbte Manuscript eines ihm gänzlich unbekannten Schriftstellers, George Koston, welches von der ägyptischen Freimaurerei handelte. Dieses Lehrgebäude triefte von Aberglauben und Zauberei, und sein Streben war es nun, die Spuren weiter zu verfolgen, alles Gottlose auszumerzen und einen neuen Ritus in der Freimaurerei einzuführen.

Er verfaßte ein vollständiges Gesetzbuch in französischer Sprache, welches er vor den Richtern als das seine anerkannte. Darin verheißt er allen, die an sein System glauben, Vollkommenheit durch physische und sittliche Wiedergeburt. Physisch wiedergeboren kann der Mensch werden durch den Stein der Weisen oder die Acacina. Die Wirkung ist so vollständig, daß die Kräfte der frischesten Jugend zurück-

kehren und die Unsterblichkeit in Aussicht steht. Zur sittlichen Wiedergeburt verhilft ein Fünfeck, wodurch der Mensch wieder in den durch die Erbsünde verloren gegangenen Stand der ursprünglichen Unschuld versetzt wird.

Die ägyptische Freimaurerei ward durch Enoch und Elias gestiftet, verlor aber im Zeitlauf viel von ihrer Reinheit und ihrem Glanze. Bei den Männern ward sie zur Gaukelei, bei den Frauen verschwand sie gänzlich. Durch den Eifer des Groß-Kophta, so hieß man vor alters die ägyptischen Priester, ward ihre Restauration bewirkt.

Hierauf folgen die Satzungen: Ueber die Eigenschaften, die zur Aufnahme erforderlich sind; über die verschiedenen Klassen und deren Verrichtungen; der Katechismus der Lehrlinge, Gesellen und Meister; die Erkennungszeichen; über das Tribunal, um etwa entstehende Irrungen zwischen den Logen zu schlichten; über das enge Band der Einigkeit, das alle umschlingen soll; über die Ceremonien bei Aufnahme der Novizen und Abhaltung der Logen, welche im wesentlichen mit denen der gewöhnlichen Freimaurer übereinstimmen.

Der Wiederhersteller der ägyptischen Freimaurerei war, wie gesagt, der Groß-Kophta. Er wird in dem Lehrgebäude mit Gott verglichen; er wird angebetet, kann den Engeln gebieten; die Gläubigen rufen ihn an, wie einen Heiligen. In dem Psalme: „Herr, sei David's eingedenk!" wird statt David's, in der ägyptischen Liturgie, der Name des Groß-Kophta gesetzt. — Ein so mächtiges mystisches Wesen war der Groß-Kophta, und doch konnte Cagliostro bei der Untersuchung nicht leugnen, daß er sich an vielen Orten mit ihm identificirt habe.

Zur Aufnahme sind die Bekenner jeder Religion befähigt, nur müssen sie 1) an das Dasein Gottes, 2) an die Unsterblichkeit der Seele glauben, und 3) vorher in der gemeinen Freimaurerei eingeschrieben sein. Sie müssen Verschwiegenheit und unbedingten Gehorsam gegen die Obern geloben. Von den Ceremonien nur etwas: Bei Aufnahme einer Frau wird ihr eine Locke abgeschnitten. Man gibt sie ihr zurück mit dem Auftrage, sie nebst einem Paar Handschuhe an denjenigen Mann zu verschenken, welchem sie am meisten gewogen sei. Wird eine Candidatin zum Lehrlings-

stande geweiht, so bläst die Meisterin vom Stuhl ihr ins Angesicht. Sie fängt bei der Stirn an und endet beim Kinn, worauf sie spricht: „Ich hauche dich an, damit die Wahrheiten, deren Kenntniß wir besitzen, dein Herz durchdringen und darin keimen mögen" u. s. w. Wird ein Mann aus dem Lehrlingsstande in den der Gesellen erhoben, so erklärt der Meister, daß er diese Erhebung vornehme „kraft der Gewalt, die ihm aus Gottes Gnade und durch den Groß-Kophta geworden", und bestellt ihn zum Verwahrer der neuen Geheimnisse, „welche wir in den geheiligten Namen des Helion, Melion, Tetragrammaton dir mitzutheilen uns anschicken".

Die gemeinen Freimaurer haben Johannes den Täufer zum Schutzpatron, Cagliostro fügte wegen der großen Aehnlichkeit zwischen den Arbeiten seines Ritus und der Offenbarung Johannis noch den Evangelisten Johannes hinzu.

Um zum Meister befördert zu werden, bedarf es der Inspiration der oft erwähnten Waise, die auch Taube genannt wird, eines Knaben oder Mädchens im Stande der Unschuld. Vor dem Sündenfall der Menschen hatte ein solches Wesen die Macht, den sieben reinen Geistern zu gebieten. Diese Macht ertheilt ihm nach dem Sündenfall der Venerable. Die sieben reinen Geister heißen: Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobiachel und Annachiel. (Die Bekanntschaft des letztern machten wir schon in Mitau.) Unter dem Gebet aller Mitglieder wird die Waise in einen weißen Talar mit einer blauen Binde und rother Schnur gekleidet. Man haucht sie an und schließt sie in den Tabernakel (alias hinter die spanische Wand); er ist von Innen weiß ausgeschlagen, mit einer Thür und einem Fenster versehen. Drinnen steht ein Fußschemel und ein kleiner Tisch mit drei brennenden Kerzen. Die sieben Geister müssen auf das Gebot des Venerable der Waise erscheinen. Sagt die Waise, daß sie da sind, so befiehlt er ihr, sie kraft der dem Groß-Kophta ertheilten Macht zu befragen: ob der Candidat des Meisterstuhls würdig sei? — Sollte eine Dame zur Meisterin ernannt werden, so mußte auch Moses citirt werden, um die künstliche Rosenkrone zu weihen, welche für ihre Stirn bestimmt

war. Hatte Moses die Krone während der ganzen Beschwörung in der Hand gehalten, dann war die Dame des Meisterstuhls würdig.

Zur Erlangung der Vollkommenheit bedarf es, wie angeführt, der sittlichen und physischen Wiedergeburt. Um sie zu erreichen, muß man zwei verschiedene Quarantänen durchmachen, für die erste ist eine vierzigtägige Einsamkeit, für die zweite eine ebenso lange körperliche Cur erforderlich.

Zur sittlichen Wiedergeburt ist ein sehr hoher Berg nöthig; er wird Sinai genannt. Auf dessen Gipfel wird ein Pavillon von drei Stockwerken erbaut, Sion. Das oberste Zimmer muß achtzehn Fuß im Quadrat, nach jeder Seite vier eirunde Fenster und eine einzige kleine Oeffnung zum Eingange haben. Das mittlere muß ganz rund, ohne Fenster und so geräumig sein, daß dreizehn kleine Betten Platz haben. Eine Lampe erhellt dieses nur mit dem nothdürftigsten Geräth ausgestattete Zimmer, welches Ararat heißt, zur Erinnerung an die Städte der Ruhe, wo Noah's Arche sitzen blieb.

Die dreizehn Meister schließen sich in den Pavillon ein und verlassen ihn vierzig Tage lang nicht. Von jedem Tage verfließen sechs Stunden in Betrachtungen und Ruhe, drei in Gebet, neun in heiligen Uebungen (Zubereitung des jungfräulichen Blattes und anderer Instrumente), die sechs letzten Stunden werden zur Erhaltung für die erschöpften Kräfte bestimmt. Nach dem dreiunddreißigsten Tage werden die dreizehn Meister den sichtbaren Umgang mit den sieben vornehmsten Engeln zu genießen anfangen. Die Engel werden ihr Siegel und ihren Namenszug in das jungfräuliche Blatt eingraben. Das jungfräuliche Blatt wird entweder aus dem Fell eines jungen Hammels gefertigt, oder aus der Nachgeburt eines jüdischen Knaben. Beide müssen mit Seidenzeug gereinigt werden. Am vierzigsten Tage ernten sie die Früchte ihrer Arbeiten; jeder erhält das Fünfeck, d. i. jenes jungfräuliche Blatt mit den Engelsunterschriften.

Infolge dessen wird der Geist der dreizehn Meister voll göttlichen Feuers, ihr Leib so rein wie der des unschuldigsten Kindes, ihre Einsicht unbegrenzt, ihre Gewalt unermeßlich. Außerdem erhält jeder Besitzer des geheiligten Fünfecks noch

sieben andere Fünfecke zweiter Qualität, zur Vertheilung an sieben andere Personen. Diese sind nur von einem Engel contrasignirt, daher kann der Besitzer auch nur über diesen einen Engel disponiren.

Die physische Wiedergeburt ist schwieriger, dafür aber auch desto lohnender. Wer sie erreicht hat, kann zur Geistigkeit von 5557 Jahren gelangen, und sein Leben so lange gesund und ruhig hinbringen, bis Gott ihn bei lebendigem Leibe zu sich nimmt. Die Operation ist folgende: Man muß sich in jedem funfzigsten Jahre, im Wonnemonat, zur Zeit des Vollmondes mit einem Freunde auf dem Lande in ein Zimmer und in einen Alkoven einschließen, nichts essen als eine leichte Suppe, zarte kühlende und öffnende Kräuter, und nur Regenwasser, welches im Mai gefallen ist, trinken. Jede Mahlzeit muß mit einem flüssigen Körper anfangen und mit einer Brotkruste endigen. Am siebzehnten Tage ein Aderlaß; dann gewisse weiße Tropfen, sechs des morgens, sechs des abends, jeden folgenden Tag immer zwei mehr bis zum zweiunddreißigsten. An diesem Tage, in der Morgendämmerung ein neuer kleiner Aderlaß. Am folgenden zu Bett gelegt, worin man bis zum Schluß der Operation verbleibt. Am dreiunddreißigsten wird der erste Gran des Urstoffs, der Materia prima, eingeschlürft. Diesen Urstoff hat Gott erschaffen, um den Menschen unsterblich zu machen. Die Kenntniß davon ging durch den Sündenfall verloren und kann nur durch die Arbeiten der wahren Freimaurer wieder gewonnen werden. Kaum sind die ersten Tropfen dieses Urstoffs über die Zunge geglitten, so verliert der Mensch das Bewußtsein. Zuckungen, ein heftiger Schweiß und ebenso heftige Ausleerungen folgen. Ist er wieder zu sich gekommen, so wird er in ein neues Bett gebracht und erhält eine Kraftbrühe von einem Pfund Rindsleisch, ohne Fett, aber mit Kräutern. Am folgenden Tage den zweiten Gran des Urstoffs; darauf treten Fieber und Phantasien ein, die Haut schält sich, Zähne und Haare fallen aus. Am fünfunddreißigsten Tag ein laues Bad; am sechsunddreißigsten den dritten und letzten Gran Urstoff in einem Glase alten Weins. Man schläft sanft ein und im Schlafe wachsen Haut, Haare und Zähne wieder nach!

Beim Erwachen ein aromatisches Bad. Am achtunddreißigsten Tage ein Salpeterbad; am neununddreißigsten zehn Tropfen von Cagliostro's Balsam in zwei Löffeln rothen Weins. Am vierzigsten ist die Wiedergeburt fertig.

So lautet sein System, welches er in Frankreich vortrug. Seine Zuhörer waren meist gebildete Leute, und dennoch hörten sie es andächtig an und glaubten ihm!

In Kurland hatte seine magische Philosophie einen etwas träumerisch sinnigen Anstrich, wir theilen deshalb ein Bruchstück von dem mit, was er in Mitau lehrte: „Moses, Elias und Christus sind die drei Vorsteher unsers Erdballs und die vollkommensten Freimaurer, die bisjetzt gelebt haben. Sie haben sich zwar zu andern Sphären aufgeschwungen, um Geschöpfe höherer Art zu beglücken, aber ihr Einfluß auf die Erde dauert fort, und jeder von ihnen hat hier eine eigene unsichtbare Gemeinde, die alle drei in Einem Hauptpunkt zusammentreffen, in dem Streite wider das böse Princip.

„Die Freimaurerei ist die Schule, in welcher diejenigen erzogen werden, welche zur heiligen Mystik bestimmt sind; doch ahnen die untern Klassen der Freimaurer nichts von diesen Gegenständen, und ihre Aufmerksamkeit wird auf verschiedene Wege gelenkt, damit ihre geheimen Obern sie desto besser beobachten, und die würdigsten unter ihnen zu höhern Zwecken brauchen können.

„Der engere Ausschuß dieser Mitglieder wird von den drei Vorstehern unsers Erdballs gewählt. Diese Untergeordneten von Moses, Elias und Christus sind die Geheimen Obern der Freimaurerei.

„Cagliostro ist einer der Untergeordneten des Elias. Er ist schon zur dritten Klasse gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie nicht zur schwarzen Magie übertreten, sie fahren, wenn ihre irdische Laufbahn vollendet ist, gleich ihren erhabenen Lehrern lebendig gen Himmel. Sie werden, ehe sie zur Zahl zwölf kommen, einigemal durch einen anscheinenden Tod geläutert, aber sie leben, so zu sagen, aus ihrer eigenen Asche wieder auf; und deshalb ist der Phönix das allegorische Bild dieser wohlthätigen Magiker!

„Aus der Pflanzschule der Freimaurer wird die erste geheime

Klasse der Anhänger des Elias gewählt; die Anzahl dieser Jünger besteht aus zweiundsiebenzig, und diese haben eine Arznei, welche verjüngt, und alle Kräfte der Natur im Gleichgewicht erhält, sodaß sie oft Methusalem's Alter erreichen. Doch dürfen sie diese Arznei keinem ohne Vorwissen ihrer Obern mittheilen.

„Der zweite Grad wird nach und nach aus den zweiundsiebenzig gewählt und besteht aus neunundvierzig Mitgliedern. Diese haben das Geheimniß des rothen Pulvers, oder, um die Sache bestimmter auszudrücken, sie haben das Mittel, alle Metalle zur Reife des Goldes zu bringen. Auch besitzen sie die Kraft, ihren Vorgesetzten auf eine Entfernung von mehr als hundert Meilen in einem Augenblicke das wissen zu lassen, was sie für nöthig halten.

„Aus diesen neunundvierzig werden fünfunddreißig, die dritte Klasse, die, bis zu welcher Cagliostro hinaufgerückt war, und aus den fünfunddreißig werden vierundzwanzig, die vierte Klasse gewählt. Diese beiden Grade sind die gefährlichsten, weil alle böse Geister sich an diese Mitglieder der Magie machen, um sie vom guten Principium abzulenken; wer aber zum fünften und letzten Grade gelangt, der nimmt in alle Ewigkeit an Vollkommenheiten zu.

„In diesem letzten irdischen Grade sind nur zwölf Mitglieder. Jetzt sei der große Zeitpunkt vorhanden, wo einer dieser zwölf, gleich Elias, zu höhern Regionen werde aufgenommen werden.

„Nach einiger Zeit würde man hören, daß er gestorben sei, und dann wieder, daß er lebe; daraus solle man schließen, daß er den Versuchungen aller bösen Geister widerstanden habe und zum vierten Grade gelangt sei.

„Welcher von seinen Anhängern am treuesten und rechtschaffensten wäre, wessen Seele der Magie blos um guter Zwecke willen ergeben sei, der könne — sei es Mann oder Weib — bei der ersten Vacanz, zu den zweiundsiebzigen versetzt werden.

„Die Königin von Saba, deren Geschichte im Alten Testament ganz in magische Bilder gehüllt und nur zum Theil dargestellt wäre, hätte die höchste Stufe der Magie erreicht,

zu der noch je eine weibliche Seele gelangt sei. Aber am Ende wäre sie zu schwach geworden, den Versuchungen der bösen Geister zu widerstehen; und da sei ihre Geschichte, nur den wahren Magikern verständlich, in der Geschichte der Kalypso vorgetragen worden.

„Sowol die Götterlehre der Griechen, als der Zendavesta, die Edda und die Bibel, sind der Magie geheiligte Bücher.

„Der Zirkel und das Dreieck sind magische heilige Figuren. Drei und neun, zwei und sieben sind heilige Zahlen. Wer die Kraft dieser Zahlen und Figuren versteht, ist der Quelle des Guten nahe. Das Wort Jehovah faßt zweimal Drei in sich und hat eine unermeßliche Kraft.

„Sowie es heilige Zahlen gibt, so gibt es auch heilige Buchstaben. Die Buchstaben I. S. H. muß man nie ohne die tiefste Ehrfurcht anblicken, nennen, oder an sie denken; denn sie schließen alle Weisheit und die Quelle aller Glückseligkeit in sich. Wer die wahre Würde dieser Buchstaben versteht, ist der ewigen Quelle alles Guten nahe.

„Drei Kapitel aus der Bibel fehlen und sind nur in den Händen der Magiker. Dem, welcher nur eins dieser Kapitel besitzt, stehen übernatürliche Kräfte zu Gebote.

„Wer I. S. H., die Sonne, Zirkel und Dreieck, zwei und sieben, drei und neun, und das Wort Jehovah nicht in Ehren hält und nicht zur wahren Kenntniß dieser Buchstaben, Zahlen und Worte gelangt ist, wird zum Besitze dieser fehlenden Kapitel aus der Bibel nicht gelangen; dieselben enthalten die höchste Weisheit, durch welche die Welt beherrscht wird."

Drei Monate verbrachte er in Lyon mit der Stiftung der Mutterloge, welcher der Name der siegenden Weisheit beigelegt ward. Die Begeisterung war außerordentlich, der Zudrang groß. In feuriger Rede ermahnte er seine Jünger, daß jeder ein Apostel Gottes sein müsse, der das Gute verkünde und vor dem Bösen warne. Er sagte, es seien ihrer jetzt zwölf beisammen, wie bei Christus, Einer werde seinen Meister verrathen, aber Gottes Hand werde ihn züchtigen. Alle protestirten, alle waren erschüttert; doch schon am folgen-

den Tage trat einer, der sich als Zweifler kundgab, aus, und Gottes Hand züchtigte ihn; denn er ward beraubt und gerieth nach wenigen Monaten in die dürftigsten Umstände.

Hier, in Lyon, wurde nun wirklich ein Bergpavillon mit drei Stockwerken, behufs der geistigen Wiedergeburt nach dem oben angegebenen Plane prachtvoll und mit großen Unkosten erbaut, in dessen Mitte sein Brustbild von Marmor stand. Cagliostro übergab der Mutterloge das Original seines Gesetzbuches, vom Anfang bis zum Ende mit seinem Sinnbild: einer Schlange, durch die ein Pfeil geht, verziert. Er ernannte als Großmeister zwei Venerables, welche in seiner Abwesenheit die Operationen mit der Waise vornehmen sollten. Durch diese Venerables ward die Loge feierlich wie eine Kirche eingeweiht, jedoch erst nach Cagliostro's Abreise. *)

---

*) Folgender Brief eines seiner Anhänger, bei jener Gelegenheit an den Großmeister gerichtet, ist uns in den römischen Acten erhalten:

„Herr und Meister!

„Nichts gleicht Ihren Wohlthaten, als die Glückseligkeit, die Sie uns verschaffen. Ihre Repräsentanten haben sich der von Ihnen anvertrauten Schlüssel bedient, die Thüren des großen Tempels zu eröffnen, und haben sich alles nöthige Ansehen gegeben, um Sie darinnen in Ihrer großen Macht glänzen zu lassen.

„Europa sah noch kein so erhabenes, so heiliges Fest; und wir getrauen uns zu behaupten, daß dasselbe keine Zeugen haben konnte, die von der Größe des Gottes aller Götter mehr durchdrungen, und über Ihre höchste Güte erkenntlicher gewesen wären.

„Unsere Meister haben ihren gewohnten Eifer und jene religiöse Ehrfurcht an Tag gegeben, mit welcher sie jede Woche bei den geheimen Arbeiten unserer Kammer erschienen. Unsere Gesellen haben einen Eifer und eine edle und ernsthafte Frömmigkeit bezeigt, worüber diejenigen zwei Brüder, welche die Ehre hatten, Sie zu repräsentiren, erbaut wurden. Die Anbetung und die Arbeiten dauerten drei Tage, und wir waren durch einen bewunderungswürdigen Zusammenfluß der Umstände zu 27 an der Zahl in dem Tempel versammelt. Die Einweihung desselben wurde am 27. vollendet, nachdem die Anbetung 54 Stunden gedauert hatte.

„Heute haben wir keine andern Geschäfte, als die freilich allzu schwachen Ausdrücke unserer Dankbarkeit vor Ihre Füße nieder-

Auf ihre inständigste Bitte ließ er den Brüdern ein Patent mit seiner eigenhändigen Unterzeichnung zurück, welches merkwürdig genug ist, um hier einen Platz zu finden. Es lautet:

„Ruhm Weisheit
Ewigkeit
Gutthätigkeit Wohlfahrt.

„Wir, der Groß-Kophta, in allen morgen- und abendländischen Theilen der Erde, Stifter und Großmeister der erhabe-

---

zulegen. Wir wagen es nicht, Ihnen umständlich die göttliche Festivität, zu deren Werkzeug Sie uns zu machen geruhten, zu beschreiben, und schmeicheln uns der Hoffnung, eine solche ausführliche Beschreibung in kurzem durch einen unserer Brüder übermachen zu können, welcher Ihnen dieselbe selbst zu Händen stellen wird. Inzwischen müssen wir noch anführen, daß in dem Augenblicke, als wir den Ewigen anflehten, uns durch ein sichtbares Zeichen sein Wohlgefallen an unsern Gebeten und an unserm Tempel zu erkennen zu geben, und während unser Meister eben in Mitte der Ceremonien begriffen war, der Ewige ungerufen erschien. Der erste Philosoph des Neuen Testaments segnete uns, nachdem er sich vor der blauen Wolke niedergelassen hatte, von welcher wir die Erscheinung erhielten, und erhob sich wieder über diese Wolke, deren Glanz von dem Augenblicke an, als sie vom Himmel auf die Erde sank, unser junges Mädchen C*** nicht ertragen konnte.

„Die zwei großen Propheten und der Gesetzgeber Israels geben uns merkbare Zeichen von ihrer Güte und ihrem Gehorsam gegen Ihre Befehle. So viel wir endlich nach unserer Schwachheit urtheilen können, so hat sich alles vereinigt, die Operationen vollständig und vollkommen zu machen.

„Wie glücklich sind Ihre Söhne, wenn Sie geruhen wollen, selbe stets zu schützen und mit Ihren Flügeln zu bedecken! Sie sind noch von den Worten durchdrungen, welche Sie aus der Höhe der Luft an die C*** richteten, welche in ihrem und unserm Namen Sie anflehte: «Sag ihnen, daß ich sie liebe, und sie beständig lieben werde.»

„Sie schwören Ihnen eine ewige Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, und sie bitten Sie, vereint mit uns, um Ihren Segen. Möchte dieser ihre Wünsche krönen!

Den 1. August 5556.

Ihre unterthänigsten, ehrfurchtsvollsten Söhne und Unterthanen,
der ältere Sohn Alexander Terrible."

nen ägyptischen Maurerei, thun hiermit allen, die Gegenwärtiges zu Gesicht bekommen, zu wissen, daß uns, während unsers Aufenthalts zu Lyon, mehrere Glieder der Loge vom Orient und gewöhnlichen Ritus, welche den unterscheidenden Titel der Weisheit angenommen hat, ihre heißen Wünsche geoffenbart haben, sich unter unsere Herrschaft zu begeben und von uns zur Kenntniß und Fortpflanzung der Maurerei in ihrer wahren Gestalt und primitiven Reinigkeit, die nöthige Beleuchtung und Gewalt zu bekommen. Wir haben uns ihre Wünsche gefallen lassen, in der Ueberzeugung, daß wir durch diesen Beweis unsers Wohlwollens und Zutrauens den gedoppelten Trost genießen werden, zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit gearbeitet zu haben.

„Nachdem wir nun in Gegenwart des Venerables und mehrerer Glieder dieser Loge, die Macht und Gewalt, die wir zur Vollziehung einer solchen Handlung besitzen, hinlänglich festgesetzt und erprobt haben, so errichteten und erschufen wir aus diesen Beweggründen und unter dem Beistande jener Brüder für immerwährende Zeiten im Orient zu Lyon gegenwärtige ägyptische Loge, erhoben sie für alle Morgen- und Abendländer zur Mutterloge, ertheilten ihr von diesem Augenblicke an den ausgezeichneten Titel der triumphirenden Weisheit.

„Wir ertheilen ihren Obern ein für allemal Befugniß und Gewalt, mit den ihrer Leitung untergebenen Brüdern die ägyptische Loge zu halten, zu allen Graden der ägyptischen Lehrlinge, Gesellen und Meister zu befördern, Atteste auszufertigen, Gemeinschaft und Briefwechsel mit allen Maurern unsers Ritus, und den Logen, von denen sie abhängen, und allen Theilen der Welt, wo sie sich auch immer befinden mögen, zu unterhalten; diejenigen Logen vom gewöhnlichen Ritus, welche ein Verlangen bezeigen, in unser Institut einverleibt zu werden, nach einer vorläufigen Prüfung, und mit der von uns vorgeschriebenen Formalität aufzunehmen, und überhaupt alle jene Gerechtsame auszuüben, welche einer rechtmäßigen und vollkommenen ägyptischen Loge, die den Titel, die Prärogativen und die Autorität einer Mutterloge hat, zustehen und eigen sein können.

„Wir befehlen daher den Venerables, Meistern, Obern

und Gliedern der Loge, eine beständige und gewissenhafte Aufmerksamkeit auf die Logenverrichtungen zu haben, damit diejenigen der Aufnahme, und überhaupt alle übrigen Verrichtungen in Gemäßheit jener Anordnungen und Statuten geschehen, welche wir festsetzten, und mit unserer Unterschrift und unserm großen Siegel, sowie auch mit unserm Wappensiegel übergeben haben.

„Wir befehlen ferner allen und jeden Brüdern, standhaft auf den strengen Gesinnungen der Tugend zu beharren und durch die Regelmäßigkeit ihrer Aufführung zu beweisen, daß sie die Gesetze und den Endzweck unsers Ordens lieben und kennen.

„Zur urkundlichen Bekräftigung des Gegenwärtigen haben wir dasselbe eigenhändig unterschrieben, und das große Siegel, welches wir dieser Mutterloge zu führen erlaubten, so wie auch unser eigenes Maurer- und Profansiegel beigedruckt.

Gegeben im Orient zu Lyon."

Cagliostro stand auf dem Culminationspunkte seines Rufs. Strasburg war ein glücklicheres Thor, um in Frankreichs Hauptstadt siegreich einzuziehen, als es Mitau für ihn gewesen war, um in Petersburg zu reussiren. So lange, so viel war von ihm in Paris geredet worden! Im Elsaß, in Bordeaux, in Lyon hatte er Wunderdinge verrichtet und noch immer verschmähte er es, die Hauptstadt der gebildeten Welt officiell zu besuchen! Denn daß er von Strasburg aus halb incognito dort verweilt und einige Arme geheilt hatte, schien eher eine Hintansetzung oder eine Bescheidenheit, welche die Neugier nur um so mehr reizen mußte. Und er wählte den rechten Zeitpunkt. Es war gerade kein „Lion" der Mode da. Mesmer hatte magnetisirt, aber machte kein Furore mehr; die eben erfundene Luftschiffahrt fesselte das Interesse nicht recht, und Beaumarchais' Hochzeit des Figaro, die einige Wochen lang alles in Aufruhr versetzt hatte, war ein veraltetes Ereigniß. Man verlangte nach etwas Neuem, da kam im Januar 1785 Cagliostro an.

Er trat nicht in der Rolle eines Arztes, nicht als stiller

Menschenbeglücker, sondern als der mächtige Reformator des Freimaurerordens auf. Er reiste wie ein vornehmer Herr in Extrapostchaisen und mit zahlreichem Gefolge. Seine Kuriere, seine Läufer, seine Kammerdiener waren prachtvoll gekleidet; er selbst und seine Gattin gingen in kostbaren Gewändern einher, sie mietheten ein geräumiges, elegant möblirtes Quartier und hielten Wagen und Pferde und führten ein luxuriöses Leben.

Der Graf hielt Vorlesungen voll tiefsinnigen Ernstes über sein System, mitten in der Nacht kam er zusammen mit seinen Anhängern, erzählte Schauergeschichten, daß ihnen die Haare zu Berge standen und citirte, umgeben von Todtenschädeln, Kreuzen, Schwertern und Rosenkränzen, die Geister der Verstorbenen. Man behauptete, daß Seneca, Alexander der Große, Montaigne u. a. sich mit den Eingeweihten an die Tafel gesetzt und mit ihnen geistreiche Todtengespräche geführt hätten. Ja, der Cardinal Rohan glaubte nach einer solchen Beschwörungsscene, umdunstet von den Rauchwolken des Magiers, er habe neben der schönen Kleopatra gesessen und die Nacht in ihren weichen Armen geruht. Zur Abwechselung lehrte der große Künstler auch, wie man den Stein der Weisen finden, Lebenselixir und Diamantenwasser herstellen könnte.

Die Gräfin stiftete eine weibliche Freimaurerloge, damit die weibliche Haute-Volée von Paris auch an den Wundern theilnehmen könne, und in diesen Versammlungen ging es theils ernst, theils lasciv her, so soll nicht blos der Geist der Wahrheit, sondern auch die ganze Assemblée von 36 Damen, welche ihn schauen wollten, im Kleide der Natur aufgetreten sein.

Cagliostro hatte in Paris eine große Zahl von Verehrern, darunter viele hochgestellte Männer. Der Cardinal von Rohan war von allen der eifrigste. Er betete den Magier geradezu an. Man sah ihn mehr als einmal vor Cagliostro auf den Knien liegen, ihm die Hände küssen, ihn um Wunder und Weisheit bitten, denn er war von seiner Allmacht fest überzeugt. Er gab willig alles hin und hoffte auf das Gold und die Diamanten, welche ihm Cagliostro versprach. Der Haus-

halt des verschwenderischen Grafen ward aus der Kasse des Cardinals bestritten.

Wahrscheinlich hätte der Gaukler sein Spiel noch viel länger getrieben, wenn sein Gönner nicht von der La Motte, die wir aus einem frühern Processe kennen*), bethört und in eine Untersuchung wegen des Halsbandes der Königin verwickelt worden wäre. Der Cardinal wurde am 15. August und Cagliostro am 22. August 1785 verhaftet und in die Bastille abgeführt. Wir wissen aus der Halsbandgeschichte, daß die La Motte den Grafen Cagliostro beschuldigte, eine mystische Operation im Hause des Cardinals vorgenommen zu haben, bei welcher ein Kasten voll ungefaßter Diamanten vorkam. Darauf hin ward er eingezogen. Er saß mitten unter seinen Schülern, die er in seiner geheimen Weisheit unterrichtete, und war eben im Begriffe, mit mehrern angesehenen Personen nach Lyon zu reisen, um bei der Weihung der von ihm dort gestifteten Loge gegenwärtig zu sein, als er einen Wink erhielt von dem, was ihm drohte. Er eilte fort und bestellte Postpferde, aber sie wurden ihm verweigert, und gleich darauf traten ein Sergeant und acht Polizeidiener bei ihm ein und kündigten ihm und seiner Gattin die Arretur an. Der Gebrauch seines Wagens ward ihm verweigert, und die beiden Gefangenen mußten den traurigen Weg zu Fuß zurücklegen.

Darf man Mirabeau trauen, welcher um jene Zeit seine Briefe über Cagliostro und Lavater herausgab, so war das Aufsehen, welches Cagliostro's Verhaftung erregte, von merkwürdigen Symptomen der Theilnahme begleitet; merkwürdig deshalb, weil man ihn kurz vorher „einen Betrüger, einen Erzschelm" genannt und gesagt hatte, zum Lohn für seine Entdeckung des Steines der Weisen, für seine Elixire und für seine Mittel, berühmte Todte aus dem Grabe zu rufen und Diamantenwasser zu bereiten, verdiene er auf 300 Jahre und einen Tag zu den Galeren verurtheilt zu werden (weil die

*) Vgl. „Criminalgeschichten", I, 99 fg.: „Das Halsband der Königin Marie Antoinette."

Strafe auf Lebenszeit bei ihm, der sich unsterblich gemacht, doch allzu grausam sei).

Wir wissen nicht, wie es gekommen ist, daß er nach kurzem Aufenthalt in Paris bereits sein Ansehen verscherzt hatte; aber es steht fest, daß er erst durch seine Gefangenschaft wieder der Liebling des Publikums wurde. Jetzt pries man ihn als einen Wohlthäter der Menschen, als einen Weisen, der Sokrates nachahmen und vielleicht wie dieser mit stoischem Gleichmuth den Giftbecher trinken würde. Die Zeitungen gaben tägliche Bulletins über sein Befinden aus, und ganz Europa erfuhr, was Cagliostro aß und trank und sprach.

Wir haben in dem Halsbandproceß schon ausgeführt, daß die Anklage der La Motte unwahrscheinlich klang und jedenfalls nicht zu beweisen war.

In welchem Verhältniß beide früher zueinander gestanden, ob und wie weit sie einverstanden gewesen, bleibt unklar. Cagliostro wollte den Cardinal vor dem ränkesüchtigen Weibe schon früher gewarnt, die La Motte dagegen behauptete, dem Schwarzkünstler, der ein Erzbösewicht sei, schon längst die Maske vom Gesicht gerissen zu haben. Beide führten einen langen erbitterten Krieg. Cagliostro leugnete im Verhör und bei der Confrontation alles mit einer Ruhe, die ihm sonst nicht eigen war, die La Motte dagegen gerieth in solche Wuth, daß sie ihrem Gegner im Beisein des Gerichts einen Leuchter an den Kopf warf.

Cagliostro's Jünger verwendeten sich für ihren Meister sehr eifrig, einer dieser Eingaben wurde das Bild des Wundermannes mit der berühmt gewordenen Unterschrift beigelegt:

De l'Ami des Humains reconnaissez les traits:
Tous ses jours sont marqués par de nouveaux bienfaits,
Il prolongue la vie, il secourt l'indigence;
Le plaisir d'être utile est seul sa recompense.

Das Parlament sprach Cagliostro frei, und nach Lage der Sache mußte er freigesprochen werden. Mirabeau hat recht, wenn er sagt: „Der Betrüger habe möglicherweise in dieser einen Angelegenheit nicht als Schelm gehandelt."

Von besonderm Interesse wurde der Proceß gegen ihn

dadurch, das jetzt endlich das Geheimniß seiner Herkunft einigermaßen enthüllt ward. Die La Motte erklärte ihn für einen ägyptischen Juden, ein anderer für den Sohn eines portugiesischen Fuhrmanns. Entrüstet erwiderte Cagliostro, er stamme von christlichen Aeltern und wer unverschämt genug wäre, könne sich selbst davon überzeugen, daß ihm das Zeichen der Beschneidung fehle. Noch während seiner Haft erschien ein von ihm selbst verfaßtes oder dictirtes Mémoire justificatif, in welchem er eine Erzählung zum besten gibt, die wie ein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht" klingt. Es heißt darin: „der wunderbare Mann kannte weder sein Geburtsland noch seine Aeltern." Er selbst hegte nur Muthmaßungen; alle seine Nachforschungen hatten ihm zwar die Gewißheit gegeben, daß er von hoher Geburt sei, aber etwas Näheres erfuhr er nicht, ja es war ihm verboten nachzufragen.

Im dritten Monat seines Lebens ward er, wie ihm sein Lehrer mittheilte, Waise und brachte seine ersten Lebensjahre in der Stadt Medina in Arabien zu. Er wohnte daselbst in dem Palast des Mufti Selahaym — ging in türkischer Kleidung umher und ward unter dem Namen Acharat erzogen, den er viele Jahre hindurch auf Reisen durch Asien und Afrika beibehielt. Von vier Personen ward er bedient; er hatte einen Hauslehrer, Althotas, der in einem Alter von 55 bis etwa 60 Jahren sein konnte; einen Kammerdiener, der ein Weißer war, und zwei Neger, deren einer Tag und Nacht um ihn sein mußte. Aufschluß über seine Herkunft und Geburt bekam er von seinem Lehrer nicht, nur einige Winke, daß seine Aeltern von gutem Stande und Christen wären, auch ganz unbestimmte Aeußerungen, daß er auf der Insel Malta geboren sei. Seines Jugendlehrers gedenkt er mit dankbarer Empfindung. Althotas verstand alle Wissenschaften von den abstracten bis auf jene, die zum Vergnügen dienen. Er unterrichtete seinen Schüler in der Botanik und Arzneikunde, er lehrte ihn Gott anbeten, den Nächsten lieben und die Religion und Gesetze respectiren. Althotas und er bekannten sich äußerlich zur Lehre Mahommed's, aber die wahre Religion war in ihren Herzen.

Der Mufti, in dessen Hause sie wohnten, besuchte den

jungen Acharat oft und lehrte ihn die meisten orientalischen Sprachen. Auch sprach er oft mit ihm von den ägyptischen Pyramiden, von den ungeheuern unterirdischen Labyrinthen, in welchen die Aegypter ihre Schätze von Erkenntnissen verwahrten.

Durch die Schilderung dieser Dinge hatte der Mufti den zwölfjährigen Knaben so bezaubert, daß ihm die ernstliche Lust anwandelte, zu reisen und jene Merkwürdigkeiten selbst kennen zu lernen. Medina und seine Jugendspiele hatten keinen Reiz mehr für ihn, er und sein Lehrer Althotas verließen Medina. Sie gingen mit einer Karavane nach Mekka und wurden in dem Palaste des Fürsten von Mekka aufgenommen.

Hier gibt man ihm weit prächtigere Kleider als seine bisherigen und stellt ihn am dritten Tage nach seiner Ankunft dem Fürsten vor, von dem er mit großer Zärtlichkeit empfangen wird — vielleicht ist gar der Fürst von Mekka sein Vater, „denn bei dem Anblick dieses Fürsten wurden alle meine Sinne verwirrt, ich vergoß Thränen der Freude und sah, daß der Sherif die seinigen nur mit Mühe zurückhielt. Nie kann ich an diesen Augenblick ohne Rührung zurückdenken.“ Drei Jahre bleibt er zu Mekka, und mit jedem Tage wird die Zuneigung des Fürsten stärker. Der Jüngling bemerkt oft, wie der Alte ihn liebevoll ansieht und die Augen dann gerührt zum Himmel aufschlägt. Es erregt dies sein Nachdenken, seine Neugierde, aber vergeblich, nie erfährt er, in welcher Beziehung der Herrscher zu ihm steht. Man ist taub gegen alle seine Fragen und sagt ihm nur, er solle Mekka nicht verlassen und insbesondere Trebisonde vermeiden, denn dort werde ihn ein großes Unglück treffen.

Der junge Acharat bekommt indeß das unthätige Leben in Mekka satt und will weiter reisen. Der Fürst nimmt von ihm den rührendsten Abschied, er umarmt ihn und weint und entläßt ihn endlich mit den Worten: „Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur.“ Mit einer eigenen für ihn veranstalteten Karavane geht er nach Aegypten. Er besucht die Pyramiden, wird mit den Priestern der verschiedenen Tempel bekannt und läßt sich von ihnen einführen in die Tiefen der Weisheit.

Nachdem er drei Jahre lang in Asien und Afrika gewandert ist, kommt er im Jahre 1766 mit seinem Hofmeister und drei Bedienten auf der Insel Rhodus an und schifft sich dort auf einem französischen Schiffe nach Malta ein. Alle andern aus der Levante kommenden Schiffe müssen hier Quarantäne halten, aber ihm wird nach zwei Tagen erlaubt auszusteigen. Der Großmeister Pinto weist ihm eine Wohnung im Palast, in der Nähe seines Laboratoriums, an und der Ritter Aquino, aus dem Hause der Fürsten von Caramanien, wird beauftragt, unsern Helden zu begleiten und ihm alles zu erweisen, was Gastfreundschaft heißt. Acharat legt zum ersten mal europäische Kleidung an, und mit den Kleidern wechselt er auch den Namen, er wird nun Cagliostro genannt, speist an der Tafel der Vornehmsten und empfängt Beweise von ausgezeichneter Hochachtung. Sein Lehrer Althotas, der in Malta geistliche Kleider angelegt hat, wird krank und stirbt, nachdem er zu Cagliostro gesagt hat: „Mein Sohn! Fürchte den Allerhöchsten und liebe deinen Nächsten! Die Wahrheit aller meiner Lehren wirst du bald erfahren.“ Der junge Mann widersteht dem Andringen des Großmeisters, die Ordensgelübde abzulegen, er bittet dringend, ihn nach Europa reisen zu lassen, und der Großmeister willigt endlich ein unter der Bedingung, daß er verspricht, einst nach Malta zurückzukehren. Der Ritter Aquino wird ihm als Begleiter mitgegeben, und beide gehen nach Sicilien, wo sich der Adel des Landes um ihre Freundschaft bewirbt, dann besuchen sie verschiedene Inseln im Archipelagus und schiffen durch das Mittelländische Meer nach Neapel. Der Ritter Aquino bleibt daselbst. Cagliostro aber geht nach Rom. Er will das strengste Incognito beobachten; allein eines Morgens, als er einsam in seinem Zimmer ist und sich mit Uebungen in der italienischen Sprache beschäftigt, kündigt ihm sein Kammerdiener an, daß der Secretär des Cardinals Orsini ihm die Aufwartung machen will. Der Secretär nöthigt ihn zum Cardinal, der ihn äußerst höflich empfängt und durch den er nun, ungeachtet seines Incognito, mit den römischen Prinzen, mit dem Cardinal York und besonders mit dem nachmaligen Papst Clemens XIV., Ganganelli, bekannt wird. Auch mit dem damals regierenden Papst Rez-

zonico tritt er in vertrauliche Beziehungen und hat mit ihm viele Privatconferenzen.

In Rom lernt er im Jahre 1770 das Fräulein Seraphine Felichiani kennen. Er entbrennt in heißer Liebe zu dem schönen, liebenswürdigen Mädchen, sie reicht ihm die Hand, und nun macht er in ihrer Gesellschaft Reisen durch ganz Europa. Er erscheint an allen Höfen und nennt uns in seinem Memoire diejenigen Personen, mit denen er verkehrt hat. Er ist in Spanien gewesen, und der Herzog von Alba, sein Sohn, der Herzog von Vascard, der Graf Prelato, der Herzog von Medinaceli, der Graf von Riglos, ein Anverwandter des Grafen von Aranda, des spanischen Botschafters am französischen Hofe, werden seine Freunde. In Portugal wird er durch den Grafen St.-Vincenti dem König vorgestellt. In Holland zeigt er sich dem Herzoge von Braunschweig. In Deutschland hat er bei allen Fürsten, in Kurland bei dem Herzog und der Herzogin Zutritt gehabt. In Petersburg rühmt er sich der Bekanntschaft und des Umgangs des Fürsten Potemkin, der Generale Nariskin und Gallitzin. „Alle diese Personen, von denen die meisten noch leben, haben mich gekannt. Sie alle mögen's laut bezeugen, ob ich jemals eine Gunst von ihnen begehrt; ob ich je die Protection der Souveräne, die mich aus Neugierde kennen lernen wollten, erbettelt habe."

Am 30. März 1786 fuhr Cagliostro nach dem Parlamentshause, um sein freisprechendes Urtheil zu vernehmen. Seine Frau war schon einige Tage vorher entlassen worden. Der Menschenwohlthäter benutzte diese Gelegenheit, um zu zeigen, daß er an diesem Tage der Freude auch an andere denke, die des Trostes bedurften. Vor seinem Fiaker ging ein Krüppel her mit Medicinflaschen und Kästchen für die Armen. Cagliostro sagte scherzend: er wolle der La Motte beweisen, daß er keine Zaubertränke gebraucht habe.

Der Jubel seiner zahlreichen Anhänger dauerte indeß nur kurze Zeit, denn er erhielt vom König den Befehl, Paris binnen 24 Stunden, das Königreich in drei Wochen zu verlassen. Die römischen Acten berichten, daß sich infolge dessen in seinem Hause eine Menge Leute versammelt hätten, um die

Waffen zu ergreifen und sich der königlichen Anordnung zu widersetzen. — Cagliostro aber wollte keine Revolution(!). Er sagte, anderwärts werde er seine Stimme erschallen lassen, und zog nach Passy, vor Paris Thoren. Scharenweise folgten ihm seine Jünger, Männer und Frauen von hohem Range, sogar Personen vom Hofe. Er umgab sich von neuem mit fürstlichem Glanze und sagte stolz: „Ich bedarf keines Menschen Hülfe." Von seinem Bankier in Paris ließ er sich für 150000 Francs Wechsel auf London geben und reiste am 13. Juni 1786 in drei eleganten Wagen ab nach Boulogne.

„Die Küste, welche ich verließ", schreibt er in einem zweiten Memoire, „war mit einer Menge Leuten aus allen Ständen bedeckt, die mich segneten, mir für all das Gute dankten, welches ich ihren Brüdern bewiesen, und mir das letzte Lebewohl zuwinkten. Die Winde trugen mich fort; ich hörte sie nicht mehr, aber ich sah sie noch auf den Knien, die Arme gen Himmel, ich segnete sie und rief ihnen von den Wellen aus zu, daß ich nie den rührenden Antheil vergessen würde, den Frankreich, mein zweites Vaterland, an meinem Schicksal genommen. Strasburg, Bordeaux, Lyon, Paris! ihr werdet mir vor der Welt bezeugen, ob ich je den Geringsten eurer Einwohner beleidigt habe, ob Religion, Regierung und Gesetze nicht immer heilige Dinge für mich gewesen. Man hat den König hintergangen. Eine immerwährende Landesverweisung ward mein Lohn. Ich werde aus Frankreich getrieben, und, gewohnt, mich dem Willen der Könige zu unterwerfen, gehe ich. Cagliostro ist aus dem Lande gereist, worin er alles Gute gethan, was er vermochte, aber sein Herz ist bei euch geblieben." Nach Mirabeau's unverwerflichem Zeugniß war der Enthusiasmus für Cagliostro allerdings ein sehr großer, und die Verehrung stieg, weil man in dem Wundermann das Opfer einer willkürlichen Cabinetsjustiz erblickte.*)

Cagliostro kam nach London und erfüllte daselbst das seinen Jüngern gegebene Wort: anderwärts wolle er seine

*) In einem Briefe eines seiner französischen Anhänger lesen wir:

Stimme erschallen lassen. Zuerst ein neuer Proceß; die Parodie zum Halsbandprocesse. Er verklagte den Intendanten Chesnon und den Bastillengouverneur Marquis de Launoy auf die Herausgabe folgender kostbarer Dinge, die man bei seiner Verhaftung mit Beschlag belegt und ihm nicht wieder ausgeliefert habe: verschiedene Medicamente und sechs Bouteillen eines kostbaren Balsams von Rosen, Zimmt und andern theuern Essenzen; 15 Rollen, jede mit 50 Doppellouisdor, ein Beutel mit 1233 römischen Zechinen, 24 spanische Quadrupel, 2 Portefeuilles mit Papieren, 47 Billets der Caisse d'Escompte, jedes von 1000 Livres; 4000 Livres aus der Hauskasse seiner Frau; außerdem viel Silberzeug und Juwelen. Er klagt, weil alles, was er hat, das Erbtheil der Unglücklichen ist, weil er ihre Rechte vertheidigen muß. Für ihn ist der Verlust seiner Papiere das Schmerzlichste; von so

---

„Mein Meister und nach dem Ewigen mein Alles! Es scheint, daß sich das Meer der Trennung widersetzt, zu welcher ich gezwungen wurde. Wir waren 18 Stunden auf der See und sind um 11 Uhr morgens hier angekommen. Mein Sohn hat viel gelitten. Aber, mein Meister, ich habe das Glück gehabt, Sie diese Nacht zu sehen. Der Ewige hat den Segen erfüllt, den ich gestern erhielt. Ach, mein Meister, nach Gott sind Sie meine Glückseligkeit.

„Wie sehr sehne ich mich nach dem Herbstmonat! Wie glücklich bin ich dann, wenn ich Sie von meiner Treue und Hochachtung versichern kann! Morgen reisen wir wieder. Welch ein Vergnügen werden unsere Brüder haben!

„Ist es möglich, daß ich denjenigen, der meine ganze Glückseligkeit ausmacht, nicht mehr in Paris finden soll? Aber ich unterwerfe mich und demüthige mich vor Gott und vor Ihnen.

„Ach, mein Meister! wie schmerzt es mich, Sie von allen meinen Empfindungen gegenwärtig nicht anders, als durch Briefe versichern zu können! Wenn doch schon der Herbstmonat, dieser glückliche Zeitpunkt, da wäre, in welchem ich vor Ihren und den Füßen der Meisterin, Sie von meiner Unterwürfigkeit, von meiner Ehrfurcht und von meinem Gehorsam überzeugen werde. Von diesen Eigenschaften wird stets derjenige beherrscht sein, welcher es wagt, sich zu nennen

Mein Meister und mein Alles!

Unterthänigster und unwürdigster Sohn ***."

Boulogne am Meer, den 20. Juni 1786.

großer Wichtigkeit sind sie für ihn, daß ihn blos die göttliche Vorsehung entschädigen kann.

Dieser Proceß erregte außerordentliches Aufsehen, kam aber nicht zu einem eigentlichen Ende. Für jeden, der die Sache unbefangen ansah, war die Thatsache entscheidend, daß die Gräfin bei ihrer Entlassung den Empfang aller ihr und ihrem Manne abgenommenen Werthgegenstände bescheinigt hatte. Es gehörte eben die dreiste Frechheit eines Cagliostro dazu, die Unterschrift seiner Gattin abzuleugnen und die Quittung als gefälscht zu bezeichnen.

Cagliostro war in Frankreich, ohne es zu wollen, eine politische Person geworden, und er fand sich auch auf diesem Gebiete zurecht. Von England aus schleuderte er seine Geschosse gegen die französische Regierung und ließ in Paris von einem seiner Verehrer einen Aufruf an das Volk abfassen, welcher im Juni 1786 in London unter dem Titel erschien: „Cagliostro's Sendschreiben an die französische Nation.“ Die Schrift ward in alle Sprachen übersetzt, sie fand reißenden Absatz und warf dem Verfasser einen ansehnlichen Gewinn ab. Cagliostro prophezeite darin: 1) daß die Bastille werde niedergerissen und zu einem öffentlichen Spaziergange werden; 2) daß in Frankreich ein Fürst regieren werde, welcher die Lettres de cachet abschaffen, die Generalstaaten zusammenrufen und die wahre Religion wieder einsetzen werde.

Die Politik war indeß nicht das eigentliche Feld des Grafen, er kehrte deshalb in London bald zu seinem frühern Berufe zurück. In England wehte damals durch die praktisch trockene Luft ein feuchter Schauer aus den germanischen Wunderhöhlen. Es war seit einigen Jahren eine Theosophical society gestiftet worden, welche Swedenborg's Schriften übersetzen und seine hinterlassenen Handschriften drucken ließ. Man suchte nicht nach dem Stein der Weisen, man wollte nicht Gold und nicht das ewige Leben auf Erden, hier galt es nur die Apokalypse zu erklären und das neue Jerusalem zu entdecken. Cagliostro war der Mann, die unbestimmte heilige Brunst auf den rechten Weg zu leiten, und in Lord Gordon, einem Menschen von glühender Einbildungskraft, aber un-

geregeltem Verstande, der bisweilen Jude, bisweilen Katholik sein wollte, fand er einen eifrigen Anhänger, einen Busenfreund und abermals einen reichen Gimpel, an den er seine Saugmaschine setzen konnte.

Das Spiel wurde in der Stille betrieben, dauerte aber nicht lange, weil Cagliostro in London eine Macht kennen lernte, mit welcher er früher noch niemals gekämpft hatte: die Zeitungspresse. Der Redacteur einer in London erscheinenden französischen Zeitung, des „Courrier de l'Europe", Morand, ein tüchtiger Publicist, unternahm es, die Welt über Cagliostro aufzuklären, und verfolgte diese Absicht mit unerbittlicher Consequenz.

Die Charlatannatur hatte dem Wundermann in einer unglücklichen Stunde in den Nacken geschlagen, daß er die Politik und das neue Jerusalem vergaß. In einem Sendschreiben an das britische Volk hatte er folgendes Curiosum einfließen lassen: „Zu Medina befreien sich die Einwohner von Löwen, Tigern und Leoparden dadurch, daß sie Schweine mit Arsenik mästen und sie so in die Wälder jagen. Die wilden Thiere zerreißen und fressen sie und crepiren dann am Arsenik, welcher den Schweinen nichts schadet." Morand fertigte diese Albernheit nach Verdienst ab. Cagliostro blieb ihm aber nichts schuldig. Am 3. September 1786 lud er ihn auf ein nach medinaer Art gemästetes Spanferkel zum Mittagessen und wettete 5000 Guineen, daß Morand daran sterben, er aber gesund bleiben würde. Morand blieb natürlich aus, und Cagliostro behandelte ihn in einem neuen Pamphlet mit großem Hohn. Nun riß Morand's Geduld, er entlarvte den Gaukler und deckte so viele einzelne Betrügereien Cagliostro's auf, daß man ihn vor Gericht lud.

Im März 1788 verschwand der Graf aus London; seine Frau blieb zurück und gestand, was Morand bereits ausgesprochen hatte, daß ihr Mann öffentlich zwar die leidenschaftlichste Liebe für sie an den Tag lege, aber unter vier Augen sie roh und unmenschlich behandle, ja sie gezwungen habe, sich andern Männern preiszugeben und dafür bezahlen zu lassen.

Es gelang nun zwar dem Wundermanne, seine Gattin zu versöhnen, sie reiste ihm nach und widerrief öffentlich alle ihre

Anklagen, aber sein Glücksstern war vorüber. Er hielt sich jetzt in der Schweiz auf, magnetisirte in Basel, wo er eine Loge einrichtete, und arbeitete mit Lavater. Allein er fand keinen Rohan und keinen Gordon, und seine Goldquellen versiegten. Also wiederum auf die Reise! Er geht nach Turin, von dort wird er jedoch verwiesen, und in Roveredo, wohin er sich nun begibt, untersagt man ihm die medicinische Praxis, überdies geißelt ein kleines Buch: „Liber memorialis de Caleostro dum esset Roborati", seine Gaukeleien mit vernichtendem Spotte. In Trient erhält er Zutritt bei dem Fürstbischof, und ein durchreisender deutscher Fürst besucht ihn, als aber der Kaiser Joseph II. an den Prälaten schreibt: „er müsse sich wundern, daß man einen Mann von diesem Schlage aufgenommen habe", war seines Bleibens auch hier nicht länger. Seine Frau bestürmte ihn mit Bitten, in ihrer Vaterstadt, in Rom, eine Zuflucht zu suchen. Sie sehnte sich nach den Ihrigen und nach Erlösung von ihrem bisherigen Leben. Cagliostro war endlich entschlossen. Er heuchelte vor seinem Beichtvater die tiefste Reue über sein freimaurerisches Treiben, und der Fürstbischof gab dem zerknirschten Sünder Empfehlungen an einige hochgestellte Personen in Rom. Ende Mai 1789 traf er dort ein und fing damit an, ärztliche Curen zu machen. Er hatte kein Glück und stiftete nun eine ägyptische Freimaurerloge. Zuhörer hatte er genug, aber nicht Leute, wie er brauchte. Sie wollten zwar Wunderdinge sehen, aber nichts dafür bezahlen. Sie waren begierig, das Goldmachen zu erlernen, aber sie weigerten sich, vorher in den Beutel zu greifen. Nicht einmal 50 Scudi für das schön gestochene Freimaurerpatent aus Lyon wollten sie entrichten. Der große Cagliostro scheiterte an solchen Erbärmlichkeiten. Unzufrieden mit der römischen Luft schaute er voll Sehnsucht zurück nach Frankreich und richtete an die Nationalversammlung in Paris die Bitte, man möge ihm, einem Manne, der sich so lebhaft für die Freiheit der Franzosen verwendet habe, die Rückkehr gestatten.

Während dies geschah, bekam er eine Warnung, daß man ihm nachstelle. Er forderte alle Logen der gemeinen wie der ägyptischen Freimaurerei auf, ihm beizuspringen, im Falle

er eingezogen würde, und befahl, wie später ein Zeuge aussagte, seinen Jüngern, Feuer an die Engelsburg zu legen, wenn es zu seiner Rettung nöthig sein sollte. Am Abend des 27. December 1780 ward er nebst seiner Gattin von der Inquisition verhaftet und unter dem Geleit von 12 Grenadieren in die Engelsburg gebracht. Man fand bei ihm alle seine Briefschaften, die Freimaurergeräthe und das von ihm ängstlich gehütete Gesetzbuch der ägyptischen Freimaurerei.

Die Nachricht erregte Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt, und Cagliostro ward noch einmal der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man erging sich in Muthmaßungen über den Grund der Verhaftung. Einige glaubten, daß die Halsbandgeschichte mitspiele, andere, daß er ein geheimer Jakobiner sei, daß Pius VI. ihn habe verhaften lassen, weil er eine Revolution in Rom anzustiften versucht. Noch andere sahen in ihm den geheimen Apostel der Illuminaten, deren Verbindungen man durch Beschlagnahme seiner Papiere auf die Spur habe kommen wollen. Man wußte auch, daß seine Gattin ihn verrathen, daß er sich in Verzweiflung darüber zweimal mit einer Pistole habe erschießen wollen, dann sei er in tiefe Schwermuth verfallen und habe Speisen und Getränke einige Tage hindurch zurückgewiesen. Sein Anhang sei sehr groß, auch unter den vornehmsten Familien in Rom; er conspirire aus seinem Kerker, und der Papst und das Cardinalscollegium fürchteten sich vor ihm, weil er den Umsturz des päpstlichen Reichs und die Schleifung der Engelsburg prophezeit habe. Mit Zittern erinnere man sich daran, daß er es ja gewesen, der drei Jahre vorher die Zerstörung der Bastille vorausgesagt hatte!

Solche Bedeutung schenkte man dem Betrüger noch immer, aber man sollte gründlich enttäuscht werden.

Ehe die römische Inquisition das Resultat ihrer Untersuchung publicirte, und somit der letzte Schleier über den Abenteurer gehoben wurde, verbreitete sich die Nachricht, daß Cagliostro aus Sicilien stamme, ein entsprungener Mönch, von niederm Herkommen und von Jugend auf zu schlechten Streichen

geneigt gewesen sei. Man nannte den Namen Balsamo, und durch die Zeitungen gingen Artikel über diesen Balsamo, die angeblich von einem Onkel desselben herrührten.

Im Frühjahre 1787 war Goethe in Palermo. An der Wirthstafel hörte man nur von Cagliostro sprechen. Er war soeben aus der Bastille befreit worden und nach England gegangen. Man erzählte gesprächsweise, daß der berühmte Wundergraf kein anderer sei als Giuseppe Balsamo, ein Bursch aus Palermo und wegen seiner schlechten Streiche von dort verbannt. Man glaubte seine Gestalt und sein Gesicht in dem Kupferstich wieder zu erkennen, welcher nach Sicilien gekommen war. Goethe ließ es sich angelegen sein, diesem Gerüchte nachzugehen. Der Dichter, der den Groß-Kophta geschrieben, wurde zum Historiker. Er hat in seiner italienischen Reise niedergelegt, was er in Palermo über Cagliostro's Familie und Jugendgeschichte ermittelte. Hiernach war der Wundermann identisch mit Giuseppe Balsamo. Die Familie gehörte dem ehrbaren Bürgerstande an, die des Vaters war vermuthlich jüdischer Abkunft. Eine Tante, welche Giuseppe's Pathe gewesen, führte ihres Mannes Namen Cagliostro.

Giuseppe Balsamo ward im Juni 1743 zu Palermo geboren. Er trat in früher Jugend in den Orden der barmherzigen Brüder, zeigte bei der Krankenpflege viel Geschick für die Medicin, ward aber wegen übler Aufführung fortgeschickt. Schon in Palermo hatte er den Zauberer und Schatzgräber gespielt und es verstanden, alle Hände nachzuahmen. Wegen Verfälschung eines alten Documents wurde er gefänglich eingezogen, entfloh aber und reiste durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Bald darauf trat in Neapel ein Marchese Pellegrini auf, der von dort nach Sicilien und nach Palermo reiste. Hier erkannte man in ihm Giuseppe Balsamo und sperrte ihn abermals in das Gefängniß.

Er wäre verloren gewesen, wenn er nicht eine junge, schöne und ihm gehorsame Frau gehabt hätte. Sie schloß einen Bund mit dem Sohne eines sicilianischen Prinzen, eines der reichsten und angesehensten Großen, dem keine Behörde zu widerstehen wagte. Der junge Herr erklärte öffentlich, daß er

das Paar in seinen Schutz nehme, und als man Giuseppe dennoch nicht freigeben wollte, versuchte er es, ihn mit Gewalt loszumachen. Er stürzte in das Vorzimmer des Gerichtspräsidenten, packte den Advocaten, auf dessen Antrag Balsamo gefangen saß, schlug ihn, warf ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen und war kaum von weitern Mishandlungen abzuhalten. Der Präsident war Zeuge des Auftritts, aber er wagte es nicht, den Sohn des Mächtigen zu strafen. Nun ward auch die Gegenpartei kleinmüthig, und Giuseppe Balsamo erhielt seine Freiheit.

Die päpstliche Regierung sah sich in so stürmischen Zeiten zu einer Concession an die öffentliche Meinung genöthigt. Sie mußte dem Publikum eingestehen, warum sie Cagliostro verhaftet, was sie untersucht, was sie gefunden und um welcher Verbrechen willen sie ihn gerichtet habe. Sie hat uns nicht die ganze Wahrheit gesagt, aber nicht aus bösem Willen, sondern weil ihre Organe sie nicht zu entdecken vermochten, und sich wie das große Publikum von Gespenstern erschrecken ließen.

Verhaftet wurde Cagliostro zunächst aus dem einfachen Grunde, weil er eine Freimaurerloge in Rom gestiftet, und dies an und für sich schon nach päpstlichen Verordnungen ein Verbrechen war, ferner weil man durch seine Verhaftung den schon in Rom bestehenden Logen auf die Spur zu kommen hoffte, weil er aus vielen Ländern verbannt und eine Person war, auf die jede Regierung ein wachsames Auge haben mußte. Aber es kamen noch zwei andere Gründe hinzu. In Rom faßte man damals die französische Revolution als ein Machwerk von Verschworenen gegen die unantastbar und unveränderlich heiligen Rechte von Thron und Altar auf. Diese Verschwörer waren ein geheimer Bund, der sich Illuminaten nannte, seine Wurzel aber in dem ketzerischen Freimaurerorden hatte. Wenn man die Freimaurer entdeckte, in die Geheimnisse ihrer Logen drang, ihre Register in Beschlag nahm, so war es, so meinte man, möglich, den brausenden Ideensturm zu bannen. In Cagliostro aber hoffte man einen der furchtbarsten Apostel dieses Ordens gefaßt zu haben.

Die protestantische Welt wurde in jener Zeit von einer gespensterhaften Furcht vor den Jesuiten geplagt. Während die Ultramontanen in Cagliostro den Apostel der Freimaurer erblickten, sahen diese in ihm den Emissär der Schüler Loyola's, welcher hinter seiner Mystik den knechtischen Glauben der Finsterniß zu verbreiten ausgesandt wäre. Rom sah sich von der öffentlichen Meinung gezwungen, einen Protest dagegen einzulegen. Darum die Veröffentlichung.

Cagliostro's Position zwischen diesen beiden Strömungen von Gespensterglauben war ihm von Nutzen, solange er auf freiem Fuße war, und auch im Gefängniß, vor seinen Richtern, machte der Schelm den bestmöglichen Gebrauch von ihrem Wahne. Nachdem er bekannt hatte, was nicht mehr zu leugnen war, spielte er den gläubigen katholischen Christen, der vielleicht geirrt, aber nur das inbrünstige Verlangen gehabt hatte, die Ueberzeugungen der wahren römisch-katholischen Religion unter den Völkern zu verbreiten. Er habe in dem gemeinen Freimaurerorden Gottlosigkeit, Atheismus und schwarze Künste gefunden, und seine ägyptische Loge nur gestiftet, um die allein wahre Erkenntniß zu verbreiten. Er stopfte, um uns dieses populären Ausdrucks zu bedienen, seinen Richtern den Mund mit grauenvollen Erzählungen von der Gottlosigkeit der Freimaurer, mit Winken über ihre sträflichen Absichten und Intriguen gegen die monarchische Verfassung und die katholische Kirche. Der Proceß bekam dadurch eine ganz andere Wendung. Aus einer Criminaluntersuchung ging er in ein religiöses Disputatorium über, in welchem Cagliostro Stein und Bein schwor, daß er als römischer Katholik gehandelt, sie dagegen aus den Kirchenvätern und dem kanonischen Recht ihm bewiesen, daß er recht eigentlich in den abscheulichsten Ketzerwahn verstrickt sei. Dieser Theil des Processes ist von geringerm Interesse, von größerm dagegen, was durch die Untersuchung über sein früheres Leben bis zu seinem Auftreten als Reformator des Freimaurerordens zu Tage gefördert worden ist.

Alessandro Graf Cagliostro war der Giuseppe Balsamo, von dem Goethe erzählt. Er zeigte schon im Kloster, wo er besonders in der Apotheke beschäftigt war, eine verdorbene Gemüthsart. Als Vorleser bei Tische übte er den Muthwillen, in der Geschichte der Märtyrer statt der Namen der heiligen Blutzeugen die von bekannten Freudenmädchen aus Palermo unterzuschieben. Später widmete er sich der Zeichenkunst; seine Aufführung aber ward nicht besser. Er verfälschte Theaterbillets, bestahl seinen eigenen Oheim, trug Liebesbriefe zu seiner Cousine und prellte die Liebhaber. Einem Goldschmied, Marano, lockte er 60 Unzen Goldes ab und spiegelte ihm vor, daß er einen Schatz heben wolle. Statt des Schatzes aber sprangen Balsamo's Freunde als Teufel verkleidet aus der Höhle und prügelten den Goldschmied durch.

Auch Zauberei trieb er schon in jener Zeit; denn er ließ auf Verlangen seiner Freunde eine Dame erscheinen und die Erscheinung angeben, was jene Dame verrichtete.

Mehreremal angeklagt und in Untersuchung gezogen, mußte er endlich entfliehen und ging zunächst nach Messina, wo er den mythischen Althotas, einen großen Chemiker, kennen lernte. Beide schifften sich nach Alexandrien ein, wo sie aus Hanf Seide verfertigten und sich durch allerhand Operationen viel Geld verdienten. Von Alexandrien gelangten sie nach Malta und arbeiteten daselbst im Laboratorium des Großmeisters Pinto. Althotas starb dort, nach seinem Tode reiste Balsamo in Gesellschaft eines Malteserritters nach Neapel, erwarb sich dort die Zuneigung eines der Chemie ergebenen Fürsten, lebte einige Zeit auf dessen Lehngütern in Sicilien und kam endlich nach Rom.

Er ernährte sich anfänglich dadurch, daß er mit der Feder und Touche Zeichnungen verfertigte und sie als Kupferstiche verkaufte. Eine weit bessere Einnahmequelle eröffnete sich ihm jedoch durch seine Verheirathung mit einem jungen, schönen Dienstmädchen, Namens Lorenza Feliziani. Er lehrte seiner liebenswürdigen Frau die Kunst zu gefallen und zwang sie, dieselbe nach seinem Willen und seiner Anleitung zu benutzen. Als Lorenza bei dem ersten von ihrem Manne veranstalteten Rendezvous der Versuchung widerstand, empfing er sie mit

den bittersten Vorwürfen und erklärte ihr, der Ehebruch einer Frau sei keine Sünde, insofern sie sich einem Dritten nicht aus Liebe, sondern nur zum Nutzen ihres Mannes überlasse!

Außerdem fing er an, falsche Wechsel zu schreiben. Gewiß ist, daß er von seinem Freunde und Lehrer in diesem Gewerbe, einem Marchese Agliata, der sich selbst für einen Oberst in preußischen Diensten ausgab, ein Patent als Offizier des Königs von Preußen erhielt, und daß er selbst den Namen König Friedrich's darunter gezeichnet hat. Auf Grund dieses Documentes trug er später die preußische Uniform.

Mit Agliata und dessen Secretär unternahm das Ehepaar eine Reise, um die falschen Wechsel in Geld umzusetzen. Auf dieser Reise lebte Agliata mit Cagliostro's Frau, und der letztere war damit völlig einverstanden.

In Bergamo wurden sie verhaftet; Agliata aber entsprang, und Cagliostro steckte das Packet mit falschen Wechseln seiner Frau in den Busen. Man fand die Wechsel nicht und begnügte sich damit, die verdächtigen Personen aus der Stadt zu verweisen. Sie zogen nun Pilgerkleider an, um nach San-Jago in Galizien zu wallfahrten. Aber die Almosen, die man ihnen gab, reichten nicht hin für ihren Lebensunterhalt, und Cagliostro zwang seine Frau wiederum, Geld zu verdienen. Die Offiziere der Garnison von Antibes fanden Donna Lorenza reizend, und in der That war das Weib mit dem weißen Teint, den runden Formen, den feurigen Augen, den edeln Gesichtszügen und der elastischen Körperfülle verführerisch schön.

Das Paar kam nach Spanien und auch hier mußte die unglückliche Frau sich in der schmählichsten Weise misbrauchen lassen. Ihr Mann selbst führte sie den vornehmen Käufern zu, nahm seine Belohnung in Empfang, trat ab, bis das Rendezvous zu Ende war und erkundigte sich demüthig, wann er mit seiner Gattin der Excellenz wieder aufwarten dürfe. So trieb er es in Barcelona, in Madrid, in Lissabon. Von hier schiffte er sich nach London ein. Die südländischen Reize der schönen Römerin fanden daselbst Bewunderer, die bedeutende Geldsummen zahlten. Cagliostro verstand es vortrefflich, die strengen englischen Ehegesetze auszubeuten, und es

war ihm am liebsten, wenn er Ehemänner bei seiner Frau überraschte, denn diese mußten sich dann loskaufen; so kostete z. B. einem Quäker eine solche Schäferstunde 100 Pf. St.

Von London reiste Cagliostro nach Frankreich und fand in einem Herrn Duplesir einen neuen Verehrer seiner Frau. Sie fuhr mit ihm zusammen von Calais nach Paris, und der geduldige Ehemann ritt hinterdrein. Duplesir gab seiner Geliebten den Rath, sich von ihrem Manne zu trennen und entweder nach Italien zu ihren Aeltern zurückzukehren, oder wenn sie das bisherige Geschäft forttreiben wollte, es auf eigene Rechnung zu thun. Lorenza fand diesen Rath gut, entfloh ihrem Gatten und bezog ein Quartier für sich. Cagliostro entdeckte sie jedoch, verschaffte sich einen Haftbefehl und sperrte sie zur Strafe für ihre Treulosigkeit etliche Monate in St.-Pelagie ein.

In Paris fing er ernstlicher an, sich mit seiner spätern Praxis zu beschäftigen. Er bethörte ältere Frauen durch seine Liebesversicherungen und lockte ihnen Geld ab durch ein Wasser, welches die Haut elastisch machen und sie verjüngen sollte. Zwei angesehenere Männer umstrickte er als Goldmacher und durch die Versicherung, daß er ein Geheimniß besitze, das menschliche Leben zu verlängern. Als sie mistrauisch wurden, entwich er mit einer Beute von 500 Louisdor aus Paris, floh mit falschem Paß nach Brüssel, irrte eine Zeit lang in Deutschland und Italien herum und erschien plötzlich wieder in Palermo.

Hier aber entdeckte ihn der Goldschmied Marano. Er ward verhaftet, zugleich sollte ihm der Proceß wegen Fälschung eines Testaments gemacht werden, und er wäre den Galeren nicht entgangen, ohne „die Verwendung eines großen Herrn, von dem er verschiedene wirksame Empfehlungen hatte". Von welcher Art diese Empfehlungen waren, wissen wir durch Goethe. Er ward aus dem Gefängnisse entlassen und schiffte sich mit seiner Frau nach Malta ein. Nach drei Monaten segelt er nach Neapel, wo er in einem reichen Kaufmann einen gelehrigen Schüler findet, den er in der Chemie unterrichtet. Bald darauf sehen wir ihn nebst seiner Frau und seinem Schwager in Marseille in einem äußerst schmuzigen

Geschäft thätig. Balsamo spielt als preußischer Offizier den Liebhaber einer bejahrten, wohlhabenden Dame. Sie hat bereits einen Verehrer, welcher ihr in seiner Jugend sehr theuer gewesen ist, dieser Verehrer ist eifersüchtig und er hat Geld. Alle drei verständigen sich dahin, daß Cagliostro verspricht, den Nebenbuhler zu verjüngen. Der Bruder seiner Frau, ein liebenswürdiger junger Mann von einnehmenden Manieren soll zum Danke dafür die vierzehnjährige Tochter der Dame heirathen. Cagliostro hofft, sie ebenso wie seine Frau benutzen zu können. Der Plan scheitert indeß an dem Widerstand der Seinigen, die beide deshalb von dem rasenden Sicilianer furchtbar gemishandelt werden. Inzwischen wird der alte Anbeter trotz der kostspieligen Cur Cagliostro's nicht wieder jung, sein Arzt sagt ihm, er müsse noch andere seltene Kräuter holen und nach Rom reisen. Es wird ihm ein Reisewagen und eine ansehnliche Summe Geld geschenkt, und er verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Plötzlich ist die Gesellschaft in Spanien. Cagliostro prakticirt in Valencia, Alicante und Cadix als Doctor Tischio aus Neapel und schreibt für schweres Geld Recepte, wie man den Stein der Weisen finden könne.

Nach einiger Zeit tritt das Ehepaar, aber ohne den jungen Feliciani, wieder in London auf. Hier verkauft Balsamo leichtgläubigen Narren seine Kunst, die Zahlen zu berechnen, welche in der Lotterie herauskommen werden. Er wird verklagt und verhaftet, rettet sich aber durch einen falschen Eid, indem er schwört, von den Klägern kein Geld empfangen zu haben.

Außerdem rühmt er sich, vermöge eines rothen Pulvers kleine Brillanten in große verwandeln und die Masse des Goldes verstärken zu können. Es finden sich auch gläubige Seelen, welche zu diesen Experimenten Diamanten und Gold hergeben.

In London nennt er sich den Grafen Cagliostro, läßt sich in den Freimaurerorden aufnehmen und beginnt seine neue, umfassendere Wirksamkeit als Stifter des ägyptischen Ritus. Seine fernere Geschichte haben wir bereits erzählt.

Dies war der Mann, welcher in den ersten Städten der gebildeten Welt als ein Meteor, als neuer Prophet, als ein Erretter und Heiland des Menschengeschlechts aufgenommen wurde. Der Mann, den die Massen mit einer an Verehrung grenzenden Ergebenheit empfingen, dem die Großen ihre Aufwartung machten, der viele von ihnen, wie willenlose Sklaven, am Gängelbande führte, vor dem seine Jünger sich auf die Erde warfen, der sich den Thronen nähern durfte, und, was mehr ist, der auch edlere Geister, eine Elise Recke, einen Lavater, bezauberte und mit sich fortriß. Der Mann, dessen Brustbild man in Frankreich auf den Fächern und Ringen trug, nach dem die pariser Mode Mützen, Hüte, Uhrketten, Knöpfe, Gillets à la Cagliostro erfand, der Mann, dessen Büsten, in Gips, Marmor und Erz, man selbst in Palästen sah, deren eine die Unterschrift trug: Der göttliche Cagliostro.

Voll Wunder ist die Geschichte dieses Wundermannes; ja das Wunder seiner ganzen Erscheinung ist größer als alle Wunder, die er zu verrichten versprach. Die Frage, wer mehr dazu beitrug, die Verkehrtheit der Zeit und der Menschen, oder das Talent des Mannes, der eine halbe Welt betrog, lassen wir unentschieden.

Der römische Inquisitor beantwortet sie zu seiner eigenen Beruhigung dahin: die sonst unbegreifliche Verblendung haben nur an solchen Orten stattgefunden, wo entweder der katholische Glaube nicht eingeführte Landesreligion sei, oder wo die Grundpfeiler der Religion wankend geworden seien (Frankreich).

Cagliostro behauptete vor Gericht, durch seine Beredsamkeit habe er alle diese Wunder bewirkt. Er gab an, daß seine Reden oft mehrere Stunden gedauert und seine Zuhörer bezaubert und gefesselt hätten. Aber sie wären auch von einer Erhabenheit, einer alles umfassenden Gelehrsamkeit, einem tiefen Verständniß der Heiligen Schrift gewesen und hätten solchen Eindruck gemacht, daß viele Irrgläubige und Zweifler zur Erkenntniß Gottes und der katholischen Religion zurückgekehrt wären. Im stärksten Widerspruch hiermit versicherte seine Frau, die Reden ihres Mannes seien über alle maßen

weitschweifig und nichts weiter als ein confuses Gewäsch gewesen.

Auch andere, die ihn hörten, haben dies Urtheil bestätigt. Er schwatzte über alles mit einer großen Zungenfertigkeit. Seine Vorträge bestanden aus einer Menge von schwülstigen Phrasen, waren aber ohne zusammenhängende Gedanken. Die Phantasie seiner Zuhörer mußte das Beste thun. Der Glaube an ihn war einmal da, wenn er nun Unsinn sprach, so suchten sie nach tiefsinnigen Beziehungen; wenn ihnen der Sinn seiner Worte dunkel vorkam, maßen sie die Schuld sich selbst bei. Bei seinen Prophezeiungen war er gewöhnlich so vorsichtig, sich vorher nach den Verhältnissen zu erkundigen; mitunter freilich declamirte er geradezu ins Gelag hinein.

Zweifelhafter bleibt es, wie die Operationen mit den sogenannten Waisen zu erklären sind. Manche Zeitgenossen sahen darin nichts als Taschenspielerkunststücke, und was die Frau von der Recke und der Graf Moczinski darüber mittheilen, entspricht dieser Ansicht. Aber er ließ diese Arbeiten auch von andern vornehmen, und sie hatten immer Erfolg. Seine Frau, die offenherzig alle Ränke und Betrügereien ihres Mannes aufdeckte, bekannte: hier habe ihr der Verstand stille gestanden, sie habe geglaubt und glaube noch, daß ihr Gatte durch seine Beschwörungen Macht über die Geister erlangt. Seine Richter theilten den Glauben, daß er durch teuflische Künste und Zauberei auf die Waisen eingewirkt habe.

Ermittelt kann die Sache heute nicht mehr werden; aber die Annahme liegt nahe, daß er die Kinder entweder magnetisirt, oder, was uns wahrscheinlicher ist, vorher abgerichtet hat. Cagliostro blieb übrigens auch vor Gericht standhaft dabei, daß er sich bei diesen Operationen, die freilich dem Verstande unerklärlich seien, einer besondern Gnade Gottes zu erfreuen gehabt habe. Er sagte, der übernatürliche Beistand sei dreifacher Art: Gott selbst zeige sich den Menschen, wie man dies aus der Geschichte der Patriarchen wisse; ferner sende er seine Engel und endlich erleuchte er den Menschen innerlich. Ihm sei infolge seines inbrünstigen Gebets eine solche Inspiration zutheil geworden, und deshalb seien ihm seine Arbeiten mit den Waisen gelungen.

In den Verhören betrug sich Cagliostro anfänglich sehr ungestüm, er behauptete, der französische Hof habe seine Frau bestochen, um ihn durch ihr Zeugniß zu Grunde zu richten. Als es ihm nicht gelang, sie bei den Richtern zu verdächtigen, heuchelte er eine von neuem erwachte Zärtlichkeit und bat dringend, sie mit ihm in einen Kerker zu setzen. Natürlich wurde ihm seine Bitte verweigert. Nach einiger Zeit fing er an zu gestehen und spielte den reuigen Sünder. Er erklärte, man möge doch seinen Irrthum den Millionen seiner Anhänger bekannt machen, damit auch sie in sich gingen und ihre Seelen gerettet würden. Er betheuerte, daß er sich nach Strafe sehne, um seine Schuld abbüßen zu können, und räumte den größten Theil seiner Betrügereien und Schurkereien ein.

Aber bald darauf verfiel er wieder in den alten Dünkel und in sein früheres Lügensystem. Jetzt beharrte er dabei, daß er alles, was er gethan, auf Befehl Gottes und zum Nutzen der Kirche gethan habe. Er forderte Belohnung deshalb und prophezeite, wenn der Papst das Protokoll über diese seine Aussage heute Abend erhalte, werde er morgen schon auf freien Füßen sein.

Von nun an wurde er nicht wieder weich, sondern blieb dabei, sein ägyptischer Orden sei göttlich und müsse vom heiligen Vater als eine geistliche Congregation anerkannt werden.

Zum Schluß könnten uns zwei Fragen beschäftigen, wenn wir das Material hätten, sie zu beantworten; erstens die schon berührte: war Cagliostro mehr als ein Betrüger? und die andere: Wenn er nur ein Betrüger war, war er es nur auf eigene Hand?

Es hält schwer, zu glauben, daß ein Mann, welcher solche wunderbare Einflüsse übte und so lange Zeit hindurch die Welt in Erstaunen setzte, kein anderes Motiv gehabt haben solle, als das, Geld zu erpressen und den Lüsten und seiner Eitelkeit fröhnend, in den Tag hineinzuleben. Es hält aber ebenso schwer, zu glauben, daß ein Mann, der von der frühen Jugend bis zum Mannesalter durch den gemeinsten Sündenkoth gewatet, plötzlich von einer Inspiration ergriffen wor-

den sein sollte, die höhere Dinge als den Eigennutz zum Ziel gehabt. Ideen erhabener Art scheinen überhaupt außerhalb der Atmosphäre zu liegen, in der er athmen konnte. Freilich sagt die Legendendogmatik: je ärger der Sünder, um so größer der Heilige. Aber hier fehlt nicht allein aller und jeder Heiligungsproceß, jedes Anzeichen einer plötzlichen Erleuchtung, eines Gnadendurchbruchs, sondern er nimmt auch die alte Sünde, die Gaunerei, mit hinüber in das Heiligenleben, und wechselt und modificirt dasselbe, wie ein geschickter Charlatan je nach den Anforderungen, nach der Mode und Laune des Marktes, welchen er betritt. Ein Inspirirter, ein Fanatiker, der glaubensvolle Stifter einer Sekte, sieht nicht um sich, was die Leute von ihm sagen und denken; er prüft nicht vorher den Boden, auf den er tritt, er schreitet blind vorwärts und blickt sich kaum um nach den Scharen, die ihm nachfolgen. Er rafft mit sich fort und empfängt, die zu ihm kommen, aber er lauert nicht und lockt sie nicht an sich. Für Cagliostro's tief innere Seelengemeinheit spricht jeder beglaubigte Schritt in seinem Leben: die niederträchtigen Praktiken in seiner Jugend; der lasterhafte, so viele Jahre betriebene Handel mit seiner Frau; seine eigene tief verderbte Sittlichkeit. Sein ägyptischer Wein war ein mit stimulirenden Substanzen angemachtes feuriges Gebräu, durch welches er die Sinnlichkeit reizte. Seine zur Schau getragene Enthaltsamkeit war nur Blendwerk, und er für seine Person hielt es durchaus nicht mit der Kasteiung des Leibes, dem Fasten, der Mäßigkeit, die er seinen Jüngern empfahl. Er heuchelte Uneigennützigkeit und Großmuth, plünderte aber die Reichen, die sich von ihm betrügen ließen, und hatte für seine darbende Mutter und seine armen Geschwister in Palermo nicht einen Kreuzer übrig.

Ein solcher Mensch trug keinen göttlichen Funken in seiner Brust, in ihm brannte nur das Feuer der Eitelkeit, und diese verließ ihn auch im Kerker nicht. Prahlend erzählte er seinen Richtern von seinen glänzenden Thaten, von der Schar seiner vornehmen, ihm demüthig ergebenen Anhänger in allen Ländern.

Er, der entlaufene sicilianische Mönch, der kleine, unansehnliche, widerwärtige Mensch, hatte diese Eroberungen gemacht!

Das machte ihn stolz. Es ist nicht unmöglich, daß ihn in jenen Augenblicken, wo Cardinäle und Fürsten, Philosophen und stolze Lords zu Füßen saßen, wo die Armen seine Thür belagerten und Tausende dem verbannten Menschenfreunde ihre Wünsche nachriefen, der Gedanke an eine höhere Mission durchzuckt hat. Denn wo ist der Uebergang vom Betrug zum Selbstbetrug. Man kann sich zwar kaum vorstellen, daß ein solcher abgefeimter Sklave des Lasters Vorstellungen zugänglich gewesen sei, welche wenigstens den Abglanz vom Göttlichen haben. Doch der Aberglaube baut wunderbare Brücken, warum nicht auch einem Cagliostro.

Die andere Frage, war er nur ein Betrüger auf eigene Hand? wurde von seinen Zeitgenossen verneint. Schon in Königsberg wollte man in ihm einen verkappten Mönch, einen Emissär der Jesuiten erkennen. Ein Hauptgrund für diese Behauptung war sein ganz ungeheuerer Aufwand. Es ist indeß nachgewiesen, daß er außer den Kleinodien über 150000 Thlr. an baarem Gelde eingenommen hat. Rechnet man nun noch hinzu, daß er falsche Wechsel zu schreiben und unterzubringen verstand, daß er sich für jedes Patent zur Aufnahme in seine ägyptische Loge 50 Scudi bezahlen ließ, und daß, wenn auch nicht Millionen, wie er selbst angab, doch Tausende sich aufnehmen ließen, bedenkt man endlich, daß gewiß sehr viele Personen, die betrogen wurden, nicht gesagt haben, um welche Summen sie geprellt worden sind, so wird man es erklärlich finden, woher er die Mittel bekommen hat, so luxuriös zu leben.

Wir wollen nicht behaupten, daß er nie und zu keiner Zeit mit andern in Verbindung gestanden habe. Es ist möglich, daß ihn einzelne oder Gesellschaften als Werkzeug zu ihren Zwecken gebraucht oder zu brauchen versucht haben. Dafür, daß er ein Diener der Jesuiten gewesen, spricht indeß keine einzige Thatsache, nicht einmal ein Anzeichen. Er selbst erzählt vor Gericht von einem großen Bunde, der den Sturz der Monarchien und der katholischen Kirche bezweckte und ihn als Genossen zu werben sich bemüht habe. Sein Märchen lautet so:

„Ich reiste nach Frankfurt. Bei meiner Ankunft fand ich die *** und ***, welche Häupter oder Archivarien des Freimaurerordens von der strengern oder sogenannten Illuminatenobservanz waren. Sie luden mich ein, in ihrer Gesellschaft Kaffee zu trinken. Ohne meine Frau oder sonst jemand von meinem Gefolge mitzunehmen, setzte ich mich mit ihnen in eine Kutsche, und fuhr auf ein ungefähr drei Meilen von der Stadt entferntes Landhaus. Wir traten in einem Hause ab und verfügten uns, nachdem wir den Kaffee eingenommen hatten, in einen Garten, wo wir eine künstliche Grotte fanden. Mit einem brennenden Lichte stiegen wir miteinander ungefähr 14—15 Stufen unter die Erde hinab und kamen in ein in die Runde gebautes Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch stand, der, als er abgedeckt wurde, eine eiserne Kiste vorstellte. Sie ward geöffnet und ich erblickte in derselben eine Menge Schriften, aus welchen meine besagten Begleiter ein geschriebenes Buch hervornahmen; sein Inhalt hob mit den Worten an: Wir Großmeister der Tempelherren ꝛc. Sodann folgte eine Eidformel in schrecklichen Ausdrücken, deren ich mich nicht mehr erinnern kann, sie enthielt die Verpflichtung, alle despotischen Monarchen zu vertilgen. Diese Formel war mit Blut geschrieben, und hatte, außer meiner Chiffre, die obenan stand, elf Unterschriften, die sämmtlich mit Blut geschrieben waren. Diese Unterschriften zeigten die Namen der zwölf Großmeister der Illuminaten an; meine Chiffre war aber nicht von mir gemacht, und ich weiß auch nicht, wie sie dahin kam. Aus dem, was sie mir über den Inhalt dieses in französischer Sprache geschriebenen Buches offenbarten, noch mehr aber aus demjenigen, was ich selbst darin las, überzeugte ich mich immer mehr, daß der Streich vornehmlich auf Frankreich abgesehen war, und daß es nachher auf Italien und sonderlich auf Rom losgehen sollte. Ich überzeugte mich ferner, daß der sogenannte Chimenes eines der Häupter dieser Verschwörung war, daß die Gesellschaft in verschiedenen Banken zu Amsterdam, Rotterdam, London, Genua große Geldsummen liegen hatte, die zur Unterhaltung der Ordenshäupter, zur Besoldung von Kundschaftern an allen Höfen und zu ähnlichen Dingen verwendet werden sollten.

Ich entdeckte ferner, daß 2000 Logen in Amerika und Europa alljährlich am St.-Johannistage 25 Louisdor an die gemeinsame Ordenskasse sendeten. Endlich boten mir meine Begleiter Unterstützung an Geld an, und ich erhielt wirklich 600 Louisdor in baarem Gelde von ihnen. Als wir hierauf in Gesellschaft nach Frankfurt zurückkamen, reiste ich andern Tages mit meiner Frau nach Strasburg ab.

Selbst die römischen Inquisitoren bemerken, daß sie „keine hinlängliche Bürgschaft für die Wahrheit dieser Erzählung hätten".

Aehnlich klingen einige dunkle Mittheilungen über Cagliostro's letzten Aufenthalt in Paris. Dort soll eine Verschmelzung seines ägyptischen Ritus mit den vorhandenen Freimaurerlogen projectirt worden sein. Eine mysteriöse Zusammenkunft zwischen ihm und dem Haupte der Freimaurer, „einer sehr vornehmen Standesperson", fand deshalb statt. Man soll damit umgegangen sein, sich von seiten des Hofs an den Papst und an das Cardinalscollegium zu wenden, um durch eine päpstliche Bulle die Bestätigung des ägyptischen Ordens zu bewirken. Die Ordensmitglieder sollten noch ein viertes Gelübde ablegen: an der Bekehrung der Protestanten, sei es auch mit Vergießung des Blutes, zu arbeiten. Die Halsbandgeschichte hätte indeß diesen Plan zerschlagen.

Dies ist wenigstens möglich. Möglich ist es auch, daß, wie er sagt, nach seiner Verbannung aus Paris, und während seines Aufenthaltes in Passy, Emissäre einer revolutionären Propaganda zu ihm gekommen sind. Cagliostro nennt unter ihnen den schon erwähnten Thomas Chimenes, der ihm zusammen mit einem andern Haupte der Freimaurer den Antrag gemacht habe: „ihnen als Häuptern der Maurerei von der strengern Observanz, also den Illuminaten, beizustehen, um den Tempelherrenorden zu rächen. Ihre Absichten waren vor allem gegen Frankreich und Italien, besonders aber gegen Rom gerichtet. Möglich, wiederholen wir, ist es, daß die Misvergnügten in Paris in Cagliostro einen Märtyrer der Cabinetsjustiz erblickten und bereit waren sich mit ihm zu verbünden.

Am 21. März 1791 wurde die ganze Rechtssache dem vollen Rathe der heiligen Inquisition und endlich, nach altem Herkommen, am 7. April dem Heiligen Vater vorgetragen. Pius VI. sprach, wiewol der Verbrecher, ruft der römische Referent aus, „als Wiederhersteller und Fortpflanzer der ägyptischen Maurerei" vielfach den Tod verdient hatte, in gewohnter Milde nur folgende Sentenz über ihn aus:

„Giuseppe Balsamo, mehrerer Verbrechen Beklagter, Bekenner und gegenseitig Ueberwiesener, ist in alle jene Censuren und Strafen verfallen, welche wider förmliche Ketzer, Irrlehrer, Erzketzer, Meister und Anhänger der supersticiösen Magie verhängt sind, sowie auch in die Censuren und Strafen, welche sowol in den apostolischen Constitutionen Clemens' XII. und Benedict's XIV. wider alle diejenigen, die auf irgendeine Weise die Gesellschaften und Zusammenkünfte der Freimaurer begünstigen und befördern, als auch im Edicte des Staatssecretariats wider diejenigen bestimmt sind, welche sich über diesen Punkt in Rom oder an einem andern Orte der päpstlichen Herrschaft vergehen. Aus besonderer Gnade aber wird die Strafe der Uebergabe an den weltlichen Arm (das heißt die Todesstrafe) in eine ewige Gefangenschaft in irgendeiner Festung verändert, wo er ohne Hoffnung einer Begnadigung in strenge Verwahrung genommen werden soll. Wenn er als förmlicher Ketzer in dem Orte seines gegenwärtigen Verhafts abgeschworen haben wird, so sollen ihm die Censuren erlassen und die gebührende heilsame Buße auferlegt werden.

„Das geschriebene Buch, welches betitelt ist: Aegyptische Maurerei, soll feierlich verdammt sein als ein Buch, welches Gebräuche, Behauptungen, Lehren und Systeme enthält, die der Verführung einen weiten Weg bahnen, die christliche Religion zerstören, und welches abergläubig, gotteslästerlich, ruchlos und ketzerisch ist; und soll eben dieses Buch, sammt allen Werkzeugen, die dieser Sekte angehören, öffentlich von dem Henker verbrannt werden."

Cagliostro wurde demnach als Freimaurer und Ketzer verurtheilt. Seine übrigen Verbrechen: Betrug, Fälschung u. s. w. erwähnt das Erkenntniß nicht einmal.

Er ward nach St.-Leo ins Gefängniß abgeführt, wo er bereits im Jahre 1795 starb. Seine Frau büßte ihre Schuld zeitlebens in einem Kloster. Im höchsten Stockwerk der Engelsburg zeigt man noch heute das Gefängniß, in welchem Cagliostro als Untersuchungsgefangener gesessen hat.

Die Pulververschwörung.

London 1605—1606.

In England waren zu Anfang des 17. Jahrhunderts der König, der Hof, die Regierung, das Parlament und das Volk protestantisch, aber das Papstthum lebte noch in jedem Winkel des Landes, und unter der Königin Elisabeth war das Zeitalter der Complote gewesen, die oft auch mit der Religion in Beziehung standen. Die Papisten hatten auf ihren Tod und die Streitigkeiten gerechnet, welche die Thronfolge hervorrufen würde. Als Jakob I. ganz ruhig mit Zustimmung des Volks den Thron bestieg und seinen festen Entschluß kundgab, bei der protestantischen Sache zu verharren, schwand ihnen die Hoffnung, und etliche Rasende ersannen den fürchterlichen Plan, den Ketzerkönig und das Ketzerparlament zur Ehre Gottes in die Luft zu sprengen.

Der Rädelsführer der Verschwörung war ein Edelmann aus Northampton, Robert Catesby, ein Mann von alter, angesehener Familie. Er verband sich mit Thomas Percy, einem Vetter des Grafen von Northumberland, John Grant, Ambrosius Rookwood, Christopher Wright, Francis Tresham, Guy Fawkes und Sir Everard Digby. Es traten noch andere katholische Edelleute zu dem Bunde, und es wurde ein Comité von fünf Männern gewählt, welches berathen sollte, wie die gefährdete katholische Religion in England wieder zur Herrschaft gebracht werden könnte.

Thomas Percy, in dem das heißeste Blut kochte, stimmte für den Tod des Königs und machte sich anheischig, ihn mit

eigener Hand umzubringen. Es war das in jener Zeit nichts Unerhörtes, denn wenige Jahre vorher war der König Heinrich III. von Frankreich von einem gedungenen Meuchelmörder erstochen worden; Paris und der höchste Adel des Reichs hatten darüber gejubelt und die That verherrlicht. Und dieser König war nicht einmal selbst ein Ketzer gewesen, sein Fehler war nur, daß er zu lau gegen die Protestanten verfuhr. Fünf Jahre später fiel wieder ein König von Frankreich durch den Dolch eines Jesuitenzöglings, weil er einst Protestant war.

Catesby hielt den vereinzelten Meuchelmord des Königs nicht für ausreichend, weil dann die königlichen Kinder, der Adel und alle die Notabilitäten, welche am Protestantismus nicht minder festhielten, am Leben blieben. Sein Gedanke war, den ganzen Parlamentssaal mit dem Könige, den Ministern, dem hohen Adel und allen Parlamentsgliedern im Augenblick, wo sie zur Eröffnungssitzung einträten, in die Luft zu sprengen. Der Plan ward mehrern Jesuiten mitgetheilt, namentlich einem gewissen Henry Garnet, Oswald Greenvell und John Gerrard — ob um ihr Gutachten zu hören, oder ihre Unterstützung sich zu erbitten, oder endlich ob diese oder andere Jesuiten die eigentlichen intellectuellen Urheber des Attentats waren und die Laien nur ihre Werkzeuge, das ist die kritische Frage, um welche der Criminalproceß sich dreht.

Die genannten Jesuiten sollen die Verschwörung wider die Ketzer als ein rechtmäßiges Unternehmen gebilligt haben. So verzeichnet es die Geschichte, auf welche gerichtliche Zeugnisse sie sich stützt, davon nachher. Gewiß ist, daß sie wegen überwiesener Verheimlichung gerichtet wurden.

Thomas Percy gehörte zur Nobelgarde des Königs. Im Jahre 1604 im November oder December miethete er ein Haus, welches nur durch eine Brandmauer von dem Parlamentsgebäude getrennt war. Die Verschworenen versammelten sich hier, um im Keller einen Durchbruch durch die dort sehr dicke Mauer zu machen. Sie hatten zu dieser Arbeit vollkommen Zeit, weil das Parlament vom 7. Februar 1605 auf den 7. October prorogirt ward.

Anfangs Februar, als die Mauer fast schon durchbrochen war, hörten die Verschwörer zu ihrem Schrecken auf der andern Seite einen großen Lärm. Guy Fawkes, der in der Maske eines Dieners bei Percy fungirte, ward ausgeschickt, sich nach der Ursache zu erkundigen. Seine Antwort war beruhigender, ja erfreulicher Art. Das Getöse war in einem Keller durch Aufschüttung von Steinkohlen entstanden, der Keller befand sich gerade unter dem Parlamentssaale; sobald die Kohlen verkauft wären, sollte der Keller vermiethet werden.

Thomas Percy sah darin den Finger Gottes. Er kaufte sofort den ganzen Kohlenvorrath, miethete den Keller und verschrieb aus Holland 36 Tonnen Pulver. Bei Nacht wurden sie in den Keller geschafft und mit Kohlen und Reisig überdeckt. Die Verschworenen waren überzeugt, daß ihr Plan gelingen würde, sie beriethen bereits über die Frage, was nachher geschehen sollte. Es mußte natürlich eine neue Regierung eingesetzt werden, aber sie selbst hielten sich nicht für stark genug, um sich der Zügel zu bemächtigen. Zwei Kinder des Königs waren noch so jung, daß sie nicht mit ins Parlament kamen: der Herzog von York und seine Schwester die Prinzessin Elisabeth. Ersterer wohnte im königlichen Palast, letztere ward in der Grafschaft Warwick auf einem Landgut erzogen.

Man kam dahin überein: York solle ebenfalls sterben, Elisabeth aber unter einer von den Verschwörern bestellten Regentschaft zur Königin ausgerufen werden.

Percy hatte als Edelmann von des Königs Wache freien Zutritt im Schloß; er übernahm es, den Herzog von York zu ermorden. Die andern sollten sich unter dem Vorgeben einer großen Jagdpartie in Warwickshire versammeln und die Prinzessin entführen.

Man beschloß ferner, die Puritaner für die Urheber des Attentats auszugeben und auf sie allen Haß und Abscheu der Nation zu wälzen.

Alles war vorbereitet und am 7. October sollte die furchtbare Verschwörung zum Ausbruch kommen, da ward das Parlament nochmals bis zum 7. November prorogirt. Die Verschworenen zitterten vor Ungeduld, aber sie gaben ihr Werk

nicht auf, sondern richteten sich für den 7. November ein. Einige Tage zuvor erhielt Lord Mounteagle einen Brief, der so lautete:

„Mylord! Aus Liebe für jemand, der auch Ihr Freund ist, bin ich um Ihre Erhaltung besorgt. Deshalb wünsche ich nun, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, bei diesem Parlamente nicht zu erscheinen. Denn Gott und Menschen sind übereingekommen, die Niederträchtigkeit dieser Zeit zu strafen; und denken Sie nicht zu leicht von dieser Verwarnung, denn wenn auch alles stille scheint, so sage ich Ihnen doch, sie werden einen furchtbaren Schlag erhalten, diese Herren vom Parlament, und doch sollen sie nicht sehen, wer ihnen diesen Schlag versetzt; mein Rath ist nicht zu verachten, weil er Ihnen Gutes und keinen Harm anthun kann; denn die Gefahr ist so schnell vorüber, als Sie diesen Brief verbrannt haben. Ich hoffe, Gott wird Ihnen seine Gnade schenken, damit Sie davon Gebrauch machen können, wie ich Sie denn Seinem heiligen Schutze anempfehle."

Lord Mounteagle hat niemals erfahren, wer diesen Warnbrief geschrieben. Er hielt ihn anfänglich für die Mystification irgendeines Spaßvogels. Dennoch überbrachte er ihn noch an demselben Tage dem Staatssecretär Grafen Salisbury, und dieser las ihn am 31. October dem Könige vor.

Der König war der erste, welcher den wahren Sinn der Schlußworte errieth. Es ist bis heutigentags unentschieden, wie er zu diesem Schlüssel kam; ob es Divination des berühmten Hexen- und Koboldskenners war, oder ob er von anderwärts her einen Wink bekommen hatte.

Am wahrscheinlichsten ist, daß er bereits von Heinrich IV. über die Absichten der Papisten gegen ihn unterrichtet worden war. In Sully's Memoiren findet sich wenigstens mehr als einmal um jene Zeit die Bemerkung, daß die Katholiken einen plötzlichen Handstreich gegen England beabsichtigt hätten. Diese Ansicht hat um so mehr für sich, als in der zu Rom gehaltenen Rede zum Preise Ravaillac's gesagt wird: „daß Heinrich IV. nicht allein in seinem Herzen ein Feind der katholischen Religion gewesen, sondern daß er auch die glorwürdige Unternehmung derer verhindert habe, welche sie in

England restauriren wollten und sich dafür die Krone des Märtyrerthums erworben hätten. Garnet aber und die andern Hingerichteten wurden im Jesuitencollegium zu Rom, wo jene oft abgedruckte Rede gehalten ist, für Märtyrer der katholischen Sache erklärt.

Der König war es, der jene dunkeln Worte auf Schießpulver deutete, mit welchem das Parlament vertilgt werden sollte; er verfügte eine Untersuchung der Gemächer und Keller, die mit dem Parlamentsgebäuden in Zusammenhang ständen. Aus Vorsicht verschwieg und verschob man indeß die Sache bis zum Tage vor der Parlamentseröffnung, weil man hoffte, daß man dann die Verschworenen auf frischer That ergreifen würde.

Der Lord Chamberlain, Earl of Suffolk, wurde befehligt, die unterirdischen Räume zu durchsuchen. Er fand in dem erwähnten Keller die Kohlen und das Reisig, und als er von Sir Thomas Knevet, einem Kammerherrn des Königs, hörte, daß Thomas Percy den Keller gemiethet habe und daselbst sein Feuerungsmaterial für den Winter aufbewahre, wollte er sich entfernen. Plötzlich bemerkte er einen Menschen, der sich zu verstecken suchte. Auf Suffolk's Frage gab er sich für einen Bedienten Percy's aus.

Suffolk spielte den Arglosen, er verließ den Keller, die Verschworenen aber athmeten freier, sie hielten sich nun vor jeder Entdeckung gesichert und fuhren in ihren Arbeiten fort.

Inzwischen erstattete Suffolk dem Geheimrathe Bericht, und es ward beschlossen, das Gebäude um Mitternacht zu umzingeln und zu durchsuchen. Suffolk leitete die Unternehmung auch diesmal. Man ergriff zwar nur den einen Mann, den der Lord schon vorher im Keller gesehen hatte, Guy Fawkes, aber er besaß Werkzeuge, die über seine Absichten keinen Zweifel ließen. In der Hand trug er eine Blendlaterne, Feuerzeug und Lunten. Man räumte das Reisig fort und fand die 36 Fässer Pulver!

Fawkes rief frech: „Hättet Ihr mir Zeit gelassen, so wäret Ihr mit mir aufgeflogen.“ In dem auf Befehl des König sofort angestellten Verhör gestand er unumwunden ein:

er habe den König und das Parlament in die Luft schleudern wollen und bedauere nur, daß es mislungen sei.

Beim Anblick der Marterwerkzeuge sank ihm der Muth, auf die Folter gespannt, gab er genaue Auskunft über das Complot und nannte seine Mitschuldigen.

Das Gerücht, von dem was geschehen, verbreitete sich blitzesschnell, auch die Verschworenen in London erhielten Kunde davon und eilten nach Warwickshire zu ihren Genossen, die der Prinzessin nachstellten. Sie beschlossen jetzt, die Standarte des Aufruhrs offen aufzupflanzen, alle Katholiken zu den Waffen zu rufen und im Bürgerkriege ihr Heil zu versuchen. Aber trotz ihres Feuereifers konnten sie nicht über 100 Mann zusammenbringen.

Von allen Seiten wurden die Aufrührer verfolgt und umstellt; endlich warfen sie sich in ein festes Haus zu Straffordshire und rüsteten sich daselbst zur äußersten Gegenwehr.

Eine überlegene Macht belagerte das Haus und forderte sie auf, sich zu ergeben. Sie wiesen die Aufforderung zurück und entschlossen sich, als ihnen keine Rettung blieb, einen Ausfall zu machen und sich mit den Waffen in der Hand durchzuschlagen. Da entzündete sich eine Pulvertonne, ein Theil des Hauses stürzte zusammen, die Flammen schlugen hoch empor, sie stürzten heraus und kämpften wie die Löwen, die meisten wurden niedergehauen, unter ihnen Catesby und Percy, nur wenige nahm man gefangen.

In London wurden etliche verdächtige Personen, namentlich der Jesuitensuperior Garnet, festgenommen und der Proceß begann.

Neben diesem Proceß wurde gegen die unliebsamen Großen, die man der entfernten Theilnahme bezüchtigte, ein Verfahren von der Sternkammer, dem damaligen Disciplinarhof, eingeleitet. Sie verurtheilte auf den Wunsch des Königs jeden Misliebigen, gegen den man einen Beweis der Mitschuld nicht zu führen vermochte.

So wurden die Lords Mordount und Stourton jeder zu mehrern Tausend Pfund Sterling condemnirt, weil sie an dem verhängnißvollen Tag fern vom Parlament gewesen, also verdächtig waren, um die Verschwörung gewußt zu haben. Der

Graf von Northumberland ward in den Tower geworfen, weil er seinen Vetter Thomas Percy unter die Compagnie der Edelleute des Königs aufgenommen hatte. Die Sternkammer erkannte gegen ihn eine Geldbuße von 3000 Pfd. St., Entsetzung von allen seinen Aemtern und Gefängnißstrafe, so lange es dem König gefallen würde.

Am 27. Januar 1606 wurden folgende Männer vor ein commissarisches Gericht von acht Lords gestellt:

Robert Winter, Thomas Winter, Guy Fawkes, John Grant, Ambrose Rookwood, Robert Keyes, Thomas Bates und Sir Everard Digby.

Die Anklage führte aus: die Verschworenen hätten sich auf Anstiften des Jesuitensuperior Henry Garnet und der Jesuiten Oswald Greenwell und John Gerrard verbunden, um den König, die Königin, den Kronprinzen Henry, die geistlichen und weltlichen Lords, die Mitglieder des Parlaments und alle darin versammelten Personen in die Luft zu sprengen. Zu diesem Zwecke seien große Massen von Pulver unter dem Parlamentsgebäude aufgehäuft worden, und Guy Fawkes habe es übernommen, sie anzuzünden. Ferner hätten sie die Prinzessin Elisabeth entführen und auf den Thron setzen wollen, endlich aber nach der Entdeckung des Complots die katholischen Unterthanen des Königs zur Empörung aufgewiegelt und sich des offenen bewaffneten Aufruhrs schuldig gemacht.

Die Vertheidigung der Angeklagten war so schwach, daß sie sämmtlich ohne weiteres für schuldig erklärt wurden. Auf die Frage, welche Gründe sie etwa gegen die Verurtheilung zum Tode vorbringen könnten, antwortete Thomas Winter: man möge ihn hängen. Robert Keyes erklärte: seine Glücksumstände seien verzweifelt, wenn er nicht so umkäme, müsse er auf andere Weise sterben, und für diese Sache erleide er den Tod am liebsten. Guy Fawkes und John Grant enschuldigten sich damit, daß die Verschwörung nicht zum Ausbruch gekommen sei. Robert Winter und Thomas Bates flehten um Gnade. Ambrose Rookwood

bekannte, daß seine That den vollen Zorn des Königs und die Entrüstung des ganzen Reichs verdient habe, indeß hoffe er doch auf Begnadigung. Er wolle zwar sein Verbrechen in keiner Art entschuldigen, aber er sei doch nur von Catesby, den er über die Maßen geliebt habe, verführt worden und nicht handelnd aufgetreten. Er bitte nicht aus Furcht vor dem Tode um Gnade, sondern der Schmach wegen, welche sonst in alle Ewigkeit auf seinem Namen und seiner Familie haften werde.

Auch Sir Everard Digby zeigte sich reumüthig. Er sagte, die Freundschaft für Catesby und der Eifer für seine Religion hätten ihn bestimmt, der Verschwörung beizutreten, und bitte nur um die Gnade, enthauptet zu werden und nicht sein Weib, seine Kinder und seine Verwandten dadurch zu strafen, daß man ihn einen schimpflichen Tod sterben lasse.

Die Angeklagten wurden ohne Ausnahme zum Tode verurtheilt und am 30. und 31. Januar an den Galgen gehängt.

Der Proceß gegen die auf frischer That ergriffenen Verschwörer war eine leichte Arbeit gewesen, jetzt begann die viel schwerere, den Proceß gegen den Superior der Jesuiten Henry Garnet, den man für den Kopf des Unternehmens hielt. Man hatte es mit einem Gegner zu thun, der sich klug und gewandt vertheidigte.

Am 28. März 1606 stand der Angeklagte in Guildhall vor einem Gericht von neun hierzu committirten Lords.

Der erste Staatsanwalt, Sir John Croke, trug die uns bereits bekannten Thatsachen vor, schmückte seine Anklage mit biblischen Floskeln und mit Citaten aus dem römischen Recht, und schwelgte in dem euphyisten Bombast der Zeitepoche und der überschwenglichen Sprache des aufblühenden royalistischen Cultus, der selbst den freigesinnten Engländer damals nothwendig erschien, um der päpstlichen Macht, die sich über die Kronen der Fürsten dieser Welt erhob, eine unantastbare königliche Gewalt entgegenzusetzen.

Wir theilen einige Proben mit.

„Da ist nichts so geheim und verborgen, was nicht offenbar werden soll, und der Gott, der die Könige regiert, jagt die Rathschläge der Bösen in den Wind.

„Ich rede mit Schaudern und Entsetzen von der verfaulten Wurzel dieses scheußlichen und verdammungswürdigen Verraths, von einer Schlechtigkeit, die unerhört ist. Wer kann davon sprechen, ohne in seinem Innersten zu zittern.

„Der Angeklagte Garnet ist von der Natur mit vielen Gaben ausgestattet, aber die Gnade Gottes war damit nicht verbunden, und da diese fehlte, ist er desto schlechter geworden.

„Am 9. Juli 1605 hat sich Garnet mit Catesby, dem Jesuiten Greenwell u. a. verschworen, den König und seinen ältesten Sohn zu ermorden, solch einen König und solch einen Prinzen, solch einen König und Vater, dessen Tugenden man besser schweigend bewundern als in Worten ausdrücken kann.

„Das Ziel der Verschworenen war, Aufruhr und Gemetzel im ganzen Königreiche hervorzurufen und die wahre Religion zu vernichten.

„Garnet hat sich für nichtschuldig erklärt, ich hoffe aber seine Schuld klar zu beweisen, daß jedermann im Volke sagen wird: «Du elender Unterthan, ich verdamme dich.»"

Nach dieser Einleitung erhob sich der zweite Kronanwalt Sir Edward Coke und fuhr fort: „Ich kann den Inbegriff der scheußlichen Machinationen und Greuelthaten nicht anders bezeichnen als Jesuitenverrath. Die Jesuiten sind die Urheber dieses großen Verbrechens, sie sind größere Verbrecher als diejenigen, welche es ausgeführt haben, und verdienen schwerere Strafe. Gott selbst hat dies, als er die erste Sünde im Paradiese richtete, anerkannt, denn die Schlange als die Urheberin traf eine dreifache, das Weib, welches den Mann verführte, eine zweifache und den verführten Adam nur eine einfache Strafe.

„Wir haben es mit dem Superior der Jesuiten zu thun, deshalb sind alle Verbrechen, welche dieser Orden begangen hat, seit er nach England gekommen ist, von Wichtigkeit.

„Garnet's Ankunft in England vor 20 Jahren war schon an und für sich ein Verrath, denn ein Gesetz hatte es für

Verrath erklärt, wenn ein in Rom geweihter Priester dieses Reich beträte.

„Garnet kam 1586 nach England, also in dem Jahre, wo die spanische Armada, welche der Papst getauft und gesegnet hatte, auslief, um uns mit Krieg zu überziehen. Die Jesuiten waren die Vorläufer der Invasion, und Garnet war unter ihnen. Aber die Königin schlug und vernichtete diese Armada unter dem Beistande Gottes.

„Seit die Jesuiten den Fuß auf englischen Boden gesetzt hatten, entstanden immer neue Complote. In den Jahren 1588—92 wollte Patrik Cullen die Königin ermorden und empfing von dem Jesuiten Gold, die Absolution und das Abendmahl. Es ward offen ausgesprochen, wenn nur Elisabeth plötzlich aus der Welt geschafft werden könnte, würde die katholische Religion siegen und alle Teufel der Hölle würden diesen Sieg nicht zunichte machen.

„Ein Jesuit Credwell in Spanien schrieb sogar ein Buch unter dem Titel «Philopater», welches diese höllische Politik vertheidigte.

„Im Jahre 1594 kamen Williams und York nach England, um die Königin umzubringen. Auch sie hatte der Pater Hold abgeschickt, auch sie hatten im Jesuitencollegium das Abendmahl empfangen, und auch dieses Attentat war von einer Druckschrift begleitet, welche es rechtfertigen sollte.

„Im Jahre 1597 kam Squire aus Spanien hierher, um auf das Geheiß des Jesuiten Walpole die Königin zu vergiften. Walpole hatte ihm Absolution ertheilt und den Eid auf das Abendmahl abgenommen, daß er den Mord vollbringen wollte.

„Im Jahre 1601 fehlte es an Meuchelmördern, man versuchte es deshalb wieder mit Krieg. Henry Harnet schickte den Jesuiten Greenwell und Thomas Winter an den König von Spanien und bot ihm die Dienste der englischen Katholiken an. Der König sagte eine Armee und 100000 Kronenthaler zu, die unter die Papisten vertheilt werden sollten.

„Der Papst erließ gleichzeitig zwei Bullen, die eine an den Klerus, die andere an die Laien. Der Inhalt derselben war, daß nach dem Tode der Königin nur derjenige Ansprüche

auf die Krone habe, welcher das Versprechen ablege, die katholische Religion nach besten Kräften zu fördern.

„Seit der Thronbesteigung Jakob's sind nicht zwei Monate verstrichen, ohne daß ein Attentat oder ein Verrath unternommen worden ist. Im März 1603 sandte Garnet den Christopher Wright nach Spanien, um Winter's Unterhandlungen fortzusetzen. Im Juni ward Fawkes von dem Jesuiten Baldrin und andern zu gleichem Zwecke nach Flandern abgeordnet.

„Garnet, Gerrard und andere Jesuiten kauften in demselben Monat Reitpferde und versprachen dieselben dem König von Spanien zuzuführen, sobald er landen würde. Zugleich mahnten sie nach der Vorschrift jener Bullen die Katholiken davon ab, dem ketzerischen Könige Gehorsam zu leisten.

„Einige Zeit nach Jakob's Thronbesteigung hatten Catesby und Garnet eine Zusammenkunft, der erste äußerte: der König habe sein den Katholiken gegebenes Versprechen gebrochen, deshalb werde es in England bald drunter und drüber gehen.

„Im ersten Jahre der Regierung Jakob's hatte Garnet für seine frühern Verräthereien einen Generalpardon ausgewirkt; der Pardon war durch die Gnade des Königs auf alle Theilnehmer ausgedehnt worden, und Catesby fürchtete, daß nun einer oder der andere von den Verschworenen in sich gehen und Enthüllungen machen würde. Er bat Garnet um Rath und legte ihm die Frage vor: ob es recht sei, mit vielen Schuldigen auch etliche Unschuldige zu verderben, wenn es sich um das Wohl der katholischen Sache handle.

„Garnet antwortete: in diesem Falle sei es ohne Zweifel recht, sie alle zusammen zu ermorden. Er berief sich darauf: wenn der Feind eine Festung besitze, in welcher einige Freunde wären und man könne sie durch Sturm nehmen, dann müsse man getrost stürmen, ob auch die Freunde umkämen.

„Auf Grund dieser Antwort ermahnte Catesby seine Getreuen zur Ausdauer, und die Pulververschwörung wurde beschlossen. Die Verbündeten leisteten einen Eid dahin: «Ihr sollt schwören bei der heiligen Dreieinigkeit und bei dem Sakrament des heiligen Abendmahls, welches ihr jetzt empfangen werdet, daß ihr dasjenige, was euch eröffnet werden

wird, weder durch Worte noch Winke enthüllen, daß ihr von der Ausführung nicht abstehen wollt».

„Hierauf beichteten sie und empfingen aus der Hand des mit gegenwärtigen Jesuiten Gerard das Abendmahl.

„Im März 1605 ward Fawkes wieder nach Flandern geschickt mit Briefen von Garnet, in welchen dieser forderte, daß man Truppen bereit halten und nach England einschiffen solle, sobald der Streich gelungen sei.

„Garnet schrieb auch an den Papst und bat ihn zu befehlen, daß die Katholiken in England ihre ganze Kraft auf das Pulvercomplot concentriren und vorerst keinen andern Aufstand machen sollten.

„Im Juni berathschlagte Garnet mit dem Jesuiten Greenwell, und beide kamen überein, daß nach erfolgtem Schlage einer aus dem hohen Adel zum Protector gewählt werden solle. Es wurden noch verschiedene Zusammenkünfte gehalten und endlich am 1. November in einer Versammlung aller Verschworenen die Rollen ausgetheilt. Garnet betete dabei für guten Erfolg des großen Vorhabens und citirte folgende Verse:

Gentem auferte perfidam
Credentium de finibus
Ut Christo laudes debitas
Persolvamus alacriter.

Die Abtrünnigen, Herr der Welt,
Verscheuch' vom Volk, das Glauben hält,
Auf daß mit frohem Herzen wir
Lobsingen können Christo dir."

Der Ankläger schildert sodann die Entdeckung, die Verhaftung und das Ende der Verschwörung, er erhebt den König und die Königin bis zum Himmel und schließt mit der Behauptung, daß die Beweise für jeden Punkt der Anklage durch die Aussagen Garnet's und seiner Mitschuldigen, sowie durch zwei glaubwürdige Zeugen geführt werden würden.

Garnet vertheidigte sich selbst und suchte sowol seine eigene Unschuld als die Unschuld seines Ordens zu deduciren. Wir übergehen, was er in letzterer Beziehung vorbrachte, und be-

schränken uns auf den Theil seiner Rede, der sich auf das Complot bezieht.

Er gab zu, von der Verschwörung Kenntniß gehabt zu haben, aber entschuldigte sich damit: „Ich durfte ja niemand entdecken, was ich wußte; denn das Geheimniß war mir in der Beichte anvertraut, und das Leben vieler Personen konnte gefährdet werden, wenn ich es enthüllte.“ Es ward ihm eingehalten, daß Catesby außerhalb der Beichte ihm seinen mörderischen Anschlag mitgetheilt habe, er entgegnete, daß dies nur in allgemeinen Ausdrücken geschehen sei und daß er ihm abgeredet habe.

Auf die Frage des Earl von Northampton: „Wenn Ihnen jemand heute in der Beichte bekennt, daß er morgen den König mit einem Dolche erstechen will, müssen Sie das geheimhalten?“ erwiderte er: „Ja, ich muß es geheimhalten.“

Hierauf entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem Earl Northampton und Garnet:

„Muß nicht der Absolution die Reue vorausgehen?“

„Ja.“

„Haben Sie Greenwell absolvirt oder nicht?“

„Ich habe ihn absolvirt.“

„Was hat Greenwell gethan, um seine Reue darzuthun? Hat er versprochen von dem Vorhaben abzulassen?“

„Greenwell sagte, er wolle sein Bestes thun.“

„Demnach scheint es, als habe Greenwell keine Reue an den Tag gelegt, und dann durften Sie ihn nicht absolviren. Hätten Sie nicht gewünscht, daß das Complot seinen Fortgang habe, so würden Sie es, nachdem Catesby sie im allgemeinen davon unterrichtet hatte, entdeckt haben.“

„Ich that, was ich konnte, um davon abzureden.“

„Master Garnet, sagen Sie selbst, ist es nicht ein bejammernswerther Zustand, daß die armen Katholiken in diesem Reiche, wenn der Papst oder der Ordensgeneral der Jesuiten oder Sie ihnen etwas befehlen, gehorchen müssen, gleichviel ob sie Leib und Seele dadurch gefährden?“

„Mylord, ich wünschte, ich hätte nie etwas von der Pulververschwörung erfahren.“

„Sie waren eingeweiht in alle Einzelnheiten, Sie leiteten

das Ganze und ertheilten Befehle, Sie sind der Superior der Jesuiten, dem alle Gehorsam schuldig sind — ja, ich denke, Sie waren der Chef, das Haupttriebrad der Unternehmung."

„Nein, Mylord, ich war es nicht."

Schließlich bat Garnet die Jury, ihn nicht auf Indicien und Vermuthungen hin zu verdammen, sondern ihm Glauben zu schenken.

Die Jury zog sich zurück und sprach nach einer Berathung von kaum einer Viertelstunde das Schuldig aus.

Der Lord-Oberrichter stellte noch einmal alle Beweise der Schuld Garnet's zusammen, dann verkündigte er, daß der Angeklagte zum Richtplatz geschleift, gehängt und dann geviertheilt werden solle.

Der 3. Mai 1606 war der Tag der Hinrichtung. Am Westende von St.-Paul war der Galgen aufgeschlagen. Ehe Garnet auf das Schaffot stieg, traten zwei anglicanische Geistliche an ihn heran und ermahnten ihn, frei und offen seine Schuld zu bekennen und sein Gewissen zu entlasten. Er ersuchte sie, sie sollten sich um ihn nicht bemühen, er sei vollkommen vorbereitet und bedürfe weder ihre Ermahnungen noch ihre Tröstungen. Zu denen, die um ihn standen, sagte er: die That, welche die Verschworenen hätten begehen wollen, sei grausam gewesen, er habe nur im allgemeinen Kenntniß davon gehabt, und sein Verbrechen sei nur, daß er nicht angezeigt habe, was er davon gewußt.

Der Recorder von London ließ sich noch in diesem Augenblicke in eine Debatte mit Garnet ein und suchte ihn zu dem Geständniß, daß er an der Verschwörung theilgenommen habe, zu bewegen. Der Delinquent blieb jedoch standhaft, er trat an den Rand des Schaffots und sprach: „Theuere Landsleute, heute am Tage der Kreuzesfindung bin ich hierhergekommen, um alles Kreuz in meinem Leben zu enden. Ich bekenne, daß ich mich gegen den König vergangen, und es betrübt mich, daß ich nicht offenbart habe, was mir von dem Complot bekannt war.

„Ich würde den Hochverrath, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, verabscheut haben und bedauere von Herzen,

daß Katholiken jemals eine so grausame Umwälzung beabsichtigt haben."

Hierauf kniete er nieder und betete. Als er sich wieder erhob, sagte ihm der Recorder, es scheine ihm, als wenn er noch immer auf Begnadigung hoffe, er möge sich aber ja nicht täuschen, er müsse sterben, und möge, wenn er ein dem Könige oder dem Staate wichtiges Geheimniß wisse, dies jetzt noch kundmachen.

Garnet gab kurz zur Antwort: „Mehr als ich bekannt habe, weiß ich nicht." Er stieg auf die Leiter und redete nochmals zum Volke: „Ich grüße alle guten Katholiken und bitte Gott, daß er den König erhalte und die Königin und ihre ganze Nachkommenschaft, auch die Lords des Geheimen Rathes, denen ich mich demüthig empfehle, und es ist mir sehr leid, daß ich sie getäuscht habe. Aber ich glaubte nicht, daß sie solche Beweise wider mich hätten. Ich bitte die Katholiken, daß sie meinetwegen nichts Schlimmes u. s. w. thun. Ich ermahne sie ernstlich, daß sie sich nie in Verrath oder Rebellion gegen den König einlassen."

Garnet bekreuzte sich und betete: „Mater Gratiae, Maria Mater misericordiae tu me a malo protege et hora mortis suscipe. In manus tuas Domine, commendo spiritum meum. Fugiat procul omne malignum. Infige crucem tuam in corde meo, Domine."

Die Leiter sank, und er hing, bis er todt war.

Die Erinnerung an die Pulververschwörung hat in England fortgelebt bis auf den heutigen Tag. Vor jeder Parlamentseröffnung findet eine Untersuchung der Keller statt, ob nicht Pulverfässer darin verborgen sind. Alljährlich am 5. November ziehen Scharen von Knaben durch die Straßen von London und singen:

Bitte, gedenke der Zeit!
Der fünfte November ist heut.

Denk an die Pulververschwörung.
Wär' es nicht arge Bethörung,
Wenn wir der Pulververschwörung
Nicht gedächten in aller Zeit.

Die Knaben sammeln patriotische Gaben und verbrennen eine Puppe von Lumpen und Stroh, welche Guy Fawkes, der mit dem Anzünden des Pulvers beauftragt war, vorstellen soll.

Ein englisches und ein nordamerikanisches Kriegsgericht.

1) Der Admiral Byng.

1756 und 1757.

Im Jahre 1756 drohte zwischen England und Frankreich ein Krieg auszubrechen. Die Collisionen der beiden Mächte in Amerika und auf den amerikanischen Seestationen wurden immer häufiger, die Verhandlungen deshalb immer gereizter. Noch war kein entscheidender Schritt gethan, aber beide rüsteten und beobachteten sich mit steigendem Mistrauen.

In Toulon sammelte sich ein französisches Geschwader, 12—15 Linienschiffe und eine große Menge Transportschiffe. Die englischen Consuln berichteten darüber nach London und meldeten zugleich, daß aus dem Innern Frankreichs starke Truppenabtheilungen nach der Küste des Mittelmeeres marschirten und daß die Schiffe nur für zwei Monate Proviant eingenommen hätten, also unmöglich nach Amerika bestimmt sein könnten.

In England schloß man aus diesen Anstalten, daß es sich um eine Expedition in der Nähe handeln müsse, und bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Insel Minorca angegriffen werden solle. Minorca war damals im Besitz der Engländer und als Station zum Schutz ihres Handels auf dem Mittelländischen Meere sowie als Waffenplatz von Wichtigkeit. Damals war die Insel nicht gehörig armirt, überhaupt hatte man für jenes Meer nur schlecht gesorgt. Es kreuzten zwar etliche Fregatten dort, aber es waren ihrer zu wenige, um einem Feinde wirksam entgegenzutreten.

Die Garnison der Citadelle St.-Philipps, der Hauptfestung der Insel, war schwach, und die Klagen des Gouverneurs hatte man nicht beachtet. Die Offiziere, welche in England auf Urlaub waren, erhielten nicht einmal Befehl, nach Minorca zurückzukehren, noch weniger fiel es der Regierung ein, Verstärkungen zu senden. Als man sich nicht mehr darüber täuschen konnte, daß es sich wirklich um eine feindliche Landung auf Minorca handelte, entschloß sich das englische Ministerium endlich, für die Vertheidigung der bedrohten Insel etwas zu thun. Aber man begnügte sich mit halben Maßregeln: statt eine der französischen überlegene Flotte ins Mittelmeer zu werfen, schickte man nur zehn Linienschiffe dorthin und übertrug das Commando dem Admiral John Byng, der einen berühmten Namen hatte, aber kein erprobter Seeheld war.

John Byng, der zweite Sohn des Lord Viscount Torrington, eines Mannes von ausgezeichneten Verdiensten, hatte sich schon in früher Jugend der Marine gewidmet und war allmählich zu dem Range eines Admirals emporgestiegen. Er galt für einen der besten Seeoffiziere, indeß hatte er noch niemals Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Befähigung zum Commandiren an den Tag zu legen, auch erfreute er sich keiner großen Popularität. Sein Rear-Admiral West dagegen ward als einer der geschicktesten und entschlossensten Seemänner hochgeschätzt und war sehr beliebt.

Die zehn Linienschiffe, welche Byng befehligte, zählten nicht zu den besten, kaum zu den mittelmäßigen Fahrzeugen, sie waren spärlich bemannt und hatten weder Brander noch Vorrichtungen für ein Hospital. Von Truppen führten sie nur ein Regiment mit sich, welches in Gibraltar gelandet werden sollte, ferner etwa 100 Rekruten und eine Anzahl von Offizieren, die zu der Besatzung von Fort St.-Philipps gehörten. Das Ministerium schien noch immer daran zu zweifeln, daß die Franzosen es auf Minorca abgesehen hätten, wenigstens erhielt der Admiral die Instruction, er solle bei seiner Ankunft in Gibraltar Erkundigung einziehen, ob die französische Flotte die Meerenge passirt habe, also nach England oder Amerika bestimmt sei. Für diesem Fall war ihm die Ordre ertheilt, etliche von seinen Schiffen dem Feinde nachzuschicken

Als Byng am 2. Mai 1756 in Gibraltar landete, war Kapitän Edgecumbe soeben mit einem Kriegsschiffe und einer Sloop aus Minorca angekommen und hatte die Kunde gebracht, daß die französische Armada in einer Stärke von 13 Linienschiffen und einer beträchtlichen Anzahl von Transportschiffen vor Minorca erschienen sei und 15000 Mann ausgeschifft habe. Der Admiral de la Galissonnière commandirte die Seemacht, der Herzog von Richelieu die Landmacht. Der englische Kapitän hatte sich zurückziehen müssen, weil ihm der Feind zu stark war.

Inzwischen hatte der Gouverneur von Gibraltar, General Fowke, vom Kriegsminister in London die Weisung empfangen, daß er ein Bataillon Infanterie an den Admiral Byng abgeben, und daß der letztere diese Truppen nach Minorca überführen solle.

Dieser Befehl stand nicht im Einklang mit der Instruction des Admirals, es wurde deshalb ein Kriegsrath zusammenberufen. Die Majorität der Stimme entschied; man solle nur ein Detachement Soldaten nach Minorca abgeben, um die Mannschaft des Kapitäns Edgecumbe, welcher zur Vertheidigung des Forts St.-Philipps Leute zurückgelassen hatte, wieder vollzählig zu machen.

Der Admiral berichtete diesen Beschluß des Kriegsraths nach London und schrieb an die Lords der Admiralität einen Brief, der für ihn verhängnißvoll wurde.

Er erklärte zuvörderst: wenn man ihn früher abgeschickt hätte, würde er noch rechtzeitig in Minorca angekommen sein und die Franzosen verhindert haben, einen Fuß auf die Insel zu setzen. Jetzt sei der Feind bereits vor ihm da. Dann klagte er bitter über die Beschaffenheit der ihm anvertrauten Schiffe, mehrere habe er schon in England reinigen lassen müssen, weil sie mit Seegras und Moos überwachsen gewesen, die Schiffe im Mittelmeere hätten sich in keinem bessern Zustande befunden. In Gibraltar fehle es an dem Nothwendigsten, an Magazinen, um seine Flotte zu verproviantiren und zu rüsten, die Arsenale und die Docks seien leer, sodaß er nur mit der größten Mühe seine Schiffe hätte ausbessern und in den Stand setzen können. Ferner setzte er auseinander,

das Fort St.-Philipps sei, wenn nicht eine bedeutende Landmacht die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung zwänge, verloren, er erachte es deshalb für unklug, noch frische Mannschaft hineinzuwerfen, diese würde nur die Zahl der Opfer vermehren. Uebrigens hielten es die besten Ingenieure in Gibraltar für ein Ding der Unmöglichkeit, Truppen hineinzubringen, weil die Franzosen auf beiden Seiten des Hafens Batterien aufgeworfen hätten, und er selbst theile diese Ansicht.

Der Brief machte böses Blut; denn der erste Theil enthielt eine directe Anklage gegen das Ministerium, daß es die Expedition verzögert, untaugliche Schiffe angewiesen, die Werfte von Gibraltar vernachlässigt habe. Der zweite Theil verrieth eine gewisse Zaghaftigkeit und konnte so gedeutet werden, als wenn der Schreiber auf ein Mislingen seines Unternehmens vorbereiten wollte.

Die Minister sahen voraus, daß der Nationalunwille losbrechen würde, falls Minorca verloren ginge, sie glaubten, der Admiral wolle sie dafür verantwortlich machen als diejenigen, welche ihre Pflicht versäumt hätten, es war begreiflich, daß sie, auf ihre eigene Rettung bedacht, sich darauf vorbereiteten, die Schuld eines etwaigen Mislingens auf den zu wälzen, der sie so hart anschuldigte.

Der Admiral gab ihnen durch sein Benehmen die Waffen selbst in die Hand.

Am 8. Mai ging er durch das kleine Geschwader des Kapitän Edgecumbe, einige andere Schiffe und einen Theil der Garnison von Gibraltar verstärkt, unter Segel. Als er sich der Insel Minorca näherte, sah er die britischen Farben noch auf dem Castell St.-Philipps wehen, aber mehrere Bombenbatterien feuerten auf die Festung. Er detachirte drei Schiffe unter Kapitän Harvey, welche die Mündung des Hafens recognosciren und dem Gouverneur, General Blacquenay, womöglich ein Schreiben mit der Meldung, daß die Flotte zu seinem Beistande angekommen sei, bringen sollten.

Ehe jedoch dieser Versuch, sich mit der Citadelle in Verbindung zu setzen, ausgeführt werden konnte, erschien südöstlich die französische Seemacht. Byng rief seine Schiffe zurück und formirte eine Schlachtlinie. Der Feind stellte sich ihm gegen-

über auf, aber bald darauf lavirte er, um die Windseite zu gewinnen, und verschwand wieder. Am andern Morgen segelte er von neuem heran, von beiden Seiten formirte man das Treffen, und um 2 Uhr nachmittags gab Byng das Signal, zwei Strich vom Winde abzufallen und anzugreifen. Der Rear-Admiral West fiel, weil die Entfernung noch zu groß war, sieben Strich vom Winde ab und schoß mit seiner Division auf die Schiffe ihm gegenüber los. Er griff sie mit Ungestüm an und drängte sie aus der Linie. Wäre er von dem Admiral gehörig unterstützt worden, so hätte die britische Flotte wahrscheinlich einen entscheidenden Sieg erfochten, aber die Hauptmacht kam nicht heran, das Centrum der Franzosen blieb in Ordnung und West konnte daher seinen Vortheil nicht verfolgen. Er wäre unfehlbar von den Franzosen eingeschlossen und von den Seinigen abgeschnitten worden.

Schon im Beginn des Gefechts war das Takelwerk des Schiffs „The Intrepid“, in Byng's Division in Unordnung gerathen. Es konnte nicht mehr richtig gesteuert werden und trieb auf das ihm in der Schlachtordnung zunächst stehende Schiff. Infolge dessen mußten sich mehrere andere Schiffe schnell zurückziehen und es entstand Verwirrung und Zögerung. Der Admiral hatte zwar ein vortreffliches Schiff von 90 Kanonen, aber er hielt sich fern und feuerte kaum etlichemal. Der Kapitän des Schiffs ging ihn an, auf den Feind loszugehen, aber Byng antwortete kühl, er wolle den Fehler des Admiral Mathews vermeiden, welcher in dem vorigen Kriege bei Toulon mit dem Admiralschiffe die Linie der französischen und spanischen Geschwader durchbrochen hatte, jedoch vereinzelt dem concentrirten Feuer der Gegner erlegen war. Er werde nur mit seiner ganzen Linie angreifen. Dieser Totalangriff konnte indeß wegen des oben erwähnten Unfalls nicht ausgeführt werden.

Der französische Admiral de la Galissonière hatte, nachdem ein Theil seines Geschwaders zerstreut war, ebenso wenig Lust zu einem ernsthaften Kampfe wie Byng. Als er den letztern zaudern sah, folgte er seinem geschlagenen Flügel mit vollen Segeln und war sehr froh, daß er sich, obwol er über

mehr Schiffe und mehr Kanonen verfügte, mit einem im Seekriege so erfahrenen Gegner nicht zu messen brauchte.

Der Admiral Byng signalisirte zur Verfolgung des Feindes, aber die französischen Schiffe gewannen einen so großen Vorsprung, daß sie ihm aus dem Gesicht kamen.

Etwa zehn Seemeilen von Mahon legte er an, sammelte seine zerstreuten Fahrzeuge und überzählte seine Verluste. Es waren 1 Kapitän und 41 Mann getödtet, 160 Mann verwundet. Drei Schiffe vermochten wegen Beschädigung ihrer Masten die See nicht zu halten, es gab viele Kranke und doch konnte kein Schiff zum Hospital eingerichtet werden. Byng berief einen Kriegsrath, zu dem auch die Offiziere der Landsoldaten gezogen wurden, und stellte Folgendes vor:

Die englische Macht sei weit schwächer als die französische, sowol an Geschützen als an Mannschaft. Der Feind habe den Vortheil, die Verwundeten nach Minorca senden und von dort Vorräthe und Verstärkungen herbeiholen zu können. Nach seiner Meinung sei es unmöglich, St.-Philipps zu entsetzen, deshalb schlage er vor, augenblicklich nach Gibraltar umzukehren, wo man sich unter dem Schutze der Festung befinde.

Der ganze Kriegsrath stimmte bei, die Flotte segelte sofort nach Gibraltar.

St.-Philipps mußte sich trotz der tapfern Gegenwehr seiner Garnison ergeben, weil alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden war und das englische Geschwader sich ungeschlagen auf die Flucht begeben hatte. Minorca war durch Byng's Schuld für die Engländer verloren.

Kaum war das Schreiben Byng's an die Admiralität, in welchem er über die Ereignisse berichtete, in England bekannt geworden, so erhob sich ein allgemeiner Schrei der Wuth und Rache. Das ganze Volk entbrannte in Zorn, und dieser Zorn ward durch geschickte Emissäre, die sich in alle öffentlichen Versammlungen drängten, von der Regierung selbst genährt und erhalten. Man schimpfte auf die Rathlosigkeit und die Feigheit eines englischen Admirals, man verspottete seine Gründe für den hastigen Rückzug nach Gibraltar, man sprengte

aus, mit Minorca sei auch die englische Herrschaft auf dem Mittelländischen Meere gestürzt, ja es sei die Macht der englischen Marine überhaupt gebrochen.

Mit einem Worte: John Byng wurde der Sündenbock des Ministeriums. Die wichtige Festung auf Minorca war durch die verkehrte Regierungspolitik und den Mangel an Energie den Franzosen in die Hände gefallen, dafür forderte das ergrimmte Volk ein Opfer, und John Byng oder das Ministerium selbst mußten fallen; denn durch ihre Schuld war so großes Unglück über England gekommen.

Die Minister wollten ihre Köpfe retten, deshalb lenkten sie den Haß auf den Admiral. Sein Charakter ward verunglimpft, sein Name beschimpft, sein Bildniß aufgehängt und verbrannt.

Schon am 16. Juni segelten Sir Edward Fowke und Admiral Saunders von Spithead nach Gibraltar mit dem Auftrage, den Admiralen Byng und West das Commando über die Geschwader im Mittelländischen Meere abzunehmen und den Gouverneur von Gibraltar seines Amtes zu entsetzen.

Als Byng das Schreiben der Admiralität erhielt, welches ihn von seinem Posten abrief, antwortete er fest und stolz, wie jemand, der sich bewußt ist, in allen Punkten seine Schuldigkeit gethan zu haben. Er setzte eine Art von Rechtfertigungsschrift auf, beging aber den Fehler, daß er darin neben stolzen, kühnen, mitunter beleidigenden Redewendungen eine kleinliche Berechnung anstellte, wie viele Kanonen der Feind mehr gehabt haben müsse. Dies gab natürlich von neuem Veranlassung zu Spottreden und bösen Anspielungen auf die Courage des Feldherrn.

Die oben genannten Offiziere hatten aber nicht allein den Befehl, an der Stelle des Admiral Byng die Führung der Flotte zu übernehmen, sie sollten ihn auch verhaften. Gleichzeitig waren die Commandanten aller Hafenplätze angewiesen worden, den besagten Admiral, wo er sich betreffen lasse, im Namen des Königs anzuhalten und nach London zu senden. Ein Mann wie Byng, der so fest an seinen Werth glaubte, solche Verbindungen in den höchsten Kreisen hatte und solche Briefe an seine Obern zu schreiben wagte, würde ohnehin

nicht geflohen sein, aber daran dachte man auch nicht. Jener officielle Schritt sollte einschüchtern, die Spannung auf die weitere Entwickelung der Sache vermehren und dies erreichte man vollständig.

Auf demselben Schiffe, welches ihre Nachfolger gebracht hatte, schifften sich Byng, West, der Gouverneur Fowke und verschiedene andere Offiziere, welche dem Kriegsrathe in Gibraltar beigewohnt hatten und deshalb in Ungnade gefallen waren, nach England ein. Der Rear-Admiral West wurde vom Könige sehr gnädig empfangen und von allen Seiten mit Ehren und Huldigungen überhäuft. Den General Fowke dagegen stellte man vor ein Kriegsgericht, welches ihn zum Austritt aus dem Dienste verurtheilte, und der Admiral Byng wurde als Gefangener in das Greenwich-Hospital abgeführt.

Inzwischen war der französische Admiral de la Galissonnière bald nach der Capitulation von St.-Philipps mit allen im Hafen erbeuteten Schiffen eilig nach Toulon zurückgefahren. Er hatte Grund zu schleunigem Rückzug; denn der neue englische Admiral Hawkes kam mit einer verstärkten Flotte heran, aber freilich zu spät — die französische Fahne flatterte auf den Wällen der Citadelle.

Frankreich und England boten um jene Zeit einen merkwürdigen Gegensatz dar: das französische Volk schwelgte im Entzücken über die Siegesnachricht, welche der Graf Egmont nach Paris gebracht hatte. Ueberall sah man Triumphbogen und Triumphaufzüge. Man pries den Eroberer von Minorca in Reden und in Gedichten, man sang in den Gassen Spottlieder auf die Engländer; ein Sieg über die Engländer, ein Sieg zur See war etwas so Seltenes, daß man seine Bedeutung weit überschätzte und sich der zügellosesten Freude überließ.

In England war die Stimmung im ersten Augenblick so trübe, als hätte man einen Tag von Cannä erlebt, als stände Hannibal vor den Thoren. Der Schmerz über einen empfindlichen, mehr den britischen Stolz kränkenden als die Macht schwächenden Verlust ging in einen Ausbruch des Unwillens über, wie er seit den Tagen der glorreichen Revolution nicht vorgekommen war. Der Schrecken, als der Prätendent Karl

Eduard sich vor zehn Jahren in raschem Marsche der Hauptstadt näherte und eine sechzigjährige Verfassung umzustürzen drohte, um eine andere verhaßte aus dem Grabe wieder zu erwecken, hatte die Nation betäubt, ihre Kraft aufgeweckt, aber nicht so ungeheuere Entrüstung hervorgerufen. Damals war es ein Kampf der Parteien, jetzt dagegen verschwanden alle Parteirücksichten, das Volk fühlte als Volk, die Ehre der Nation war verletzt, und diejenigen sollten es büßen, welche den englischen Namen verunehrt hatten.

Der Vertheidiger von St.-Philipps, General Blanqueney, hatte die Festung erst übergeben, nachdem ihm mit seinen Truppen ehrenvoller Abzug bewilligt worden war. Er wurde im Gegensatz zum Admiral Byng in den Himmel erhoben, und sein Lob tönte aus aller Munde. Streng genommen waren seine Leistungen gar nicht so übermäßig große, er hatte sich zwar tapfer gewehrt und alle Pflichten eines gewissenhaften Commandanten treu erfüllt, aber man konnte ihm vorwerfen, daß er zu früh capitulirt habe. Mannschaft hatte er nur wenig verloren, Vorräthe an Lebensmitteln und Munition besaß er noch in ziemlicher Menge, der Feind stand erst in einigen unbedeutenden Außenwerken und er hätte sich doch vielleicht halten können, bis der Admiral Hawkes ihn entsetzte. Alle diese Umstände wurden jedoch nicht beachtet, der General war nun einmal der Mann des Tages, der Liebling des Volks, während Byng Englands Ruhm beschimpft hatte, hatte Blanqueney ihn gerettet. Als er mit seinen Truppen landete, ward er mit Jubel empfangen, sein Weg bis London war eine Kette von Festlichkeiten und Ovationen, der König spendete ihm den Dank des Vaterlandes und erhob ihn zum irischen Peer.

John Byng war Mitglied des Parlaments. Das Ministerium zeigte dem Hause der Gemeinen an, daß er verhaftet sei und wegen seines Benehmens als Befehlshaber einer Flotte vom Könige vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle. Bis zum Austrag der Sache werde er an seiner Pflicht, im Hause zu erscheinen, verhindert sein. Bereits in ähnlichen Fällen war genau ebenso verfahren worden, das Unterhaus hatte nichts dagegen eingewendet, daß seine Mitglieder vor andere Gerichte

gestellt wurden. Diesmal begnügte sich das Parlament indeß nicht damit, diese Erlaubniß zu ertheilen, sondern beschloß noch außerdem einstimmig eine Adresse an den König. Es wurde darin um Vorlegung aller Papiere gebeten, welche auf die Eroberung von Minorca Bezug hätten; ferner verlangte das Unterhaus die Liste aller Kriegsschiffe, welche vom 1. August 1755 bis zum 13. April 1756 ausgerüstet worden seien, Copien aller in dieser Zeit an die Commandanten der einzelnen Stationen erlassenen Befehle, genauen Bericht über den Zustand aller britischen Kriegsschiffe in den verschiedenen Häfen zur Zeit von Byng's Abfahrt nach Minorca sowie deren Bemannung, Abschriften aller Instructionen an Byng und seine Antworten.

Das Parlament wollte klar sehen, es traute dem Ministerium nicht, und deshalb diese Anträge.

Die Minister lieferten alle Documente aus, das Unterhaus forderte immer mehr, und infolge dessen häuften sich die Massen von Papieren auf dem Tische des Parlaments so an, daß eine ganze, dieser Angelegenheit allein gewidmete Session nicht hinreichte, die Arbeit zu bezwingen.

Das ganze Haus hatte sich in ein Untersuchungscomité verwandelt, und dies war der Fehler. Eine Sache so dunkler, verdächtiger und verwickelter Art hätte von einer kleinen Zahl tüchtiger Fachmänner geprüft werden müssen. Da dies nicht geschah, hatte das Ministerium leichtes Spiel. Viele ermüdeten, viele waren zufrieden mit halben Aufklärungen, man eilte, um nur zu Ende zu kommen, und die Beschlüsse der Majorität fielen zu Gunsten der Regierung aus. Nicht wenig hierzu trug es bei, daß die Minister den Glauben rege zu machen verstanden, die Franzosen hätten eine Landung in England beabsichtigt und deshalb habe man Minorca nicht so wirksam schützen können, sondern vornehmlich die Vertheidigung der vaterländischen Küsten ins Auge fassen müssen.

Die Zahl der Kriegsschiffe, welche damals zur Verfügung standen, betrug gegen 250 mit 50000 Matrosen und Seesoldaten. Sechs Monate vor der Landung auf Minorca hatten die Minister Nachrichten erhalten, daß es jener Insel gelte. Diese Nachrichten stammten von den britischen Consuln in

Carthagena und Genua und von andern zuverlässigen Agenten. Schon im September 1755 hatte man Kenntniß von dem französischen Unternehmen, im April 1756 erst wurde es ausgeführt, man hatte also über ein halbes Jahr Zeit, und von England war innerhalb dieser Frist nicht ein einziges Regiment und nicht mehr als ein Dutzend Schiffe zum Schutze der Insel abgesendet worden. Bis zur Ankunft Byng's bestand die Seestation im Mittelländischen Meere nur aus 2 Linienschiffen und 5 Fregatten, und doch war der Admiral Osborn schon am 16. Februar 1756 mit 13 Linienschiffen und 1 Fregatte vom Convoi einer Kauffahrteiflotte zurückgekehrt und hätte recht wohl zum Entsatz der Festung abgeordnet werden können; denn die Küsten von England wurden damals noch immer von 8 Linienschiffen und 32 Fregatten, alle im besten Zustande, gedeckt, und außerdem waren 32 Linienschiffe und 5 Fregatten beinahe ausgerüstet.

Die Regierung hatte geduldet, daß 42 Offiziere von den Regimentern auf Minorca in England blieben, sie hatte nicht einmal Mineure angeworben, welche in St.-Philipps fehlten, sie hatte dem Admiral Byng sogar eine Fregatte zum Signalisiren, um die er bat, abgeschlagen.

In Summa: das Ministerium hatte seine Pflicht nicht gethan und trug einen großen Theil der Schuld an dem Falle der Festung. Das Parlament freilich hatte die Minister freigesprochen und der Minderschuldige sollte büßen, was seine Vorgesetzten gefehlt.

Am 28. December 1757 begann der Proceß wider den Admiral John Byng vor dem im Hafen von Portsmouth am Bord des Kriegsschiffs St.-George abgehaltenen Kriegsgericht. Byng war von Greenwich unter Escorte einer Abtheilung der reitenden Garde dorthin gebracht worden und hatte auf dem Wege fast in jeder Stadt und in jedem Dorfe nur zu deutliche Beweise von dem Hasse des Volks gegen ihn erhalten.

Die zahlreichen Zeugen, welche abgehört wurden, sagten im wesentlichen nichts anderes aus, als was wir bereits wissen und das Kriegsgericht sprach schließlich aus: „Der

Admiral Byng habe während des Treffens zwischen der französischen und der englischen Flotte am 20. Mai 1756 nicht sein Aeußerstes gethan, um die Schiffe des Königs von Frankreich anzugreifen und zu zerstören; er habe ferner die Schiffe seines Königs und Herrn, welche ins Gefecht gekommen, nicht so unterstützt, wie es seine Pflicht gewesen, und endlich, er habe nicht seine ganze Kraft angestrengt, um der Citadelle die erforderliche Hülfe zu bringen."

Die Richter erklärten einstimmig, daß der 12. Artikel der im zweiundzwanzigsten Jahre der gegenwärtigen Regierung durchgegangenen Parlamentsacte betreffend die Verwaltung der königlichen Schiffe und Marinetruppen auf ihn Anwendung finde. Dieser Artikel bestimmte: „Jede Person, welche zur Zeit des Treffens fortläuft, retirirt oder nicht in das Gefecht geht, oder nicht ihr Aeußerstes thut und zwar aus Feigheit, Nachlässigkeit oder Mismuth, hat den Tod verdient."

Auf Grund dieser Bestimmung fällte das Kriegsgericht das Urtheil: „Der Admiral John Byng solle erschossen werden zu der Zeit und am Bord desjenigen Schiffs, wie die Lordcommissare der Admiralität zu befehlen für gut finden würden."

Diesem harten Spruche ward jedoch ein mildernder Zusatz beigefügt: „Da aus den Zeugnissen der während der Schlacht in seiner Nähe befindlichen Offiziere hervorgehe, daß der Admiral während der Action kein Zeichen von Feigheit gegeben und in seiner Haltung und seinem Benehmen nichts von Furcht oder Verwirrung verrathen, daß er vielmehr seine Befehle ruhig, fest und entschieden gegeben habe, und da das Gericht auch aus andern Gründen der Ueberzeugung sei, daß seine falschen Maßregeln nicht aus Feigheit oder Mismuth herrührten, so werde er einstimmig und dringend der königlichen Begnadigung empfohlen."

Der Admiral hatte sich während der Untersuchung ruhig, würdig und liebenswürdig benommen; er hörte alle Zeugen aufmersam an, vertheidigte sich kurz und sachgemäß, stellte den Antrag, ihn ehrenvoll freizusprechen, und schien seiner Sache so gewiß zu sein, daß er seine Kutsche bereit halten ließ, um

sofort nach Verkündigung des Erkenntnisses nach London zu fahren. Ein Freund hatte einen Wink bekommen, wie das Urtheil ausfallen würde, er setzte den Admiral, damit derselbe auf alles gefaßt sein sollte, in Kenntniß, Byng fuhr in einer Aufwallung von Zorn auf, aber er glaubte nicht daran. Bei der Eröffnung des Urtheils konnten einzelne Mitglieder des Kriegsgerichts ihre Theilnahme und ihren Schmerz nicht unterdrücken, man sah mehrere der Richter Thränen des Mitleids vergießen, Byng selbst hörte die ganze Sentenz mit Ernst und Fassung an, er verbeugte sich leicht vor dem Präsidenten und entfernte sich mit würdevollem Anstand.

Die Offiziere, aus denen das Kriegsgericht zusammengesetzt war, begnügten sich nicht damit, den Verurtheilten der Gnade des Königs zu empfehlen, sie richteten noch außerdem ein Schreiben an die Admiralität, in welchem die Stelle vorkommt: „Wir können nicht umhin, Euere Herrlichkeiten unsere Trauer mitzutheilen; denn wir sind durch die barbarische Strenge des 12. Artikel gezwungen, einen Mann zum Tode zu verurtheilen, der nur aus Irrthum, aus Mangel an Talent und Urtheilskraft gefehlt hat. Der Buchstabe des Gesetzes läßt leider keine Milderung der Strafe zu, deshalb bitten wir sowol um unsers eigenen Gewissens willen, als um dem Gefangenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auf das inständigste, daß Euere Herrlichkeiten für den Admiral die königliche Begnadigung erwirken möchten."

Das Verfahren, welches eingeschlagen wurde, war ein ungewöhnliches. Statt die Bitte des Kriegsgerichts zu unterstützen, sandten die Lords der Admiralität das Schreiben an den König, begleitet von einem Schreiben ihrerseits, in welchem sie ihre Zweifel bezüglich der Legalität des Urtheilsspruchs ausdrückten, indem das Verbrechen der Nachlässigkeit, wegen dessen der Admiral verurtheilt worden sei, in den Proceßacten nirgends erwähnt werde.

Zu gleicher Zeit liefen von vielen Seiten Bittschriften ein, die Freunde und Verwandten Byng's boten alles auf, ihn zu retten.

Georg II. war persönlich nicht erbittert gegen den Admiral, offenbar sprach sehr vieles zu seinem Gunsten, und das

einstimmige, warme Fürwort der Richter mußte schwer ins Gewicht fallen.

Aber Intriguen der schlimmsten Art wurden in Scene gesetzt, das Geschrei nach Rache hallte noch einmal und verstärkt wie ein zurückkehrendes Gewitter durch das Land. Man gab dem König zu verstehen: die Hinrichtung des Admirals sei durchaus nothwendig, um die Wuth des Volks zu besänftigen.

Georg II. wollte gern von dem schönsten Rechte seiner Krone Gebrauch machen, aber er wagte es nicht und schlug einen Mittelweg ein. Er legte das Urtheil und die Bedenken der Admiralität den zwölf Richtern des Königreichs zur Prüfung vor. Diese gaben die Erklärung ab, daß jenes Erkenntniß völlig den Gesetzen gemäß sei. Hierauf erließ der Geheimrath an die Admiralität den Befehl, das Todesurtheil am 28. Februar 1757 zu vollstrecken.

Ein Mitglied unterzeichnete diesen Befehl nicht mit, sondern gab eine Protestation zu den Acten, in welcher es hieß: „Es ist nicht an mir, die Frage zu unterscheiden, ob der Admiral Byng den Tod verdient oder nicht verdient? wohl aber, ob ihm zufolge des wider ihn gefällten Urtheils und der darin aufgeführten Gründe das Leben genommen werden kann? Nach dem 12. Artikel verdient der den Tod, welcher zur Zeit des Treffens fortläuft, retirirt, oder nicht ins Gefecht kommt aus Feigheit, Nachlässigkeit oder Mismuth. Das Kriegsgericht spricht aber den Admiral von der Beschuldigung der Feigheit und des Mismuths ausdrücklich frei und erwähnt das Wort «Nachlässigkeit» nicht. Demnach trifft den Admiral keine der drei Bezeichnungen des 12. Artikel. Man könnte nun zwar behaupten, daß Nachlässigkeit doch vorhanden sein müsse, sonst würde das Kriegsgericht den Angeklagten nicht verurtheilt haben. Aber die etwa begangene Nachläsigkeit kann keine absichtliche sein, denn eine solche müßte in Admiral Byng's Lage entweder aus Feigheit oder Mismuth hervorgegangen sein, und diese beiden Vorwürfe hat das Urtheil als unbegründet erklärt. Uebrigens können Verbrecher dieser Art, die nicht ausdrücklich genannt sind, wol den Verdacht rechtfertigen, aber nimmermehr ein Bluturtheil. Nach

dem Begleitschreiben an die Admiralität hat das Kriegsgericht gesagt, daß es das Urtheil nur nach dem Buchstaben des Gesetzes und gegen seine bessere innere Ueberzeugung gefällt habe. Es ist also klar, daß er nach der Gewissensansicht der Richter den Tod nicht verdient, und es fragt sich nun, ob die wahre Meinung des Kriegsgerichts oder der Wortlaut ihres Spruchs entscheiden soll. Geschieht das letztere, so wird er gegen die Ansicht und Absicht seiner eigenen Richter hingerichtet, und das ist eine furchtbare Abnormität. Seine Richter halten seine Handlung nicht für ein todeswürdiges Vergehen, und doch bringen sie dieselbe aus Irrthum oder Mißverständniß unter einen Artikel des Kriegsrechts, der nach ihrer eigenen Definition darauf nicht anwendbar ist. Auf eine solche Sentenz hin darf man niemand das Leben nehmen."

Der Protest wurde zu den Acten gelegt und nicht weiter beachtet.

Als die Bestätigung des Todesurtheils bekannt geworden war, stellten mehrere Mitglieder des Kriegsgerichts im Unterhause den Antrag, das Parlament möge sie von dem Eide der Verschwiegenheit entbinden und ihnen gestatten, die Gründe ihres Spruchs zu entwickeln; es würden sich dabei verschiedene Umstände herausstellen, welche eine Vollstreckung des Urtheils nicht angemessen erscheinen lassen dürften.

Der Antrag ward abgelehnt, aber am 26. Februar ging durch den Staatssecretär Pitt eine königliche Botschaft ein des Inhalts: „Se. Majestät sei entschlossen, dem Gesetz in Betreff des Admirals Byng seinen Lauf zu lassen, es wären deshalb alle Begnadigungsanträge zurückgewiesen worden, jedoch habe der König in Erwägung des Umstandes, daß im Parlament selbst Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Urtheils erhoben worden seien, die Hinrichtung aufzuschieben für angemessen erachtet, damit man durch eine besondere eidliche Vernehmung der beim Kriegsgericht betheiligten Offiziere in Erfahrung bringe, welche Zweifelsgründe noch obwalteten. Uebrigens würde Se. Majestät das Urtheil vollziehen lassen, es sei denn, daß aus der angeordneten Vernehmung die Ungerechtigkeit der Sentenz erhelle."

Dieser Antrag war unerhört in der englischen Parlamentsgeschichte, und dennoch ging das Unterhaus auf die Botschaft ein. Es wurde eine Bill eingebracht, daß die Mitglieder des Kriegsgerichts ihrer Pflicht zu schweigen entbunden werden sollten. Diese Bill ging ohne Opposition durch. Als sie aber ins Oberhaus kam, stieß sie auf großen Widerstand. Die Lords forderten das Haus der Gemeinen auf, es möge denjenigen seiner Glieder, welche am Kriegsgericht theilgenommen, die Erlaubniß geben, persönlich vor dem Hause der Lords zu erscheinen, um dort bei der zweiten Lesung der Bill examinirt zu werden.

Die Gemeinen gaben diese Erlaubniß, die Mitglieder des Kriegsgerichts erschienen vor den Lords und wurden von ihnen examinirt. Trotzdem verwarf das Oberhaus die Bill fast einstimmig. Die Motive dieses Votums sind bisjetzt nicht aufgeklärt, und es bleibt räthselhaft, daß die Lords in einem solchen Falle dabei stehen blieben, es seien keine triftigen Gründe für die Begnadigung vorhanden.

Nun war jede Aussicht auf Rettung verschwunden, und der Admiral bereitete sich zum Tode. Sein Gefängniß war auf dem Kriegsschiffe Monarch im Hafen von Portsmouth; der Marschall der Admiralität bewachte ihn daselbst, ließ es ihm aber an nichts fehlen. John Byng war auffallend mild und freundlich, er zeigte sich weder unwillig über sein Geschick, noch furchtsam; ernst und gefaßt sah er die Hoffnung auf Begnadigung auftauchen und wieder verschwinden.

Der 14. März 1757 war der Tag der Hinrichtung. Die Boote des im Hafen liegenden Geschwaders umringten das Schiff, und eine zahllose Menge von Zuschauern drängte sich herbei zu dem blutigen Schauspiel.

Am Mittag verabschiedete sich der Admiral von seinem Beichtvater und trat, von zwei Freunden geleitet, aus der großen Kajüte auf das Quarterdeck, wo zwei Reihen Seesoldaten aufmarschirt standen. Mit festem Schritt und ruhigem Antlitz schritt er durch sie hindurch und stellte sich auf den zur Execution bestimmten Platz. Er wollte den Gewehren in die Mündungen sehen und mit unverbundenen Augen sterben, erst als man ihm vorstellte, daß die Soldaten dann nicht

genau zielen würden, band er sich ein Tuch vor das Gesicht, warf den Hut auf das Verdeck, kniete nieder und wehte mit einem zweiten Tuche zum Zeichen, daß er bereit sei. Die Salve krachte, und von fünf Kugeln durchbohrt sank er todt zu Boden.

Von dem Augenblick, wo er die Kajüte verließ, bis zu dem, wo sein Leichnam in den bereit stehenden Sarg gelegt worden, waren nur drei Minuten verstrichen!

Kurz vor der Hinrichtung hatte Byng dem Marschall der Admiralität folgende Erklärung übergeben. „In wenigen Momenten werde ich befreit sein von der Bosheit und rastlosen Verfolgung meiner Feinde. Ich bin davon überzeugt, daß mein Ruf dereinst gerechtfertigt werden wird; denn man wird erkennen, wie und warum man das Volk gegen mich aufgereizt hat. Man wird mich in zukünftigen Zeiten als das Opfer betrachten, welches die Entrüstung und den gerechten Zorn einer gekränkten Nation von denen ablenken mußte, welche die Schuld trugen. Heil mir, daß ich meine Unschuld kenne, daß ich für das Unglück, welches mein Vaterland betroffen, nicht verantwortlich bin! Ich wünsche herzlich, daß mein Blut zu Englands Glück vergossen werde, behaupte aber auch jetzt noch, daß ich dem Könige und dem Lande nach meinen besten Kräften gedient habe. Es betrübt mich, daß mein guter Wille von keinem bessern Erfolge gekrönt gewesen ist und daß mein Geschwader zu schwach war, um die ihm gestellte Aufgabe zu lösen.

„Die Wahrheit hat bereits über die Verleumdung gesiegt. Die Gerechtigkeit hat bereits den Flecken ausgetilgt, den man auf meinen Namen hat drücken wollen. Ich habe weder aus Mangel an Muth, noch aus gerechtem Misvergnügen gehandelt. Wenn aber mein Verbrechen nur Mangel an richtigem Urtheil ist, oder darin besteht, daß ich anderer Meinung bin als meine Richter, und wenn dennoch vielleicht der Irrthum auf ihrer Seite wäre — so vergebe Gott meinen Feinden, wie ich es thue. Der höchste Richter sieht in alle Herzen, er kennt auch die Beweggründe, ihm gebe ich die Gerechtigkeit meiner Sache anheim!“

Das stolze Wort des Sterbenden und seine zuversichtliche Appellation an die Nachwelt sind in Erfüllung gegangen. Das Bluturtheil erfüllte schon damals Europa mit Unwillen; denn man sah wol eine Römerthat, aber keine Römertugend. Heute sind alle Geschichtsforscher darüber einig, daß die Hauptschuld des Falles von Minorca die Minister trifft, sie opferten den Admiral, um nicht selbst zum Opfer zu fallen. John Byng's Verbrechen war nur, daß er zu vorsichtig operirte, daß er die Kanonen des Feindes zählte, statt wie die britischen Seehelden der Vorzeit, wie sein eigener Vater, der Eroberer von Gibraltar, mit dem Muthe des Löwen darauf loszugehen und zu siegen oder zu sterben.

---

2) Der Major John André.

1780.

Im Jahre 1780, in der kritischsten Periode der amerikanischen Revolution, beschloß Benedict Arnold, Generalmajor in der amerikanischen Armee, die wichtige Festung West-Point am Hudson, deren Commandeur er war, in die Hände des englischen Befehlshabers in Neuyork, Sir Henry Clinton, zu liefern. Es ist nicht völlig aufgeklärt, welche Gründe den verdienten und bis dahin geachteten Offizier zu dieser Verrätherei bewogen, nur soviel steht fest, daß er misvergnügt war, sich zurückgesetzt fühlte und für wirkliches oder eingebildetes Unrecht Rache nehmen wollte. Genug, General Arnold machte den Engländern das Anerbieten, ihnen West-Point zu übergeben. Sir Henry Clinton wußte, daß er den festen Platz nicht ohne die schwersten Opfer einnehmen würde und ging auf den Vorschlag mit Freuden ein.

Die Unterhandlungen wurden mit der größten Vorsicht geführt, man beobachtete das strengste Geheimniß. Britischerseits war der Major André, ein Mann von feinen Sitten und ungewöhnlicher Bildung, damit beauftragt.

André hatte sich ursprünglich dem Kaufmannsstande gewidmet und mehrere Jahre auf dem Comptoir eines der ersten

londoner Häuser gearbeitet. Er liebte ein junges Mädchen und seine Liebe wurde erwidert. Der Vater widersetzte sich jedoch der Verbindung und verheirathete seine Tochter an einen andern. Von diesem Augenblick an fühlte André sich tief unglücklich, er vertauschte die Feder mit der Muskete, um im Getümmel des Kriegs und im Gewühl der Schlacht seinen Schmerz zu vergessen. Er diente kurze Zeit in der canadischen Armee als Lieutenant, wurde aber schon im Herbste 1775 bei der Einnahme von St.-Johns gefangen nach Lancaster in Pennsylvanien geschickt und nach einigen Monaten ausgewechselt.

Ein kleiner Zug aus dieser Zeit läßt uns auf den Charakter des Mannes schließen. Als er gefangen wurde, zog man ihn nackend aus. Nur das Bild seiner Geliebten hatte er im Munde versteckt und auf diese Weise gerettet. Er schrieb an einen Freund: „Ich halte mich für glücklich, denn ich besitze mein Kleinod noch.“ Seine Liebe hatte die Stürme des Meeres und des Krieges überdauert.

André war ein schöner, liebenswürdiger Mann, ausgestattet mit seltenen Fähigkeiten und schönen Talenten. Er zeichnete, malte und schriftstellerte. Sein Tagebuch aus Amerika enthielt lebendige Skizzen der Sitten, Wohnungen, Kleidungen, Vergnügungen der Amerikaner und der Indianer; dem Texte waren colorirte Bilder, Pläne der Städte und landschaftliche Ansichten beigefügt. Er war ein Freund der Poesie, ein Kenner der Literatur. Seine Briefe beweisen guten Geschmack, scharfes Urtheil und lebendige Einbildungskraft.

André war der Liebling der Armee und der Gesellschaft, seine Vorgesetzten schätzten ihn, und General Gray ernannte ihn zu seinem Adjutanten. Als Gray nach Europa zurückkehrte und Sir Henry Clinton an seine Stelle trat, änderte sich das dienstliche Verhältniß André's in keiner Weise. Er war der Liebling auch des neuen Oberbefehlshabers, und dieser setzte so großes Vertrauen in seine Befähigung und sein Geschick, daß er ihm bald darauf den einflußreichen Posten eines Generaladjutanten übertrug.

André war damals erst Hauptmann, der Generaladjutant mußte aber Majorsrang haben, deshalb bat Clinton, ihn zu

dieser Charge zu befördern. Die Bitte ward abgeschlagen, weil André ein zu junger Offizier wäre. Der General entgegnete, er wüßte keinen geeignetern Mann, er würde daher André zu diesem Amte verwenden und keine definitive Ernennung vornehmen. Dies wirkte, André erhielt den Rang eines Majors, und Clinton wandte sich nun an den König, um die Bestätigung des neuen Generaladjutanten der Armee in Amerika zu erwirken. Das Gesuch ging drei Wochen vor André's Gefangennehmung ab, die Bestätigung langte erst drei Wochen nach seinem Tode an, obgleich er den Posten beinahe ein Jahr lang bekleidet hatte.

Dies war der Offizier, den Sir Henry Clinton beauftragte, in einer Zusammenkunft mit dem General Arnold die Bedingungen festzusetzen, unter denen letzterer West-Point räumen wollte. Um die Verbindung mit dem amerikanischen Commandanten zu erleichtern, hatte Clinton die Kriegssloop Vulture den Hudson hinauf bis nach Tellers-Point geschickt. Arnold schickte die Nacht ein Boot an Bord und André ging in einen weiten, seine Uniform bedeckenden Mantel gehüllt, ans Land. Die Unterredung führte zu keinem festen Abschluß, man kam dahin überein, daß André sich mit Arnold in das innerhalb der amerikanischen Vorposten gelegene Haus von Josua Smith begeben sollte. Hier einigte man sich am nächsten Tage. André erhielt von Arnold gewisse, auf die Lage und den Zustand von West-Point bezügliche Papiere, welche er in seinen Strümpfen versteckte, und wünschte nun, nach dem Vulture zurückgebracht zu werden. Josua Smith, der Bootsführer, weigerte sich jedoch unter dem Vorwande, daß er das kalte Fieber habe und folglich das Wasser meiden müsse. Ein anderer, mit dem Flusse bekannter Mann war nicht da, André entschloß sich deshalb, zu Lande nach Neuyork zurückzukehren. Er legte Civilkleider an und trat seine gefährliche Reise mit einem auf den Namen John Anderson ausgestellten Passe an. Smith begleitete ihn als Führer. Als er den größten Theil des sogenannten neutralen Gebiets zurückgelegt hatte, wich seine anfänglich düstere Stimmung, er wurde gesprächig und heiter; denn er glaubte, jetzt sei die Gefahr überstanden und sein schwieriges Unternehmen geglückt. Josua Smith verließ

den Major, der sich nun sicher wähnte und begab sich auf den Heimweg. André ritt wohlgemuth auf die nahen englischen Vorposten zu.

Nach einem im Staate Neuyork geltenden Gesetze konnte jedermann sich des Viehes bemächtigen, welches vom Innern des Landes über eine gewisse Linie hinaus nach der Stadt Neuyork gebracht wurde. Man nahm an, daß dieses Vieh für die in Neuyork liegenden Engländer bestimmt sei. Der Kriegsgebrauch hatte dies Recht auf die Habe der Viehtreiber ausgedehnt, denn man sah in ihnen Leute, welche die Engländer unterstützen wollten. Als André noch einige Meilen von Neuyork entfernt war, sprangen plötzlich drei bewaffnete Männer, die auf Beute lauerten, aus dem Gebüsch hervor und hielten ihn an. Er war so unvorsichtig, sie anzureden: „Meine Herren, ich hoffe, Sie gehören zu unserer Partei“, und setzte noch unvorsichtiger hinzu: „Ich bin englischer Offizier, ich war in Privatgeschäften auf dem Lande und bitte, daß Sie mich keine Minute aufhalten.“ Die Amerikaner zwangen ihn aber abzusitzen und fingen an ihn zu visitiren. Er berief sich zwar auf seinen Paß vom General Arnold, aber man nahm darauf keine Rücksicht, weil er sich selbst als einen Offizier der Engländer zu erkennen gegeben hatte. Bald genug wurden die in seinen Strümpfen verborgenen Papiere gefunden. Arnold bot für seine Freilassung eine große und immer größere Summen, aber vergeblich. Er wurde festgehalten und rückwärts zum Commandanten des nächsten amerikanischen Postens gebracht. Hier erkannte man sofort, welchen wichtigen Fang man gemacht, die Papiere wurden an den General Washington gesendet, und André richtete, in der Ueberzeugung, daß alles weitere Leugnen unnütz sei, folgenden Brief an den Generalissimus der Amerikaner:

Salem, den 24. September 1780.

„Mein Herr! Was ich bisher in Betreff meiner selbst gesagt habe, sollte nur dazu dienen, mich wo möglich aus der Gefahr zu ziehen. Ich bin jedoch zu wenig an Doppelzüngigkeit gewöhnt, als daß ich hätte Erfolg haben können. Ich bitte Ew. Excellenz, überzeugt zu sein, daß weder Sinnes-

änderung, noch Furcht für meine Sicherheit mich bewogen haben, an Sie zu schreiben, sondern der Wunsch, mich von dem Verdachte zu reinigen, ich hätte aus verrätherischen oder eigensüchtigen Absichten eine unwürdige Verkleidung angelegt. Eine solche Aufführung wäre sowol mit meinen Grundsätzen als mit meiner Stellung unvereinbar.

„Ich spreche nur für meine Ehre, nicht für meine Sicherheit. Ihr Gefangener ist der Major André, Generaladjutant der englischen Armee. Es ist im Kriege erlaubt, daß man auf einen feindlichen Befehlshaber Einfluß zu gewinnen sucht. Ich habe, von Sr. Excellenz Sir Henry Clinton in das Vertrauen gezogen, eine Correspondenz mit einem amerikanischen Offizier unterhalten und, um meinen Zweck zu erreichen, eingewilligt, jemand, der mir Nachrichten bringen sollte, an einem zwischen den Vorposten beider Armeen gelegenen Orte zu treffen. In dieser Absicht ging ich mit dem Kriegsschiff Vulture den Fluß hinauf und wurde in einem Boote ans Land geholt. Daselbst sagte man mir, der Anbruch des Tages verhindere meine Rückkehr, ich müsse daher bis zum nächsten Abend warten. Ich war in Uniform und hatte mich jeder daraus entspringenden Gefahr bloßgestellt. Gegen meine Bedingungen und Absichten wurde ich nach einem Ihrer Posten gebracht. Meine Gefühle bei dieser Gelegenheit werden Ew. Excellenz sich vorstellen können, ebenso meine Aufregung, als mir am nächsten Abend erklärt wurde, es sei unmöglich, mich auf dem Wege, auf welchem man mich abgeholt hatte, zurückzubringen.

„So war ich ein Gefangener und mußte auf Mittel zur Flucht denken. Ich legte meine Uniform ab und ward in der Nacht außerhalb der amerikanischen Vorposten auf neutrales Gebiet gebracht. Man sagte mir, hier wäre ich über den Bereich aller Streifpartien hinaus und überließ mir, allein nach Neuyork zu eilen. Bei Torrytown wurde ich von einigen Freiwilligen gefangen. Auf diese Weise, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu berichten, bin ich der Generaladjutant der britischen Armee in die erniedrigende Lage eines verkleideten Feindes innerhalb Ihrer Postenlinie gebracht worden. Da ich ein englischer Offizier bin, habe ich nur über mich

persönlich Eröffnungen zu machen, deren Wahrheit ich auf meine Ehre als Offizier und Gentleman versichere. Die Bitte, welche ich an Ew. Excellenz richte und welche Sie mir, wie ich überzeugt bin, nicht abschlagen werden, geht dahin, daß man mir, da ich nichts Ehrenrühriges begangen, sondern nur im Dienste meines Königs gehandelt und unfreiwillig zum Betrug gegriffen habe, bei aller von der Politik gebotenen Strenge eine achtungsvolle Behandlung zutheil werden lassen. Eine zweite Bitte ist die, daß mir gestattet werden möge, einen offenen Brief an Sir Henry Clinton und einen offenen Brief an einen Freund um Kleider und Wäsche zu schreiben. Ich erlaube mir an die Lage einiger Herren zu Charleston zu erinnern, welche, theils auf Ehrenwort, theils unter unserm Schutze daselbst befindlich, sich dennoch in eine Verschwörung gegen uns eingelassen haben. Obschon ihre Lage der meinigen nicht gleicht, könnten dieselben doch vielleicht Gegenstand einer Auswechselung sein, und die Behandlung, die ich erfahre, wird auf ihr Schicksal Einfluß haben. Im Vertrauen auf Ihre Großmuth und Ihre hohe Stellung habe ich Sie mit diesem Briefe belästigt und habe die Ehre u. s. w."

Die Verrätherei des amerikanischen Generals erregte im ganzen Lande einen Sturm des Unwillens. Das hatte kein Mensch erwartet, diese Nachricht schlug ein wie ein Blitz aus heiterm Himmel; daß ein angesehener, vielvermögender General den ihm anvertrauten Platz heimlich den Feinden hatte überliefern wollen, erschien vielen fast unglaublich.

Washington versuchte zunächst, sich des Verräthers zu versichern, aber Arnold war auf ein englisches Kriegsschiff geflüchtet und in Sicherheit. Nun bemühte sich der amerikanische Feldherr, den Verrath in seinen Folgen unschädlich zu machen und vor allen Dingen zu ermitteln, ob noch andere Offiziere bei dem Abfall betheiligt wären. In betreff André's wurden so energische Maßregeln ergriffen, wie sie durch den Krieg und die Wichtigkeit des Falles geboten waren. Washington ernannte eine Commission von sechs Generalmajors und acht Brigadiers unter dem Vorsitz des General Greene, diese sollten ihm einen genauen Bericht über die André'sche Sache erstatten und ein motivirtes Gutachten über die Straf-

barkeit des Gefangenen und die zu verhängende Strafe einreichen.

Die Commission versammelte sich am 29. September 1780 zu Tappon im Staate Neuyork. Major André wurde vorgeführt und ein Brief des General Washington verlesen, der so lautete:

„Meine Herren! Major André, Generaladjutant des britischen Heeres, wird vor Sie gestellt werden. Er kam wegen einer Unterredung mit dem General Arnold verkleidet in den Bereich unserer Vorposten und wurde innerhalb unserer Postenlinie verkleidet und mit einem auf einen falschen Namen ausgestellten Paß versehen gefangen. Versteckt bei ihm fand man die anliegenden Papiere. Nach vorhergegangener sorgfältigen Untersuchung werden Sie sobald als möglich einen genauen Bericht über die Lage seiner Sache abstatten, auch Ihre Meinung abgeben über das Licht, in welchem der Gefangene dabei erscheint und über die von ihm verwirkte Strafe. Der Auditeur wird dem Verfahren beiwohnen und der Commissar noch verschiedene in seinen Händen befindliche, die Angelegenheit betreffende Papiere vorlegen."

Zunächst wurden dem Major André die Namen der Commissionsmitglieder genannt und ihm eröffnet, daß man verschiedene Fragen an ihn richten werde, daß es ihm jedoch freistehe, dieselben unbeantwortet zu lassen und sich gehörige Zeit zur Ueberlegung zu nehmen.

Auf die Frage, ob die in der oben erwähnten Zuschrift Washington's enthaltenen Angaben richtig seien, erklärte er, die in seinem Briefe an den commandirenden General niedergelegte Darstellung sei wahrheitsgemäß.

Hierauf erzählte er kurz, was er vom Augenblick seiner Landung bis zu seiner Gefangennehmung erlebt hatte. Es erhellte daraus, daß er in der Nacht vom 21. September nicht weit vom Haverstrawberge in einem Boote ohne Flagge gelandet war, und daß er über seine Uniform einen weiten Mantel gezogen hatte. Er gestand, den General Arnold am Lande getroffen und eine Unterredung mit ihm gehabt zu haben. Seiner Aussage nach war, als er den Vulture verließ, ausgemacht worden, daß er womöglich noch dieselbe Nacht zurück-

gebracht, wenn dies jedoch nicht thunlich wäre, den Tag über an einem sichern Orte verborgen und nächste Nacht wieder an Bord geschafft werden sollte. Trotzdem hatte man ihm am andern Tage gesagt, er könne nicht nach dem Schiffe zurück und müsse den Landweg einschlagen. Erst dadurch, daß ihn, als er ans Land kam, eine Schildwache anrief, sei er inne geworden, daß er sich innerhalb der amerikanischen Postenlinie befinde. Die Einzelnheiten bei seiner Gefangennehmung erzählte er so, wie wir bereits mitgetheilt haben. Ebenso erkannte er die ihm vorgelegten Papiere als die bei ihm gefundenen an und räumte ein, daß er versucht habe, sich mit einem auf den Namen John Anderson ausgestellten Passe zu legitimiren.

Während des ziemlich lange andauernden Verhörs benahm sich André männlich und würdevoll, auf alle Fragen, die ihn betrafen, antwortete er schnell, offen und ohne seine Handlungsweise irgendwie zu bemänteln. In Bezug auf Dritte vermied er sorgfältig, einen Namen zu nennen, oder eine Andeutung zu geben. General Greene sprach z. B. von Smith's Hause, als dem Orte der Zusammenkunft. Darauf bemerkte André: „Ich sagte ein Haus, mein Herr, aber nicht, wessen Haus es war." — „Allerdings", antwortete Greene, „wir sind auch nicht berechtigt, Sie danach zu fragen."

Nach reiflicher Ueberlegung stattete die Commission diesen Bericht ab:

„In Berücksichtigung des Schreibens Sr. Excellenz des Generals Washington, des vom Major André abgelegten Geständnisses, sowie der ihr vorgelegten Papiere berichtet die Commission Sr. Excellenz dem Commandeur en Chef folgende auf den Major André bezügliche Facta: Erstens, daß derselbe in der Nacht des 21. September von der Kriegssloop Vulture behufs einer Unterredung mit dem General Arnold heimlicherweise ans Land kam. Zweitens, daß derselbe innerhalb unserer Postenlinie seinen Anzug wechselte und unter falschem Namen und verkleidet unsere Werke zu Stony und Verplants-Point am Abende des 22. September passirte und am Morgen des 23. bei Torrytown auf seinem Wege nach Neuyork in Verkleidung und im Besitze von Papieren, die Nachrichten

für den Feind enthielten, gefangen wurde. Nach reiflicher Ueberlegung dieser Thatsachen berichtet die Commission, daß Major André, Generaladjutant der britischen Armee, als feindlicher Spion zu betrachten und nach ihrer Meinung dem Völkerrechte und dem Kriegsgebrauche gemäß mit dem Tode zu bestrafen sei.

Das Kriegsgericht über den Major André verursachte in beiden Armeen eine große Aufregung. Die Entscheidung lag in Washington's Händen, und da so wesentliche Umstände zu André's Gunsten sprachen, gab man sich in vielen Kreisen, sogar im amerikanischen Heere, der Hoffnung hin, daß der Oberbefehlshaber Gnade für Recht ergehen lassen würde. Washington war jedoch der Ansicht, daß alle persönlichen Gefühle zurücktreten müßten, und daß dieser außerordentliche Fall eine exemplarische Strafe erfordere. Es gab nur eine Möglichkeit, André zu retten: seine Auswechselung gegen den verrätherischen General Arnold. Man gab dies dem britischen General indirect zu verstehen, Sir Henry Clinton weigerte sich aber, darauf einzugehen, weil er Arnold zu schützen versprochen hatte und mit seiner Ehre engagirt war, ihn nicht der Rache der Amerikaner preiszugeben. Im übrigen that er sein Möglichstes, um einem so verdienten Offizier wie dem Major André, der unter so eigenthümlichen Verhältnissen gefangen und verurtheilt worden war, das Leben zu retten. Er sandte sogar eine Deputation an den amerikanischen Commandeur, welche Beweismittel für Major André's Unschuld überbringen und es versuchen sollte, die Sache in einem andern Licht, wie die Untersuchungcommission, darzustellen. Auf Washington's Befehl fand eine Conferenz zwischen einem Mitgliede dieser Deputation und dem General Greene statt. Das Resultat dieser Besprechung änderte jedoch nichts in Washington's Ansicht und Entschluß.

Als man dem Gefangenen den Ausspruch der Commission mittheilte, verwunderte er sich nicht im geringsten; er zeigte überhaupt eine so gewinnende Freundlichkeit und so viel Ruhe und Ergebung, daß er allen, die mit ihm zusammenkamen,

Liebe und Bewunderung einflößte. „Ich sehe mein Schicksal kommen", sagte er zum Oberst Hamilton, „und obgleich ich weder den Helden spielen noch behaupten mag, daß mir das Leben gleichgültig ist, werde ich mich doch in alles ergeben, was geschieht; denn ich habe das Bewußtsein, nicht durch meine Schuld, sondern durch Unglück in diese Lage gerathen zu sein. Es ist nur eine Sache, die mich beunruhigt. Sir Henry Clinton ist gut gegen mich gewesen, ich schulde ihm viele Verbindlichkeiten und habe ihn so lieb, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, er möchte sich Vorwürfe machen und glauben, ich sei durch seine Befehle in die Gefahr gestürzt worden. Ich möchte um alles in der Welt keinen Stachel in seinem Herzen zurücklassen, der ihm seine künftigen Tage verbittern könnte." Thränen hinderten ihn, weiter zu sprechen, erst nach einer Pause war er gefaßt genug, darum zu bitten, daß man ihm erlauben möchte, an Sir Henry Clinton zu dessen Beruhigung einen Brief abzusenden. Die Bitte wurde gewährt und Major André schrieb:

„Ew. Excellenz ist ohne Zweifel schon von den Umständen unterrichtet, unter denen ich gefangen worden bin, vielleicht auch von dem ernsthaften Lichte, in dem mein Benehmen hier betrachtet wird, sowie von dem strengen Urtheile über mich. Unter diesen Umständen habe ich vom General Washington die Erlaubniß erhalten, dieses Schreiben an Sie zu senden. Meine Absicht ist es, Ihnen jeden Gedanken daran zu benehmen, daß ich mich durch Ew. Excellenz Befehle für verpflichtet gehalten hätte, mich der Gefahr auszusetzen. Ich habe die feindliche Postenlinie überschritten und mich verkleidet, beides geschah nicht auf Ihren Befehl und gegen meine Absicht. Ich bin vollkommen ruhig und gefaßt auf alles, was ich für meinen König und den Dienst leiden muß. Indem ich mich bei dieser Veranlassung an Ew. Excellenz wende, drängt sich mir das Gefühl der vielen Verpflichtungen auf, die ich Ihnen schulde und der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche ich für Sie empfinde. Von ganzem Herzen danke ich Ew. Excellenz für die viele Güte und Freundlichkeit, die Sie für mich gezeigt haben, und wünsche Ihnen alles Wohlergehen, das ein treuer und anhänglicher Untergebener nur wünschen

kann. Ich habe eine Mutter und eine Schwester, für die der Werth meiner Stelle*) ein bedeutender Gegenstand sein würde. Ich brauche mich, da ich von dem Wohlwollen Ew. Excellenz überzeugt bin, über diesen Gegenstand nicht weiter auszusprechen. Ich empfange sowol von Sr. Excellenz dem General Washington als von allen andern Personen, unter deren Aufsicht ich bin, die größten Aufmerksamkeiten. Mit der achtungsvollsten Anhänglichkeit bin ich" u. s. w.

André richtete ferner einen Brief an Washington, in welchem er in der beweglichsten Weise bat, ihn nicht am Galgen sterben zu lassen. Washington aber und die von ihm zu Rathe gezogenen Offiziere waren der Ansicht, daß kein Grund vorliege, den als Spion verurtheilten Major André in einer andern als der gebräuchlichen Weise hinzurichten. Freilich eine Grausamkeit, allein die Amerikaner übten damit nur das Recht der Wiedervergeltung aus. In einer Unterhaltung mit dem amerikanischen Major Tallmadge fragte André diesen Offizier nach seiner Meinung. Tallmadge gab ausweichende Antworten, André wurde immer dringender und nun sagte der Amerikaner: „Ich hatte einen sehr lieben Kameraden, Namens Nathan Hale. Nach der Schlacht von Long-Island wollte General Washington nähere Nachrichten über die Stärke, Stellung und die Bewegung des Feindes haben. Der Hauptmann Hale erbot sich, sie zu bringen und ging nach Brooklyn. Als er auf dem Rückwege die Vorposten passirte, wurde er gefangen. Wissen Sie den Ausgang der Geschichte?" fragte Tallmadge mit bedeutungsvollem Tone. „Ja", entgegnete André, „er ward als Spion gehängt. Aber Sie halten doch seinen Fall nicht für denselben wie den meinigen?" — „Für ganz denselben, und auch der Ausgang wird derselbe sein", erwiderte Tallmadge.

Aus Zartgefühl und Mitleid verschwieg man dem Gefangenen bis zur entscheidenden Stunde, daß sein Gesuch abgeschlagen war.

Die Hinrichtung war auf den 2. October 1780 anberaumt.

*) In der englischen Armee wurden die Offizierstellen verkauft.

In der Stadt Tappan erhob sich ein von allen Seiten weithin sichtbarer Galgen, eine zahllose Menschenmenge wartete, um mit eigenen Augen zu schauen, wie der englische Spion dem Tode ins Angesicht sehen würde.

Als man dem Gefangenen am Morgen ankündigte, daß das Urtheil um die Mittagsstunde vollstreckt werden würde, hörte er die Nachricht ohne sichtbare Erregung an. Alle die Anwesenden waren betrübt und gedrückt, er allein bewahrte seine feste Haltung und schickte sogar den Diener, der weinend in das Zimmer trat, hinaus, bis er gelernt habe, sich mannhafter zu betragen. Der General Washington hatte ihm Frühstück von seinem eigenen Tische gesandt. André aß wie gewöhnlich, rasirte sich dann, zog sich an, legte seinen Hut auf den Tisch und sagte zu den ihn bewachenden Offizieren: „Meine Herren, ich stehe Ihnen jeden Augenblick zu Diensten."

Als die Mittagsstunde geschlagen hatte, wurde eine bedeutende Truppenmacht in Parade aufgestellt, fast alle Generale und Stabsoffiziere fanden sich ein, alle traurig und niedergeschlagen. Washington und sein Stab waren nicht da. Major André ging von dem steinernen Hause, in welchem er gefangen gewesen war, Arm in Arm zwischen zwei Subalternoffizieren langsam und gemessen zum Schaffot. Die Tausende, welche ihre Augen auf ihn richteten, konnten in seinem Gesichtsausdruck keine Todesfurcht, kein Zittern entdecken. Er grüßte höflich die Herren, die er kannte und lächelte freundlich wie sonst. Es war sein sehnlichster Wunsch, erschossen zu werden und er fuhr unwillkürlich zurück beim Anblick des Galgens. Auf die Frage eines der ihn begleitenden Offiziere, was ihm wäre? antwortete er fest: „Ich habe mich darein ergeben, zu sterben, aber die Art des Todes verabscheue ich."

Vor dem Galgen stehend, war er erschüttert, er setzte den Fuß auf einen Stein, rollte diesen auf der Erde umher und bewegte die Kehle, als ob er schlucken wollte. Sobald er bemerkte, daß alles bereit war, stieg er auf den Wagen. Einen Moment ging ein Beben durch seinen Körper, dann aber richtete er den Kopf in die Höhe und sagte kaltblütig: „Es wird nur eine kurze Qual sein." Hierauf legte er seinen Hut und seine Halsbinde ab, nahm aus seiner Tasche ein weißes Schnupftuch

verband sich die Augen und legte sich den verhängnißvollen Strick ohne Beihülfe des Henkers selbst um den Hals.

Sein Diener schluchzte laut, viele von den Zuschauern weinten. Der Oberst Scommel gab ihm die Erlaubniß zu sprechen. André schob das Schnupftuch von den Augen und rief: „Sie alle sind meine Zeugen, daß ich mein Schicksal wie ein braver Mann ertrage."

Der Wagen fuhr unter ihm fort, er war fast augenblicklich todt.

So endete in seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre dieser ausgezeichnete Offizier, selbst von denen betrauert, die ihn gerichtet hatten. Kein Amerikaner kann diese Episode des Freiheitskriegs lesen, ohne tiefes Bedauern, daß ein solches Opfer nöthig war, und kein unparteiischer Engländer, sagt der Amerikaner, wird leugnen, daß André nach Kriegsgebrauch und gerecht gerichtet worden ist.

Ob es nicht Washington's würdiger gewesen wäre, wenigstens die letzte Bitte des Gefangenen, den ehrlichen Soldatentod, zu gewähren, ist eine Frage, die wir nicht entscheiden wollen. Das strenge Recht ist keinesfalls verletzt worden, denn André hatte als Spion den Tod am Galgen verwirkt und nicht einmal Sir Henry Clinton hat in seinem Bericht an die englische Regierung und in dem Tagesbefehle, welcher der Armee den Tod André's kundmachte, zu behaupten gewagt, daß die amerikanische Justiz einen Mord begangen habe. Nach den Gesetzen des Kriegs kann es eben vorkommen, daß ein Mann für eine Handlung, wegen deren ihn kein Soldat tadeln wird, einen schimpflichen Tod leiden muß.

Die Leiche des Majors André wurde im offenen Felde unweit des Hinrichtungsplatzes begraben, 40 Jahre später aber nach England gebracht und in der Westminsterabtei in der unmittelbaren Nähe des dem Todten von Georg III. errichteten Denkmale beigesetzt.

Die Ermordung Winckelmann's.

(Triest 1768.)

Am 1. Juni 1768 kam der berühmte Archäolog Winckelmann in Triest an. Eine unbestimmte Sehnsucht hatte ihn von Rom nach Deutschland getrieben, er wollte sein Vaterland und die Seinigen wiedersehen. Kaum auf deutschem Boden angelangt, ergriff ihn die Sehnsucht nach Italien, er ward in München und in Wien ehrenvoll empfangen und mit Auszeichnungen überhäuft, aber es trieb ihn zurück über die Alpen mit unwiderstehlicher Gewalt, zurück nach seinem geliebten Rom.

Er eilte von Wien wieder südwärts nach Triest, um sich hier einzuschiffen. Er kehrte in dem großen städtischen Gasthofe am Petersplatze ein und bezog im zweiten Stocke das Zimmer Nr. 10, welches die Aussicht auf den innern Hafen Mandrachio hat.

In dem kleinen Nebenzimmer Nr. 9, dessen Thüre von der Winckelmann's keine sieben Fuß entfernt war, wohnte seit zwei Tagen ein Fremder, der ohne Geld und Gepäck von Venedig angekommen war, aber den äußern Anstrich eines Gentleman hatte.

Der Fremde hieß Francisco Arcangeli, er war von mittlerer Größe, hatte ein dickes, braunes, etwas pockennarbiges Gesicht, graue Augen, eine kleine Nase, eine niedrige Stirn und schwarzes Haar. In seiner Jugend war er Koch, dann Bedienter bei verschiedenen vornehmen Herren. Er zog mit ihnen in Italien, Deutschland und Ungarn umher, stahl,

wurde ergriffen und vier Jahre ins Gefängniß gesetzt, nachher begnadigt, stahl von neuem und trieb sich als gemeiner Schelm und Gauner in den Küstenstädten am Adriatischen Meer herum, um eine Gelegenheit zum Geldverdienen aufzuspüren.

Trotz des abgeschabten Rockes war es ihm gelungen, in dem ersten Gasthofe aufgenommen zu werden, und an der Mittagstafel saß er zufällig an der Seite Winckelmann's. Er gab ihm Auskunft auf die Frage, ob kein nach Venedig segelfertiges Schiff im Hafen zu finden sei, und begleitete ihn auf seine Bitte zu dem Schiffspatron. Dieser war noch nicht bereit zur Abfahrt, Winckelmann erfuhr aber, daß ein anderer Schiffer noch in derselben Woche nach Ancona unter Segel gehen würde. Nach einer kurzen Siesta begab sich Winkelmann in Gesellschaft des gefälligen Arcangeli nochmals in den Hafen, sie fanden den Schiffer, dieser versprach, den nächsten Sonnabend oder Sonntag spätestens auszulaufen, Winckelmann schloß mit ihm ab und sicherte ihm ein Extrageschenk von zwei Dukaten zu, wenn er sein Wort hielte.

So waren beide bekannt geworden, Arcangeli hatte ihm mittelbar zu der Reisegelegenheit verholfen, er schien ein gewandter Mensch zu sein, der überall Bescheid wußte, er wohnte Thür an Thür mit ihm in demselben Wirthshause, kein Wunder, daß der arglose Winckelmann sich ihm anschloß. Geistreiche Männer pflegen oft auf Reisen nicht wählerisch in ihrem Umgange zu sein, ja man hat Beispiele, daß hochbegabte Männer gelegentlich mit recht einfältigen Schwätzern nicht ungern verkehrt haben. Auch Arcangeli, der spitzbübische Herumtreiber, gelang es, dem großen Winckelmann näher zu kommen, beide tranken zusammen Kaffee, plauderten miteinander, und als es Abend wurde, aßen sie auf Arcangeli's Stube. Am nächsten Morgen machten sie einen Spaziergang, frühstückten in einem Kaffeehause und saßen an der Wirthstafel beim Diner nebeneinander.

So ging es einen Tag wie den andern, Winckelmann gewöhnte sich allmählich an den Umgang des unwissenden, aber dienstfertigen, in seine Launen eingehenden Burschen.

Arcangeli wurde es nicht leicht, die Gentlemanrolle fortzuspielen, denn er war von allen Geldmitteln entblößt. Er

kannte überdies weder den Stand noch den Namen seines Gesellschafters und wußte nicht, ob es sich der Mühe verlohne, seine Kunst an ihm zu versuchen. Um Gewißheit zu bekommen, frug er ihn endlich direct: wer er sei? und entschuldigte seine Frage mit dem Vorgeben, daß er die Neugier der Wirthsleute befriedigen wolle.

Winckelmann schöpfte keinen Verdacht, er zeigte ihm seinen Paß, mehrere Empfehlungsschreiben an angesehene Handlungshäuser in Venedig und erzählte ihm, er sei wegen eines wichtigen Geschäftes nach Wien geschickt worden, habe dort bei der Kaiserin Maria Theresia und dem Fürsten Kaunitz Audienzen gehabt und von ihnen zwei goldene und zwei silberne Schaumünzen geschenkt erhalten.

Arcangeli bat Winckelmann nicht, ihm die Münzen zu zeigen, er wollte seinen Mann erst ganz ausstudiren. Aber andern theilte er bereits jetzt mit, was sein Herz bewegte: daß der Fremde schöne Gold- und Silbermünzen besitze, daß er Geld haben müsse und eine versiegelte Schachtel für den Cardinal Albany mit sich führe. Er halte den Mann für einen Juden, möchte aber gern wissen, wer derselbe eigentlich sei.

Arcangeli frug auch den Wirth des Hotels, bekam aber keine zuverlässige Auskunft.

Nach einigen Tagen sprach Arcangeli den Wunsch aus, Winckelmann möge ihm doch die Schaumünzen einmal vorlegen. Es geschah, und nun reifte in dem Buben der Entschluß, sich die Gold- und Silberstücke anzueignen, und wenn es nicht anders gehe, den Eigenthümer vorher auf die Seite zu schaffen.

Am 7. Juni kaufte er im Handlungsgewölbe von Pfneisel u. Comp. ein Messer mit einer Scheide. Er steckte es ein und ging in das Kaffeehaus, wo er Winckelmann traf. Sie geriethen in eine lebhafte Unterhaltung über die Reise, und Winckelmann äußerte voll Ungeduld darüber, daß der Schiffer, obschon der Termin längst abgelaufen war, noch immer zögerte, er wolle lieber zu Lande nach Venedig fahren.

Abends gegen 6 Uhr holte Arcangeli bei einer Krämerin für 3 Soldi Bindfaden. Er drehte ihn zu einer Schnur und knüpfte eine Schlinge daran. Messer und Schnur verbarg er

unter seinen Kleidern. Er hatte den Vorsatz gefaßt, Winckelmann umzubringen, wenn er, wie gewöhnlich, das Abendbrot auf seiner Stube verzehrte. Winckelmann kam, aber dem Mörder entsank der Muth, beide verbrachten den Abend in heiterm Gespräche, dann kehrte Winckelmann in sein Zimmer zurück und legte sich zur Ruhe.

Am andern Morgen, den 8. Juni, stand Arcangeli auf mit dem festen Entschluß, seine That nun auszuführen. Er schlich allein aus dem Hause, trank seinen Kaffee und spazierte auf und nieder, überlegend, wie er sein Ziel am sichersten erreichen könne. Winckelmann fand seinen Gefährten im Kaffeehause nicht und suchte ihn an mehrern Orten vergeblich. In das Hotel zurückgekehrt, machte er es sich bequem, er legte seine Oberkleider, die Halsbinde und die Perrüke ab, setzte sich an den Schreibtisch und fing an zu schreiben. Da trat der Italiener herein. Winckelmann erhob sich, begrüßte ihn und theilte ihm mit: das Schiff sei fertig, er werde endlich heute Abend fortkommen. Sein Herz floß über, als er von Rom sprach, er lud Arcangeli ein, ihn dort zu besuchen, und plauderte mit ihm von dem Cardinal Albani, der sein Freund und Gönner sei, von den herrlichen Palästen und Bauwerken Roms.

Arcangeli ging in seine Kammer, holte das Messer und die Schnur, steckte beides in sein Kamisol und kehrte unter dem Vorwande, daß er sein Schnupftuch vergessen habe, in Winckelmann's Zimmer zurück. Der Italiener frug, ob er nicht seine Schaumünzen einmal an der Wirthstafel zeigen wolle? Winckelmann erwiderte: Nein, er wolle kein Aufsehen erregen. Arcangeli fragte weiter: warum er nicht sagen wolle, wer er eigentlich sei? Winckelmann, dem diese Zudringlichkeit misfiel, entgegnete kurz: er habe keine Lust, sich zu erkennen zu geben, und setzte sich, ohne weiter Notiz von dem Italiener zu nehmen, an seinen Schreibtisch. Arcangeli trat hinter ihn, warf ihm die Schlinge um den Hals und zog sie mit aller Kraft zusammen. Winckelmann sprang in die Höhe und stieß den Mörder kräftig zurück. Arcangeli griff nun zum Messer. Winckelmann faßte, ohne sich zu besinnen, mit der einen Hand die Klinge, mit der andern seinen Gegner

an der Brust. Vielleicht hätte der stärkere Deutsche, obgleich er halb erwürgt war, gesiegt, aber im Ringen stürzten beide nieder. Winckelmann fiel unglücklicherweise rücklings und kam unter Arcangeli zu liegen, der auf ihm kniete und ihm mit dem Messer fünf Stiche versetzte.

Das Stampfen und das Getöse des Falles hatte den Kammerdiener Harthaber, der in dem unter Winckelmann's Zimmer befindlichen Speisesaale war, aufmerksam gemacht. Er ging die Treppe hinauf, lauschte, hörte ein Aechzen und Röcheln, öffnete die Thüre und sah, wie Arcangeli mit dem Messer in Winckelmann's Brust herumwühlte. Im Moment, wo die Thüre aufging, sprang der behende Italiener in die die Höhe, schob den ganz verblüfften Kammerdiener mit Gewalt beiseite und stürzte ohne Rock und Hut die Treppe hinunter zum Hotel hinaus, ehe jemand Zeit hatte, ihn anzuhalten.

Hartmann half Winckelmann aufstehen und frug ihn, was denn vorgegangen sei? Winckelmann, der die tödliche Schlinge um den Hals hat, kann kaum sprechen, er öffnet das Hemd auf der Brust, aus der ein Blutstrom hervorquillt und flüstert: „Sieh', was er mir gethan!" Der Kammerdiener wähnt, es handle sich um einen blutigen Streit zwischen zwei Freunden, er ermahnt ihn, ruhig zu bleiben, und läuft fort nach einem Wundarzte. Winckelmann sucht ihn vergeblich zu halten, er geht in Todesangst dem Cameriere nach, die Treppe hinunter, bis in den ersten Stock, um Leute zu finden, die ihn von dem furchtbaren Stricke befreien.

Die Stubenmagd Therese Baumeister will gerade in die Küche gehen, da hört sie hinter sich eine leise, gebrochene Stimme ächzen: „Jesus, Jesus!" Erschrocken dreht sie sich um und sieht, daß Winckelmann gleich einem Gespenste mit blauangelaufenem Gesicht, blutiger Brust und blutigen Händen wankend ihr nachgeht. „Therese! Therese!" Er winkt ihr flehend, daß sie ihm helfen soll. Aber das neunzehnjährige Mädchen ist über den Anblick so entsetzt, daß sie die Treppe hinunterspringt und laut schreit: „Herr Winckelmann bricht Blut!" Sie hat den Kopf verloren, rennt fort nach einem Beichtvater, dann nach einem Arzte, als sie heimkommt,

ist sie selbst so krank, daß sie zu Bett gebracht und ihr zur Ader gelassen werden muß.

Der unglückliche Winckelmann schleppt sich bis zum Zimmer des Wirths, es ist verschlossen, er muß zurück und bleibt am Treppengeländer stehen, mit der Linken hält er sich an, mit der Rechten drückt er die klaffenden Wunden zusammen. Theresens Geschrei hat das Haus alarmirt, es kommen die andern Mägde herbei, sie gaffen ihn an und halten ihn für wahnsinnig. Sie glauben, er habe sich selbst die Wunden beigebracht, sie fürchten, daß er in seiner Tollheit auch ihnen ein Leid anthun könne und fliehen.

Ein Mann, Antonio Vanino, der ihn erblickt, meint, hier thue vor allen Dingen ein Beichtvater noth, Hals über Kopf stürzt er fort, einen solchen zu holen. Ein anderer Mann, Francesco Pontini, wird selbst ohnmächtig, als er das grausige Bild sieht, ein Dritter, der Jäger Joseph Sutter hält die Schnur für einen Darm, der aus dem Unterleibe gefallen ist, und eilt, statt zu helfen, die Treppe hinauf, um seinem gnädigen Herrn über den schrecklichen Vorfall Bericht zu erstatten.

Endlich kommt ein vernünftiger, entschlossener Mensch, der Cameriere Movio, er begreift die Zeichensprache des Unglücklichen, löst die eng zugezogene Schlinge und sorgt dafür, daß der zusammenbrechende Winckelmann in sein Zimmer gebracht und niedergelegt wird.

Der Wundarzt verbindet die Wunden, sieht aber sofort, daß zwei derselben tödlich sind. Winckelmann hört, daß er verloren ist, er vernimmt die Botschaft mit Fassung und Ergebung. Die Gerichtspersonen finden sich ein und können nur noch mit Mühe von dem Sterbenden, der infolge des Blutverlustes und der gräßlichen Schmerzen oft in Ohnmacht sinkt, Aufschluß erhalten über das, was geschehen ist. Seine Erklärung lautet:

„Jener Verräther, der hier in der Kammer nebenan wohnte, machte sich mit mir bekannt und stellte sich, als wäre er mein Freund. Ich ließ ihn einige von meinen silbernen Schaumünzen sehen und zwei goldene. Darunter war eine große mit dem Bildnisse des Fürsten von Lichtenstein, welche

die Kaiserin mir in Schönbrunn verehrte. Diesen Morgen ist der Verräther wieder in mein Zimmer gekommen und bat mich, daß ich ihm noch einmal diese Münzen zeigen und ihm sagen sollte, wer ich wäre? Nachdem ich ihm erwidert: daß ich kein Aufsehen erregen und mich hier nicht nennen wollte, warf er mir plötzlich eine Schlinge um den Hals und wollte mich damit erdrosseln. Ich vertheidigte mich, so gut ich konnte, er aber versetzte mir mit einem Messer Stiche, ich weiß nicht wie viele, und darauf entfloh er und ließ mich in dem Zustande zurück, in dem ich mich befinde."

Auf die Frage: ob er den Menschen kenne, antwortete er: „Der Wirth muß es wissen, fragt ihn darüber."

Die Mordwerkzeuge, das Messer, welches Arcangeli in die Stube geworfen hatte, und die Schlinge wurden in Beschlag genommen, ebenso die Scheide, welche zu dem Messer gehörte.

Winckelmann besaß noch so viel Besinnung, daß er sein Testament zu Protokoll dictiren konnte, dagegen war er nicht mehr fähig, das Protokoll zu unterzeichnen. Er ernannte den Cardinal Albani zu seinem Haupterben und bat das Gericht, den Mörder mild zu beurtheilen.

Nach einem äußerst heftigen Todeskampfe hauchte Winckelmann unter großen Qualen nachmittags um 4 Uhr sein Leben aus.

Arcangeli war entflohen, er hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, seine Kleider mitzunehmen, geschweige daß er die Frucht seines Verbrechens, die Münzen, sich hätte zueignen können. Er stürmte fort aus Triest und suchte auf Seitenwegen Lazo d'Istria zu erreichen. Ein Straßenaufseher gab ihm den Rath, nicht dorthin zu gehen, weil man ihm bereits auf der Fährte sei, er solle sich lieber in einer Bauernhütte verbergen und den folgenden Tag nach Isola begeben.

Der Mörder folgte dem Rathe, es gelang ihm, sich seinen Verfolgern noch längere Zeit zu entziehen, aber zuletzt wurde er doch auf dem Wege nach Kroni ergriffen. Schon bei dem ersten Verhöre vor dem Kreishauptmann in Adelsberg gestand

er sein Verbrechen ein und ward in Fesseln nach Triest zurücktransportirt.

In der Untersuchung leugnete er anfänglich, daß ihn die Gier nach Gold zu der blutigen That getrieben habe, er kleidete das Ereigniß so ein, als wäre es ein im Raufhandel begangener Mord gewesen.

Er ward indeß widerlegt und gestand, suchte aber nach Vertheidigungsgründen, die zur Milderung seiner Strafe dienen könnten. Er sagte: Winckelmann habe sich an ihn herangedrängt und seine Dienste benutzt. Er habe den Deutschen für einen Juden oder einen Lutheraner gehalten und gemuthmaßt, daß derselbe ein Spion sei. Winckelmann sei selbst schuld an seinem Tode, denn er habe ihm die Münzen freiwillig gezeigt; der Teufel habe ihn verblendet, und der Kammerdiener hätte den Mord verhindern können, wenn er zugesprungen wäre, statt verdutzt wie ein Gimpel an der Thüre stehen zu bleiben.

Arcangeli zeigte sich in der Untersuchung als eine lascive Bedientenseele, ohne allen Halt und Geist. Es nimmt Wunder, daß ein Winckelmann mit einem solchen Lump eine ganze Woche täglich verkehren konnte, ohne sich mit Ekel von ihm abzuwenden.

Am 16. Juli verurtheilte das Stadt- und Landgericht von Triest den Angeschuldigten zum Tod durch das Rad.

Arcangeli geberdete sich bei der Publication des Urtheils wie ein Rasender, war aber, als der Tag der Hinrichtung herankam, muthig und gefaßt.

Am 20. Juli, an demselben Wochentage, in derselben Stunde, wo er das Verbrechen verübt hatte, auf demselben Petersplatze, dem Gasthofe gegenüber, wurde die Execution an ihm vollzogen.

Man hatte Winckelmann im Tode keine jener Ehrenbezeigungen gewährt, die man einem Manne von seinem Verdienst schuldig war. Archäologie und Kunstkritik waren damals für die Einwohner von Triest unbekannte Dinge. Erst als er im Schos der Erde ruhte, kam von allen Seiten Kunde, welchen Verlust die gebildete Welt erlitten hatte. Seine Gebeine

ruhen neben der Kirche San-Giusto, in einer Halle ist ihm 1832 ein bescheidenes Denkmal errichtet worden mit der Inschrift:

Joh. Winckelmanus domo Stendelia explanatori
praestantissimo antiquitatis. Manu advenae
proditoris hac in urbe peremtus est
a. 1768.

Die Ermordung des Malers Gerhard von Kügelgen.

(Dresden 1820.)

Der Maler Gerhard von Kügelgen lebte in Dresden in so glücklichen Verhältnissen, wie man es bei den Jüngern der Kunst nur selten findet. Er war hochgefeiert wegen seines edeln Charakters, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und seiner bedeutenden Leistungen. Er besaß ein nicht unbeträchtliches Vermögen, hatte eine ihn zärlich liebende Gattin und wohlgerathene Kinder.

Um sich ein Atelier zu einem größern Werke, einem für einen Freund in Riga bestellten Altarblatt, zu verschaffen, kaufte er an der Elbe einen Weinberg, auf dem reizendsten Punkte der sogenannten Loschwitzer Pflege, mit der schönen freien Aussicht auf die Elbufer und die Berge der Sächsischen Schweiz. Hier wollte er ein bequemes Wohnhaus für sich und seine Familie bauen, und dieser Plan beschäftigte ihn ungemein. Er schrieb im November 1819 an seinen Bruder: „Dies Häuschen soll uns ein Feenpalast werden, bis die Zeit kommt, wo wir durch ein noch kleineres, engeres Haus die Thüre finden zu dem großen Hause des himmlischen Vaters, wo viele Wohnungen sind und wo sich die ganze Familie einmal wieder beisammen finden wird. Sollte es Gott gefallen, mich bald nach Hause zu rufen, so hat meine Frau einen Witwensitz, von wo sie die Erziehung der Kinder leicht vollenden kann, da die Stadt nur eine Stunde Wegs entfernt liegt.

Es war eine Vorahnung, Kügelgen sollte, ehe er die Schwelle dieses Feenpalastes überschritt, in das kleinere, engere Haus eintreten.

In der Charwoche des Jahres 1820 war seine Stimmung besonders heiter. Sein Sohn war eingesegnet worden, und diese Feier hatte ihn gerührt und erhoben. Als ein Freund seine Freude aussprach über Kügelgen's glückselige Stimmung, sagte er: „Ich weiß, so finde ich es im Himmel wieder."

Am 27. März ging er wie gewöhnlich nachmittags in seinen Weinberg, um nach dem Baue zu sehen. Er fragte einen seiner Schüler, ob er ihn begleiten wolle, dieser war indeß verhindert, und Kügelgen ging allein.

Er kam gegen 5 Uhr an, ordnete und besorgte, was nöthig war, zahlte die Arbeiter aus, bestellte junge Birken für den Weinberg und ging zwischen 6 und 7 Uhr fort, um nach Dresden zurückzukehren.

Die Landstraße von Dresden nach Bautzen geht zwar über den Mordgrund, eine tiefe Felsschlucht, die nach der Elbe mündet, führt aber an den anmuthigen Elbvillen, an dem Linke'schen Bade, Findlaters u. s. w. vorüber und ist einer der frequentesten, sichersten Spaziergänge; auch als Landstraße ist sie fast nie menschenleer. Auf der Höhe hingeleitet, ohne tiefe Einschnitte, kann man sie fast überall leicht übersehen, und es war ein mondheller Abend.

Kügelgen kam nicht nach Haus. Die beunruhigte Familie sandte Boten aus. Der siebzehnjährige Sohn machte sich selbst mehrmals auf den Weg nach dem Weinberge, ohne Spuren des verschwundenen Vaters zu finden. Bei Kügelgen's regelmäßiger Lebensweise war kein Grund seines Ausbleibens zu vermuthen. Die Polizei ward in Kenntniß gesetzt, indeß auch ihren Nachforschungen gelang es nicht, irgendetwas zu entdecken.

Erst am 28. März gegen 9 Uhr fand der junge Kügelgen, als er in Begleitung eines Gensdarmen noch einmal an dem unten nach der Elbe zu belegenen Fußwege entlang ging, in einer Vertiefung des daselbst befindlichen Röhrenlagers hinter einem Feldraine den Leichnam seines Vaters.

Der entseelte Körper war bis auf die Unterhosen und das

blutige Kamisol nackt, das Gesicht von mehrern Hieb- und Stichwunden entstellt, der linke Augenwinkel, der linke Unterkiefer und das linke Schlafbein zerschmettert, das rechte Schlafbein zum Theil eingedrückt und zerbrochen.

Fußtritte, anscheinend von zwei Personen, gingen von der Bautzener Straße her über einen Sturzacker, an dessen Rande die Leiche lag. Nach allen Anzeichen war der Mord auf der Chaussee verübt, der Erschlagene über den Acker weg nach dem Röhrenlager geschleppt und daselbst entkleidet und beraubt worden. Kügelgen's Mütze fand man bald darauf auf demselben Felde, etwa 24 Schritte hineinwärts nach der Stadt.

Das Aufsehen, welches die Nachricht in Dresden erregte, war außerordentlich. Etwa 180 Schritte von dem bekannten Marcolinischen Vorwerke, einige hundert Schritte von dem Linke'schen Bade war ein harmloser Spaziergänger, der keine Schätze bei sich trug, ermordet worden. Wer war da noch seines Lebens sicher!

Der Schrecken stieg, als man sich erinnerte, daß vor einigen Monaten in derselben Gegend ein armer Tischlergeselle umgebracht worden war.

Schon am 29. März setzte die Regierung auf den Vorschlag des Justizamtes einen Preis von 1000 Thlrn. auf die Entdeckung des Mörders.

Noch an demselben Tage fanden Kinder, die beim aufgefahrenen Schutt hinter dem Accishause vorm Schwarzen Thore spielten, unter den Steinen einen blauen Tuchmantel. Es war der Mantel Kügelgen's. In der Tasche stak das kleine Gebetbuch, welches er stets bei sich führte.

Also mußte der Raubmörder in die Stadt geschlichen sein. Wahrscheinlich hatte er nicht gewagt, das große Kleidungsstück durch das Thor in seine Wohnung zu tragen, und es deshalb an jenem Orte verborgen, um es bei gelegener Zeit in Sicherheit zu bringen. Der Raubmörder war also wahrscheinlich ein Bewohner der Stadt!

Vom 29. März bis 4. April blieb die Publication der Regierung ohne Wirkung, obgleich man sie wiederholt durch Anschläge und in den Zeitungen bekannt machte und eine

genaue Beschreibung der geraubten Kleidungsstücke und der Uhr gab, welche Kügelgen getragen hatte.

Man entdeckte nicht die geringsten Anhaltepunkte und ging deshalb zurück auf den frühern Mordanfall.

Am 29. December 1819 hatte ein Fuhrmann auf der von Dresden nach Großenhayn führenden Chaussee, ungefähr 900 Schritte von dem Gasthofe „Zum wilden Mann" abends nach 6 Uhr den entseelten Körper des Tischlergesellen Winter gefunden. Er war noch mit Stiefeln, Strümpfen, Hosen und dem Hemde bekleidet, der Hirnschädel total eingeschlagen. Man hatte keine Spur, nicht einmal einen Fußtritt bemerkt, wol aber in Erfahrung gebracht, daß am Tage zuvor, am 28. December, in der Nähe des Wilden Mannes eine arme Frau von einem unbekannten, mit einem Militärmantel und einer Militärmütze bekleideten Menschen angefallen worden war. Er hatte sie freigelassen, weil ein Wagen kam, und war über die Felder nach dem Schwarzen Thore der Neustadt und den Kasernen zu entsprungen.

Der Soldatenmantel, die Soldatenmütze, die Flucht nach den Kasernen zu wiesen darauf hin, daß man den Räuber unter den Soldaten zu suchen habe, und diese Vermuthung bestätigte sich, als am 4. April ein jüdischer Handelsmann eine silberne Uhr an das Stadtgericht ablieferte, welche er am 28. März, noch ehe Kügelgen's Ermordung ruchbar geworden war, von einem Artilleristen gekauft haben wollte. Die Uhr gehörte Kügelgen.

Auf Requisition des Gerichts ließ die Militärbehörde sämmtliche Artilleristen in den Kasernen antreten. Der Jude ging die Reihen hindurch, konnte aber keinen von den Soldaten als den Verkäufer der Uhr wiedererkennen.

An demselben Tage begegnete er in der Stadt einem Soldaten in bürgerlicher Kleidung. Es war der Unterkanonier Johann Georg Fischer. Der Handelsmann glaubte in ihm den Verkäufer der Uhr zu erblicken. Er redete ihn deshalb an und ging eine Strecke Wegs mit ihm. Fischer stand Rede, sprach von seiner Uhr, gab aber verworrene Antworten, es sammelten sich mehrere Leute, auch ein Gensdarm kam hinzu, und als dieser hörte, wovon die Rede war,

arretirte er den Kanonier Fischer und führte ihn auf die nächste Polizeiwache.

Der Jude hatte den Verkäufer der Uhr erkannt, es war ein Soldat, wie die angefallene Frau ausgesagt hatte, er war bei dem Gespräche sehr confus gewesen und verhaftet worden. Im Volke galt es deshalb für eine ausgemachte Sache, daß der Kanonier Fischer der Mörder sei und daß es nur darauf ankomme, ihn zum Geständniß zu bringen.

Es verlautete auch bald, daß er ein Geständniß abgelegt habe. Bei seinem ersten Verhör am 4. April leugnete er allerdings beharrlich, die Uhr dem Juden verkauft zu haben; es machte ihn aber sehr verdächtig, daß er behauptete, kaum von dem Raubmord an Kügelgen sprechen gehört zu haben, eine Begebenheit, die doch jedes Kind in Dresden wußte. Desgleichen wollte er auch den Anschlag mit den 1000 Thlrn. Belohnung nicht gelesen haben, was ebenso unglaubwürdig schien. Aber schon am folgenden Tage, am 5. April, gestand er ein: ja, er habe die Uhr dem Juden verkauft, den Kügelgen aber habe er nicht ermordet und die Uhr nicht geraubt, sondern dieselbe — vor dem Schwarzen Thore gefunden!

Gleich nachher widerrief er und sagte, er sei durch die plötzliche Verhaftung gar zu sehr in Angst gesetzt worden, und und da ihm der Polizeigensdarm zugeredet und ihm versichert hätte, daß er so am besten wegkommen würde, habe er den Verkauf eingeräumt.

Er mußte seine Uniform anziehen und ward mit dem Juden confrontirt. Dieser erklärte, daß er in ihm den Verkäufer der geraubten Uhr nicht wieder erkenne. Fischer habe zwar mit ihm gleiche Länge und blondes Haar, allein „das Gesicht sei nicht dasselbe".

Hiermit fielen alle Indicien gegen den Kanonier Fischer bis auf seine unverständige Selbstangabe zusammen. Dennoch blieb er in Haft, weil nicht blos das Publikum, sondern auch die Gerichte an seine Schuld glaubten.

Nachdem er 14 Tage gesessen hatte, zeigte der Amtsfrohn am 18. April abends an: Fischer habe ihm soeben eingestanden, daß er den Herrn von Kügelgen umgebracht.

Noch in der Nacht ward vor ordentlich besetztem Gerichte ein Verhör mit ihm vorgenommen und Fischer bekannte, daß er der Mörder des Herrn von Kügelgen sei. Den Tischlergesellen Winter wollte er dagegen nicht ermordet haben.

Am 19. des Morgens kam der Amtsfrohn mit einer neuen Meldung: gleich nach dem Verhör habe er mit dem Gefangenen ein Gespräch gehabt und der letztere habe ihm auf seine eindringlichen Vorstellungen endlich bekannt, auch den Tischler Winter ums Leben gebracht zu haben.

Sofort ein neues Verhör, und was Fischer in der Nacht im einsamen Gefängniß dem Frohne bekannt hatte, gestand er auch bei Tageslicht vor besetztem Gerichte ein.

Am folgenden Tage, 20. April, ward er auf die Chaussee nach Bautzen, auf den Sturzacker und das Röhrenlager und auf die Chaussee nach Großenhayn am Wilden Mann geführt und räumte hier, unter Gottes freiem Himmel, auf den Mordstellen die doppelte Mordthat, wie vorher zu Protokoll, ein.

Aber schon am nächsten Tage, 21. April, erfolgte wieder ein Umschlag. Er widerrief beide Geständnisse und gab an: „Weil er doch so ganz unschuldig in Verdacht gekommen, habe er gern sterben wollen.“ Man hielt ihm vor, daß sein jetziger Widerruf mit diesem Wunsche sich nicht vereinigen lasse. Hierauf antwortete er: „Ach, er wolle auch jetzt noch gern sterben, man möge ihn martern, so viel man Lust habe.“ Dann äußerte er: „Er habe befürchtet, daß sein Arrest noch schwerer werden würde und deshalb habe er alles eingestanden.“

Am 23. April zeigte der Amtsfrohn an, Fischer habe alle seine Geständnisse gegen ihn wiederholt. Der Gefangene ward vorgeführt, gestand von neuem, widerrief aber schon am 27. April alles.

Am 24. April erschien der jüdische Handelsmann Löbel Graf vor Gericht und brachte an: am 3. Februar 1820 habe er von dem Unterkanonier Kaltofen einen stahlgrünen Oberrock und am 4. April einen dunkelblauen Tuchoberrock und ein Paar lange Beinkleider gekauft. Die Kleider seien ihm verdächtig vorgekommen, er habe daher den Verkäufer Kaltofen

neuerlich darüber zur Rede gestellt, dieser hätte anfänglich Ausflüchte gemacht, später aber angegeben, er habe die beiden Oberröcke von dem verhafteten Kanonier Fischer gekauft.

Johann Gottfried Kaltofen, ein vierundzwanzigjähriger junger Mensch, der als Bursche eines Offiziers nicht in den Kasernen wohnte, ward sofort verhaftet. Freimüthig gestand er ohne weiteres ein, dem Löbel Graf die Röcke verkauft zu haben. Er behauptete, Fischer, mit dem er übrigens nicht genauer bekannt sei, habe ihm die Kleider gebracht.

Fischer wiederholte zuerst, was er schon früher gesagt, daß er die Sachen des Tischlergesellen Winter an einen Juden veräußert habe. Dann gerieth er ins Leugnen und betheuerte: „er wisse von diesen Kleidern nichts und habe niemals einen Rock an einen Kanonier verkauft."

Man nahm nun eine Haussuchung in Kaltofen's Wohnung vor und fand daselbst drei Schlüssel, welche dem verstorbenen Kügelgen gehörten. Kaltofen wollte von den Schlüsseln nichts wissen, er begreife nicht, wie sie an den Ort gekommen, er habe sie noch nie gesehen. Nach einigem Besinnen fiel ihm ein, die Schlüssel hätten in dem blauen Rocke gesteckt, den Fischer ihm verkauft habe.

Fischer, der eben aus dem Verhör entlassen war, bat um nochmaligen Vortritt und bekannte nun von freien Stücken: er habe den Rock des Tischlers Winter und die andern Kleider an Kaltofen verkauft.

Als man ihn weiter fragte, stockte er plötzlich, noch ehe das Protokoll vorgelesen wurde, nahm er auch dieses Geständniß zurück, wiederholte, daß er an Kaltofen gar nichts verkauft habe und brach endlich in die Worte aus: „Nun kann ich nichts mehr sagen, mein Verstand steht mir still." Hierbei blieb er stehen, in jedem neuen Verhör versicherte er: „Ich habe weder den Herrn von Kügelgen noch den Winter umgebracht und mich selbst nur aus Furcht vor noch schwererm Arrest fälschlich angeschuldigt."

Am 27. April ließ sich ein dritter Kanonier, Kießling, der Compangnieschuhmacher melden und theilte mit: Kaltofen habe ihm kurz vor seiner Verhaftung gesagt, daß er den Herrn von Kügelgen mit einem Beile ermordet und in seinem

Quartiere noch einen Hosenträger und eine Weste des Erschlagenen versteckt habe; aber er wolle alles auf Fischern schieben. Vor 14 Tagen habe ihm Kaltofen ein Paar Commißstiefeln zum Besohlen gegeben, und als er sie abgeholt, dafür ein Paar andere, feinere zurückgelassen. Kießling übergab diese Stiefeln, es waren diejenigen, welche Kügelgen am Tage seiner Ermordung getragen hatte.

Kaltofen leugnete ruhig und entschieden jene Aeußerung gegen Kießling und wollte die feinern Stiefeln neu auf dem Markte gekauft haben.

Am 25. April wurde eine nochmalige Haussuchung bei Kaltofen vorgenommen. Man fand in einer Bodenkammer den größten Theil der dem Tischler Winter und dem Herrn von Kügelgen geraubten Gegenstände vor. Sie wurden Kaltofen vorgezeigt, und aller Augen hafteten auf dem jungen Manne, der bis dahin durch seine phlegmatische Ruhe und seine Bildung die Aufmerksamkeit und Verwunderung seiner Richter in Anspruch genommen hatte. Er war sichtlich überrascht und ohne Fassung; aber statt in Jammer und Verzweiflung auszubrechen und mit dem Bekenntniß seiner Schuld anzufangen, fuhr er auf Kießling los und überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen seines Verraths. Erst nachdem er seinem Zorne Luft gemacht hatte, legte er ein vollständiges Geständniß ab. Er bekannte, daß er den Tischler Winter und den Herrn von Kügelgen angefallen, ermordet und beraubt habe. Sein Geständniß wich von dem Fischer's in mehrern Punkten ab; auch sprach er Fischern von aller und jeder Theilnahme an beiden Mordthaten gänzlich frei.

Der Inbegriff seiner Angaben war folgender: Er brauchte Geld und ging deshalb in einer Woche, Ende December 1819, dreimal aus in der Absicht, den ersten, der ihm begegnete, zu erschlagen und zu berauben. Zu dem Zwecke steckte er ein Beil unter den Mantel und wählte den Weg auf der Chaussee nach dem Wilden Manne. Am 29. December kam Winter, den er früher niemals gesehen hatte, auf der Chaussee her, er ließ ihn vorübergehen, holte ihn dann wieder ein, ging eine Strecke mit ihm und versetzte ihm plötzlich mit dem Rücken des Beils einen Schlag auf die rechte Seite des Kopfs.

Winter sank zu Boden, Kaltofen versetzte ihm noch zwei tödliche Schläge auf den Kopf und nahm ihm dann einen Halskragen, Oberrock, Hut, Halstuch, Uhr, 1 Thlr. 10 gGr. Geld, zwei Bücher und einiges Handwerkszeug ab. Stiefeln und Beinkleider hätte er gern auch genommen; aber es machte ihm zu viel Mühe, sie auszuziehen; überdies ward er durch einen Wagen, der vom Wilden Manne herkam, gestört; er eilte mit seiner Beute rasch über die Felder nach der Neustadt zurück und in sein Quartier. Den Hut ließ er durch Kießling verkaufen, die andern Sachen verhandelte er an Juden.

Aehnlich verhielt es sich mit der an Kügelgen verübten Mordthat. — Kaltofen brauchte wieder Geld. Am Montag vor dem Osterfeste 1820 ging er mit dem Beile unterm Mantel die bautzener Straße hinaus, um — jemand aufzulauern und ihn zu ermorden. Da, wo es nach dem Meilensteine aufwärts geht, begegnete ihm ein Mann in einem blauen Mantel. Er ließ ihn eine Weile vorüber und folgte ihm dann. Eine Frau, die in derselben Richtung aber schneller ging, ließ er voraus, bis sie an den ersten Häusern verschwunden war. Dann näherte er sich seinem Opfer und gab ihm mit dem Beile einen furchtbaren Schlag auf den Kopf. Kügelgen stürzte besinnungslos nieder, Kaltofen packte ihn und schleppte ihn fort quer über den Sturzacker.

Der Unglückliche hatte keinen Laut von sich gegeben und sich nicht mehr gerührt, dennoch hieb ihn der Mörder noch mehreremal auf den Kopf. Dann sprang er nochmals auf die Chaussee zurück und holte zunächst den Stock, den Kügelgen dort hatte fallen lassen. (Vielleicht ist das die Erklärung für die Fußspuren von zwei Männern auf dem Sturzacker.) Kaltofen zog dem Todten den Mantel, den Rock, die Weste, die Hosen, das Hemd und die Stiefeln aus. Er nahm die Kleider, ferner die Uhr und 3 Thlr. 17 Gr. Geld, schlich sich mit dem Raube unten am Röhrenlager fort, ging vor dem Linke'schen Bade wieder auf die Chaussee, versteckte den Mantel am Schwarzen Thore unter einem Steinhaufen und erreichte unangefochten seine Wohnung.

Das Geständniß war in allen Stücken klar und bestimmt, nur der Umstand, daß Kaltofen den todten Körper so leicht

entkleidet, ihm namentlich auch die Stiefeln ausgezogen haben wollte, erregte das Bedenken, ob er nicht einen Gehülfen gehabt. Aber er beschrieb genau, wie er bei der Beraubung zu Werke gegangen, und stellte durchaus die Betheiligung eines andern in Abrede. Schon vor seiner Verhaftung hatte er zu Kießling geäußert: er begreife nicht, wie Fischer dazu komme, sich vor Gericht schuldig jener Mordthaten zu bekennen, da er doch gar nicht dabei gewesen sei.

Bei einer dritten Haussuchung kamen in einem mit Schutt angefüllten Winkel auch die dem Tischler Winter und dem Herrn von Kügelgen geraubten Halstücher zum Vorschein und der Jude erkannte in Kaltofen denjenigen Menschen, der ihm am Morgen des 28. März die silberne Uhr verkauft hatte, mit voller Sicherheit wieder.

Endlich bekannte Kaltofen auch noch zwei Diebstähle, von denen er den einen mit Kießling gemeinschaftlich verübt hatte.

Somit stand That und Thäterschaft in Ansehung Kaltofen's fest, und auch Fischer's Unschuld schien dargethan zu sein; denn Kaltofen erklärte in allen Verhören, Fischer sei ganz unschuldig, er habe nie mit ihm Umgang gehabt. Fischer selbst blieb vom 24. April an consequent dabei, daß er von den Mordthaten nichts wisse, noch am 2. Mai betheuerte er, daß er früher nur aus Angst vor härterer Behandlung im Kerker ein unwahres Geständniß abgelegt habe. Verdächtig war es allerdings, daß er bei seiner ersten Vernehmung angegeben hatte, er habe weder von dem Morde, noch von dem feierlichen Leichenbegängniß Kügelgen's, noch von der auf die Entdeckung gesetzten Prämie etwas gehört, während er doch selbst bei der Beerdigung zugegen gewesen war. Er wußte dafür keine andere Entschuldigung, als seine außerordentliche Bestürzung, und wiederholte immer wieder dieselbe Antwort: „damals sei er über die Verhaftung so in Schrecken und Angst gewesen, daß er nicht gewußt habe, was er sagen solle.“

Er hatte ferner die einzelnen Lokalumstände und den Weg gewußt, auf dem der Mörder vom Orte der That sich entfernt

haben sollte. Dies wollte er vom Amtsfrohn, der ihn um Gottes willen gebeten habe, zu gestehen, erfahren haben.

Der Amtsfrohn konnte unerlaubte Einwirkungen nicht ganz in Abrede stellen. Er hatte Fischern eine Nacht in die Pretzel bringen lassen — eine Fessel für gefährliche Verbrecher, welche Hände und Füße nahe zusammenhielt. Der Frohn entschuldigte sich: das sei nur geschehen, weil Fischer gedroht habe, er wolle sich das Leben nehmen; auch sei es erst einige Wochen nach dem zweiten Geständniß geschehen. Fischer dagegen behauptete, er habe schon in der Nacht vom 21. zum 22. April nach seinem ersten Erkenntniß in der Pretzel liegen müssen.

Fischer war, wie man auf den ersten Augenblick sah, ein höchst beschränkter, einfältiger Mensch, den jede unerwartete Frage in Verlegenheit setzte. Aus seinen frühern Verhältnissen ließ sich ihm nichts Nachtheiliges nachsagen, während seines sechzehnjährigen Soldatendienstes hatte er sich stets ordentlich, friedfertig und sparsam gezeigt, aber für stüpid gegolten und war von seinen Kameraden zum besten gehalten worden. Der Physikus fand bei ihm einen Andrang des Blutes nach dem Kopfe und erklärte, daß davon sein düsterer Blick und seine trübe Gemüthsstimmung herrühre. Er litt an Schwäche des Gedächtnisses und wurde von Schwermuth befallen, als man ihm eröffnete, daß er aus den Listen des Artilleriecorps gestrichen sei.

Kaltofen war erst 24 Jahre alt. Er hatte einen ziemlich guten Schulunterricht genossen, dann fünf Jahre lang an verschiedenen Orten treu gedient. Er war kräftig und wohlgebildet, stand in gutem Ruf und genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Daß er Verkehr mit anrüchigen Personen gepflogen, ließ sich nicht nachweisen; aber er hatte in der letzten Zeit gespielt und sich den Ausschweifungen der Wollust ergeben, deshalb reichte er mit seiner Einnahme nicht.

Dennoch ist ein großer Sprung von einem Spieler und Wollüstling, der in Geldverlegenheit ist, bis zu einem Menschen, der auf die Landstraße geht und den ersten besten ermordet, gleichviel ob derselbe viel, oder wenig, oder gar kein Geld bei sich trägt. Ob Menschenhaß, Rachsucht, oder blos Geldgier ihn getrieben, darüber ist weder von dem Gericht,

noch von seinem Beichtvater etwas Sicheres ermittelt worden. Er bekannte, daß er wohl gewußt habe, ein wie schweres Verbrechen der Mord sei, aber er wollte sich selbst nicht erklären können, warum er dieses Verbrechen begangen habe. Mehreremal sagte er im Verhör: „er danke Gott, daß seine Schandthaten an den Tag gekommen wären, sonst hätte er gewiß noch mehrere verübt; denn er sei ganz verblendet gewesen.“

Allmählich kamen mehrere bedenkliche Eigenschaften zur Sprache: er war gefühllos und eitel, man wollte auch Tücke in seinem Benehmen bemerkt haben, und es ward festgestellt, daß er schon früher die Kunst, seine Umgebungen zu täuschen, in hohem Grade verstanden hatte. Gewissensregungen will er nur kurz vor der ersten Mordthat und bei Kügelgen's Begräbniß verspürt haben.

Der Mörder war also bekannt und geständig, den Mord allein vollbracht zu haben. Fischer selbst bestritt jede Theilnahme, es lagen gegen ihn gar keine Indicien vor als seine frühern Aussagen, welche durch seine Angst vor größerer Strenge im Arrest und durch seinen schwachen Verstand hinlänglich gerechtfertigt schienen. Zu seinem Gunsten sprach noch eine sechzehnjährige unbescholtene Dienstzeit. Der untersuchende Richter trug auf seine Freilassung an. Das Collegium war jedoch anderer Ansicht. Seine Widerrufe, seine schwankenden Angaben verdächtigten ihn noch immer.

Ferner hatte man Gründe zu der Annahme, daß Kaltofen wenigstens den Mord an Kügelgen nicht ohne Mitschuldige verübt habe. Außer den Schlagwunden hatte man im Gesicht des Ermordeten auch tiefe Stichwunden gefunden, die wenigstens nicht von dem Beile, dessen Kaltofen sich bedient hatte, herrühren konnten. Endlich wollte er den Körper über den Sturzacker in der Art geschleppt haben, daß er ihn am Kopf oder Kragen ergriffen und so auf der Erde fortgeschleift hatte. Nach dem zu Protokoll genommenen Befunde war aber nichts von solchen Spuren eines Schleifens bemerkt worden, und, wenn man den Umstand hinzunahm, daß man zweier Männer Fußtritte auf dem Sturzacker entdeckt hatte,

so wuchs der Verdacht, daß Kaltofen mit einem Mitgenossen den Körper über den Acker getragen habe. Jedenfalls schien es dem Gerichte von Wichtigkeit, diesen Umstand genauer zu erforschen. Fischer schien nach den vorangegangenen Eingeständnissen betheiligt zu sein, und es ward deshalb auch gegen ihn mit der Specialinquisition verfahren.

Beide Inquisiten blieben in den articulirten Verhören bei ihren letzten Aussagen. Fischer gewann sogar, trotzdem, daß er auch hier häufige Spuren seiner großen Verstandesbeschränktheit und Gedächtnißschwäche zeigte, an Sicherheit in seiner Vertheidigung wegen der frühern Bekenntnisse: „Er habe von den Umständen beider Mordthaten sprechen hören und dann die Umstände so nach seinen Gedanken angegeben. Ihm sei's doch unerträglich gewesen, jahrelang im Gefängniß zu sitzen. Da habe er gefürchtet, noch mehr geschlossen zu werden; darum habe er gestanden, allein auch dann keine Ruhe gehabt und deshalb alles widerrufen." — „Wie aber konntest du den Weg bezeichnen", fragte man ihn, „den du nach Winter's Ermordung genommen haben wolltest?" — „Ich sagte erst, ich wäre links gegangen", erwiderte Fischer, „da meinte aber der Amtsfron, ich würde wol rechts gegangen sein, und da sagte ich: rechts!" Der Rechtsconsulent Eisenstuck, der Vertheidiger Fischer's, welcher die unglücklichen Selbstanklagen seines Clienten lediglich von der ihm widerfahrenen Behandlung herleitete, trug in einer sehr scharfsinnigen und gründlichen Vorstellung darauf an, daß Fischer aus der Amtsfronfeste fort und auf das Rathsstockhaus gebracht würde. Diesem Antrage ward stattgegeben.

Kaltofen blieb in dem Gefängniß unter der Obhut des Amtsfrons zurück.

Die Acten wurden am 12. September zur Abfassung des Endurtheils an den Schöppenstuhl in Leipzig eingesandt, aber sie mußten, ehe das Urtheil gefällt war, wieder zurückgefordert werden, weil einer der merkwürdigsten Zwischenfälle eintrat.

Am 5. October zeigte der uns wohlbekannte Amtsfron an: Kaltofen habe ihm gestanden, daß Fischer sein Gehülfe bei beiden Mordthaten gewesen sei.

Kaltofen wurde am 6. October vernommen und bestätigte es.

Derselbe Kaltofen, der ein halbes Jahr hindurch auf das bestimmteste erklärt hatte, daß Fischer unschuldig sei, der seine Verwunderung darüber ausgedrückt hatte, daß Fischer sich fälschlich als Mörder angegeben, derselbe Kaltofen behauptete jetzt, Fischer sei ebenso gut schuldig als er, er habe nur geschwiegen, weil sie sich verschworen hätten, einander nicht zu verrathen.

Fischer, welcher der Controle des Amtsfrons enthoben war, hatte diesmal keinen Rückfall. Er blieb fest und standhaft dabei, daß er von keinem der beiden Verbrechen wisse. Mit Kaltofen confrontirt, sagte er ihm dies ruhig ins Gesicht, ohne den noch ruhigern Kaltofen in seiner Angabe wankend zu machen.

Nach Kaltofen's neuern Mittheilungen hatten er und Fischer am 26. März früh zwischen 9 und 10 Uhr beim Spaziergange in der Neustädter Allee den Raubmord verabredet, aber es ward bewiesen, daß Fischer am 26. März in der gedachten Stunde auf der Magazinwacht gestanden hatte. Er war erst um 12 Uhr mittags zurückgekommen. Ebenso wurden andere von Kaltofen angegebene Umstände als unwahr dargethan.

Die Sache war überaus peinlich und zweifelhaft; denn welcher vernünftige Grund konnte Kaltofen zu dieser Unwahrheit, zu dieser falschen Denunciation gegen einen ihm gleichgültigen Menschen veranlaßt haben? Es kam daher darauf an, über Fischer's Verhalten während der Zeit der beiden Mordthaten Auskunft zu erhalten, und es ward von Gerichts wegen alles gethan, um für den beschränkten Menschen den Alibibeweis zu führen.

Am 27. März, abends gegen 8 Uhr, war Kügelgen angefallen und erschlagen worden. Fischer war an diesem Abende auf seiner Stube in den Kasernen, sowol beim ersten Verlesen, um 6 Uhr abends, als bei dem zweiten, nach 8 Uhr zugegen gewesen. Allerdings war er nach 6 Uhr, wie gewöhnlich, ausgegangen, jedoch bald nach 8 Uhr und vor dem Zapfenstreiche, der damals $8^1/_2$ Uhr geschlagen wurde, zurückgekehrt. Später war er nicht wieder ausgegangen, sondern hatte sich zu Bette gelegt.

Es ward die Entfernung des Orts, wo die That um 8 Uhr abends geschehen war, von der Stadt genau gemessen. Sie betrug bis zum Schwarzen Thore 3487 Schritte, ein Weg, den man in 25 Minuten gehen kann. Unter einer halben Stunde Zeit würde also Fischer, wenn er beim Morde zugegen gewesen, nicht in den Kasernen wieder habe eintreffen können. Er war aber, wie gesagt, nach 8 Uhr, jedenfalls vor dem Zapfenstreiche vor $8\frac{1}{2}$ Uhr in den Kasernen gesehen worden.

In Betreff der Ermordung Winter's ließ sich ein Alibi nicht feststellen.

Fischer selbst machte im Lauf der Verhandlungen die treffende Bemerkung: „Ebenso gut wie Kaltofen anfänglich ganz der Wahrheit zuwider angegeben habe, daß er, Fischer, die den beiden Erschlagenen geraubten Gegenstände an ihn, Kaltofen, verkauft haben solle, so könne derselbe auch jetzt sagen, daß er mit bei dem Mord geholfen habe. Eins sei so unwahr als das andere."

Der Vertheidiger Fischer's suchte die neue Anklage Kaltofen's aus dem unerlaubten Diensteifer des Amtsfrons zu erklären. Gleich wie dieser in der festen und ehrlichen Ueberzeugung, in Fischer den Thäter vor sich zu sehen, diesem ängstlichen und einfältigen Menschen das furchtbare Geständniß abgepreßt oder besser eingepreßt habe, so könne er auch jetzt auf Kaltofen eingewirkt haben. Da er den ihm entrissenen Fischer nun einmal durchaus zum Mordgehülfen habe stempeln wollen, wäre er in Kaltofen mit seiner neuerdings geschöpften Privatmeinung eingedrungen, nämlich, daß sich beide Mitschuldigen verschworen hätten, einander nicht zu verrathen.

Kaltofen's Vater und Schwester hatten ihn im Gefängnisse besucht und ihn zur Reue ermahnt. Kaltofen war gerührt und weinte heftig. Als er sich beklagte, daß die Sache so lange dauere, bemerkte die Schwester, man glaube, daß er die Mordthat nicht allein verübt habe. „Sie denken", sagte sie, „ihr habt euch verschworen." Sie stellte ihm vor, daß er eine große Sünde begehe, wenn er, ohne alles gestanden zu haben, aus der Welt ginge. Kaltofen erwiderte darauf:

er habe alles gestanden, wie es gewesen sei. Und einige Zeit nach dieser Unterredung machte der Amtsfron die Anzeige, daß Kaltofen sein Geständniß abändern und Fischern als seinen Mitschuldigen angeben wolle. Hatte der Amtsfron die Augenblicke der Rührung und Reue benutzt und das warme Eisen geschmiedet? — Der Fron hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Fischer des Mordes schuldig sei und seine Meinung wurde vom Publikum getheilt. Er war überdies in seinem Selbstgefühl dadurch gekränkt worden, daß der von ihm früher so trefflich bearbeitete Fischer ihm aus dem Netz gegangen, daß er seiner Aufsicht entzogen war, daß die Richter seine Ansicht verworfen hatten. Es war eine große Genugthuung, wenn er beweisen konnte, daß er im Recht gewesen sei. Hiernach scheint uns sehr begreiflich zu sein, daß er alle Mittel in Bewegung setzte, um wenigstens Kaltofen zu einem Geständniß zu bewegen, welches seinen Argwohn rechtfertigte. Es ist daher nicht sonderlich merkwürdig, daß der Fron Kaltofen zu bestimmen suchte, dasjenige anzugeben, was er selbst für gewiß und wahr hielt, es ist aber sehr merkwürdig, daß Kaltofen sich überreden ließ. Kaltofen war eine phlegmatische Natur, die allen moralischen Eindrücken von außen widerstand, man hat keinen rechten Grund, ihn für so satanisch boshaft zu halten, daß es ihm eine besondere Freude gewesen wäre, einen Unschuldigen in sein Geschick zu verwickeln und sich vorzunehmen: da ich sterben muß, soll der dumme Mensch auch sterben.

Und dennoch blieb Kaltofen vom 5. October bis zu seinem letzten Augenblicke hartnäckig bei der Behauptung, daß Fischer sein Mitschuldiger sei!

Als die Acten am 18. December an den leipziger Schöppenstuhl eingeschickt wurden, bestanden die Anzeigen gegen Fischer in folgenden Punkten:

1) Die Stichwunden in Kügelgen's Gesicht rührten von einem zweischneidigen Instrumente her, und Kaltofen wollte nur ein Beil benutzt haben.

2) Für einen einzigen Mann war es nicht leicht, den Körper von der Chaussee bis zum Röhrenlager zu schleifen,

auch deuteten die Fußspuren im Sturzacker darauf hin, daß mehrere Männer dort gegangen waren.

3) Einen entseelten Leichnam auszukleiden, erfordert Zeit, und insbesondere ist das Ausziehen der Stiefeln schwierig, wenn nicht ein zweiter Mensch hilft.

4) Eine Zeugin hatte ausgesagt, daß sie am 27. März abends in der achten Stunde zwei Menschen, die sie für Kanoniere gehalten, auf der Straße nach dem Schwarzen Thore habe kommen sehen. Der eine habe etwas unter dem Mantel getragen.

5) Kaltofen hatte in einem Briefe an die Seinigen, den er im Gefängniß schrieb, eines Mitschuldigen gedacht, ohne einen Namen zu nennen.

6) Fischer hatte geleugnet, von der Ermordung Kügelgen's gehört zu haben, war aber doch bei seiner Beerdigung zugegen gewesen.

7) Er hatte wiederholt gestanden, der Mörder zu sein und von den Lokalumständen wenigstens eine dürftige Kenntniß verrathen.

8) Kaltofen erklärte ihn für mitschuldig; und es gab keinen vernünftigen Grund für die Annahme, daß er einen unschuldigen Menschen, den er nicht haßte, durch eine Lüge hätte aufs Schaffot bringen wollen.

Zu Gunsten Fischer's sprachen dagegen mindestens ebenso gewichtige Umstände:

1) Sein früheres Leben: er war kein Mensch, dem man eine solche That zutrauen konnte.

2) Die Art und Weise seiner Geständnisse und seines Widerrufs zeugten von dem Einflusse, den der Amtsfron und dessen Drohungen geübt hatten.

3) Kaltofen hatte sechs Monate lang sich als den alleinigen Thäter bezeichnet und Fischer's Unschuld betheuert.

4) Kaltofen hatte noch vor der Einleitung der Untersuchung wider ihn zu Kießling geäußert, er begreife nicht, wie Fischer dazu komme, die Thäterschaft auf sich zu nehmen, da er doch an den beiden Verbrechen nicht betheiligt sei.

5) Kaltofen war im Besitz aller geraubten Gegenstände,

er allein hatte sie theils versteckt, theils verkauft und den Erlös für sich behalten.

6) Kaltofen hatte erwiesenermaßen mehrfach gelogen, als er die Details über die Verabredung zwischen ihm und Fischer und über die Mitwirkung Fischer's bei dem Morde erzählte.

7) Fischer war höchst wahrscheinlich zu der Zeit, wo Kügelgen erschlagen wurde, schon in der Kaserne gewesen.

Am 4. Januar 1821 erkannte der Schöppenstuhl in Leipzig für Recht: „Daß Kaltofen wegen des doppelten Raubmords mit der Strafe des Rads zu belegen, hiernächst ist wider Johann Georg Fischer wegen der ihm beigemessenen Theilnahme an der Ermordung Winter's und Kügelgen's in Mangel Verdachts weiter nichts vorzunehmen, derowegen derselbe von der Inquisition wieder zu entbinden und nach Leistung des Urphedens der gefänglichen Haft zu entlassen."

Kaltofen ergriff das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung, das Urtheil ward aber lediglich bestätigt.

Nun flehte er die Gnade des Königs an und stützte sich auch hier wieder darauf: daß er nicht der alleinige Thäter sei. Noch am 4. April erklärte er vor Gericht: er werde auf dem Schaffot vor aller Welt sagen, daß Fischer dabei gewesen sei. — Der König verwandelte die Strafe des Rades in die des Schwertes.

Das Urtheil des leipziger Schöppenstuhls hatte ein außerordentliches Aufsehen erregt. Nach der sächsischen Criminalpraxis war es noch nicht vorgekommen, daß jemand mit dem ausdrücklichen Vermerk: in Mangel allen Verdachts, freigesprochen worden war, nachdem man gegen ihn die Specialinquisition verfügt hatte. Das Urtheil war klar und deutlich, und dennoch zögerte man damit, die Untersuchung gänzlich als geschlossen anzusehen. Man entließ den Gefangenen zwar, aber man stellte ihn durch ein Rescript vom 1. Februar 1821 unter polizeiliche Aufsicht.

Fischer ging in seinen Geburtsort, kehrte aber bald darauf nach Dresden zurück. Hier wurde er, weil er keinen Paß besaß, verhaftet. Sein Vertheidiger richtete eine Immediat-

vorstellung an den König und bat, daß dem Urtheil gemäß Fischer von der Polizeiaufsicht entbunden und in volle Freiheit gesetzt, daß ihm auch ein ehrenvoller Abschied als Soldat ertheilt werde.

Inzwischen hatte der Geistliche, Magister Jaspis, Kaltofen zum Tode bereitet. Er nahm an ihm zuerst eine kalte entschlossene Bosheit wahr; in den letzten Tagen zeigte er größere Empfänglichkeit. Besuche liebte er sehr, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, wenn recht viele Menschen kamen, die ihn sehen wollten. Er blieb dabei, daß Fischer sein Mitschuldiger sei, erklärte aber zu wiederholten malen, er sei der verantwortliche Urheber der That und habe den Tod verdient.

In der letzten Nacht schlief er fünf Stunden ganz ruhig, dann zog er das Armesünderhabit an und griff wieder zur Pfeife. Im Augenblick, wo der Geistliche in die Stube trat, um ihn zum letzten Gange abzuholen, übergab Kaltofen ihm einen Zettel mit einer Art Bekenntniß. Er nannte darin mit Hochachtung die Namen der würdigen Männer Teller und Lavater, welche ein Buch für schwere Verbrecher und zumal für einen Mörder herausgegeben hätten, durch welches er bis zum letzten Hauche seines Lebens gestärkt worden sei. „Wollte Gott", heißt es am Schlusse, „daß mehrere und zumal Mitschuldige es mit wahrer Andacht lesen und zugleich eine ebenso rechtschaffene Reue haben möchten. Dieses wünscht ein mit Gott versöhnter und zu seinem Tode vorbereiteter Verbrecher."

In dem auf dem Marktplatze öffentlich gehegten peinlichen Gerichte beharrte Kaltofen bei seinem Geständniß, ohne bei dieser Gelegenheit Fischern der Theilnahme zu beschuldigen. Er sprach das Ja, welches den an Winter verübten Mord betraf, rascher und entschlossener aus, als da Ja, welches sich auf den Mord Kügelgen's bezog.

Auf dem Wege zum Richtplatze weinte er und sagte ohne alle Veranlassung zu dem Geistlichen, der ihn begleitete: „Mir ist wohl." An den Stufen des Schaffots richtete er seine Blicke auf die Menge, dann bestieg er das Blutgerüst mit hastiger Eile. Hier wurde ihm nach gesprochener Beichte die Absolution ertheilt. Er hatte die Beichte stotternd hergesagt und überhaupt war jetzt seine Todesangst nicht zu

verkennen. Allein nach der Einsegnung ermannte er sich, stand auf und sprach die Worte: „Meine Herrschaften, Fischer hat dieselbe Strafe verdient, die ich jetzt erleide.“ Dann setzte er sich gefaßt nieder, strich die Haare aus dem Nacken und empfing den Schwertstreich.

Seine Worte waren vom Volke gehört worden. Sie brachten eine ungewöhnliche Aufregung hervor. Wer konnte an der Wahrhaftigkeit dieses vierundzwanzigjährigen, wohlgebildeten Verbrechers zweifeln, der die Theilnahme aller, besonders der Frauen, durch seinen gefälligen Anstand, durch die von aller Frechheit entfernte Ruhe in seiner Haltung in hohem Grade erregt hatte! Derselbe Fischer, der sich früher selbst als Mordgehülfe angegeben, den der so fromm sterbende Kaltofen nun in seinem letzten Augenblicke als solchen denuncirte, war vom Gerichte völlig freigesprochen und mehr als das — er ging in diesem Augenblicke, zum Hohne für das Rechtsgefühl frei in Dresdens Straßen umher!

Fischer war wirklich gerade an diesem Tage (12. Juli) wieder in Dresden. Man hatte ihn gesehen, erkannt; man wußte, er war in die Wohnung seines Vertheidigers, des Obersteuerprocurators Eisenstuck gegangen, um sich nach seinem Abschiedsgesuche zu erkundigen. In aufgeregter Stimmung rottete sich das Volk zusammen und besetzte die Zugänge. Eisenstuck ließ sich aber nicht schrecken und wandte das beste Mittel an, die Masse, die wol selbst nicht wußte, was sie eigentlich wollte, in Respect zu halten. Er ließ einen Wagen vorfahren, stieg offen und vor aller Augen mit seinem Clienten hinein und fuhr mit ihm ruhig durch die Menge fort.

Erst nachdem Fischer lange in seiner Heimat war, ward endlich sein Schicksal in gesetzmäßiger Art entschieden und sicher gestellt. Am 26. August 1822 erhielt er, auf Befehl des Königs, „weil er durch das Urtheil völlig absolvirt und wider ihn, in Mangel Verdachts, weiter etwas nicht vorzunehmen sei“, in gewöhnlicher Art seinen Abschied. Es ward darin ausdrücklich erklärt: „Daß er sich während seiner mehr als sechzehnjährigen Dienstzeit als Unterkanonier sowol im Lande als im Felde (den Feldzügen 1813, 1814 und 1815) jederzeit gut und zur Zufriedenheit seiner Offiziere betragen habe.“

Die Streichung seines Namens aus den Listen ward zurückgenommen und er als ein treuer Diener allen Behörden empfohlen.

Und die letzten Worte eines allem Anschein nach bußfertig Sterbenden waren gewesen: „Fischer hat dieselbe Strafe verdient, die ich jetzt leide."

Wie läßt sich das erklären?

Glaubt man an die Wahrheit dieser Beschuldigung, so drängt sich eine Reihe von Fragen auf: Warum hat Kaltofen sechs Monate lang fest und unerschütterlich behauptet, daß Fischer unschuldig sei? War es Mitleid mit dem armen, einfältigen Gesellen, oder eine Art Stolz, den Tropf nicht als Bundesbruder anerkennen zu wollen? Aber wenn dies der Fall war, was hat ihn bewogen, später doch mit der Sprache herauszugehen?

Noch schwieriger ist die Erklärung, wenn man annimmt, daß Kaltofen anfänglich die Wahrheit gesagt und erst vom 5. October an gelogen, daß er diese Lüge neun Monate lang bis zum 12. Juli festgehalten und ihr durch die freche fürchterliche Betheuerung auf dem Richtplatz das Siegel aufgedrückt hat. Welche Motive könnten hier gewirkt haben? Entweder ein plötzlich auftauchender Haß und Widerwille gegen den glücklichern Fischer, der auch angeschuldigt und nun freigesprochen war? Oder ein allgemeiner satanischer Menschenhaß, eine boshafte Rachsucht gegen seine Richter, die er verhöhnen und irreleiten wollte?

Für beide Annahmen fehlt jede positive Begründung. Kaltofen haßte weder die Menschen, noch Fischern, er war auch kein solches Ungeheuer, daß er die Lüge nur ausgesprochen haben sollte, um den Funken eines grauenvollen Verdachts in die Massen zu werfen und sich damit eine letzte dämonische Freude zu bereiten.

Es bleibt ein Räthsel, was wir nicht zu lösen vermögen.

Das Trauerspiel von Kügelgen's Ermordung hatte noch zwei Nachspiele, eine Posse und eine neue grauenhafte Tragödie des Wahns.

Zuerst die Posse. Die dresdener Judenschaft hatte, beseelt von der Entrüstung über den Mord, beschlossen, die Entdeckung

der Mörder auch ihrerseits zu einer allgemeinen Ehrensache zu machen und deshalb auf die Prämie von 1000 Thlrn. zu verzichten, wenn durch eins ihrer Mitglieder der Verbrecher entlarvt werden sollte. Gleichwol meldete sich Hirschel Mandel und beanspruchte die 1000 Thlr., weil er den Verkäufer der Uhr angezeigt habe. Gleich darauf forderte Löbel Graf als der Ueberbringer der beiden den Ermordeten gehörigen Oberröcke die Prämie. Statt zu entsagen, prozessirten beide und verglichen sich zuletzt dahin, daß sie das Geld theilten.

Und nun die Tragödie. Kaltofen's Hinrichtung hatte auf die Phantasie eines unglücklichen, sittlich verdorbenen Weibes einen unauslöschlich tiefen, bezaubernden Eindruck gemacht. Sie wollte auch so schön und mit solchem Gepränge sterben — das wurde ihre fixe Idee. Sie lud ein junges Mädchen, eine Braut, zu sich ein, bewirthete sie erst und ermordete sie dann. Sie reinigte den Leichnam und die Mordwerkzeuge und gab sich hierauf selbst bei der Polizei als Mörderin an. Freimüthig bekannte sie, schon früher bei zwei andern Hinrichtungen sei der Gedanke in ihr rege geworden, sie wolle einen Mord begehen, um auch so sterben zu können. Nach Kaltofen's herzerhebendem Ende habe sie diesem Wunsche nicht mehr widerstehen können!

Nickel List und seine Gesellen.

1698–1700.

In Lüneburg, im Kloster Sanct-Michael, befand sich seit uralter Zeit die sogenannte güldene Tafel, ein Prachtstück alter Kunst und von der Bevölkerung wegen ihres Ursprungs, ihres Werthes und ihres Alterthums in hohen Ehren gehalten.

Die güldene Tafel war eine Platte in der Mitte des Altars, 7 Fuß 7 Zoll lang und 3 Fuß 8 Zoll hoch, aus arabischem Goldblech, auf welcher in 18 Feldern Bilder aus der heiligen Geschichte künstlich eingetrieben waren. In den stark vergoldeten Fächern ringsum befanden sich die kostbarsten Reliquien, Monstranzen, Kelche, Meßbücher. Sowol in diesen Gegenständen als im Bilde selbst waren die werthvollsten Edelgesteine eingelassen. Die Tafel ward nach mittelalterlicher Art von zwei Flügelthüren, auf deren innern Seiten gleichfalls auf starkem Goldgrunde 20 Heiligenbilder gemalt und geschnitzt waren, eingeschlossen. Die nähere Schilderung, welche in den Beschreibungen aus jener Zeit viele Seiten eines Quartanten füllt, übergehen wir. Die Wißbegierigen finden sie in dem berühmten Werke des M. Sigismund Hosmann, Consistorial- und Stadtpredigers in Celle: „Fürtreffliches Denk-Mahl der Göttlichen Regierung, Bewiesen an der uhralten höchst-berühmten Antiquität des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, der in dem hohen Altar daselbst gestandenen Güldenen Tafel u. s. w." (der Titel umfaßt eine ganze Seite); ein Werk, welches seinerzeit das größte Aufsehen erregte und noch einige dreißig Jahre nach seinem Er-

scheinen zum sechsten male aufs neue aufgelegt werden mußte. Es gibt zu Ehren der beraubten Tafel in unübertroffener Weitschweifigkeit die Proceßgeschichte ihrer Räuber, die für Theologen und Juristen jener Zeit von gleicher Wichtigkeit ist, weil darin gegen die Juden, als Hauptbetheiligte beim Raube, geeifert, und die Wohlthat der Folter gegen einige Neuerungssüchtige warm vertheidigt und zugleich die genaueste Beschreibung aller Spießgesellen der weitverzweigten Gaunerverbindung geliefert wird. Auch jetzt wird dieses Buch als Rarität gesucht, vorzüglich wegen des angehängten Werkchens: „Das schwer zu bekehrende Judenherz."

Der Ursprung der Tafel ist nicht mit historischer Gewißheit zu ermitteln. Die Sage nennt es eine Votivtafel Kaiser Otto's II. und behauptet, sie sei mit dem Golde gefertigt, welches der Kaiser in einer gegen die Sarazenen in Italien gewonnenen Schlacht den Ungläubigen abnahm. Andere behaupten, die Tafel rühre von Heinrich dem Löwen her. Ferner soll nach der Legende eine Königin von England dermaßen nach dem heiligen Golde begierig gewesen sein, daß sie einen Theil davon in ihre Königskrone einschmelzen ließ. Das Gold, welches für kein irdisches Haupt bestimmt war, brannte ihre Stirn jedoch dermaßen, daß sie fast rasend wurde und keine Ruhe fand, als bis sie es herausnehmen und zur Buße für ihr frevelndes Gelüste zwei Armleuchter schmieden ließ, welche sie der lüneburger Kirche verehrte. Aber auch nichtkönigliche Häupter trugen nach dem Golde Verlangen, und schon ein Jahrhundert vor dem Falle, von welchem wir berichten, hatte sich ein schlauer Dieb in die Kirche eingeschlichen und einen Theil der Goldplatte abgerissen, sodaß eine Reparatur nöthig wurde.

Die güldene Tafel war Lüneburgs Schatz, wie es die goldene Bulle für Frankfurt war. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, um den wunderbaren Schrein sich aufschließen zu lassen, welcher das älteste Kunstdocument des ganzen Herzogthums bewahrte. Am Sonntag Esto mihi, den 6. März 1698, waren die Flügel noch geöffnet gewesen, und die Andächtigen hatten es von fern hinter dem Eisengitter gesehen. Am Mittwoch, den 9., als der Küster einige Fremde,

welche die Tafel sehen wollten, in die Kirche führte, konnte er das Schloß der äußern Flügel nicht aufschließen, und als er es endlich mit Gewalt öffnete, waren die innern Flügel nicht verschlossen.

Die güldene Tafel war zerstört, das Gold fast ganz abgerissen, die Edelsteine ausgebrochen, unter ihnen auch der große, kostbare, in Silber gefaßte Onyxstein. Von den Kelchen und Kostbarkeiten in den Fächern fehlten die meisten.

Die Bestürzung in ganz Lüneburg war unaussprechlich. Die Stadt war ihrer „sonderbaren Zierde" beraubt, eines Schatzes, an den sich selbst in den schweren Kriegszeiten keine frevlerische Hand gewagt hatte. Die „nie erhörte Verwegenheit solcher gewissenloser Räuber" brachte sowol die Lüneburger, als auch die herzogliche Regierung in Celle, welcher der Director des Klosters Sanct-Michael, Geheimrath Grote und der „Herr Ausreiter" Werner von Meding sofort Meldung machte, außer sich („sie sind fast entstellet worden davor"). Aber auch abgesehen von dem Werthe und der Heiligkeit des beraubten Schatzes, erregte die Verwegenheit, mit welcher die Diebe in der wohlgehüteten Stadt in die festverschlossene Kirche eingebrochen und verschwunden waren, ohne daß man die geringsten Spuren auffinden konnte, allgemeines Entsetzen. Wenn das einem Gotteshause begegnet war, welchen Schutz hatte der Einzelne? Wenn in Städten mit Wachthäusern und Mauern das geschehen, wie sollte man sich auf dem flachen Lande schützen? Wenn die Diebe in der bevölkerten, gewerblichen Stadt wie unsichtbare Geister gewaltet hatten, welche Macht stand ihnen anderwärts zu Gebote, wo Feld und Wald oder der öde Kreuzweg sie sofort aufnahmen?

Die Angst war nicht unbegründet. Um dieselbe Zeit hörte man von allen Seiten her von großen Diebstählen und Einbrüchen, welche im Lüneburgischen, Hannöverschen, im Braunschweigischen, ja in ganz Deutschland mit derselben Fertigkeit und Heimlichkeit ausgeführt waren. Die Diebe waren in die allerfestesten Gewölbe und in die mit den stärksten eisernen Riegeln und Stangen verwahrten Keller gedrungen; sowol in Privathäuser als in Kirchen. Die Zahl der letztern, die auf diese Art um ihr Aerar, ihre Altargeräthe und Armenstöcke

gekommen, war nach beglaubigten Nachrichten unverhältnißmäßig groß. Auch der Umstand, daß bei diesen zahllosen Einbrüchen die Entdeckung immer erst einige Zeit nachher erfolgte und keiner der Räuber beim Einbruch betroffen wurde, erregte die Furcht vor einer unheimlichen Macht, der niemand mit gewöhnlichen Kräften widerstehen könne. Eine ganze Bande von Bösewichtern mußte sich zusammengerottet haben, um diese bedeutenden Diebstähle auszuführen. Einzelne darunter besaßen, wie man als gewiß annahm, übernatürliche Kräfte. Die Polizei in dem zersplitterten unter sich eifersüchtigen Deutschland war schwach, und es konnte für Abenteurer, Vagabunden und Strauchdiebe kein gesegneteres Land geben als das in viele hundert Fürstenthümer, Stifte, freie Herrschaften und Städte getheilte Deutschland, weil wenige Schritte den Verfolgten in das Gebiet eines andern Herrn versetzten, und bei der kleinlichen Furcht, sich etwas zu vergeben, bei dem Wust von Ceremoniel, welches bei jeder Communication der Behörden beobachtet wurde, die Verfolgung so überaus schwer war. Zeitungen in unserm Sinne gab es nicht, die Steckbriefe gingen auf diplomatischem Wege, als höfliche Ansuchen von einem zu andern. Der Witz der Diebe wußte aber diese schwerfällige Procedur weit zu überflügeln; sie, denen gewisse Zeitungen, nur nicht gedruckte, weit früher zugingen, als den Landesobrigkeiten, konnten in der Regel sich leicht salviren, bevor das Requisitionsschreiben gehörig abgefaßt, eingehändigt, darüber beschlossen und darauf respondirt war. Eine Bande, welche dem Vermuthen nach über ganz Deutschland verbreitet war, polizeilich und criminalistisch durch alle Länder und Städte zu verfolgen, schien, wenn nicht Kaiser und Reich als solche vermittelnd sich der Sache annahmen, fast unmöglich zu sein. Diesmal, wo das Feuer einem jeden auf die Nägel brannte, machte man eine rühmliche Ausnahme. Die vielen Kirchendiebstähle hatten überall Empörung und Abscheu hervorgerufen; insbesondere setzte man in Lüneburg alles daran, die Räuber des Kleinods aufzuspüren.

Die Regierung in Celle nahm die Sache in die Hand, sie fand in Hamburg, Lübeck, Hannover, Brandenburg, Sachsen, Franken, Thüringen und Schlesien bereitwillige Unter-

stützung. Man scheute weder Mühe noch Kosten. An alle möglichen Gerichte ergingen Sendschreiben, Commissare nahmen die in den Gefängnissen sitzenden Vagabunden persönlich in Augenschein, von allen Orten und Enden her wurden Zeugen beschieden, um die Identität gewisser Personen festzustellen, und so gelang es, binnen Jahresfrist eine der gefährlichsten Spitzbubenbanden zu entdecken, die seit dem Faustrecht in Deutschland existirt hatte.

Man war darüber im Klaren, daß die güldene Tafel nicht von einheimischen, sondern von auswärtigen Dieben entwendet war. Es ergingen daher Requisitionsschreiben an die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Wismar, Rostock, Stralsund und Altona unter Beifügung von Specificationen der geraubten Stücke, mit dem Ersuchen, die Goldschmiede, Juweliere und Juden, für den Fall, daß ihnen etwas davon zum Kauf angeboten würde, zur Anzeige zu verpflichten. Zugleich wurden in der Stadt und den Gasthäusern die genauesten Nachforschungen nach den Fremden angestellt, welche vom Sonntag Esto mihi bis Mittwoch daselbst verweilt hatten.

In der Harburger Herberge sowol als in Fritz Schwanken's Hause waren unbekannte Fremde eingekehrt, die sich drei bis vier Wochen aufgehalten hatten, ohne daß man wußte, was ihr Geschäft gewesen war. Man ermittelte, daß beide Gesellschaften zueinander gehörten. Die in der Harburger Herberge waren die Knechte des Fremden, welcher bei Schwanke eingekehrt war und *Doctor* genannt wurde. Seinen Namen hatte der Wirth nicht erfahren, auch sich nicht darum gekümmert, weil sein Sohn *Christian Schwanke* ihn eingeführt hatte. Dieser Christian Schwanke war ein Seefahrer, der in Harburg wohnte und einen „Saal" daselbst hielt. Er hatte eine getaufte Jüdin aus Hamburg zur Frau und sowol diese als deren Schwester, die an einen Weinhändler *Jörgen von Sien* in Hamburg verheirathet war, mit ins älterliche Haus gebracht.

Der angebliche Doctor, die vornehmste unter allen diesen Personen, war ein Mann von mittelmäßiger Statur, von etwa 40—50 Jahren, er hatte zwei Perrüken, eine kurze und eine lange gehabt, bald einen rothbraunen, bald

Digitized by Google

einen blauen Rock getragen und sich dazu noch einen bräunlichen Rock in Lüneburg machen lassen. Er blieb, während er in Lüneburg war, fast immer zu Hause, besuchte nie die Kirche und beschäftigte sich fast immer mit Lesen. Umgang hatte er nur mit seinen Haus- und Reisegenossen und seinem Knechte aus der Harburger Herberge, der dann und wann Geld zum Futter für die Pferde holte. Doch verschrieb er auch für seine Bekannten Recepte. Er lebte sehr einfach, acht Tage lang begnügte er sich mit einem Braten und einem paar Eiern. Desto splendider trat die Frau von Sien auf, eine kleine hübsche Dame von feinen Sitten, die von ihrem Manne getrennt lebte. Sie ließ für sich von geschmolzenem Golde und Edelsteinen Ringe und Ohrgehänge machen, für den Doctor, mit dem sie sehr vertraut schien, einen silbernen Knopf auf den Stock und verehrte der Tochter des alten Schwanke einen Ring mit sieben Steinen als Geschenk.

Alle diese Personen aus Fritzens und der Harburger Herberge waren, in Begleitung Christian Schwanke's und seiner Frau, am Montag früh, den 7., also am Tage nach dem Sonntage, wo man die güldene Tafel zum letzten male sah, aus Lüneburg mit einem Fuhrmann nach Hamburg gefahren. Sie führten drei Koffer und Laden mit sich, die zum Theil sehr schwer waren. Der Verdacht, den ihr langer Aufenthalt, ohne bekannten Zweck, und ihr plötzliches Verschwinden erregte, wurde durch andere Ermittelungen verstärkt. Der Knecht aus der Harburger Herberge hatte sich bei einem Kleinschmied verschiedene seltsame Geräthschaften, darunter ein feines Brecheisen, fertigen lassen. In der Harburger Herberge hatten zwei junge Kerle gelegen, der eine mit seinem Weibe. Ihre Aufführung war der Wirthin von vorn herein verdächtig vorgekommen. Die Frau hatte bei der Ankunft gefragt, ob hier eine güldene Tafel wäre. Am Sonntag Abend hatten die Männer sich statt des gewöhnlichen einen Lichts zwei Lichter ausgebeten, weil die Frau krank sei, am folgenden Morgen war sie aber frisch und wohl. Endlich fand die Wirthin unter den zurückgelassenen Lumpen ein Stück dünngeschlagenes Goldblech. Bei der Untersuchung ergab sich, daß es von demselben Schnitt und Goldwerth war, wie einige der abge-

schnittenen Stücke, welche die Diebe auf dem Altar zurückgelassen hatten.

Das Anzeichen war gewichtig. Zugleich erfuhr man durch den Fuhrmann, daß die verdächtige Gesellschaft von ihm nach der Elbe in der Nähe von Bergedorf gefahren worden war, wo andere zu Pferde ihrer warteten, und daß sie sich zusammen übersetzen ließen auf dem Wege nach Hamburg. Christian Schwanke war durch dies Zusammenhalten mit den muthmaßlichen Dieben so verdächtigt, daß er vom hamburger Magistrat verhaftet wurde. Er stellte sich sehr unschuldig, wollte mit dem ihm dem Namen nach unbekannten Doctor nur von ungefähr zusammengekommen und wieder aus Lüneburg abgereist sein, sich auch schon vor Hamburg von ihm getrennt haben. Von den Koffern wußte er nichts, wurde aber durch Zeugen mehrerer Unwahrheiten überführt und gerieth mit sich selbst in Widersprüche. Ebenso widersprach sich seine Frau, die, im Gegensatz zur Angabe ihres Mannes, nicht einmal Wort haben wollte, daß auch ihre Schwester, die Frau von Sien, mit ihnen nach Hamburg gekommen sei.

Ein neues schweres Gewicht gegen ihn lieferte ein Koffer, den der Bierführer Blott dem Gerichte nachwies. Christian Schwanke hatte denselben etwa acht Tage nach dem lüneburger Diebstahl heimlich in Blott's Haus geschafft, mit der Bitte, ihn wohl zu verwahren, er gehöre seiner Schwägerin, der Frau von Sien.

In dem Koffer fand man viele Kostbarkeiten, als zusammengebogene silberne Löffel, Armbänder, geschmolzenes Gold, große und kleine Perlen, 33 geschliffene Diamanten, mehrere Säcke mit über 500 Ducaten und andere mit Kronenthalern gefüllt. Die Perlen erkannte man für diejenigen, welche aus den Missalen an der lüneburger Tafel losgebrochen waren.

Schwanke hatte keine andere Ausrede, als daß er von dem Inhalt des Koffers nichts wisse, daß er denselben nur aus Gefälligkeit gegen seine Schwägerin, die Frau von Sien, zur Aufbewahrung gegeben, und daß es zu ihrem Besten geschehen sei, weil sie ihr Eigenes von ihrem liederlichen Manne hüten müsse.

Die Schwägerin war nicht aufzutreiben; der Verdacht gegen Schwanke und seine Frau war indessen stark genug, daß der hamburger Rath dem Antrage der celleschen Regierung willfahrtete und beide zur weitern Untersuchung auslieferte.

Inzwischen kundschaftete man in Hamburg auch einige andere Personen aus, welche zu der verdächtigen Gesellschaft gehört hatten. Zwei Männer und zwei Frauen waren auf dem Mühlenhofe eingekehrt. Der eine, wahrscheinlich der Doctor, hatte einen Koffer in das Wirthshaus „Zum Engel" bringen lassen, und der Knecht, der ihn dahin brachte, hatte seinen Herrn für einen Sächsischen von Adel ausgegeben. Herr und Diener waren am 14. März mit Zurücklassung des Koffers und der Pferde mit der Post nach Lübeck gefahren. Als der Diener, in einem gelben Kleide und langer Perrüke, zurückkam, die Sachen abzuholen, waren sie inzwischen mit Beschlag belegt worden, weil die Pferde nach der Beschreibung dieselben waren, welche in Lüneburg in der Harburger Herberge gestanden hatten. Man versäumte aber den günstigen Augenblick, den Diener festzuhalten, und die Spur ging einstweilen verloren; denn auch der mit gewöhnlichen Kleidungsstücken gefüllte Koffer gab keine weitern Nachweise. Nur so viel erfuhr man durch Aussagen eines Juden bei Lübeck, daß ihm Herr und Diener, jener von kurzer, dieser von langer Statur, verschiedene werthvolle Sachen zum Schacher angeboten und darauf in Gesellschaft einer hübschen kleinen Frau ins Mecklenburgische gefahren seien, mit dem Vorgeben, daß sie nach Berlin wollten. Unterwegs hatten sich noch mehrere Kerle zu Pferde zu ihnen gesellt, mit denen sie streckenweise zusammenhielten. Sie trugen Perrüken und Hüte, die sie oft wechselten. Die kleine hübsche Frau war ohne Zweifel die sehr verdächtige Frau von Sien und der Herr der unbekannte Doctor.

In Hamburg nahm man noch einen dritten Koffer in Beschlag; derselbe enthielt zwar keine gestohlenen Sachen, aber den Rock des andern Mannes, welcher mit dem Diener des Doctors in der Harburger Herberge gewohnt hatte. Durch den Schneider, bei welchem er deponirt worden war, erfuhr man, daß der Besitzer Lorenz Schöne heiße, von Geburt

aus dem Zerbstischen sei, sich viel in der Welt und unter den Juden umhergetrieben habe, jüngst aber unter dem Titel eines Cornets bei ihm eingekehrt sei. Der Cornet war verschwunden. Nach der Aussage des vorigen Juden durfte man aber annehmen, daß er unter des Doctors Begleitern im Mecklenburgischen sei; denn einer derselben wurde von den andern Cornet genannt.

Ganz unerwartet kam noch eine Anzeige durch einen Brief an den Bürgermeister von Lüneburg, der, mit einer falschen Unterschrift und Ortsangabe (Gottlieb Schnorbus in Altona) auf den Zusammenhang einiges Licht warf und einen neuen Namen nannte. Nachdem verschiedene Kerle, die alle „grausame Nachtdiebe und Kirchenräuber" genannt wurden, angegeben worden waren, hieß es darin: „Der Dieb, den man von Hamburg abgeholt, kenne sie alle und sei selbst beim Raube der güldenen Tafel zugegen gewesen. Seiner Frauen Schwester, die von ihrem rechten Manne getrennt lebe und davon den Namen die Simse führe, ziehe als Kebsweib mit einem der Nachtdiebe im Lande herum, der Nickel heiße. Nickel habe auch einen Jäger bei sich, einen langen Kerl und schmal von Leibe. Nickel selbst, in einem Pelz vom feinsten Couleur de caffé, habe den lüneburger Einbruch vollbracht."

Das Gericht in Celle war also vorläufig auf das verwiesen, was es aus Schwanke und seiner Frau herausbringen würde. Schwanke wollte auch jetzt von dem Doctor oder Nickel nicht mehr wissen, als daß er zufällig auf der Reise nach Lüneburg mit ihm zusammengetroffen sei. Er habe ihn später in Hamburg nicht wiedergesehen und keine Sachen von ihm erhalten. Der Koffer sei von ihm nur deshalb zu Gunsten seiner Schwägerin, der Frau von Sien, heimlich in Verwahrung gegeben worden, damit ihre Effecten vor ihrem Taugenichts von Mann, dem ehemaligen Weinhändler von Sien, gesichert wären. Dieser sei bankrott, habe sie verlassen und suche in Holland oder sonst wo sein Unterkommen, melde sich aber gern wieder, wenn er Geld bei seiner Frau merke.

Die Frau sprach von einem Regimentsquartiermeister Gideon Peermann, einem angeblichen Vetter ihres Mannes

in Wunstorf, bei welchem der letztere sich während seiner Abwesenheiten von Hamburg öfter auf längere Zeit aufgehalten habe. Schwanke räumte dies ein, ohne über dieses Verwandtschaftsverhältniß oder den Grund seines Aufenthalts in Wunstorf genügende Rechenschaft zu geben. Ehe man jedoch zur Vernehmung dieses vornehmern Mannes schritt, wurden von auswärts noch andere bedenkliche Anzeichen gegen Schwanke nach Celle gemeldet. In dem Orte Blumenau, wo er sich etliche Monate früher 14 Tage lang bei dem Wirthe Otto Müller, zwar unter seinem Namen, aber als holländischer Schiffskapitän aufgehalten hatte, war er nur mit äußerst verdächtigen Leuten, und unter diesen vorzugsweise mit dem Juden Jonas Meyer umgegangen, der für einen Diebeshehler galt.

Im Dorfe Luthe in der Nähe von Blumenau kam, etwa sieben Wochen vor dem 9. März, der Jude Jonas Meyer aus Wunstorf mit einem Fremden vor das Haus des dortigen Grobschmieds, um sich die Pferde beschlagen zu lassen. Der Schmied fand aber keinen Mangel an den Eisen und hielt es auch nicht der Mühe werth, wegen etlicher Nägel Feuer anzumachen. Als die Fremden aus dem Kruge zurückkehrten, ließ er sich deshalb verleugnen, und sie ritten mit dem Bemerken fort, morgen würden sie wieder vorsprechen. Tags darauf fand sich zwar der eine Fremde ein, statt des Juden Meyer aber kam der Gardereiter Christoph Pante, beide zu Fuß. Der Fremde in stattlicher Kleidung, in dunkelm Kamisol mit silbernen Schnüren an den Händen und rothen Sammthosen, gab sich für einen Goldschmied von Hamburg aus. Pante bat den Schmied, seinem Kameraden für Geld einige Kohlen in der Schmiede zu überlassen, weil ihm dieser ein paar Ringe und Knöpfe für seine Liebste machen wolle. Er wäre aber mit seiner Kunst sehr heimlich und müsse daher ganz allein gelassen werden. Der Grobschmied willigte ein, der angebliche Goldschmied ging in die Schmiede, machte die Thür fest hinter sich zu, und jener hörte nun sehr heftige Schläge auf den Ambos, wie man Eisen, aber nicht Gold und Silber behandelt. Auch fand er nachher seinen scharfen Bieter, mit dem das Eisen gespalten wird, ganz stumpf und

breit geschlagen. Pante trank währenddessen in der Stube bei dem Grobschmied Branntwein und hielt ihn ab, hinauszugehen, unter dem Vorgeben, der Goldschmied möchte böse Augen machen, wenn er ihn belauschen wolle. Der Reiter Pante selbst ging einmal hinaus, kehrte aber wieder zurück mit den Worten: „Der Schelm hat die Schmiede so fest zugemacht, daß niemand hinein kann.“ Nach einer Stunde kam der Fremde ganz erhitzt heraus, trocknete sich den Schweiß ab und zog seinen Rock wieder an, indem er sagte: Es wäre wol für sechs Groschen ins Feuer gegangen. Beide entfernten sich hierauf.

Des Wirths Otto Müller Dienstmädchen aber sagte aus, daß Schwanke in jener Zeit, wo er in Blumenau gewohnt habe, eines Tages zu Fuße mit dem Gardereiter Pante nach Luthe gegangen sei. Also war der fremde Goldschmied in der Grobschmiede zu Luthe kein anderer als Schwanke. Er leugnete es zwar, mußte es jedoch bald nachher eingestehen. Mit dem Gardereiter Pante deshalb confrontirt, verwickelten sich beide in Widersprüche, indem einer den andern zwingen wollte, seiner Angabe über den Vorfall beizustimmen. Schwanke behauptete: Pante habe ihm einen Ring und Knöpfe gegeben, um sie zum Verkauf zusammenzuschmelzen, Pante aber: Schwanke habe für sich Gallonen und Silber auf eine besondere Manier ausbrennen wollen.

Weit wichtiger waren die Nachrichten von der großen Gesellschaft unbekannter Fremden, welche sich mit Schwanke um jene Zeit in Blumenau versammelt hatten und von dort nach Hannover gereist waren. Während ihrer Anwesenheit war Pante, der Jude Jonas Meyer aus Wunstorf und auch der Regimentsquartiermeister Peermann oft tagelang bei ihnen; Jonas Meyer wurde mehrmals geholt und in Peermann's Wagen fuhren sie nach Hannover. Der Wirth in den Drei Kronen kannte die Gesellschaft auf das genaueste, weil sie mehreremal bei ihm eingekehrt waren, und hier tauchte wieder ein neuer Name auf.

Ein Herr von Mosel, ein Edelmann aus Sachsen, nebst seiner Gattin, einer Holsteinischen von Adel, war das Haupt der Reisenden. Ein Mann von mittlern Jahren und

mittelmäßiger Größe, der einen feinen braunen, mit Rauchwerk unterfütterten Oberrock trug. Seine Gemahlin war von kleiner Statur, aber schön, sie hatte schwarze blitzende Augen und zarte Glieder. Sie trug einen langen schwedischen, mit Pelz verbrämten Rock. Der Jäger, ein feiner langer Kerl, in grauem Rock mit grünen Aufschlägen, einen Hirschfänger um die Hüften, aß an einem besondern Tische. Zwei andere Männer, welche der Wirth auch für Diener hielt, speisten zu seiner Verwunderung an der Tafel ihres Herrn. Die ältliche Dienerin erklärte ihm zwar, der eine sei ein gewesener Offizier, der andere ein Kaufmann aus Hamburg und der gnädigen Frau verwandt; dem Wirthe dünkte es aber seltsam, daß eine Holsteinische von Adel mit einem hamburger Kaufmann, der gelegentlich Schwanke genannt wurde, verwandt sein solle. Auch die ältliche Dienerin wollte die Witwe eines Offiziers sein. Der Jäger tafelte übrigens so herrlich, wie seine Herrschaft; er ließ sich Sect, Franzbranntwein und über Tisch sogar Franzwein geben; ja er hielt auch noch einen armen Schlucker frei, welcher nach Art jener Zeit im Wirthshause im Arrest lag. An Herrn von Mosel's Tafel ging es hoch her. Die Dienerin bestellte die Gerichte voraus, und der calecutische Hahn durfte nicht fehlen, „weil die Herrschaft es so gewohnt sei." Der Wein floß in Strömen, und der Regimentsquartiermeister Peermann, der eines Mittags mit ihnen speiste, mußte nachher, ganz berauscht, in seinen Wagen gehoben werden.

Man glaubte mit ziemlicher Gewißheit außer der schon bekannten Person Schwanke's (Kaufmann aus Hamburg), in dem Jäger einen gewissen Moritz Richter, in dem Offizier den sogenannten Cornet Lorenz Schöne, in der gnädigen Frau aus Holstein die Frau von Sien, in dem reichen Herrn von Mosel aber den Doctor oder Nickel zu erkennen.

Alle waren mehr als verdächtige Subjecte. Aber in ihrer Mitte war ein Mann erschienen, von Stand und Ansehen, auf dessen klangvollem Namen kein Makel haftete, der hochfürstliche Regimentsquartiermeister Gideon Johann Heinrich Peermann. Aus einer geachteten Familie im Lande, Sohn eines Generallieutenants, hatte er in seiner Jugend als Page

am Hofe einer großen Fürstin gelebt, darauf 33 Jahre mit Ehren im Kriege gedient als Cornet, Lieutenant, zuletzt als Regimentsquartiermeister. Erst seit vier Jahren hatte er sich in Wunstorf angekauft und verheirathet. Er bewirthschaftete sein Gut und beherbergte nur dann und wann einzelne bekannte Reisende. Dennoch verdächtigte ihn sein Umgang mit den Juden und namentlich mit dem berüchtigten Jonas Meyer.

Die Einleitung eines Criminalprocesses wider einen solchen Mann mußte mit aller Vorsicht geschehen. Peermann erschien in Celle unter anständiger militärischer Begleitung, als Gefängniß wurde ihm eins der besten Wirthshäuser angewiesen. Ein stattlicher Mann, mit militärisch offenem Wesen und sicherm Blicke, zeigte er ebenso viel Unbefangenheit als Klugheit und Erfahrung. Er schien der frömmste und ehrlichste Mann, war in der Heiligen Schrift wohlbewandert, und sein Mund floß gelegentlich von Sprüchen über, daß wahren Christen auch Leiden zu ihrer Läuterung nothwendig seien. Er war entrüstet über den Verdacht, zuweilen stahl sich auch eine Thräne über seine Wangen, er faltete die Hände, sank auf seine Knie. blickte gen Himmel auf und seufzte mit der höchsten Inbrunst.

Seine Richter setzte er oft durch seinen Redefluß und seine abspringende Art im Erzählen in Verwirrung. Statt auf die vorgelegten bestimmten Fragen zu antworten, bemächtigte er sich des Worts, mengte alles durcheinander und führte die Gerichtspersonen unvermerkt vom Ziele ab, auf welches sie hinsteuerten. Hosmann sagt von ihm nicht ohne Laune: „Von Hamburg fing er an, bald aber war er in Wunstorf, und ehe man sich's versah, stand er bei Neuhäusel in Ungarn; aber auch von dannen sprang er im Augenblick über nach dem Rhein und ferner nach Brüssel in Brabant; und wenn's möglich gewesen, hätte er die Gedanken mit sich geschleppt nach Nova Zembla, und von da aus ganz unvermuthet nach Paraguay, Chile und dem Freto Magelanico, ja gar in das jenseits dieser Seeenge gelegene Feuerland hinein.“ Ward man ungeduldig, so beschwor er die Richter um alles, was Gott ihnen zugute gethan und sein Sohn für sie geduldet, ihm zuzuhören, und ließ sich auch durch geistlichen Zuspruch

nicht davon abbringen, den Namen Gottes mit Tausenden von Verwünschungen anzurufen, falls er die Unwahrheit rede.

Seine Bekanntschaft mit der verdächtigen Gesellschaft leugnete er nicht; aber er behauptete, sie sei die unschuldigste von der Welt. Die Frau von Sien hatte er durch Jonas Meyer kennen gelernt, welcher ihn einst bat, sie auf einer Reise nach Halle in seinem Hause aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit hatte er gesprächsweise von der liebenswürdigen Frau erfahren, daß sie in Sachsen einen gemeinschaftlichen Verwandten, Namens Tauchwitz, hätten. Später kam Frau von Sien mit dem Herrn von Mosel in sein Haus, er hielt es aber für unzart, die anmuthige Dame über ihr Verhältniß mit dem reichen Cavalier auszufragen und zu untersuchen, weshalb der Edelmann zuweilen Doctor genannt wurde? Ihren Einladungen nach Hannover war er fast nur wider Willen gefolgt und ebenso unfreiwillig seinerseits hatten sie ihm den Rausch bei der Tafel beigebracht. Die Sien hatte, so oft sie bei ihm war, in einem Reisesacke einen großen silbernen Becher, eine silberne Schale, eine silberne Puderschachtel und eine mit Silber beschlagene Bürste. Er hatte keinen Grund, an der Ehrlichkeit der schönen Dame zu zweifeln.

Schwanke hatte er sowol bei sich in Wunstorf, als in Blumenau und in den Drei Kronen in Hannover in vertraulichem Verkehr mit dem Herrn von Mosel gesehen, ohne Arges deshalb zu vermuthen. Er rauchte öfter mit dem Edelmanne eine Pfeife und saß bei dem luxuriösen Mittagsessen mit bei Tische. Als Peermann und Schwanke confrontirt wurden, imponirte der erstere dem letztern dermaßen, daß Schwanke fast zu allem ja sagte, was der Regimentsquartiermeister behauptete.

Vergebens wurde dem Peermann im geheimen vom Fürsten Gnade angeboten, falls er offen bekennen wollte, was er von der heillosen Bande wisse. Als ein vornehmer Beamter ihm diesen Antrag machte, stellte er sich ganz ungeberdig. Er schleuderte den Hut auf die Erde, schlug die Augen zum Himmel auf und hob die gefalteten Hände empor. Mit bewegter Stimme rief er den Höchsten an, warum er zulasse, daß ein unschuldiger Mann nunmehr auch bei der

Obrigkeit in Verdacht käme. Ein solcher Schmerz sei nicht zu verwinden, nicht gut zu machen. Später nahm er eine trotzige Miene an und forderte mit Nachdruck, ihn aus fernerm Schimpf zu setzen und ihm die Wache abzunehmen. Er protestirte gegen das ganze Verfahren und behielt sich vor, Satisfaction zu fordern. „Summa", heißt es bei unserm Gewährsmann, „er wußte, da man sein Inwendiges noch nicht kannte, und da der weiße Schnee der Heuchelei noch auf dem Unflat seiner Seele unaufgethaut, dieser aber noch unsichtbar unter jenem verborgen lag, in dieser Scene für diesesmal seine Person so wohl zu spielen", daß man ihn freilassen mußte.

Inzwischen hatte man die weitere Reiseroute der ganzen Gaunergesellschaft auf anderm Wege in Erfahrung gebracht. Von Hannover waren sie nach Celle gegangen, wo sie beim Abzuge ein Bündel Schlüssel und Dietriche vergessen hatten. Von Celle aber ritten und fuhren sie über Ebsdorf nach Lüneburg. Sie selbst gaben sich für leipziger Kaufleute aus, die Leute aber hielten sie für reisende Quacksalber. In der letztern Stadt waren die Reiter in der Harburger Herberge, die zu Wagen beim alten Schwanke eingekehrt. Also war über die Identität des Herrn von Mosel und seiner Gesellschaft mit den Räubern der güldenen Tafel jeder Zweifel beseitigt.

Es kam nunmehr nur darauf an, den gefangenen Christian Schwanke schärfer anzufassen, als die Untersuchung plötzlich durch neue Zwischenumstände noch verwickelter wurde. Einmal wurde endlich der höchst verdächtige wunstorfer Jude Jonas Meyer ergriffen und geschlossen zur Untersuchung ins Hannöverische abgeliefert. Dann aber kamen officielle Meldungen aus Braunschweig und Hamburg von daselbst verübten Kirchendiebstählen, und es sprach die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie von denselben Individuen begangen waren.

Im Gewölbe der Katharinenkirche zu Braunschweig stand, in verschiedenen Koffern verschlossen, der äußerst werthvolle Nachlaß der verstorbenen Generalin von Ehmin, gebornen von Rotenburg. Die Fenster des Gewölbes waren mit doppeltem eisernen Gegitter versehen und noch dazu inwendig

mit einem eisernen Brete und zwei eisernen Hinterriegeln verwahrt; die Thür, durch die man ins Gewölbe ging, bestand aus dichten eichenen Bretern, in der Mitte, wo das Schloß lag, von doppelter Stärke. Auswendig hing noch ein Vorhängeschloß, ein Meisterstück des Schlossers, welches nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte. Dieser starken Verwahrung ungeachtet fanden sich eines Morgens (das Datum enthält das Protokoll nicht) von den zehn Koffern acht rein ausgeplündert, und zwei waren ganz verschwunden, also von den Dieben fortgetragen. Und doch bemerkte man weder am Schloß und Vorhängeschloß, noch an der Thür und dem Gitterwerk das geringste Zeichen von Gewalt.

Der Herr von der Mosel war mit seiner Gesellschaft auch in Braunschweig gewesen und hatte sich in zwei Wirthshäusern nacheinander mehrere Wochen mit allem Luxus seines Standes aufgehalten. Seine Kleidung, die er oft wechselte, strotzte von Silber und Gold, die Dukaten lagen gehäuft auf dem Tische, und kostbare Brillanten glänzten an seinen Fingern. Seine Gemahlin hatte eine ältliche Hofmeisterin oder Kammerfrau, er selbst einen Jäger, Kassirer und Kammerdiener mit rothem Kopf. Aber wiewol der gnädige Herr und seine Frau nach Versicherung der Dienerschaft in keiner andern Absicht sich in Braunschweig aufhielten, als, nach Art vornehmer Herrschaften, sich in der berühmten Stadt umzusehen, so nahm es den Wirth doch wunder, daß Herr und Dame fast nie ausgingen, sondern nur ihre Leute fortschickten und sich Rapport bringen ließen. Noch mehr wunder nahm es ihn, daß Herr von der Mosel zwei dieser Leute mit sich am Tische essen ließ. Eine Magd aber hatte geradezu erklärt, das könnten keine vornehmen Herrschaften sein, sonst würde der Herr nicht dulden, daß die Leute in seiner Gegenwart sich schimpften, und noch weniger, daß der eine ausgestreckt im Zimmer schlief und schnarchte, während der Herr am Tische saß und Geld zählte. — Ein Mann, Namens Schwanke, war nachgekommen, und endlich ergab sich, daß ein Theil der im Koffer zu Hamburg aufgefundenen Effecten, als: eine Damascenerklinge mit goldener Scheide, der schwarzseidene Mohrenrock u. s. w., aus den braunschweiger Koffern entwendetes Gut war. — Die Kirchen-

diebe in Braunschweig waren also identisch mit denen in Lüneburg, und der inhaftirte Schwanke erschien bei beiden Verbrechen betheiligt.

Aber auch in Hamburg waren zu Anfang des Jahres zwei Diebstähle mittels Einbruch in der dortigen Domkirche begangen worden. In einer Seitenkammer hatten die Diebe 13 Schlösser erbrochen und eine Partie Kleidungsstücke geraubt. Mehrere derselben fand man in dem von Schwanke zur Aufbewahrung gegebenen Koffer.

Außerdem waren in einem Gewölbe des Doms, wo noch mehr Schlösser erbrochen und Eisenkasten gesprengt werden mußten als in Braunschweig, eine beträchtliche Masse alter silberner Geräthschaften und Bilder, zum Betrage von 100—200 Pfd. Silber, gestohlen worden.

Schwanke erkannte, daß seine Sache sehr schlecht stand, und entschloß sich, den Hungertod zu sterben. Als man ihn durch magenreizende Medicinen und Androhung empfindlicher Strafen endlich wieder zum Essen zwang, verschlang er die Speisen so hastig und in solcher Menge, daß man sah, er hatte den Gedanken an Selbstmord noch keineswegs aufgegeben. Vergebens hielt ihm der Geistliche diese neue Sünde vor. Wie Peermann rief er unter tausend Schwüren Gott zum Zeugen, daß ihm nichts heiliger gewesen sei, als das Eigenthum seiner Mitmenschen; daß er als Seemann mehrmals mit obrigkeitlicher Erlaubniß hätte auf Raub ausgehen können; denn man habe ihm Kaperbriefe aufgedrungen und glänzende Versprechungen gemacht. Er habe sich aber zu dieser unehrlichen Art, reich zu werden, nicht verstehen können. Endlich müßte er doch der schlechteste Mensch von der Welt sein, wenn er es übers Herz hätte bringen können, seine eigene, liebe Vaterstadt und deren ehrwürdige Kirche um ihr schönstes Heiligthum zu bestehlen.

Nach dem damaligen Criminalproceß blieb nichts anderes übrig, als wider ihn auf die scharfe Frage zu erkennen, und Schwanke hielt die Marter der Bein- und Daumenschrauben

nicht aus. Er bekannte und wiederholte später sein Bekenntniß freiwillig:

Am Neujahrstage fuhren er, der Doctor (der Herr von Mosel), dessen Diener Moritz Richter (der Jäger) und die Frau von Sien von Hamburg weg. In Wunstorf wurden sie durch Peermann's Vermittelung sechs Tage geherbergt und zogen dann zur Messe nach Braunschweig. Der Doctor war voraus gereist; infolge seiner Briefe kamen die andern nach. Es erschienen der Wirth von Blumenau, Otto Müller, Peermann und der Jude Jonas Meyer. Der Doctor lebte als Johann Heinrich von Mosel in Braunschweig wie ein großer Edelmann; bei ihm der Jäger Moritz Richter, die Frau von Sien, der Cornet (Lorenz Schöne); dessen Frau Katharine (die Kammerfrau), der Reiter Pante und einer mit gelbrothen Haaren aus Wunstorf (Kaiser). Als Schwanke ankam, war der Haupteinbruch schon geschehen, man zeigte ihm mehrere Silbergeräthe, die davon herrührten. Der Doctor war äußerst geschickt darin, in Wachs abgedrückte Schlüssel nachzumachen. Niemand aber kam ihm gleich in der Fertigkeit, die schwierigsten Schlösser zu öffnen. In Braunschweig hatte er sein Meisterstück gemacht. Schwanke selbst war nur bei einer Fortsetzung dieses Diebstahls behülflich, als noch zwei Koffer mit Leinenzeug aus dem Gewölbe geholt und fortgetragen wurden; er erhielt für seine Beihülfe von Mosel 46 Thlr. geschenkt.

Beim Schmied in Luthe hatte Schwanke für Jonas Meyer und Pante einen Schlüssel schmieden sollen, der zur wunstorfer Kirche paßte. Er brachte jedoch den Schlüssel nicht zu Stande und der Diebstahl unterblieb.

Nachdem die Gesellschaft in Blumenau ihren braunschweiger Raub getheilt hatte, ging sie zusammen bis Celle, wo sie sich trennen wollte. Dort aber kamen die andern auf den Einfall, Schwanke und seine Schwägerin bis Lüneburg zu begleiten und sich bei der Mutter des erstern einzuquartieren. Der Cornet (Lorenz Schöne) und der Jäger (Moritz Richter), die in der Harburger Herberge wohnten, hörten hier von der güldenen Tafel und machten Mosel darauf aufmerksam. Schwanke will den Diebstahl widerrathen haben. Mosel aber

wies ihn zurecht: „Wenn der Kaiser selbst bestohlen wird, was will denn die Stadt Lüneburg voraushaben?“ — Die That ward beschlossen, war aber nicht leicht auszuführen. Keiner der vorräthigen Schlüssel paßte, und Mosel mußte lange feilen, bis er sie fertig bekam. In der Nacht nach dem Sonntage Esto mihi zwischen 11 und 12 schlichen Mosel, der Jäger, der Cornet und Schwanke nach der Kirche. Schwanke ging nicht mit hinein, sondern hielt draußen Wache. Er mußte über vier Stunden stehen, bis sie wieder herauskamen. Der Cornet trug die Beute in einem Quersacke auf dem Rücken in Schwanke's Haus. Dort ward eingepackt und am Morgen darauf nach Hamburg gereist. Auch hier kam es noch nicht zur Vertheilung; denn Mosel wollte zuvor nach Lübeck, um bei dortigen Juden die Goldbleche und Edelsteine zu verkaufen. Schwanke leugnete anfänglich auch auf der Folter, daß er um den Diebstahl in Hamburg wisse, später räumte er indeß ein, davon gehört zu haben. Er gab an, Mosel habe auch dieses Verbrechen begangen und die erste Nachricht von dem Schatz im Dom durch einen getauften Juden, den Stadtsoldaten Vinzenz erhalten.

Schwanke's Frau ward nicht gefoltert; aber sie bekannte auf die dringenden Vorstellungen der Richter, daß sie von drei Briefen erfahren, welche der Regimentsquartiermeister Peermann an ihre Schwester, die Simse, nach Hamburg geschrieben, und von denen der eine gelautet: „Sie möchte schleunigst nach Wunstorf herüberkommen; denn in Braunschweig wäre ein großes Stück Geld zu verdienen.“ Vergebens habe sie ihrem armen Manne abgerathen, mitzugehen; ihre Schwester habe ihn zu seinem Verderben überredet und verführt.

So viel war klar, daß man nur die Ausläufer einer gefährlichen, weitverzweigten Bande in Händen hatte, und daß es weiterer Nachforschungen und Verhaftungen bedurfte, um volles Licht zu erhalten.

Man hoffte zunächst, durch den jetzt eingefangenen Jonas Meyer und durch den von neuem verhafteten Peermann Aufschlüsse zu bekommen.

Jonas Meyer war der Sohn eines gestraften Diebes und selbst wegen Diebstahls und Diebeshehlerei schon mehrmals in Untersuchung gewesen. Voll Bosheit und in allen Lastern erfahren, war sein Herz von Stahl und von keinem Hammer zu erweichen. Als ein Verwandter, den er bestohlen, ihm drohte, ihn ins Zuchthaus zu setzen, gab er zur Antwort: Nun wolle er erst Dinge thun, welche ihn des Zuchthauses werth machten. Er galt für einen geschworenen Christenfeind, der, wo er konnte, seinen Ingrimm und Spott gegen den Heiland ausließ. Vor seinen Richtern aber war Jonas Meyer der unschuldigste Mensch von der Welt; er schalt den Schwanke bei der Confrontation einen Lügner und wußte von all den Leuten nichts weiter, als daß er die Frau von Sien auf Bitten ihres Mannes bei Peermann in Kost untergebracht habe; den Herrn von der Mosel hatte er höchstens gesehen, kannte ihn aber so wenig als seine Gefährten.

Peermann blieb ebenso halsstarrig im Verhör, und wenn er auch weniger Würde zeigte als bei der frühern Vernehmung, so ersetzte er sie doch durch fürchterliche Betheuerungen. Als die Schwanke ihn an den Brief erinnerte, den er an ihre Schwester geschrieben, rief er: „Gott möchte ihn durch ein Donnerwetter auf der Stelle erschlagen, wenn er das geschrieben."

Auch den Wirth zu Blumenau, Otto Müller, hatte man gefänglich eingezogen. Er war ein junger Mann von feinem Ansehen; in seinen Reden verrieth er Verstand und zeigte Bescheidenheit. Man glaubte einen ehrbaren und redlichen Menschen vor sich zu sehen, der nicht frech alles abstritt, sondern über die braunschweiger Geschichten gerade so viel eingestand, als er konnte, ohne sich in die Schuld zu verwickeln. Er hatte die fremden Herrschaften nach Braunschweig und von da zurückgefahren; sie hatten bei ihm logirt, aber ohne daß er ein Arg gegen ihr Thun und Treiben geschöpft. Seine Aussage stimmte fast wörtlich mit der Peermann's.

Jeder neue Gefangene, jedes neue Verhör, jede Zeitung, die von auswärts kam, gab Kunde von neuen Verbrechen

und bestätigte die große Gefährlichkeit der Bande. Das Gericht zu Celle, die Regierung und der Fürst erkannten die dringende Nothwendigkeit, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen. Auf dem gewöhnlichen langsamen Wege durch Schreiben an die auswärtigen Gerichte ließ sich nichts thun; man ernannte deshalb einen Commissar, welcher, wohlversehen mit Vollmachten und Empfehlungsbriefen, die Haupträdelsführer der Bande in Deutschland aufsuchen, womöglich ergreifen und nach Celle transportiren lassen sollte. Zu diesem Posten wurde der Amtmann Dietrichs auserkoren. Die, auf welche er vorzugsweise sein Augenmerk richten sollte, waren der sogenannte Doctor oder Johann Heinrich von der Mosel und seine Courtisane, die Frau von Sien; denn sie schienen die gefährlichsten Häupter der Bande zu sein.

Der vornehme Herr von der Mosel mit seiner Alongeperrüke, seinem Federhute und goldgestickten Sammtrocke, mit seinem Staatsdegen und seinen zierlichen Manschetten war verschwunden, verschwunden waren seine schöne Gattin, der Jäger, der Kammerdiener und die ganze freiherrliche Pracht. Der Commissar glaubte eine entfernte Spur in Sachsen zu finden, erhielt aber plötzlich von Hause die Weisung, sich ins Voigtland zu begeben. Unweit Greiz war nämlich eine Räuberbande festgenommen worden, und einer der Räuber, Namens Nickel, hatte sich den Hals abschneiden wollen, als er arretirt wurde. Es ging das Gerücht, daß dieser Nickel einen Knecht, Namens Moritz Richter, habe, eine getaufte Jüdin, die Simse, mit sich führe und wol der Herr von Mosel sein könnte. Der Commissar, welcher lieber seiner Spur in Sachsen nachgegangen wäre, meldete, daß dieser Dieb ein in jener Gegend sehr bekannter und berüchtigter Mensch sei, welcher schon zwei Personen erschossen habe und gemeinhin Nickel genannt werde, aber eigentlich Niclas List heiße, also wol nicht der Gesuchte sein dürfte. Niclas List war im Voigtlande und Thüringen ein großer Mann und glücklich in seinen Unternehmungen, es war daher nicht sehr wahrscheinlich, daß er das Land, wo er ein so ergiebiges Feld für seine Thätigkeit hatte, verlassen und einen Vagabundenzug nach Niedersachsen und den

Hansestädten, wo er die Verhältnisse und die Localität nicht kannte, gewagt haben sollte.

Da ward zufällig bei einem Verhör, welches Schwanke's Frau in Celle bestand, List's Name genannt. Sie horchte auf und rief: „Herr Gott, so hieß ja der Doctor, bei dem mein Mann war.“ Befragt, woher sie es wisse, antwortete sie: „Er stand einmal in Lüneburg vorm Spiegel und fragte meine Schwester, die Simse: «Weißt du, wie ich heiße?» Sie antwortete: «Nein!» Da sagte er lächelnd: «Ich heiße Nickel List und bin auch listig.»“

So war denn der verrufene Herr von der Mosel, der berüchtigte Doctor, gefunden und zugleich in sicherm Gewahrsam. Um zur völligen Gewißheit über seine Identität zu kommen, wurde der Wirth aus den Drei Kronen in Hannover nach Hof im Voigtlande, wo Nickel List saß, gesendet und erkannte denn auch beim ersten Anblick in dem blassen Manne in Ketten den großen Cavalier, der mit Roß und Leuten und aller Herrlichkeit bei ihm logirt hatte.

Unglücklicher war man im Aufsuchen seiner Concubine, der sogenannten Simse. Ihr gewesener Ehemann, der bankrotte Weinhändler von Sien, wollte nichts mehr von ihr wissen. Er hatte sich wegen ihres üppigen Lebens und ihrer liederlichen Haushaltung von ihr getrennt, und ihr schon früher, als sie sich in Hamburg wieder trafen, erklärt, daß er sie nicht mehr als Frau anerkenne. Sie hatte erwidert: Sie erkenne ihn ebenso wenig als ihren Mann an; denn er könne sie nicht einmal ernähren. Unstät und flüchtig zog sie im Lande umher unter diesem und jenem Namen. Ebenso oft wechselte sie die Livree ihres Lakaien. Sie hatte zwei chaises roulantes, in denen sie umherfuhr. Eine Kupplerin in Halle führte ihr junge Leute in ihre Netze. Einmal hatte man sie im Weimarischen zu Kerspleben gesehen, wo sie den Lorenz Schöne (den Cornet) bei sich hatte; ein andermal war ein Doctor mit ihr zusammen. Sie ging geschminkt, in den modernsten Kleidungsstücken und warf mit Kronenthalern und Dukaten um sich. Auch hatte man sie im Flecken Stedten, im dortigen Obergasthofe, mehrmals gesehen, ein Ort, der unter zwei Herren damals getheilt (Weimar und die Grafen Stolberg),

in jenem Wirthshause eine berüchtigte Diebeshöhle beherbergte. Der eigene Sohn des Wirthes, Ernst Büttelstädt, gehörte zur Bande, deren Oberhaupt Nickel war. Es ward hier oft ein Hexensabbat der bösen Geister gefeiert. Während Patrouillen draußen umhergingen, ward im Innern geschwelgt und banketirt. Zugleich aber stand immer eine Anzahl Pferde im Hofe gesattelt, um bei der ersten Gefahr sich darauf zu werfen und eine der beiden Grenzen zu erreichen.

Ebenso wenig war gewisse Nachricht von Lorenz Schöne (dem Cornet) aufzutreiben. Nur erfuhr man, daß er mit seinem Bruder Heinrich früher im Militär gedient und wie dieser, weil beide mehrmals desertirt waren, den Strang und Spießruthen verwirkt hatte. Sein Bruder Heinrich war in Prag verschiedener Verbrechen wegen aufgehängt worden, hatte aber die Grille, sich für einen andern auszugeben und sich unter dem Namen Johann Christoph Wolff aufknüpfen zu lassen. Von dem sogenannten Cornet hat man nie wieder gehört.

Mit Nickel List's Gefangennahme war die Seele der großen Verbindung getroffen, die Blutader, von der die andern kleinern ihre Lebenssäfte empfingen. Jetzt gingen Richter und Commissarien mit neuem Muthe und frischer Lust an die immer noch schwierige Aufgabe, den verschlungenen Knoten völlig zu entwirren.

Nickel List bekannte zwar ohne weiteres die von ihm in der Heimat begangenen Verbrechen, leugnete aber der Herr von Mosel und der berüchtigte Doctor zu sein; indeß schon der erste Grad der Folter entriß ihm die Wahrheit, und er gestand nun mit der größten Freimüthigkeit nicht blos ein, was man ihn fragte, sondern auch noch eine Menge anderer Verbrechen. Es kam eine übergroße Anzahl von Diebstählen und Einbrüchen an den Tag. Processe, in denen die Acten längst zurückgelegt waren, mußten wieder vorgesucht, Personen, die man freigelassen und solche, die man noch nie beargwohnt hatte, mußten eingezogen werden. Außer Jonas Meyer erschien nun auch der Regimentsquartiermeister Peermann, gegen

den inzwischen auch der Gastwirth Otto Müller unter den Daumschrauben als einen Hauptheilnehmer am braunschweiger Einbruch ausgesagt hatte, besonders gravirt. Ein anderer Gauner, Christian Müller, den Nickel List für eins der thätigsten und furchtbarsten Mitglieder der Bande erklärte, saß in Leipzig. Der Gardereiter Pante wurde im Mannsfeldischen aufgegriffen, der vielbesprochene Jäger Moritz Richter in Weimar, wo er unter seinem wahren Namen, Andreas Schwarz, eingezogen worden war.

Auch die Simse hoffte man festzuhaben. Auf der Landkutsche von Gotha war nämlich ein Frauenzimmrr nach Weimar gekommen, auf welche die Personbeschreibung der Anna von Sien zu passen schien. Der Name, den sie sich beilegte, wies ebenfalls darauf hin. Der Geburtsname der schönen Simse war Anna Moyers, die schmucke, lustige Dame in Weimar nannte sich Christine Magdalene Meyers. Ihre Vaterstadt wäre Hamburg, ihre Aeltern daselbst Juden gewesen. Ihr Mann, an den sie schon im funfzehnten Jahre verheirathet worden, heiße Levis Levin und wäre ein liederlicher Mensch, der von ihr weg nach Holland gegangen sei (wie von Sien). Als sie Christin geworden, hätte sie es nicht länger zu Hause ausgehalten und wäre seit drei Jahren auf Reisen, lediglich zu ihrem Vergnügen. Die Frage: Ob sie sich nicht in Halle Anna oder Madame de Sien habe nennen lassen, kam ihr sehr lächerlich vor, sie kenne diese Dame, die eine Portugiesin von Geburt sei, sehr genau, habe aber nichts mit ihr gemein. Sie pochte auf ihre richtigen Atteste und berief sich auf ihre Bekannten in Hamburg und Leipzig. Als man sie auf ihre guten Kleider und ihren Schmuck aufmerksam machte und fragte, ob sie dieselben nicht durch Dieberei und Buhlerei erworben, lachte sie höhnisch: Solches hätte sie von ihren Aeltern nicht gelernt und Gott würde sie schon dafür behüten. Sie wäre, lediglich zu ihrem Divertissement, in Leipzig, Halle, Gotha immer an jedem Orte nur acht Tage geblieben; wenn sie um Buhlerei willen sich dahin begeben, hätte sie einen schönen Erwerb haben können.

Sie war kurz angebunden, und auch im Gefängniß verließ sie weder der Witz noch die Laune. Das sei nun ein-

mal ihre Lust, sich umzusehen, und wenn sie ein Mann wäre, müßte sie die ganze Welt durchreisen. Als man ihr vorhielt, sie solle bei den Studenten in Jena Visiten auf deren Stuben gemacht haben, lachte sie laut auf, versicherte aber, so gemein sei sie nicht. Sie hätte nicht nöthig, die Studenten auf ihren Stuben zu besuchen; denn wo sie sich nur zeige, wären die jungen Leute wie toll auf sie und möchten das Haus immer stürmen. Nur um einem ihrer Anbeter zu entfliehen, sei sie aus Gotha so schnell fortgegangen, und um der Raserei der Burschen und ihren lustigen Streichen zu entgehen, hätte sie wol oft Versteckens gespielt. Daß sie aber auf Mauserei sollte im Lande umhergezogen sein, kam ihr gar zu spaßhaft vor; vornehme Cavaliere habe sie viele gekannt und sei mit ihnen gereist, aber vor Gesellschaft mit Diebesgesellen solle sie der liebe Gott behüten. Da sie die unglücklichste, elendeste Weibsperson von der Welt wäre, weder Vater noch Mutter hätte, weder Mann noch Kind, so müßte sie sich wol auf den lieben Gott allein verlassen, der sie durch seinen heiligen Geist vor bösen Lastern bewahren und als neue Christin auch vor sündhaften Gedanken schützen möge.

Diese Komödie, welche die ehrliebende Dame vor ihren Richtern zu spielen für gut fand, wurde plötzlich mit einer andern Komödie vertauscht, welche sie für sich selbst spielte. Im Gefängniß über ihr saß Andreas Schwarze (Moritz Richter), der schöne jugendliche Jäger des Herrn von der Mosel. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, aber der Ruf seiner Thaten und seiner Schönheit setzten sie in solche Liebesflammen, daß sie alles aufbot, ihn zu sehen und zu sprechen. Sie unterhielt sich durch ihre Gitterfenster in einer den andern unverständlichen Sprache mit ihm und versuchte eine Correspondenz, von der uns eine schätzbare Probe aufbewahrt ist; ihr Brief an ihn lautet:

„Schönster Engel!

Ich kann Dir nicht schreiben, wie ich gerne wollte. Wenn ich Dir nach meinem Willen schreiben könnte, mein halbes Leben wollte ich drum geben. Doch wenn ich alle Federn nähme, so könnte ich Dir meine große Betrübniß nicht sattsam ausdrücken, welche ich nur durch Dein Entfernen

ausstehen muß. Doch hoffe, Dich, wo nicht hier, doch anderswo wiederzusehen. Ueberschicke Dir dieses, das kannst Du auf meine Gesundheit verzehren. Ich wollte Dir gerne was mehr schicken, wenn ich was mehr hätte. Ich habe es auch zum Präsent bekommen. Vergiß aber meiner nicht; nimmermehr will ich Deiner vergessen, so wird Dir Gott helfen. Habe nur Geduld, es wird sich alles schicken. Meine Johanna läßt Dich schön grüßen. Ich aber befehle Dich in Gottes Schutz und verharre

Deine ergebenste
Christine Magdalene Meyerinn.

P. S. Bitte Dich, zerreiß den Brief, daß ihn Dein Stiefvater nicht in die Hände bekommt. Ich habe müssen eidliche Caution stellen. Wenn ich gleich wollte durchgehen und meine Sachen in Stich lassen; so schickten sie mir Stech-Briefe nach, da wäre es nicht gut,

Mein Herz in mir theil' ich mit Dir,
Brichst Du an mir, so räche es Gott an Dir.
Mein ich's nicht von Hertzen,
So soll mich der Teufel zerreissen.

Du allerliebster Engel. Gott gebe, es gehe Dir wohl, als ich es gerne hätte. Schreib mir bald wieder."

Die keusche Landstreicherin zettelte einen Plan an, den geliebten Verbrecher mit Hülfe seines Bruders, eines sachsen-weimarischen Capitain d'Armes, zu befreien, es gelang ihr aber nicht. Trotz des Verdachts, daß sie die Simse sei, mußte sie freigelassen werden, weil der Wirth zu den Drei Kronen in Hannover, der ihretwegen nach Weimar geschickt wurde, sie nicht recognosciren konnte. Mit dieser falschen Fährte, auf welche der Commissarius gelockt war, verschwindet das gefährliche Weib aus den Acten.

Die Mehrzahl der verhafteten Verbrecher, als Pante, Andreas Schwarze, Christian Müller und andere in Leipzig sitzende Vagabunden, wurden auf das einfache Requisitionsschreiben der Gerichte in Celle zur weitern Untersuchung ge-

stellt. Theils waren die Verbrechen, um derentwillen sie gefangen saßen, im Vergleich zu denen, die sie in Lüneburg und Braunschweig begangen, geringfügig, theils waren die betreffenden Orte und Gerichte froh, sie los zu werden.

Anders verhielt sich die Sache mit Nickel List. Dieser große Räuber saß gewissermaßen im Mittelpunkte seiner Thaten. Da er im Baireuthischen gefangen war, glaubte das markgräflich brandenburg-baireuthische Hofgericht zu Hof vollkommen befugt zu sein, über ihn zu richten. Was er hier geraubt, gestohlen und gemordet, qualificirte ihn vollkommen, von den Gerichten des Landes Urtel und Recht zu empfangen und das, was er auf seinen abenteuerlichen Excursionen nach Niedersachsen und in den Hansestädten verübt, nur als Adhibendum zu betrachten. Aber die Untersuchung wäre nicht viel mehr geworden, als sie war, das heißt Stückwerk, wenn man nicht den Chef der Räuber in die Hände bekommen hätte. Also wurden diplomatische Vermittelungen versucht, und der Markgraf von Brandenburg, „als er solche hochrühmende Intention vernahm", entschloß sich, seinen Räuber, der ihm von Rechts wegen zustand, wegen des großen Zweckes der herzoglichen Regierung verabfolgen zu lassen.

Am 4. December 1698 ging eine auserwählte Mannschaft von elf Gefreiten, fünf Unteroffizieren und einem Lieutenant mit zwei sechsspännigen Wagen von Celle ab, um die gefährlichen Verbrecher abzuholen. Ein tüchtiger Schließer ward mitgeschickt, und es wird hinzugefügt, daß jene Mannschaft, die wackersten Kerle aus allen Truppen und von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, wol, wenn es darauf angekommen wäre, gegen 50 Mann standgehalten hätte. Diese militärische Abholung von Verbrechern, eine Reise durch Deutschland von Nord nach Süd, kam den Zeitgenossen so merkwürdig und wichtig vor, daß man uns das ganze Reisetagebuch des Lieutenants Braun von Celle bis Hof, wie einen Entdeckungszug durch unbekannte Länder, mit Schilderungen der Gegenden und Städte, die sie berührten, aufbewahrt hat.

Am vierten Adventssonntage ward ihnen, nachdem sie in der Vorstadt von Hof gelagert — in die größern Städte selbst wurde die bewaffnete Mannschaft selten oder nie ein-

gelassen — Nickel List überliefert. Er schien munter und freimüthig, als ihn aber der Lieutenant stärker schließen, auf den Wagen setzen und festmachen ließ, entfärbte er sich und ward traurig. Er fing an bitterlich zu weinen und wollte in den ersten Tagen nichts genießen als etwas Brot und Branntwein.

Der Transport schien trotz der bewaffneten Mannschaft nicht ohne Gefahr zu sein. Es wurde daher die größte Vorsicht beobachtet. Zwei Soldaten saßen auf dem Wagen vor List, einer mit gespannter Pistole, der andere mit blankem Degen, jeder zwischen den Knien eine geladene Muskete. Die andern gingen mit ihren Gewehren zu beiden Seiten des Wagens. Es gab mehr oder minder gefährliche Passagen, wo man einen Angriff seiner Bande befürchtete. An diesen Stellen ließ der Offizier den Gefangenen auf den Wagen niederlegen und mit seinem Mantel bedecken. In den dicken Wäldern und den zerrissenen hohen Gebirgen wurden Patrouillen vorausgeschickt, und Bewaffnete mußten, wenn sie Hohlwege passirten, die Höhen zu beiden Seiten ersteigen und so die Fuhrwerke begleiten. In den Wirthshäusern ward vor der Einkehr die Stube für den Gefangenen genau besichtigt und gekehrt. Außer den Wachen um das Haus mußte ein Gefreiter, den Degen in der Hand und zwei Pistolen im Gürtel, vor dem Lager des Räubers stehen. Als sie durch die reußischen Lande zogen, erzeigte ihnen der regierende Graf die Ehre, ins Posthaus zu kommen und den Gefangenen in Augenschein zu nehmen. Außerdem erhielten sie dort noch Truppenverstärkung.

Vor Gera benachrichtigte ein Edelmann die Schar, daß in der neuen Schenke verschiedene verdächtige Leute sich nach der Marschroute der Lüneburgischen erkundigt hätten. Auch habe man in Erfahrung gebracht, daß ein Trupp Gaudiebe sich verschworen, der Nickel dürfe nicht bis Leipzig kommen. Als sie in den großen Tannenwald kamen und von dem Berge, auf welchem das Städtchen Auma liegt, in den Grund hinabstiegen, wo ein Hügel auf den andern folgt und die Fahrt zuweilen unter den Gebirgsabhängen in tiefen Schluchten fortgeht, rief der Lieutenant seine Leute zusammen

und ermahnte sie, wie vor einer Schlacht, ja, er ertheilte ihnen Ordres auch für den Fall, daß ein Schuß ihn selbst treffen und sein Commando aufhören sollte. Alle schworen, ihre Schuldigkeit zu thun. — Solche Wald- und Gebirgs-defilé's hatte Deutschland vor 170 Jahren, und solche ernst-hafte Sache war der Transport eines Gefangenen!

Nickel List lächelte wehmüthig als er es hörte, und versicherte, sie könnten ohne Sorgen reisen, da seine Leute keinen Anführer hätten. „Ja, wäre ich dabei", leuchtete sein Auge auf, „und mein Schwarz und mein Fähnrich Schmidt, dann solltet Ihr mit Recht fürchten!"

Die Wachen links auf den Höhen sahen plötzlich einen bewaffneten Mann auf der Lauer stehen. Als sie die Hähne ihrer Musketen spannten, wandte er sich rasch um und sprang ins Gebüsch. Sie riefen ihm „Halt!" zu und drohten, Feuer zu geben. Der Mann lachte höhnisch und sagte: Sie sollten nur schießen, bald würden ihrer mehr da sein, und verschwand im Dickicht. Seine Drohung schien bereits im Walde hinter Groß-Ebersdorf in Erfüllung zu gehen; denn bei einer Wendung des Weges erblickte man eine beträchtliche Anzahl Reiter links am Holze aufpostirt. Die Lüneburgischen hielten still und legten die Musketen an, als das Misverständniß glücklicherweise noch zu rechter Zeit entdeckt und unnützes Blutvergießen gehindert wurde. Es waren gräflich reußische Reiter, welche dem Zuge zum Convoi vom Grafen entgegengesandt waren. In der nächsten Nachtherberge erfuhren sie, daß von Nickel's Spießgesellen allerdings ein Anschlag gemacht worden war. Die Räuber hatten sich bitter beklagt, daß ihr Plan an der Wachsamkeit der Lüneburgischen gescheitert sei.

Endlich erreichte man Leipzig, und die Escorte schöpfte Athem. Hier wurden die leipziger Gefangenen übergeben und ferner Andreas Schwarze, der unter ähnlicher Bedeckung und gleichen Vorsichtsmaßregeln aus Weimar dahin transportirt worden war. Der kecke Räuber hatte bis dahin alles geleugnet. Als er in seinen Ketten vom Wagen sprang, ließ er seinen Bruder in Weimar grüßen und ihm sagen, er solle nur getrosten Muthes sein, er werde bald loskommen. „Kennst

du den Nickel List nicht?" fragte ihn der Commissar. „Nein, ich habe nie von dem Kerl gehört", antwortete er. In dem Augenblick traten die Musketiere, die vor dem Räuberhauptmann standen, auf den Wink des Offiziers zurück. List sah seinen getreuen Jäger traurig an. Schwarze erschrak zuerst, nahm sich aber schnell zusammen und sprach: „Nein, den Mann kenne ich gar nicht. Er mag ein ehrlicher Kerl, er kann aber auch ein Schelm sein." List schüttelte wehmüthig den Kopf: „Ach, du guter Kerl, wenn du erst die blauen Daumen bekommen hast, wie gut wirst du mich kennen!"

Der weitere Transport lief ohne merkwürdige Zwischenfälle ab. Pante, Christian Müller und Andreas Schwarze betrugen sich munter, ja frech; Nickel List ernst und gefaßt. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Müller und Schwarze wollten von nichts wissen; nur Pante hatte schon zum Theil gestanden und war doch wohlgemuth geblieben. Er stichelte auf den goldbordirten Jäger des gnädigen Herrn von der Mosel und tröstete ihn, wenn er traurig schien, daß sie sich ja dem gelobten Braunschweig näherten, wo es wieder Mumme zu trinken gäbe. Die Juden, welche man gleichfalls aus Leipzig abgeholt hatte, beteten oft laut. Nickel List, der die jüdische Sprache verstand, verrieth jedoch, daß es keine Gebete seien, sondern daß jeder den andern anfeure, auch auf der Folter nichts zu gestehen.

Die Escorte hatte in diesen Gegenden keine Angriffe zu besorgen, wol aber die Gefangenen vor der Zudringlichkeit des Volks zu schützen. Meilenweit strömten sie dem Zuge entgegen, um den großen Nickel List zu sehen. Besonders als er sich dem Orte seiner Bestimmung näherte, war die halbe Bürgerschaft auf den Beinen, um dem Einzuge beizuwohnen.

Der Schlüssel zu dem geheimnißvollen Buche war mit Nickel List's Geständniß gefunden. Er leugnete nicht mehr und widerrief nicht mehr. Wie ein großer Charakter, den die Verhältnisse nur auf die Verbrecherbahn stießen, war er fest und trotzig geblieben, solange er Kraft dazu in sich fand. Nachdem er aber einmal dem Schmerz erlegen und vor der

sittlichen Macht sich gebeugt hatte, versuchte er nicht wie die andern gemeinen Verbrecher die Untersuchung durch Winkelzüge und neuen Trotz zu erschweren. Leider sind seine Bekenntnisse lückenhaft; denn man erhält weder über das Jugendleben des merkwürdigen Menschen genaue Auskunft, noch über das Entstehen und den Zusammenhang der großen Gaunerverbindung.

Nickel List war der Sohn armer Tagelöhner. Geboren 1656 zu Waldenburg bei Zwickau, im Gebiete der damaligen Reichsfreiherren von Schönburg-Waldenburg, zeigte er schon früh in der Schule einen fähigen und scharfen Verstand. Der Mangel an allen Mitteln zwang ihn aber, die Studien zu verlassen und in Dienste vornehmer Herren zu gehen. Er führte sich überall gut auf, ward namentlich an einem gräflichen Hofe ein vorzüglicher Reiter, ging darauf in Kriegsdienste und focht unter den brandenburgischen Truppen und unter der wackern Reiterschar, welche, unter dem Prinzen von Homburg, die Schlacht bei Fehrbellin entschieden und damit den preußischen Kriegsruhm begründeten.

Später machte er die Feldzüge im Elsaß gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken mit, und war bei der blutigen Belagerung der Stadt Ofen. Mit Muth und Klugheit begabt, zeichnete er sich überall vortheilhaft aus. Endlich, des Krieges müde, verheirathete er sich, ließ sich zu Ramsdorf häuslich nieder und trieb die Schenkwirthschaft. Hier erwachte in ihm wieder die alte Liebe zu den Wissenschaften. Er studirte mit Eifer den Theophrastus Paracelsus und andere Bücher über Chemie, sammelte Recepte und erwarb sich wirklich einige Kenntniß von Krankheiten und ihrer Heilung. Auch prakticirte er hier und da bei Freunden, die ihn mit dem Doctortitel beehrten.

Aber der Betrieb der Schenkwirthschaft wurde sein Verderben. Er konnte nicht lauter ehrliche Leute beherbergen und machte die Bekanntschaft verschiedener berühmter Gaudiebe. Ein ehemaliger Student aus Oesterreich und ein abgedankter Wachtmeister waren seine Verführer. Sie beredeten

ihn zur Theilnahme am Einbruch bei einer Frau von Tettau unweit Plauen, wobei 5000 Thlr. gewonnen wurden, und auf seinen Theil 1200 Thlr. fielen.

Von nun an war er verstrickt und konnte doch seines Geldes nicht froh werden. Andere, die um die That gewußt und sie nicht angegeben hatten, forderten eine Belohnung für ihre Verschwiegenheit und hielten sich an den im Lande angesessenen Schenkwirth. List mußte zahlen; aber wie viel er auch zahlte, er konnte die Wissenschaft der schlimmen Gesellen nicht zurückkaufen. Sie überfielen sein Haus zu Sieben und lagerten sich als Executoren sieben Tage ein. Er mußte alles hergeben, was in Keller und Kammer war, ja in seiner Abwesenheit schliefen sie einer um den andern bei seiner Frau. Zum zweiten male ward sein Haus eines Nachts überfallen; diesmal waren der Student aus Oesterreich, Lorenz Schöne's Bruder und List's späterer Gesell, der schreckliche Christian Müller dabei. Schon damals galt List für einen ganz besondern Mann; denn Christian Müller lud in seine Pistole einen silbernen Knopf, weil es verlautete, daß List und seine Leute fest seien.

Sie nahmen ihm bei diesem zweiten Besuch mehrere hundert Thaler, seine Pferde, die Kleider seiner Frau und die türkischen Münzen, die er aus Ungarn als werthvolle Reliquien seiner Kriegsdienste mitgebracht hatte, ab. List verließ voll Verdruß über diese Plackereien Ramsdorf und kaufte mit dem wenigen, was ihm geblieben war, das Wirthshaus zu Beutha, im Hartensteinschen. Aber die Spitzbuben fanden ihn auch hier auf, und was schlimmer war, seine Frau hatte durch die oftmaligen Einlagerungen der fremden Gesellen Geschmack an ihnen gefunden.

Da faßte er in der Verzweiflung einen raschen Entschluß: um sich vor den Dieben zu retten, ging er unter die Diebe. Er war ein willkommener Rekrut, ein Mann von Ruf, von Klugheit und bewährter Tapferkeit, der schon als Dilettant mit dem Brecheisen im Keller der Frau von Tettau sein Probestück abgelegt hatte; also erschwerte man ihm die Aufnahme nicht, und bald that er sich unter den ersten hervor durch den Scharfsinn seiner Plane und die große Geschicklich-

keit, Schnelligkeit und den Muth in der Ausführung. Namentlich lernte er bei den Juden, die zur Verbindung gehörten, die Kunst, Schlüssel in Wachs abzudrücken und auszufeilen; bald aber übertraf er seine Meister. Weil man nicht immer einem Schmied die Arbeit anvertrauen durfte, mußte er auch das Löthen erlernen. Er erfand dazu einen eigenen Handgriff und führte stets eine kleine Maschine und einen Blasebalg bei sich, die er in den Wirthshäusern in der verschlossenen Stube gebrauchte. So hoch schätzte er dieses Kunststück, daß er später auch seinen vertrautesten Freund und Diener nicht zusehen ließ, wenn er bei der Arbeit war. In der Kunst, Vorhängeschlösser jeder Art geschwind und fast ohne alle Instrumente zu öffnen, leistete er Dinge, die ihm in jenen Zeiten den Ruf eines Zauberers verschaffen mußten. Noch am Tage vor seiner Hinrichtung legte er im Gefängniß eine Probe davon ab. Ein starkes Vorhängeschloß schloß die Ketten um seine Arme, ein noch größeres die Eisenstangen an seinen Füßen. Auf den Wunsch eines vornehmen Beamten, der in des Predigers Begleitung ihn besuchte, machte er in wenigen Secunden und in Gegenwart dreier Zeugen sich von den Ketten und den Schlössern los. Um das erste Schloß zu öffnen, brauchte er nur einen Bindfaden, zu dem zweiten einen kleinen Pflock. Allen Ernstes versichert uns Hosmann, daß List, seiner besten Ueberzeugung nach, von magischen Künsten nichts verstanden, sondern alles seinem „hurtigen Verstande“ und der Geschicklichkeit seiner Hände verdanke.

In seiner neuen Eigenschaft zog er zuerst unter dem Titel eines Pferdehändlers im Lande umher. Seinen ersten, größern Einbruch — diesmal nur durch Einsteigen in ein Fenster — verübte er 1694 im November auf dem Schlosse des Reichshofraths Freiherrn von Meusebach zwischen Gera und Schleiz. Die Namen seiner damaligen Complicen verschwinden vor den berühmten Namen der spätern. Sein Antheil waren acht Pfund Silber, die er à Pfund 13 Thlr. an die Juden verkaufte. Sein Name als Räuber wurde bald berühmt, seine Schenke zu Beutha ward zum Diebesnest. Die schönburgischen Gerichte beschlossen des-

halb, sich des gefährlichen Manns zu versichern. Um Ostern 1695 rückte der Landrichter mit 22 Mann vor das Wirthshaus von Beutha. Nickel war nach einer völlerischen, mit seinen Kumpanen durchschwärmten Nacht kaum aufgewacht, als er die drohende Gefahr und an ihrer Spitze den ihm persönlich verhaßten Landrichter in sein Haus dringen sieht. Noch wüst und verstört, reißt er die Pistolen von der Wand. Der Landschöppe zu Hartenstein, Christian Kneuffler, will ihm in den Arm greifen, aber dabei geht die Pistole los und die Kugel ihm durch den Leib. Nickel ergreift nun die andere Pistole und will, um die andern zu schrecken, ins Blinde schießen; aber auch die Kugel dieser zweiten Pistole trifft und tödtet den Hofschlächter Gottfried Locardt auf der Stelle. Jetzt ergreifen alle von panischem Schrecken gejagt die Flucht, und Nickel List zieht ebenfalls von dannen. Die Umwohner von Beutha erstürmten das verlassene Haus, brachen es ab und machten es der Erde gleich, um durch nichts mehr an den verruchten Räuber erinnert zu werden. Er selbst, von nun an unstet und flüchtig, hatte seine Heimat nur noch in fremden Herbergen unter fremden Namen. Der Volksglaube, der schon dem ehemaligen Kriegsmann galt, ging nun auch auf alle seine Genossen über, daß er stich- und kugelfest sei.

Nickel trieb sein Wesen hauptsächlich in der Nähe von Leipzig, wo die jährlichen Messen reiche Nahrung boten. Sein Hauptquartier schlug er in der Regel in der berüchtigten Herberge zu Stedten, an der Grenze des Weimarischen, auf. Unter seiner Bande finden wir außer dem Wirthssohne als Haupthelden den Christian Müller, den kleinen und den großen Leopold, den langen Hans, den Kesselpeter, den Gottfried Müller aus Dresden, den Hahntoffel, den Hirtentoffel, Schilling, den Corporal Barthel, den (Cornet) Lorenz Schöne u. a. Alle waren beritten, aber nicht zu Straßenraub, sondern zu nächtlichen Einbrüchen. Die Pferde dienten nur dazu, sie schnell an den Ort, wo sie einbrechen wollten und wieder zurückzubringen. Gewöhnlich zog man vorher genaue Erkundigungen ein. Es trat einer oder der andere als sogenannter Angeber auf, d. h.

er zeigte an, daß da und dort etwas liege, was sich der Mühe lohne. Alsdann schlich sich ein Mitglied der Bande ins Haus, um die Schlüssel der Thüren in Wachs abzudrücken. Nach der Probe wurden Nachschlüssel gearbeitet, eine Arbeit, über die oft mehrere Wochen vergingen. Wenn Thüren und Gewölbe erbrochen und die Schätze in den Händen der Räuber waren, wurden alle Spuren sorgfältig vertilgt. Die geräuschlose Art, mit der viele dieser Einbrüche ausgeführt wurden, nährte den Glauben, daß List mit übernatürlichen Kräften begabt sei, immer mehr. So brach er in Arnstadt durch die Mauern in eines Krämers Haus und öffnete mit einem Brecheisen die Geldkasten, ohne daß der Krämer und seine Frau, die dicht am Gewölbe schliefen, etwas davon hörten. Die Leiterwände eines von den Räubern mitgebrachten Wagens wurden gebraucht, um über die Stadtmauern oder in die Fenster zu klettern. Getheilt wurde erst in der nächsten sichern Schenke, und jedesmal fanden sich auch Juden ein, welche die Pretiosen um ein Spottgeld erhandelten.

In der Regel war die Vorausberechnung so geschickt, daß man nur mit Luft und Mauern zu kämpfen hatte. Wenn später auch Gewalt gegen Personen hinzukam, so waren dies nur Ausnahmsfälle; sie zeigen aber, mit welcher Entschlossenheit die Gesellen zu Werke gingen, und daß sie sich nicht so leicht abbringen ließen. In einer Nacht vor dem Christfest 1696 brachen Nickel List und seine Gefährten in die Pfarre zu Schlettau bei Halle. Mit Degen, Pistolen und Brecheisen drangen sie in des Pfarrers Schlafgemach. Während List die Kasten aufbrach, hielten die andern den Pfarrer, seine Frau und die Magd in ihren Betten fest. Trotz der Drohung, man werde ihren Mann hängen, schrie die Pfarrfrau aus allen Kräften, und zwei vorübergehende Bauern liefen, um Lärm zu machen, ins Dorf. Andreas Luci, der Drachenstüber genannt, einer der gefährlichsten Diebe, welcher draußen bei den Pferden Wache hielt, meldete es; aber die Beute war zu lockend. Erst als der Drachenstüber zum andern mal hineinschrie: „Die Bauern kommen!“ ergriff man die Flucht. Einer der Gesellen gab Feuer auf die Verfolger, diese zer-

streuten sich, und die Diebe ritten bis in die Gegend von Eckartsberga, wo sie die Beute theilten.

In einer andern Nacht, als sie zu einem Abenteuer im Magdeburgischen ausgeritten waren, wurden sie auf der Streu in der Schenke vom Voigt und einigen Bauern angehalten. Es waren außer Nickel List, Lorenz Schöne (der Cornet), der kleine Leopold, Gottfried Müller von Dresden und der Drachenstüber. Sie setzten sich zur Wehr und es entspann sich ein blutiges Gefecht. Von drei Schüssen durchbohrt fiel der Voigt, die Mehrzahl der Räuber erreichte ihre Pferde.

Im August 1697, als Nickel in der erwähnten Diebsherberge zu Stedten von seinen Thaten ausruhte, traf er daselbst einen schönen jungen Menschen, der um eines Todtschlags willen die Flucht ergriffen hatte. Es war Andreas Schwarze aus Weimar. Mit richtigem Blick erkannte er in ihm den Mann, den er brauchte, vielleicht auch den, den er lieben konnte. Andreas, ein Jüngling von rühriger Thätigkeit und Löwenmuthe, ward unter dem Namen Moritz Richter sein Diener, Jäger und unzertrennlicher Begleiter und Freund. Ein genauer Contract wurde stipulirt. Andreas, ein freies Mitglied der Bande, trat nur für seine Person in Nickel's Dienste, und für die glänzende Jägerlivree, gute Kost und den Unterhalt seines Pferdes cedirte er seinem Herrn die jedesmalige Hälfte seines Beuteantheils. Von jetzt an bildete sich List einen herrschaftlichen Hausstaat und nannte sich Johann Rudolf von der Mosel.

Ein Einbruch in den Dom von Naumburg warf nicht genug ab, um seinen neuen Stand aufrecht zu erhalten; reichere Ausbeute lieferte ein Raub auf dem Gute des Herrn von Minckwitz in Lindenau, wo, nach Abzug von 300 Thlrn. für die Angeber (zwei Wirthe und ein Müller aus der Gegend!), jeder Theilnehmer 800 Thlr. empfing.

Es war unter den Gaunern bekannt, daß Nickel List in der Kunst, Schlüssel anzufertigen und die künstlichen Schlösser zu öffnen, unübertroffen war. Nun hatten etliche Juden in Hamburg durch den Stadtsoldaten Vinzenz ermittelt, daß in das Domgewölbe ein ungeheurer Schatz, eine Tonne Goldes werth, getragen worden sein sollte. Ihre Schlüssel reichten

nicht aus, und sie wandten sich deshalb an Nickel List. Er leistete dem ehrenvollen Rufe Folge und begab sich, nur von seinem treuen Jäger begleitet, unter dem Namen Heinrich von der Mosel, nach Hamburg.

Die Compagnie, in deren Auftrag er gekommen war, bestand aus den Juden Moses Hoschenak, Schimmeku, dem großen und kleinen Leopold und einem Liepmann. Dazu gesellten sich noch Lorenz Schöne und Gottfried Müller aus Dresden. Nickel List fragte zuvörderst, ob die That sich lohnen werde? Der Stadtsoldat Vinzenz, der die Kostbarkeiten mit in den Dom getragen hatte, ward genau inquirirt. Er verpfändete seine Ehre und Seligkeit dafür, daß man eine Tonne Goldes an Werth finden werde. Durch dies Zeugniß beruhigt, ging Herr von der Mosel an die Arbeit. Einige Schlüssel löthete ein Schmied in Altona, andere feilte er selbst aus, und der Einbruch geschah ohne erhebliche Schwierigkeit. Das geraubte Gut ging in neun Theile, und außer 60 Dukaten Reisediäten, die ihm die Compagnie auszahlte, betrug sein Antheil nur 45 Thlr.! Das war allerdings ein geringer Verdienst. Um sich einigermaßen zu entschädigen, unternahm List in der nächsten Nacht auf eigene Hand einen zweiten Einbruch in den Dom, aber nur Wäsche und Garderobestücke waren seine Beute.

In Hamburg lernte er Anna von Sien kennen. Beide gefielen sich, die schöne Frau verließ ihren letzten Galan, den Juden Liepmann, und zog von nun an mit dem Herrn von der Mosel umher.

Auf einen Brief Peermann's an Anna von Sien, „daß sie kommen möchte, weil in Braunschweig etwas zu verdienen sei", reiste er mit ihr zu dem Regimentsquartiermeister nach Wunstorf. Hier und in Blumenau ward der Einbruch in der braunschweiger Katharinenkirche vorbereitet. Die thätigen Personen dabei waren außer List, seiner Courtisane und seinem Jäger, Lorenz Schöne und seine Frau, Michel Kaiser, der Rothkopf, demnächst Schwanke, Otto Müller, Jonas Meyer, Peermann und Pante. In zwei Nächten räumten sie das ganze Gewölbe aus. Aber zu ihrem größten Verdruß fanden sie den schweren eisernen Kasten mit Ziegelsteinen gefüllt!

Als sie zu Blumenau theilten und die von Jonas Meyer gewissenhaft taxirten kostbaren Kleidungsstücke untereinander verauctionirt hatten, kam, nach Abzug aller Zehr- und Fuhrkosten, so wenig heraus, daß auf des Herrn von der Mosel Antheil nur 100 Thlr. fielen. Er ließ sich darüber aufs äußerste unmuthig gegen die Sien aus und versicherte, „um eine solche Bagatell" solle man ihn nicht wieder nach Braunschweig locken!

Dennoch verstand er sich, nach der Trennung von Peermann, Pante, Kaiser und Jonas Meyer, noch zu einem großen Unternehmen in Niedersachsen: zu dem Raube der güldenen Tafel in Lüneburg. Wie die That glückte, wissen wir bereits. Durch die Gier, mit welcher die Räuber Edelsteine, Perlen und Goldblech theils mit den Händen, theils mit Eisen von der Tafel herunterrissen, ging allerdings viel verloren; aber dennoch betrug der Antheil des Nickel List 220 Dukaten und 200 Thlr. in Silber.

Wie glänzend List's Thaten in Niedersachsen auch waren, so fühlte er sich doch dort nicht heimisch. Die vornehme Rolle kostete einen Aufwand, der mit dem Ertrage in keinem Verhältnisse stand; auch mußte er zu vielen vornehmen und fern stehenden Helfershelfern abgeben, und den Rest den dort sehr gewitzigten Juden zu unverhältnißmäßig geringen Preisen ablassen. Das eigentliche Feld seiner Thätigkeit war Obersachsen, hier kannte er Land und Leute und konnte minder glänzend, aber sicherer auftreten. Nach jenen brillanten Gastrollen in Niedersachsen ging er daher über Lübeck, Mecklenburg und Berlin an seine gewohnte Thätigkeit und brach ohne große Vorbereitungen und ohne zu große Gefahr mit seinen Vertrauten bei Krämern, Gastwirthen, Predigerswitwen und andern nächtlich ein. Aber auch am Kircheneinbruch hatte er seit Hamburg, Braunschweig und Lüneburg Geschmack bekommen, und es wird ihm als das gottloseste Vergehen angerechnet, daß er „seine diebische Klauen" auch an die Kirche von Waldenburg, seine eigene Heimat, legte. Als er in die Kirche von Wunsiedel brach, wurde Hans Krause auf einem alten Thurm in der Nähe als Wächter aufgestellt. Der Diebstahl (in der Nacht vom 14. Juli 1698) gelang, und die

Räuber erreichten glücklich ihre Pferde im Busche; aber sie genossen die Früchte ihrer Arbeit nicht. Nickel List's Maß war voll, und die beraubte Kirche erhielt zurück, was ihr entwendet war.

„Länger kunnte nun der gerechte Gott“, sagt unser Berichterstatter, „solchem fast nie erhörten Kirchenräuber und Erzdiebe nicht mehr zusehen. Endlich hatte er seinen Bogen gespannt und zielete, und hatte darauf geleget tödtliche Geschosse. Seine Pfeile waren zugerichtet zum Verderben, mit welchen er den in allen Jahrbüchern mit schwarzer Kohle anzuzeichnenden schwarzen Nickel List mitten in seinem Lauf traf und anhielt und ihm gleichsam zurief: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter.“

Als die Genossen von Wunsiedel fortritten, meldete ihnen ein Zuträger, daß sie bei Hof die Kasse des markgräflichen Umgeldsadjuncten Schmidt erbrechen könnten. Sie gingen darauf ein und machten sich sofort von Roßbach aus auf den Weg, der durch ein Wasser führte. Es waren Nickel List, Hans Buttelstädt, der Hornnickel (Hans Krause), der kleine Leopold und noch einer. Nickel List ließ das Wasser von Zweien, die er vom Roß steigen und zu Fuß vorausgehen hieß, untersuchen. Sie fanden es nicht gangbar und machten deshalb in der nächsten Nacht einen offenen Angriff von der festern Landseite aus. Sie brachen unentdeckt ein und raubten mit aller Bequemlichkeit die Kasse und die andern dort aufbewahrten Schätze. Ebenso ungehindert schafften sie ihre Beute auf die Rosse und ritten damit nach der neuen Schenke, wo jene sofort getheilt und alle Beutel und Papiere verbrannt wurden.

Aber die Natur forderte nach so langer Kraftanstrengung ihr Recht. Sie hatten zwei Nächte nicht geschlafen, und Nickel legte sich mit Leopold und einem andern, dessen Namen wir nicht wissen, im obern Zimmer auf die Streu; Hornnickel und Buttelstädt warfen sich in den gegenüberstehenden Heuboden. Noch lagen sie in süßer Ruhe, als des Morgens bewaffnete Reiter an das Hofthor pochten. Sie fragten nach fünf Reitern, welche, mit Packen hinter sich, gestern Abend hier eingekehrt sein müßten. Der Wirth leugnete anfangs, von solchen Leuten etwas zu wissen; aber als man ihm, die Pistole

auf der Brust, die frischen Hufspuren, die nach dem Stalle führten, zeigte, wies er erschrocken nach dem Stalle und dem obern Zimmer. Der Stall war mit einer Kette verschlossen; aber List und seine beiden Schlafgenossen erhielten einen Wink vom Wirthe. Alle drei sprangen augenblicklich von der Streu auf und schickten sich zur Flucht an. Inzwischen waren den ersten Reitern noch viele Bewaffnete aus Hof gefolgt, unter ihnen der Adjunct Schmidt selbst, welche das ganze Gehöft umzingelten, während die erstern in das obere Zimmer drangen. Hier entspann sich ein Gefecht, und wären auch Buttelstädt und der Hornnickel zugegen gewesen, so läßt sich bei der Verwegenheit der Räuber erwarten, daß es ein blutiges und trotz der Uebermacht der Gegner ein zweifelhaftes geworden wäre. Der kleine Leopold und der andere gaben augenblicklich mit ihren Pistolen Feuer auf die Angreifer, und der Adjunct Schmidt stürzte von zwei Kugeln gefährlich verwundet zu Boden.

Die beiden Räuber entsprangen. List aber wurde ergriffen. Er entwand sich zwar denen, die ihn angefaßt hielten, nochmals; aber ein starker Mann schlug ihn mit einem Prügel nieder, und sein Versuch, sich die Kehle abzuschneiden, misglückte. Der Hornnickel und Buttelstädt wurden ebenfalls gefangen genommen und starben später in Hof unter dem Beile des Henkers.

Nickel List's Name war im Munde des Volks dermaßen mit einem Nimbus des Wunderbaren umgeben, daß auch die Richter daran glaubten und die Untersuchung mit auf diesen Punkt richteten. Es hieß, daß er gewisse Zauberlichter besitze und sich ihrer bediene, um die Leute während seiner Einbrüche im Schlafe zu erhalten.

In seiner Hose fand man etwas Moos und einen Zettel, auf welchem Christi Worte am Kreuz geschrieben standen. Auf die Frage, ob es ein Amulet sei, schüttelte er lachend den Kopf und sagte: Das Moos sei allerdings von den Mauern aller Galgen gepflückt und solle ein untrügliches Mittel gegen das Ungeziefer sein; aber Zauberei sei nicht dabei. Wunder und Zauberstückchen brauchten nur Stümper, erfahrene

Diebe hätten keine andern Zauberlichter als List, Behendigkeit, Muth und Vorsicht.

Die Geschichten, wie Nickel List sich aus Gefahren rettete, klangen indeß so merkwürdig, daß in jener Zeit ein Zweifel an dem natürlichen Hergang verzeihlich war. So saß er einmal in einem festverwahrten Gefängniß und war dem Anscheine nach seit mehrern Tagen krank und sehr schwach. Eines Tags lag er in Ketten auf seiner Streu und bat den hereinkommenden Schließer ihn aufzurichten, damit er essen könne. Der Schließer trat heran; aber plötzlich that sich der Boden auf, der Mann stürzte hinunter, Nickel List aber stand auf, streifte die Ketten ab und ging zur offenen Thüre hinaus. Er hatte ein Loch in den Fußboden gebohrt, es mit einer alten Thüre und Stroh zugedeckt und die Ketten schon vorher durchgefeilt. Unter seinem Gefängniß war ein anderes, leeres, und in dieses stürzte der Schließer.

Diese natürliche Erklärung, die er selbst gab, wurde jedoch nicht von allen für wahr gehalten, und auch der Magister Sigismund Hosmann gibt sein Gutachten dahin ab, daß bei dem Diebsgewerbe übernatürliche Kräfte im Spiele seien. Er erzählt zum Beweise folgendes Stückchen: Ein Gaudieb ließ einem Wirthe sagen, in der nächsten Nacht würde er ihm das Pferd aus dem Stalle holen. Der Wirth war über diese Frechheit sehr erstaunt und legte sich bei Sonnenuntergang quer vor den Stall. Aber er fiel in einen festen Schlaf, der Dieb kam, nahm den Wirth bei den Beinen, zog ihn weg, öffnete den Stall und holte das Pferd. Als er darauf saß, nahm er seine Pistole und schoß sie vor dem Ohre des Wirthes ab. Nun erwachte der letztere endlich und erkannte den Dieb.

Die Untersuchung nahm eine sehr große Ausdehnung an, und es wurde eine ungeheuere Anzahl von Diebstählen ans Tageslicht gezogen.

Es würde viel zu weit führen, wenn wir die einzelnen Verbrechen aufzählen und schildern wollten. Wir begnügen uns daher damit, etliche charakteristische Züge mitzutheilen,

welche dem bereits entworfenen Bilde etwas mehr Farbe und Bestimmtheit geben.

Als der Kirchendiebstahl in Braunschweig in der Hauptsache vollendet war, blieb List mit ein paar Freunden in der Stadt zurück und brach in der Sacristei ein. Statt des Geldes fand man nur Kelche, und diese ließ man unangetastet, weil Kaiser, der Rothkopf, religiöse Bedenken hatte und auf das inständigste bat, sich daran nicht zu vergreifen. Einst kam der Küster dazu, als sie in der Arbeit waren. Sie legten sich platt auf den Boden und wurden nicht entdeckt.

Einer der gefährlichsten Einbrüche war der zu Nisma bei Zeitz. Die Familie des verstorbenen sächsischen Kriegscommissar Jenisch bewohnte ein einsam gelegenes Haus. Die weiblichen Dienstboten schliefen im alten Hause, die Knechte im Pferdestall, die Witwe Jenisch, ihre Tochter, die Frau Lieutenant Eberhard nebst ihrem Kinde und eine zweite Tochter schliefen im neuen Hause in einer Stube zur ebenen Erde; eine Kinderfrau in der Kammer daran, eine Jungfer Eberhard oben in einer Bodenkammer. Nachts um 11 Uhr kamen die Räuber durch den Garten in den Hof, erbrachen das mit einer Eisenstange verwahrte Küchenfenster und gelangten durch die Küche in die große Schlafstube. Der Kettenhund schlug mächtig an. Die kränkliche Witwe hörte es; aber in demselben Augenblicke ging die Thür auf und acht Männer traten herein, blanke Degen und Säbel in den Händen, Pistolen und Brecheisen in den Gürteln. Sie löschten das Nachtlicht aus, dann stellten sich zwei Kerle vor das Bett der Alten, zwei vor das andere, worin die Jungfer Jenisch und ihre Schwester, die Lieutenant Eberhard, lagen, und flüsterten den Frauen zu: „Stille, kein Laut, oder wir bringen euch um.“ Andere Räuber zündeten ihre kleinen Wachsstöcke an, setzten sie in die Diebslaternen und durchsuchten die Stube. Sie rissen den eisenbeschlagenen Kasten unter dem Bett der alten Frau vor und erbrachen ihn mit Brecheisen und Meisel. Auch alle übrigen Kisten und Kasten, Schränke und Spinden wurden aufgesprengt und Gold, Silber und Pretiosen in einen Sack gesteckt. Die Beute war nicht sehr groß, einer der Räuber forderte deshalb von der alten Frau, sie solle mehr schaffen,

sonst koste es ihr Leben. Sie antwortete, sie wisse von keinem Gelde. Nun schrie einer in einem rothen Pelz der jungen Frau zu: „Du Bestie, Canaille, es muß mehr Geld hier sein; du hast zweitausend Thaler, die sollen und müssen wir haben. Schaffe sie, oder ich stoße dir den Degen durch den Leib!“

Die Unglückliche wußte nichts zu sagen, oder hatte die Sprache verloren. Die Räuber rissen sie bei den Haaren aus dem Bette. Der eine warf ihr ein Tuch über den Kopf, daß sie nicht schreien konnte, packte sie bei der Gurgel und schlug sie mit dem Brecheisen zweimal über den Kopf und Arm, daß das Blut hervorquoll. Jetzt fing das Kind an zu schreien. Der Räuber fluchte und drohte, es umzubringen. Flehentlich bat die Mutter, dem Kinde das Leben zu schenken und lieber sie zu ermorden. Nun wurde sie von neuem gemishandelt und endlich gezwungen, aufzustehen und die Räuber im Hause umherzuführen.

In der Erkerstube, wo die Jungfer Eberhard schlief, verfuhren sie wie unten. Endlich verließen sie das rein ausgeplünderte Haus, und die unglücklichen Frauen waren wenigstens mit dem Leben davongekommen.

Nickel List war übrigens bei dieser Unternehmung nicht zugegen. Sie ward vielmehr von Spitzbuben in Leipzig ausgeführt. Die sogenannte berlinische Dore und eine Schusterfrau in Leipzig waren die Angeberinnen. Die berlinische Dore, die unweit Nisma wohnte, ein übelberüchtigtes Geschöpf, deren Mann in Berlin hingerichtet worden war, hatte selbst bereits zweimal, in Berlin, ihrem Geburtsorte, und in Leipzig die Folter ausgestanden, „allwo (ob der Seitenhieb auf eine zu gelinde Justiz gegen Leipzig oder Berlin geht, bleibt dunkel) die Tortur so beschaffen sei, daß die Diebe nicht viel danach fragten“, erwähnt unser Berichterstatter mit Hohn. Sie und die Schusterfrau hatten ausgekundschaftet, daß bei den Jenischen's in Nisma was zu holen sei. Sie fanden willige Helfer in Andreas Luci (dem Drachenstüber), dem Juden Alexander Saladin (dem kleinen David), dem Martin Richter (dem Dukatenteufel), dem Hans Krause (Hornnickel) und dem kleinen Franz. In der Schenke zur Laute

in Leipzig wurden sie über die Sache schlüssig. Es ward aber zuvor eine Deputation in ein benachbartes Dorf geschickt, um in Nisma die Gelegenheit auszukundschaften. Erst als der Hornnickel und die Schusterfrau, die sich dem Geschäft unterzogen, und angeblich eines Getreidehandels wegen in Nisma eingesprochen hatten, mit befriedigenden Nachrichten zurückkamen, setzte sich die Expedition in Bewegung. Zu den schon Genannten kam noch der verrufene Christian Müller, ein unbekannter Soldat und ein Weinschenk Michel, sodaß ihrer sieben, sechs davon zu Pferde, vor Nisma eintrafen. Den Vorgang selbst berichten die darüber vernommenen Thäter ungefähr ebenso, wie wir ihn nach der Frauen Erzählung mitgetheilt haben, nur daß, nach Art gemeiner Verbrecher, jeder bemüht war, die handgreiflichsten Thätigkeiten von sich auf andere zu wälzen. Der dicke Martin Richter schrie in einem fort: „Hure! schaffe Geld. Weißt du, wie ich heiße? Ich bin der Dukatenteufel. Ich bin der prince de Conti." Der Hornnickel war es, der die Lieutenantin aus dem Bette schleifte. Andreas Luci, der Drachenstüber, hielt draußen Wache. Der kleine Franz und Christian Müller erbrachen die Koffer und Schränke. Die Räuber ritten am hellen Tage bis vor Leipzig und theilten dort ihren Raub.

Unter der ganzen Bande war Nickel List ohne Zweifel die hervorragendste Persönlichkeit. Sein Scharfblick, sein Feldherrntalent und seine Schlauheit waren so allgemein anerkannt, daß die Räuber sich willig ihm unterordneten und sich von ihm mehr gefallen ließen, als von jedem andern Hauptmann. Das Bild, was wir aus den Acten erhalten, erinnert an Schiller's Karl Moor; und vielleicht hat der Dichter an Nickel List und seine Gesellen gedacht, als er seine „Räuber" dichtete, denn die Geschichte von Nickel List war damals noch sehr bekannt, und die Sagen von ihm lebten noch lange im Volke.

Andreas Schwarz, genannt Moritz Richter, der Jäger von List, war ein schlanker, wohlgebildeter Mann, gewandt in der Rede und ein Freund von schnellem Handeln. Als Soldat

ergab er sich dem Spiel, desertirte, erschlug in einem Streite einen Handwerksburschen, traf in der Diebsherberge zu Stedten mit Nickel List zusammen und schloß mit ihm den uns bekannten Bund. Sein Glück und seine Schönheit erregten die Eifersucht anderer Räuber, namentlich des neidischen Lorenz Schöne (der Cornet), welcher ihn in einem Briefe an den Magistrat zu Leipzig denuncirte. Er ward in Weimar verhaftet und nach Leipzig abgeliefert. Er leugnete beharrlich. Vergebens redete ihm List beweglich zu, Gott die Ehre zu geben und frei, wie er, zu bekennen. Andreas überstand die Qualen des sogenannten mecklenburgischen Instruments, mit dem ihm die beiden Daumen und großen Zehen zusammengequetscht wurden. Erst im Foltergewölbe erblaßte er und bekannte. Man glaubte, der Anblick des Martertisches habe ihn mürbe gemacht; aber das war es nicht. Er hatte das große Feuer im Kamin für ein neues Marterwerkzeug gehalten, und nicht die Angst vor den Schrauben, sondern vor dem Gebratenwerden hatte ihm das Geständniß abgepreßt.

Das Gegenstück zu dem jugendlichen Andreas Schwarz war Christian Müller, ein Bösewicht von der raffinirtesten Verderbtheit und Scheußlichkeit. „Ein Mensch", nennt ihn Hosmann, „von einem flüchtigen und ganz verwirrten Wesen, der mit aller Schmach, Schimpf und Marter ein Gespötte trieb; Gut, Leben, Ehre und Blut nicht höher als einen Strohhalm achtete und zu lächerlichen Aufzügen, Narrenteidungen und allen frevelhaften Scherzen seine Natur gewöhnt hatte. Die allerschändlichsten Werke des Fleisches hatte er nicht nur gekostet, sondern sich in solchem Kothe, gleich der allerhäßlichsten Sau ganz herumgewälzt." Aus Stolpe im meißener Oberlande gebürtig, hatte er in seiner Jugend als Soldat im kaiserlichen und sächsischen Heere gedient und seinen Körper durch Ausschweifungen früh verwüstet. Seine Diebstähle, Einbrüche, Feueranlegungen ließen sich nicht zählen; er selbst entsann sich derselben nicht, und wenn er darauf gebracht wurde, trug ihn seine Phantasie, „die flüchtiger war als der Westwind, und unbeständiger als der Sonnenschein im April", vom Hundertsten ins Tausendste. An die Tortur, die er in aller Herren Ländern überstanden,

war er so gewöhnt, daß er sowol vor als nachher aus derselben eine Kurzweil machte, und sich wie einer geberdete, der etwa vom Fechtboden kommt und nach der Motion nur noch größern Appetit zum Essen erhält. Nachdem er im Gewölbe zu Celle die äußersten Qualen erduldet, schrie er den Wächter an, daß er ihm schnell zu essen bringen solle, ihn hungere sehr. Er wußte aus Erfahrung, daß die Folter nach dem Stundenglase abgemessen ward, und pflegte zu sagen: „Im Anfang thut es ein bischen weh, nachher achtet man es nicht mehr.“ Von der Tortur einer gewissen großen Handelsstadt sprach er verächtlich, dort hätten sie kurze Fristen, die man leicht überstehe. Könne man es aber nicht aushalten, so müsse man bekennen. Aber man dürfe nur so viel sagen, daß man den Staupbesen bekomme, dieser sei zu ertragen. Die Richter dankten am Ende Gott, wenn sie den Menschen loswürden. Bei den ersten Torquirungen in Celle blickte er immer nach der Uhr auf dem Tische, um zu erfahren, ob die festgesetzte Zeit bald vorüber sei, und erkundigte sich beim Scharfrichter, wie viel Grade es hier gäbe? Aber er erhielt zur Antwort: Man kehre sich hier nicht an Grade, sondern frage, bis der Verbrecher bekenne. In der That wurde er auch so lange gefoltert, bis er gestand. Aber nun gab er aus Bosheit Wahres und Unwahres durcheinander an. Er wurde deshalb gepeitscht, bis das Blut kam. Er nannte das die rothe lüneburgische Livree, die sie ihm, dem Sachsen, angelegt hätten.

Der Regimentsquartiermeister Peermann und Jonas Meyer wetteiferten mit Müller im Leugnen. Hosmann ruft aus: „Der Kaukasus wäre eher zu Wachs und der Leoparde zu einem Lamm worden, ehe denn der Jude erweicht wäre.“ — Erst in der „unterirdischen Werkstatt der Wahrheit“, wie derselbe Autor mit sichtlichem Wohlgefallen das Torturgewölbe nennt, ward Jonas zum Geständniß gebracht. Man ließ die Anfrage christlich sein, sagt Hosmann, man dehnte ihm nicht die Glieder aus, man riß die Fugen des Leibes nicht aus den Gelenken, man rührte ihn nicht mit glühendem Schwefel, man zwang den Rücken nicht auf spitzige Hölzer und Eisen, man ließ ihn nur die Beinstöcke recht fühlen. Die „Tröpflein

der Wahrheit, die aus diesen harten Trauben gepresset wurden", gaben außer dem Geständniß zahlloser anderer Diebereien und Diebeshehlereien das vollständigste Licht über den braunschweiger Diebstahl.

Peermann ertrug das mecklenburgische Instrument an den Daumen und Zehen ohne zu gestehen. Die Daumstöcke in der Folterkammer erpreßten ihm einige Bekenntnisse, die er nachher widerrief. Er fiel auf die Knie und schrie: „Der Herr Jesus möge alle Teufel, die er aus den Besessenen getrieben, in ihn fahren lassen, wo er nicht alles, was er bekannt, nur aus Angst gesagt." Dann half er sich durch die heftigsten Flüche. Als ihm das mecklenburgische Instrument wieder angelegt ward, forderte er, zu Hosmann's Entsetzen, alle Teufel heraus, ihn davon frei zu machen. Er ward abermals ins Torturgewölbe geschleppt. Seine Bitte an den Scharfrichter, es gelinde mit ihm zu machen, er wolle es ihm gut vergelten, hatte nur zur Folge, daß ihm die Daum- und Beinstöcke zugleich angelegt wurden. Der ungeheuere Schmerz brachte ihn endlich zum Bekennen. Er wurde nun gleich den andern Gefangenen in einen unterirdischen Kerker geworfen und angeschlossen. Hier brach er in Klagen und Jammergeschrei aus; es quälte ihn vornehmlich, daß er den Namen Gottes so gemisbraucht hatte. „Das Gebirge seines Jammers stieg höher als der Ararat und erreichte die Wolken", berichtet Hosmann.

Höchst eigenthümlich ist die Rolle der Juden in diesem Processe. Einige operiren ganz auf eigene Hand, andere machen nur Compagniegeschäfte.

Die gefährlichsten sind die Juden in Hamburg. Sie haben die Augen überall wach und ihre Arme reichen weit. Sie verschreiben Nickel List aus Süddeutschland zum großen Domeinbruch, sie besitzen Commanditen in Lübeck, Wunstorf, Blumenau und an andern Orten. In Leipzig war der große Mittelpunkt der Geschäftsverbindung zwischen dem Norden und Süden. Hier wurden Unternehmungen besprochen, Erkundigungen eingezogen, taugliche Subjecte aufgenommen und auf der Messe große Geschäfte gemacht.

Hier waren vier der gefährlichsten Gauner, Andreas Luci, der Drachenstüber und die drei Juden Salomo David

(der Rothkopf), Schmul Löbel (der Polacke) und Alexander Saladin (der kleine David) eingefangen worden; aber da die leipziger Justiz nichts mit ihnen anzufangen wußte, wurden sie, bei Gelegenheit des großen Transports, der Nickel List nach Niedersachsen schaffte, mitgegeben nach Helmstedt. Als auch hier die Gerichte nicht im Stande waren, ihnen das Geständniß todeswürdiger Verbrechen zu erpressen, lieferte man sie zur großen Untersuchung nach Celle ab, wo Confrontation und Folter sie bald als Haupttheilnehmer an den großen Diebstählen entlarvte.

Der Verbindung dieser jüdischen Diebsgenossen unter sich kam man ebenso wenig auf den Grund, als den geheimen Fäden der ganzen großen Gaunerverbindung. Hosmann aber schlägt die Hände über den Kopf zusammen, daß die diebischen Juden sich nur zu oft auf ihre Freunde, die großen Hofjuden, an der Fürsten Höfen verließen „und durch dero Negociirung, wenn auch gleich ihr Handel völlig sollte auskommen, dennoch zum wenigsten die Befreiung von der ordentlichen Lebensstrafe zu gewinnen vermeinten".

Bei den Versuchen zur Bekehrung fand der Geistliche niemand besser vorbereitet als Nickel List. Schon als er aus Hamburg abreiste, hatte er sich eine wittenbergische Bibel gekauft. Geistliche Trostbücher waren im Gefängniß seine Herzensstärkung. Er war während seiner ganzen Gefangenschaft voll Zerknirschung, und besonders drückte ihn die Blutschuld aus seinem frühern Leben. In der Wissenschaft der nöthigen Dinge, sagt sein Beichtvater, hatte er des Unterrichts wenig nöthig.

Auch Andreas Schwarz und selbst der ruchlose Christian Müller zeigten sich dem äußern Anscheine nach unterwürfig. Dagegen klirrte der rohe Gardereiter Pante voll Wuth mit seinen Ketten, als der Geistliche eintrat. Er fragte: Wer ihn geheißen zu kommen; er hätte ohnedem Qual genug. Hingehen solle er zu den großen Dieben, die von unrechtem Gute bankettirten und Paläste bauten. Wenn er die bekehrt, möge er zu ihm kommen, er wäre nur ein kleiner Dieb. Er berief sich zum öftern auf den vornehmen Complicen: Wenn ein Regimentsquartiermeister sich daran hänge, was habe er

sich zu bedenken! Erst später ging Pante in sich, ließ den Geistlichen wieder rufen und bereute sein sündliches Leben.

Mit besonderm Eifer machte sich der Geistliche daran, die jüdischen Mitglieder der Bande zu bekehren. Seine Arbeit war jedoch nur bei den wenigsten erfolgreich, namentlich war Jonas Meyer völlig unzugänglich.

Die Untersuchung war noch nicht beendigt, als sich die Regierung entschloß, an einigen der Delinquenten, die man bei der Inquisition nicht mehr brauchte, das Todesurtheil zu vollstrecken, „um ihnen das Leben zu ihrer Qual und Angst nicht länger vergeblich aufzuhalten“. Es wurden auserwählt Christian Schwanke, Andreas Schwarz, der Regimentsquartiermeister Peermann, der Gardereiter Christoph Pante, Christoph Kramer (ebenfalls ein Gardereiter) und Jonas Meyer. Auch der Wirth von Blumenau, Otto Müller, war zum Tode verurtheilt, wurde aber zu lebenswieriger Strafarbeit begnadigt.

Mit Ausnahme Jonas Meyer's erkannten alle die Gerechtigkeit ihrer Strafe an und empfingen bußfertig und zerknirscht das Abendmahl. Am Vorabende ihres Todes wurde den Verheiratheten gestattet, mit ihren Frauen die letzte Mahlzeit einzunehmen.

Am 21. März 1699 fand die Execution statt. Zuvörderst wurde Anna Dorothea Jordans, weil sie dem Jonas Meyer Nachricht von dem Schatze in Braunschweig gegeben hatte, zum Staupenschlage verurtheilt und dieses Straferkenntniß sofort an ihr vollzogen. Dann ward sie des Landes verwiesen.

Schwanke ging neben dem Magister Hosmann mit einer Freudigkeit, welche diesen in Erstaunen setzte. Er stimmte fromme Gesänge an und ermahnte seinen geistlichen Freund, als er ihn traurig sah, zur Heiterkeit. Kein Schatten von Todesfurcht war an ihm wahrzunehmen. Ganz anders benahm sich Andreas Schwarz. Zwar zeigte auch er keine Todesfurcht, gerieth aber bei Verlesung des Urtheils, einiger geringfügiger Aeußerungen wegen, in die äußerste Wuth, widersprach und protestirte. Es gab einen ärgerlichen Auftritt, als man ihn bedeuten mußte, daß es bei der Masse

seiner eingestandenen Verbrechen nicht darauf ankäme, ob er bei diesem oder jenem Diebstahle selbst mit Hand angelegt und mehr oder weniger als die andern Thäter erhalten habe. Auch auf dem Karren noch, wo er neben Schwanke saß, brummte und fluchte er und konnte sich nicht zufrieden geben, daß seine Glieder durch eiserne Keulen sollten zerschmettert werden: solches gehöre für Hunde und er sei doch ein Christ! Pante, Kramer und Peermann verhielten sich ruhig; Jonas Meyer dagegen erhob auf seinem Wagen ein so furchtbares Geschrei, daß er den neben ihm sitzenden Peermann in seinen Todesbetrachtungen störte und auf einen andern Wagen gebracht werden mußte, wo er gegen den Geistlichen die lästerlichsten Dinge wider Christus und sein Evangelium ausschüttete. „Noch weniger", sagt Hosmann, „konnte Andreas Schwarz sich zur Ruhe geben. Sein Gemüth brannte von Eifer und Rache ganz lichterlohe und spie, in aller Zuschauer Gegenwart, wie der Vesuvius jezuweilen, ganz ungeheure entsetzliche Klumpen."

Unter dem Schaffot angekommen, verwandelte sich sein Toben in vollkommene Ruhe. Er bat den Geistlichen, das Gebet des Herrn mit ihm zu sprechen, und ermahnte dann das umstehende Volk, es sollte sich an ihm spiegeln, der Sünde widerstehen und Gott vor Augen haben. Die Kraft und der Ausdruck seiner Rede erschütterten die Tausende, welche sie hörten. Ohne ein Zeichen der Furcht ließ er sich auf sein furchtbares Lager binden, und obgleich er mit eisernen Keulen von unten (statt des Rades) zerschmettert ward, stieß er doch keinen Schmerzenslaut aus, sondern duldete mit vollkommener Ruhe. — Schwanke ward nach ihm ebenfalls mit eisernen Keulen, aber von oben, zerschmettert. — Peermann war zum Galgen verurtheilt, er stieg die Leiter mit vollkommener Ruhe hinauf. Seine letzten Worte am Strick waren: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Pante wurde enthauptet. Der erste Hieb des Scharfrichters war zwar tödlich, traf aber nur das Gehirn, ein zweiter trennte den Kopf vom Rumpfe. — Der Gardereiter Kramer ward wie Pante mit dem Schwerte gerichtet, ein einziger Schlag machte seinem Leben ein Ende.

Jonas Meyer blieb verstockt auch unter dem Galgen. Er hatte, wie gesagt, allen Bekehrungsversuchen bis auf den letzten Augenblick widerstanden. Seine Abschiedsbriefe an Freunde und Verwandte athmeten den grimmigen Trotz einer stolzen Seele, die sich in ihrem Rechte gekränkt glaubt. Todeswürdiger Verbrechen war er zwar geständig; aber er wollte von der christlichen Obrigkeit weder Ermahnung noch Strafe hinnehmen; er fügte sich nur der Gewalt. Seine Wuth wurde durch die immer wiederholten Bekehrungsversuche nur vermehrt, seine Bitte, einen Rabbiner behufs seiner Vorbereitung zum Tode zu ihm zu lassen, abgeschlagen. „Ein wilder Eber", ruft Hosmann aus, „kann eines verirrten Schäfleins Wegweiser nicht sein, und in einem von Unkraut häßlich zugerichteten Garten wird Sau und Bock wenig Gutes stiften. — Ungereimt ist's, einen wollen zum Freunde Christi bekehren und des Herrn Christi abgesagten Feind und Lästerer ihn zum Lehrer zu geben." Am Schaffot machte Hosmann noch einen Versuch, Jonas zu bekehren. Dieser wies ihn ab, der Geistliche wandte ihm den Rücken. Aber die Obrigkeit nöthigte ihn, noch ein letztes mal an der Leiter seine Beredsamkeit anzustrengen. Mit innerm Widerstreben ging Hosmann in Gemeinschaft anderer Geistlichen an das erfolglose Werk. Wir geben hier seine eigenen Worte aus dem berühmten Werke: Das schwer zu bekehrende Judenherz wieder: „Ich redete ihn mit ganz gelinden Worten nochmals an, um ihn nicht zu reizen, und sagte: «Jonas, Ihr seid nun in dem letzten Augenblick, daran Himmel und Hölle hanget. Wir bitten Euch nochmals, um Eurer Seligkeit willen, gläubet doch an den Messiam, der Euren Vätern verheißen ist.» Wogegen er aber antwortete, er wüßte es wohl, was ich meinte, er hätte mit demselben nichts zu thun. Er glaubete an Gott. — Worauf ihm geantwortet wurde, er müßte glauben an Gott, wie er sich in seinem Worte geoffenbaret hätte. Wer das nicht thäte, der hätte keinen Gott. Indem wurde alles zu seinem Hinaufzuge bereitet. Wie er nun aber hinaufgewunden ward und nunmehr meinte, er wäre aller Gefahr und absonderlichen Bestrafung, in die ihn seine lästernde Zunge stürzen könnte, entnommen, fing er dasjenige an wirklich zu

vollenden, was er auf dem Wege etlichemal wollen anheben, aber bei dem ersten Worte verbissen — aus Furcht einer empfindlichen Strafe. Nun also rief er überlaut: «Ich lebe ein Jude, und ich sterbe ein Jude.» — Und da er so mit der erschrecklichen Lästerung unserm Heilande geflucht und sich dem Querbalken des Gerichts näherte, vollendete er seine Lästerung mit diesem gräulichen Fluche: «Verflucht seien alle die, in deren Herzen eine Ader ist, die an Jesum gläubet!» — Darauf rief er dem Nachrichter zu, er möge eilen, wol berechnend, daß die Lästerung, wenn er noch lebte, noch Schmerzliches ihm zuziehen müsse."

So starb Jonas Meyer zum unaussprechlichen Entsetzen aller Zuschauer. Die Kunde davon verbreitete sich im nächsten Augenblick bis in die Stadt. Die Richter waren empört über eine so maßlose Frechheit. Auf ihr Gebot wurde der Körper am folgenden Tage vom Galgen abgenommen, in die Stadt vors peinliche Halsgericht geschleift und ein Urtheil gefällt des Inhalts: „Daß dem Körper des gestorbenen Jonas Meyer, wegen der gotteslästerlichen und schändlichen Reden gegen unsern Heiland, so er gestern zum größten Aergerniß der Umstehenden und aller Christen gehalten, die Zunge, mit welcher er sie gesprochen, aus dem Halse gerissen und öffentlich verbrannt, der Körper darauf aber wieder nach der Gerichtsstätte geschleift und dann, und zwar nebst einem Hunde, bei den Füßen von neuem aufgehängt werden sollte!" Das merkwürdige Urtheil ward sofort unter Zuströmen einer ungeheuern Menge Volks vollzogen.

Als bei der folgenden Execution Samuel David, der Rothkopf, von Hosmann zum Galgen begleitet wurde, wiederholten sich die Bekehrungsversuche, aber es scheint, daß auf beiden Seiten das abschreckende Beispiel mildernd eingewirkt hatte. Ruhig und freundlich hörte der Jude den Geistlichen an und bat ihn, fortzusingen und zu lesen. Als ihn Hosmann aber an der Walstatt fragte: Ob er nicht an den Messias glauben könnte, antwortete Samuel ruhig: Er könnte nicht, Gott gebe ihm den Glauben nicht. „Weil ich nun", sagt Hosmann, „den Glauben auch nicht geben konnte und mit vielem Prahlen noch weniger beibringen, der höchste Gott

nach unerforschlichem Rath mein Gebet auch nicht erhörete, als übergab ich ihn dem Gerichte Gottes und ließ ihn stehen." Mit einiger Wehmuth erzählt er, wie der andere Jude, Alexander Saladin, den sein katholischer Beichtvater zum katholischen Christen bekehrt, auf Befragen ein herrlich Bekenntniß seiner Reue und Glaubens an den Herrn Jesum abgelegt und darauf selig gestorben sei.

Mit der Hinrichtung der sechs Verbrecher war die Arbeit der Richter nicht abgethan, ja nicht einmal erleichtert. Die fortgesetzte Untersuchung und die Einfangung neuer Verbrecher, deren Namen schon in den Acten existirten, führte auf ein nur noch verworreneres Chaos von Diebstählen und Einbrüchen, die ein immer furchtbareres Bild von der damaligen Unsicherheit und dem weitverstrickten Diebesnetze entwarfen. Um Luft zu bekommen, schickte man vorläufig die verhafteten Weibspersonen ins Spinnhaus nach Hamburg.

Dafür wurde der oftgenannte kühne Dieb Michael Kayser, ein Brauer und Pfefferküchler aus Wunstorf, und der hamburger Jude Moses Orsennink, genannt Hoscheneck, eingebracht. Jener, ein rüder Gesell und wüster Umtreiber, hatte sich, nach den großen Expeditionen in Niedersachsen, in Süddeutschland am Neckar und Main versucht. Es waren aber nicht mehr die goldenen Zeiten unter Nickel List's Anführung. Die Sehnsucht zog ihn wieder nach Sachsen, er brach aus Thürmen und Kerkern und erschien in seinem Geburtsorte, wo er jedoch erkannt und ergriffen wurde. Er gestand ohne Folterzwang mehr als wir niederschreiben können.

Der Jude Hoscheneck wurde in Hamburg festgenommen und nach Celle abgeliefert. Eine eigenthümliche Beobachtung, die man schon bei andern gemacht, bestätigte sich auch bei ihm. Für gewisse hartnäckige Verbrecher war der Anblick der Folter selbst nicht so schreckhaft als die Confrontation mit andern Verbrechern, welche sie schon überstanden hatten. Bösewichter, die auswärts alle Grade der Tortur erduldet hatten, bekannten in Celle, wenn ihnen die dort Torquirten vorgeführt wurden. So auch Hoscheneck. Er war bei zahllosen großen und

kleinen Diebstählen betheiligt gewesen — unter andern hatte er einem litauischen Edelmanne, Gielgud auf Schaddowe, gegen 30000 Thlr. gestohlen. — Er war ein Hauptanstifter des hamburger Domeinbruchs und bekannt mit allen Hauptpersonen der Diebesverbindung; aber über den Kern und den innern Zusammenhang der letztern gab er so wenig Auskunft als die andern. Ein Versuch, zu entfliehen, mislang. Er hatte die Wächter durch mit dem Saft der Datura versetzten Branntwein zu betäuben versucht. Schon taumelten sie, der eine lag am Boden, der andere behielt aber noch so viel Besinnung, die Thür zuzuschlagen und Wachen heranzuwinken.

Plötzlich liefen Briefe der Rathmänner von Breslau ein, daß dort drei Räuber säßen, die in dem großen Untersuchungsproceß in Celle eine Rolle spielten. Es waren der große Leopold, der nicht minder berühmte Kesselpeter und der dicke Martin Richter. Das Gericht in Celle bat um Auslieferung der Gefangenen, namentlich des großen Leopold, weil man durch seine Aussagen der für ganz Deutschland gefährlichen Verbindung auf die Spur kommen würde. Aber die Breslauer wollten sich die Execution eines so renommirten Diebes nicht entgehen lassen. Sie hängten ihn schleunigst auf. In Celle war man darüber sehr empfindlich, schrieb an die Rathmänner von Breslau, „es sei sehr unrecht, daß sie mit dem Tode eines Bösewichts so geeilt, auf dessen Habhaftwerdung auch andere Fürsten und Regierungen viel Mühe und Kosten verwandt, und daß ein Verbrecher durch ihre Hast eine so überaus gelinde Strafe empfangen, für den doch, seiner verübten Bosheit halber, Strafen, die sein Verbrechen büßten, kaum auszusinnen wären.“

Endlich schritt man zur Execution der noch übrigen Räuber. Vor dem fürstlichen Hofrath von Hedemann, welcher der Commission präsidirte, mußten die Verbrecher einzeln nochmals ihre Verbrechen bekennen, um jeden ärgerlichen Widerspruch vor dem öffentlichen hochnothpeinlichen Halsgericht zu vermeiden. Nickel List bekannte 29 große Diebstähle, außer den nicht namhaft zu machenden kleinen. In Erinnerung des

schrecklichen Ereignisses bei Jonas Meyer's Hinrichtung wurden die Juden besonders ermahnt, sich bei der Execution ruhig zu benehmen. Es ward ihnen vorgestellt, es sei eine besondere Gnade, daß die Obrigkeit ihnen durch christliche Prediger die Mittel zur Seligkeit anbieten lasse und für ihre Seelen sorge. Sie sollten dies dankbar erkennen und das Mittel nicht von sich stoßen. Wenn sie aber doch in der Finsterniß beharren wollten, sollten sie sich hüten, den christlichen Namen und Glauben zu lästern und ein Exempel an Jonas Meyer nehmen. Verfiele einer in dies Verbrechen, so würde dasjenige an ihm im Leben ausgeführt werden, was an jenem im Tode executirt worden sei: es würde ihm die Zunge lebendig aus dem Halse geschnitten, er selbst aber an den Füßen zusammen mit einem Hunde aufgehängt werden. Der Scharfrichter erhielt die Anweisung, Zange, Schere, Feuer und einen Hund in Bereitschaft zu halten, um im nöthigen Falle die Drohung wahr zu machen. Die Juden bekehrten sich zwar nicht, als sie aber die Vorbereitungen sahen, benahmen sie sich still und behutsam.

Auch von den Christen konnte man Ungebührlichkeiten besorgen, wenn man an die heftigen Proteste Andreas Schwarze's dachte und wußte, wie der ruchlose Christian Müller noch im Kerker bis auf den letzten Augenblick eine freche, lose Zunge geführt hatte. Deshalb ward ihnen eröffnet, daß, wenn sie auf die Obrigkeit lästerten, würden sie noch vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen zerrissen werden. Die Zangen und ein Kohlenbecken standen zu diesem Behuf auf dem Richtplatz.

Am 23. Mai 1699, am Dienstag vor Pfingsten, wurden hingerichtet Nickel List, Christian Müller, Michael Kayser, Andreas Luci, Moses Hoschenek und Samuel Löbel.

Obgleich gegen List schon zu Hof auf Schleifung zur Richtstätte und lebendig Verbranntwerden erkannt worden war, wurde er doch in Celle in Erwägung seines „treuen und offenherzigen" Bekenntnisses ohne Tortur, und aus fürstlicher hoher Clemenz nur zur Zerschmetterung der Glieder, und zwar anstatt des Rades mit eisernen Keulen von unten auf verurtheilt. Sein Kopf sollte auf den Pfahl gesteckt, sein Kör-

per verbrannt werden. Christian Müller ward gleichfalls zur Zerschmetterung der Glieder mit eisernen Keulen von unten auf verdammt. Den andern Vier war der Strang, ohne weitere Schärfung, zuerkannt worden.

Nickel List legte auf dem Schaffot, zur Rührung aller Zuschauer, seine Beichte ab. Als ihm beide Beine zerschmettert waren, rief er noch den Namen Jesu an. Christian Müller geberdete sich bei der Execution so desperat, wie man es an ihm gewohnt war; doch betete und sang er fleißig und starb unter Anrufung des Erlösers. — Kayser's und Luci's Erwürgung geschah etwas langsam und schwer, weil ihnen der Strick zu nahe unter das Kinn trat. Beide flehten Gott um ein seliges Ende an. Hoscheneck und Samuel Löbel wiesen den Trost des Evangeliums von sich und starben als Juden. Die Verbrennung des List'schen Körpers schloß die Execution. Der Kopf ward auf einen Pfahl gesteckt, der das Hochgericht und den Galgen überragte.

Aus anderweitigen Gründen wurde die Hinrichtung der beiden Juden, des Alexander Saladin (kleine David) und des Salomon David (Rothkopf) bis zum Juli 1700 verschoben. Sie endeten am Galgen, jener als guter katholischer Christ, dieser als frommer Jude.

Ueber den Zusammenhang der Gauner und ihre Verfassung hat die Untersuchung keinen sichern Aufschluß gegeben, aber man erfährt doch so viel, daß die Räuber keine geschlossene Bande bildeten. Kein Schwur, kein gemeinschaftlicher Hauptmann hielt sie zusammen. Es war eine Vereinigung von Freien, die sich von Person oder durch den Ruf kannten. Wo es nöthig war, traten sie zusammen und wählten für die gerade in Frage stehende Unternehmung einen Anführer. Nach vollbrachter That ging die Gesellschaft auseinander, um sich zu neuen Verbindungen zusammenzuthun, oder auf eigene Hand etwas zu wagen. War ein Diebstahl im Werke und bedurfte man dazu der Hülfe, so verschrieb man berühmte Räuber von auswärts und accordirte mit ihnen über ihren Antheil. In den Briefen heißt es: „Es ist da

und dort etwas zu machen — zu verdienen — ein Schatz zu heben.“ Die Correspondenz ging durch die Juden, welche auch die Hehler waren.

Diebesherbergen, deren in den Acten viele genannt werden, bildeten den Sammelplatz, wo man den Raub vergeudete und neue Wagstücke verabredete.

Schmiede, Müller, Weinschenken, oft sogar Scharfrichter standen mit den freien Gesellen im Bunde. Eine nicht unbedeutende Rolle spielten auch die Frauen. Vornehme und geringere Courtisanen trieben ihr Intriguenspiel, bald als große Damen, als Kammerfrauen, Kaffeeschenkerinnen u. s. w. Kundschaft für ihre Freunde vermittelnd, gelegentlich auch selbst einen Betrogenen rupfend. Außer der galanten, schönen Frau von Sien und ihrer unbekannt gebliebenen Doppelgängerin in Weimar, lernen wir eine berliner Dore und andere Dirnen kennen, die oft der Zankapfel sind, mitunter blutigen Hader veranlassen.

Die Diebe betrügen und bestehlen sich untereinander, es kommt auch vor, daß einer den andern denuncirt, und doch halten sie zusammen und scheuen die eigene Lebensgefahr nicht, um ihre Genossen zu retten.

Diese Räuberverbindungen sind die Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs und der dadurch hervorgerufenen sittlichen Verwilderung. Wie dort Banden von zuchtlosen Soldaten das Land durchzogen und gebrandschatzt hatten, so traten hier die Gauner und ihre Helfershelfer zusammen, um zu plündern und zu rauben. Selbst der Name des Haupthelden: Herr von der Mosel, erinnert an die furchtbare Moselschar, die in jenem Kriege so kannibalisch wüthete.

Die Goldprinzessin.

Berlin 1836.

In den Jahren 1835 und 1836 gab es in Berlin gewiß nur wenige, die nicht von der Goldprinzessin gehört hätten. Wer sie nicht selbst gesehen, hatte sich von andern erzählen lassen, wie sie aussah. Sie war nicht blos in den untern Schichten des Volks, sondern auch in den höhern Kreisen der Gesellschaft Gegenstand der Neugier und der Unterhaltung. Wenn ihr Wagen durch die Straßen rollte, raunte man sich zu: „Dort kommt sie." Wenn derselbe vor einem Hause, einem Laden hielt, versammelten sich die Menschen und selbst Leute, die sonst für Wunderdinge nur eine ungläubige Miene, ein verächtliches Achselzucken hatten, steckten den Kopf einmal heraus, um das Wunderkind in der Nähe zu betrachten.

Man will beobachtet haben, daß Berlin noch mehr als andere Weltstädte von Zeit zu Zeit zur Abwechselung eines Wunders bedarf. Ist das Bedürfniß recht stark geworden, so bietet sich der Stoff von selbst dar. Es würde nicht ohne Interesse sein, die Geschichte dieser Chimären, die der Engländer Hoaxe nennt, zu verfolgen; man würde dann unwidersprechliche Beweise dafür erhalten, daß die großen Wahnbilder, welche im Mittelalter Länder und Völker in Aufruhr brachten, auch in der modernen Zeit nicht ganz verschwunden sind, daß Luft- und Dunstgestalten noch immer eine Wirkung auf die Massen ausüben, welche die Vernunft nicht erklären kann. Wir erinnern an das Choleragespenst, an die Sage von den vergifteten Brunnen, die sich von Moskau bis Madrid ver-

breitete, und an die kleinen Spukbilder der Phantasie, die neckend von Ort zu Ort ziehen, gleich den Geistern, die in den Tischen klopfen und ihre Wanderung längst bis über den Ocean fortgesetzt haben. Somnambule, Clairvoyante, Zauberer, kluge Schäfer, Geisterbeschwörer müssen in einem bunten Wechsel mit Tänzerinnen, Sängerinnen, Hochstaplern den Hunger der blasirten Menge nach pikanter Speise befriedigen, und die Verständigen werden mit fortgerissen. Die Goldprinzessin in Berlin schien zu den Spukgestalten schalkhafterer Art zu gehören.

Aufgetaucht, man wußte nicht wie, entfaltete die junge Dame einen Glanz und Aufwand, der den Neid erregte. In der elegantesten Equipage fuhr sie durch die berliner Straßen und Spaziergänge, anfänglich mit gemietheten, bald darauf mit eigenen Pferden. Wenigstens hatte sie zwei schöne Pferde gekauft, deren Fouragelieferung monatlich über 50 Thlr. kostete und — bezahlt wurde. Außerdem mußten für eine gleiche Summe täglich noch zwei Pferde bei einem Fuhrherrn zu ihrer Disposition stehen. Sie hatte sich anfangs mit bescheidenen Wohnungen begnügt, bald aber miethete sie größere, kostbarere, eine ganze Villa, zuerst in Charlottenburg, dann im Thiergarten. Sie meublirte sie mit den ausgesuchtesten Geräthschaften. Sie hielt einen Kutscher, eine Köchin, ein Dienstmädchen und — eine Gesellschafterin!

Man sah diese Equipage und die Dame mit ihrer Begleiterin Tag für Tag auf den Straßen; im Winter war sie fast alle Abende im Theater. Sie hielt stundenlang vor den besuchtesten Modeläden und kaufte dort kostbare Zeuge, Bijouterien, Uhren, silberne Leuchter, Geschirr, auch Kunstsachen. Die Goldprinzessin war bald die gefeiertste Kundin für die Kaufleute, sie wurde von ihnen aufgesucht, mit Anerbietungen und Anliegen bedrängt. Aber nicht von diesen allein. Mit den Wagenfabrikanten stand sie auch im lebhaftesten Verkehr. Sie vertauschte ihren Wagen mehrmals, um immer den elegantesten zu haben, und Fabrikanten und Kaufleute machten mit der liebenswürdigen Dame stets gute Geschäfte; denn sie war nicht schwierig im Handel und producirte dem Publikum die neuesten Moden. War doch ihre

Equipage vor den Kaufläden schon zu einer Schaustellung geworden. Zugänglich, freundlich, verschaffte sie dem und jenem, wie man behauptete, Capitalien; die Armen umlagerten ihre Thüre mit mündlichen und schriftlichen Bittgesuchen. Es verlautete: sie gibt allen.

Man sprach von Reisen, die sie nach Brüssel und London unternommen; gewiß wußte man, daß sie mehrmals nach Hamburg und in die böhmischen Bäder gefahren war. Nach Karlsbad und Prag fuhr sie mit vier Pferden Extrapost. Von dort aus hatte sie reiche Geschenke mitgebracht. Der Gattin eines reichen jüdischen Bankiers, mit welcher sie früher in Verbindung gewesen, hatte ein Wagen beim Sattler Konrad sehr gefallen; die Bankiersfrau stand mit ihm deshalb in Unterhandlungen. Als die Goldprinzessin dies erfuhr, kaufte sie den Wagen für 1500 Thaler und bot ihn der Dame zum Geschenk an. Das Geschenk ward abgelehnt; aber man glaubte nun noch viel fester an ihren Reichthum.

Einige versicherten, sie sei die Braut eines brasilianischen Grafen, Villamor, der sich in Hamburg, Brüssel oder Baden in sie verliebt, mit ihr verlobt habe und sie jetzt reisen und in Berlin verweilen lasse, um sie für die höhern Kreise, in die er sie einführen wolle, auszubilden. Nach andern war es ein überaus reicher Senator in Hamburg, dessen Name damals in einer andern Heirathsangelegenheit viel genannt wurde. Auch deutsche Grafen, ja sogar Fürsten hatten die Ehre, als Verlobte des interessanten Mädchens genannt zu werden. Indessen hatte doch der Brasilianer die meisten Stimmen für sich. Daher ihr ungeheuerer Reichthum, — sie sollte von ihrem Bräutigam ermahnt worden sein, daß sie sich von ihren frühern ökonomisch bürgerlichen Begriffen emancipiren und mehr ausgeben möge — daher aber auch ihre Zurückhaltung von der Gesellschaft. Der brasilianische Graf kannte entweder die berliner Gesellschaft nicht, oder — er wollte seine Braut aus der Ferne beobachten und prüfen. — Henriette Wilke, diesen bescheidenen Namen führte die reiche Dame, war nicht schön; wenigstens lag in den gewöhnlichen Zügen ihres sonst regelmäßig hübschen Gesichts nichts von einem ungewöhnlichen Zauber, der auf den ersten Blick fesselte. Wie

konnte ein so reicher Graf sich so sterblich in sie verliebt haben, daß er die junge Dame mit so ungeheuern Kosten erziehen ließ? Der Volksmund wußte dafür eine ausreichende Erklärung: Henriette hatte einen blendend weißen Teint und ins Röthliche streifende blonde Haare; Graf Villamor war ein Mulatte, oder gar ein Schwarzer. Man weiß, welche brennende Leidenschaft die Farbigen für weiße Frauen haben. Weiße Haut ist in Amerika Adel, Schönheit; der Farbige, mag er auch reich, Graf sein, ist ein Wesen niederer Art, der seine Blicke zu keiner einheimischen weißen Schönheit erheben darf. Er muß Länder suchen, wo dieses Vorurtheil nicht herrscht. Wer an die andern weißen Bräutigams glaubte, wußte von einer so abschreckenden Häßlichkeit derselben, daß es schon für eine Art Opfer galt, wenn ein einigermaßen wohlgebildetes Mädchen sich entschloß, ihnen die Hand zu reichen.

Henriette Wilke war übrigens keine Fremde, keine Unbekannte, sondern ein berliner Kind, oder vielmehr aus Charlottenburg gebürtig. Nachdem sie früh Vater und Mutter verloren, hatte eine sehr geachtete wohlhabende Familie, bei der ihre Großmutter als Wirthschafterin diente, sich ihrer angenommen und ihr eine Erziehung geben lassen, die über ihren Geburtsstand hinausging. Sie war von einem Familiengliede zum andern übergegangen und überall mehr als eine Pflegetochter, denn als Dienstbote behandelt worden. Sie lebte einige Zeit als Bonne in einer jüdischen Familie, dann zog sie zu einer alten, unverheiratheten Dame nach Charlottenburg, mit der sie, man wußte nicht in welchen Verhältnissen, aber doch auf dem vertrautesten Fuße lebte.

Schon die Namen aller dieser Familien und das Ansehen, dessen sie sich in Berlin erfreuten, waren für sie eine gewisse Bürgschaft, wenigstens in so weit, daß die Polizei keinen Anlaß hatte, sie mit lästigen Fragen und einer strengen Beobachtung zu verfolgen. Ihre Person, ihr Herkommen waren bekannt, und sie machte keinen Hehl daraus. Nur die Quelle ihres Reichthums war unbekannt; da aber nirgends die Spur eines großen Diebstahls, einer großen Betrügerei sich zeigte, da niemand gegen sie Klage erhob, nicht einmal Verdächtigungen gegen sie einliefen, so war kein Grund vorhanden,

deshalb gegen sie einzuschreiten, weil sie mehr ausgab, als man vernünftigerweise annehmen durfte, daß sie eingenommen habe. War die Polizei auch nicht verpflichtet, daran zu glauben, daß sie einen reichen Brasilianer zum Bräutigam habe, so war sie doch auch nicht berechtigt, es zu bezweifeln.

Ueberdem, wenn sie eine Abenteurerin war, was konnte der Zweck ihres Auftretens sein? — Sie drängte sich nicht in die Gesellschaft vornehmer Familien, wie Personen dieses Gelichters thun, um die Gelegenheit zum Diebstahl und Betruge abzulauschen, sondern lebte eigentlich ganz isolirt. Die Leute, mit denen sie sich umgab, waren durchaus nicht gefährlicher Art. Ihr Bediente, ein unbescholtener Mann, hatte früher bei den achtbarsten Herrschaften in Diensten gestanden. Ihre Gesellschafterin war eine gebildete Dame, die Tochter eines ehemaligen höhern Justizbeamten. Hier war also alles Licht ohne Schattenseiten; denn auch als die Polizei aufmerksam wurde, fand sie keine Spur einer verdächtigen Verbindung zwischen Henrietten und gefährlichen Subjecten.

Und wen hätte sie betrügen sollen und um was? — Dummköpfe um Geld und Güter? — Sie sagte ja selbst, daß sie persönlich nichts im Vermögen habe, daß sie alles der Großmuth ihres Bräutigams verdanke. Durch ihre Reize konnte sie niemand ins Garn locken wollen, da sie sich für die Braut eines angesehenen Fremden ausgab, der jeden Augenblick kommen und sie abholen würde. Außerdem traf sie auch nicht der leiseste Verdacht eines unsittlichen Wandels. Ihr ganzes Auftreten hatte vielmehr etwas Bescheidenes. Während sie ihre Gesellschafterin mit Ketten und Federn schmückte, ging sie verhältnißmäßig einfach gekleidet, doch in kostbaren Stoffen.

Was sie kaufte, bezahlte sie baar. Man kann nach den spätern actenmäßigen Ermittelungen eher annehmen, daß sie betrogen ward. Sie nahm, was ihr gefiel, fragte wenig nach dem Preise, und die Verkäufer wußten den Glanz des Reichthums, den sie um sich verbreitete, zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Sie war auch außerordentlich wohlthätig. Die Armen, die ihre Thür belagerten, gingen nie mit leeren Händen fort.

Sie gab nicht groschen-, thalerweise, sondern ihre einzelnen Almosen gingen bis in die Hunderte. So rettete sie einen verarmten Edelmann durch eine solche außerordentliche Gabe. Erst als der Ruf ihrer Großmuth sich durch die Stadt verbreitete und die Hülfsbedürftigen von nah und fern sich scharenweise zu ihr drängten, sah sie sich zu Einschränkungen genöthigt. Ehe sie gab, prüfte sie sorgfältig. Ihre Kutsche hielt vor den Thüren der Armuth, sie hörte die Bitten der Elenden selbst an, oder schickte ihre Gesellschafterin an deren Krankenlager. Selten oder nie fuhr sie ohne Gabe fort, wenngleich diese Gaben allmählich kleiner wurden. Einer heruntergekommenen Familie hatte sie Hülfe versprochen, wenn alles sich so verhielte, wie man ihr vorgestellt habe. Die Verhältnisse fanden sich wirklich so, sie konnte aber nur 10 Thlr. senden. Es geschah mit einem in edelm Stile abgefaßten Begleitschreiben: die Hülfe eines jeden Menschen, auch dessen, dem das Glück anscheinend vor allem lächle, sei eine beschränkte, im übrigen müsse man Gott vertrauen und den walten lassen, der unser bester Rath und Helfer sei.

Sie schämte sich ihrer armen Verwandten nicht; auch vor deren Thüren hielt ihr Wagen oft. Sie ging zu ihnen hinein, häufiger ließ sie dieselben zu sich herauskommen und pflog mit ihnen von ihrem Wagensitz aus freundliche Gespräche. Würde eine Glücksritterin das gethan, namentlich so öffentlich sich als Verwandte armer Leute aus den niedrigsten Ständen vor aller Welt gezeigt haben?

Alles dies sprach allerdings für sie. Und gegen zwei Jahre schon hatte die Sache gedauert; der Glanz ihrer Erscheinung hatte sich nicht gemindert. Warum will man die einzige gegebene Erklärung nicht annehmen? Warum will man etwas Merkwürdiges und Ungewöhnliches für ein Märchen erklären, wenn doch sonst keine andere vernünftige Erklärung ausreicht? Dies war die vorherrschende Stimme im Publikum geworden. Ihre Wohlthaten wurden von den Armen laut gepriesen, man durfte sich daher nicht wundern, daß nicht allein diejenigen, welche für das Wunderbare schwärmen, sondern auch andere für sie eingenommen waren. Von dieser Seite hörte man die Besorgniß aussprechen:

Wenn der brasilianische Graf das arme Mädchen nur nicht sitzen läßt!

Einzelne kühle Kritiker ließen sich dagegen durch keine Argumente ihre Zweifel ausreden. Sie hörten mit sarkastischem Lächeln die Lobpreisungen der bekannten Unbekannten und antworteten darauf: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und der Tag wird schon kommen, wo die Polizei die bewunderte Prinzessin abholt.

Unter den gläubigen Gemüthern, die keinen Zweifel hegten, befand sich der Besitzer einer bekannten großen Meubelhandlung in Berlin, Namens Schröder. Die Wilke hatte in seinem Magazin bedeutende Ankäufe zu ihrer Einrichtung gemacht und alles baar bezahlt; er hielt sie für reich und erlaubte sich eines Tags die Frage: ob sie ihm wol zur Vergrößerung seines Geschäfts einige tausend Thaler verschaffen könne? Die Wilke erwiderte, wenn sie majorenn würde (sie war 23 Jahre alt), wäre sie gern bereit, ihm das Geld selbst zu geben; vorläufig wolle sie sehen, ob sie es ihm vielleicht bei einer guten Freundin, deren Vermögen disponibel sei, verschaffen könne? Schon am folgenden Tage kam die Wilke von selbst zu Schröder und eröffnete ihm, daß ihre mütterliche Freundin, die Demoiselle Niemann in Charlottenburg, gern bereit sei, ihm 5000 Thlr. zu 4 Procent und ohne weitere Sicherheit zu seinem Geschäft zu leihen. Das Geld aber liege in Pfandbriefen gegen aufgenommene 500 Thlr. irgendwo deponirt. Um die Pfandbriefe auszulösen, bedürfe sie jene Summe, und wenn Schröder dieselbe vorstrecken wolle, könne das ganze Geschäft alsbald abgemacht werden. Schröder erkundigte sich nach dem Ruf und den Umständen der alten Niemann, und da er nur Vortheilhaftes über sie erfuhr, ging er selbst nach Charlottenburg und händigte der alten Dame die 500 Thlr. in Gegenwart der Wilke ein. Die 5000 Thlr. sollte er nun in einigen Tagen erhalten. Aber schon tags darauf kam die Wilke wieder zu ihm: die Einlösung der Pfandbriefe lasse sich erst gegen Zahlung von 1000 Thlr. bewirken; die Niemann müsse daher noch 500 Thlr. haben;

dagegen verspreche sie ihm statt 5000 Thlr. ein Darlehn von 8000 Thlr. Schröder ließ sich, nach einigen Verhandlungen und nachdem er die zuverlässigsten Nachrichten über die Solidität der Niemann eingezogen, zur Zahlung der zweiten 500 Thlr. bewegen. Sie verpflichtete sich dagegen schriftlich, ihm am 28. Juni 1836 ein Kapital von 8000 Thlr. zu leihen und die 1000 Thlr. zurückzuzahlen.

Statt des Geldes kam abermals die Wilke zu ihm und verkündete ihm, daß die Niemann sein Glück machen wolle. Sie habe sich mit ihrer Familie vereinigt, und statt 8000 Thlr. wolle sie ihm 20000 Thlr. leihen; um den höhern Betrag der Pfandbriefe einzulösen, bedürfe sie aber noch 500 Thlr. Schröder wollte nichts mehr geben, ein abermaliger Besuch bei den beiden Damen stimmte ihn indeß um. Er zahlte die dritten 500 Thlr., dafür sollte ihm am 10. Februar ein Kapital von 20000 Thlr. ausgehändigt werden.

Der 10. Februar verstrich, aber das Geld kam nicht. Statt dessen die Antwort: daß er am nächsten Montag wenigstens 8000 Thlr. erhalten sollte. Am Montag erschien die Wilke, ohne Geld, mit der Nachricht, daß sie, da der Bankier ihrer Freundin die versprochene Zahlung nicht geleistet habe, das Kapital von einer andern Bekannten entnehmen werde. Schröder glaubte und zahlte der Wilke noch 100 Thlr., die sie angeblich zur Einlösung bedurfte. Auch über diese letzte Einzahlung von 100 Thlr. erhielt er, bei einem neuen Besuche, von der Niemann einen Schein, und nun wurde der 13. Februar als Zahlungstag bestimmt.

Aber noch an demselben Tage erfuhr Schröder, daß andere Personen, namentlich ein Futterhändler in Charlottenburg, aus den Händen der Wilke von den Cassenscheinen erhalten hatten, welche er ihr oder der Niemann zur Einlösung der Pfandbriefe gegeben. Ja für einen der Scheine von 300 Thlr. hatte die Wilke zwei Pferde gekauft.

Er stürzte nach Charlottenburg und traf die Wilke und ihre Gesellschafterin Alfrede bei der Niemann. Auf seine heftigen Vorwürfe antwortete die Gesellschafterin: er urtheile voreilig, ihm könne es doch ganz gleich sein, ob die Wilke ihre Privatschulden mit dem von ihm geliehenen oder mit ihrem

eigenen Gelde bezahlt habe; die Wilke selbst schien zuerst verlegen, später empört. Die heftige Scene endete mit einer Aussöhnung. Schröder ließ sich bereden, noch bis zum 27. Februar zu warten.

Als auch am 27. Februar kein Geld kam, wuchs bei Schröder die Angst. Er ging zur Polizei. Der damalige Polizeipräsident Gerlach fand indeß keinen Grund, gegen die Wilke und noch weniger gegen die anerkannt unbescholtene und wohlhabende Demoiselle Niemann, die noch dazu in Charlottenburg angesessen war, einzuschreiten, und auch der berühmte Polizeirath Duncker mußte von seiner entgegengesetzten Ansicht abstehen, weil die Wilke sich vollkommen gegen ihn legitimirte.

Schröder blieb nichts übrig, als gegen die Niemann klagbar zu werden. Inzwischen verständigte man sich. Schröder beschränkte seine Forderung auf die Rückzahlung der 1600 Thlr. und auf ein kleines Kapital von 8000 Thlr. Beides ward ihm zugestanden. Damit er aber kein weiteres Mistrauen hege, forderte die Wilke die Demoiselle Niemann auf, ihm wenigstens das Geld zu zeigen, welches er erhalten solle. Die Niemann holte aus ihrem Schrank ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift: 10000 Thlr. in pommerschen Pfandbriefen. Schröder verlangte die sofortige Uebergabe, die Wilke, die immer für die Niemann das Wort führte, erklärte, daß dies wegen besonderer Familienverhältnisse nicht anginge, er könne die Pfandbriefe erst am 30. März erhalten.

Auch am 30. März erhielt er sein Geld nicht. Aber die Wilke kam mit ihrer Gesellschafterin zu ihm und erklärte ihm: daß dieselben Familienverhältnisse es der Niemann auch jetzt noch immer unmöglich machten, ihr Versprechen zu erfüllen. Zu seiner vollkommenen Sicherheit und damit er keinen Verdacht schöpfe, händigte sie ihm aber Namens der Niemann das versiegelte Packet mit den 10000 Thlrn. in Pfandbriefen ein, mit der Weisung, er dürfe dasselbe erst am 5. April öffnen; wenn bis dahin keine Zahlung erfolgt sei, solle er die Pfandbriefe versilbern, 1600 Thlr. für sich zurückbehalten, 8000 als Darlehn annehmen und den Ueberrest der Niemann zurückerstatten.

Alle Theile schienen nun befriedigt. Zwar hatte Schröder den Versuch gemacht, die Erlaubniß zur Oeffnung schon für den 2. April zu erwirken; aber als er scherzhaft drohte, er werde es auch ohne Erlaubniß thun, hatte die Gesellschafterin, Demoiselle Alfrede, ihm das Unziemliche dieser eigenmächtigen Handlung ernsthaft vorgestellt, es würde dies die gute Niemann aufs äußerste beleidigen; sie halte ihn aber für einen so ehrlichen Mann, daß sie das Vertrauen zu ihm habe, er werde es nicht thun. „Aber am 5. werde ich die Siegel in Gegenwart von Zeugen öffnen", erwiderte Schröder.

Am 4. April ersuchte die Wilke den Schröder, das Packet bei der Niemann in Gegenwart ihrer Verwandten zu öffnen. Schröder versprach es zwar, ging aber am 5. zu einem Notar, der die Siegel erbrach und statt der 10000 Thlr. in Pfandbriefen in dem Couverte nichts fand als — mehrere Bogen leeres Papier.

Das Räthsel war gelöst. Es lag ein Betrug vor, darüber bestand kein Zweifel mehr. Aber wer waren die Betrogenen, wer die Betrüger? Von jenen war nur der Möbelhändler Schröder bekannt, dessen 1600 Thlr. aber unmöglich zu dem Aufwande der Wilke ausgereicht hatten, auch waren sie ihm erst in letzter Zeit abgelockt worden. Woher hatte sie die Mittel zu ihrer Verschwendung vorher? Und war denn die Wilke die alleinige Betrügerin? Sie hatte ja nur als Vermittlerin für die Demoiselle Niemann gehandelt, diese hatte das Geld empfangen, darüber Verschreibungen ausgestellt, das Packet mit leerem Papier in ihrem Besitz gehabt und es Schröder gezeigt und später zugestellt. Die Gesellschafterin Alfrede hatte am lebhaftesten zu Schröder's Täuschung das Wort geführt.

Auf den ersten Blick schien es, als habe man ein ganzes Complot weiblicher Schwindler entdeckt. Es wurde indeß weder die Niemann noch die Gesellschafterin Alfrede verhaftet. Die Auflösung des Spukes, die kaum einer gerichtlichen Untersuchung bedurfte, erfolgte schon auf polizeilichem Wege ebenso schnell, als der Betrug lange und mit unglaublichem Glücke geführt worden war.

Ehe wir zu dieser Auflösung schreiten, gehen wir neun

Jahre zurück, um die Hauptpersonen der Tragikomödie kennen zu lernen. Das überwiegende Interesse an diesem Rechtsfall ist ein psychologisches. Man muß die Persönlichkeit der Betrogenen kennen, um das kühne, leichtsinnige und schamlose Intriguenspiel zu begreifen, welches jedem mit dieser Individualität nicht Vertrauten ganz unglaublich erscheinen mußte.

In Charlottenburg wohnte eine siebzigjährige, unverheirathete Dame, die wir Niemann genannt haben, in ihrem eigenen Hause. Sie war die Tochter eines längst verstorbenen Kriegs- und Domainenraths und lebte von den Einkünften des ihr eigenthümlich zugehörigen Hauses und einem Vermögen von gegen 12000 Thlrn., welches sie in Staatspapieren und Pfandbriefen besaß.

Sie hielt sich von der Welt zurückgezogen, still und häuslich, und genoß, weil sie niemand wehe that und alle Verbindlichkeiten gewissenhaft erfüllte, die allgemeine Achtung, verbrauchte aber bei ihrer großen, dem Rufe nach an Geiz grenzenden Sparsamkeit nicht alle Einkünfte, sodaß ihr Vermögen im Verlauf der Jahre beträchtlich anwuchs. Sie galt für sehr reich.

Man konnte sie, wie die spätere Untersuchung ergab, nicht für eigentlich schwachsinnig erklären; aber das Alter und die Zurückgezogenheit von der Welt hatten sie, die immer beschränkten Verstandes war, schwach gemacht. Wie es häufig bei so ganz zurückgezogen lebenden ältlichen Frauen der Fall ist, war sie mistrauisch gegen ihre nächsten Verwandten, sie erwartete von ihnen Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise und sah doch gelegentlich darin nur Zeichen einer klugen Berechnung und Speculation auf die Erblasserin. Leicht gekränkt in ihrem Selbstgefühl, eigensinnig im kleinen, wandte sie ohne Ahnung von den Ränken und Listen, die in der Welt wirklich vorkommen, ihr Vertrauen fremden Personen zu, die sie nicht kannte.

Pauline Henriette Wilke war ihr als Tochter eines Hausdieners einer nahen Verwandten von ihrer Geburt an wohlbekannt. Die Niemann hatte Pathenstelle bei ihr vertreten

und sich schon früh für das Kind interessirt, besonders als eine andere Dame, die sich ihrer Erziehung aus Mitleid angenommen, die Niemann auf dem Todtenbette bat, die Sorge für dieselbe zu übernehmen. Pauline war auch wirklich nach dem Tode der Madame Sanderath von der Niemann in ihr Haus aufgenommen worden, bis sich eine Stellung für sie als Bonne in einer reichen Bankierfamilie in Berlin fand. Das freundschaftliche Verhältniß änderte sich auch jetzt nicht, vielmehr hinterbrachte Pauline der alten Dame alles, was sie erlebte, und erzählte ihr von den Herrlichkeiten in dem reichen Hause, den Spazierfahrten, welche sie in jener Familie machte und von manchen interessanten und — vornehmen Bekanntschaften.

Pauline hatte auch die Fürstin Radziwill kennen gelernt. Diese erlauchte Prinzessin, aus königlichem Geblüt, war wegen ihrer Leutseligkeit, ihrer Bildung und ihres Wohlthätigkeitssinnes allgemein beliebt. Daß sie sich einer jungen, hülflosen Waise annahm, hatte nichts Auffälliges; sie hatte sich vieler angenommen und für ihre Erziehung und Fortkommen Sorge getragen.

Pauline hatte eine Erziehung über ihren Stand hinaus empfangen, sie war schon in den letzten Jahren an Kenntnissen sehr vorgeschritten; für die in ihrer Einsamkeit eingeschüchterte Dame konnte sie eine ebenso liebenswürdige als imponirende Erscheinung sein. Die Fürstin hatte Paulinen, auf deren Bitte, ganz in ihren Schutz genommen, um ihr bei einer auf Staatskosten zu errichtenden Schulanstalt eine Stellung zu verschaffen. Hierzu aber war, wie die Fürstin erklärt hatte, ein gewisser Fonds erforderlich.

Die Niemann gab Paulinen 500 Thlr., welche diese mit Dank annahm, um sie der Fürstin zu überbringen.

Das innige Verhältniß zwischen der Pathe und dem Pathenkinde wuchs dadurch. Voll Dankbarkeit besuchte Pauline ihre Wohlthäterin noch öfter; sie erzählte ihr, daß sie auf Veranstaltung des Ministers Maaßen (Finanzminister) examinirt worden sei, daß man sich über ihre Fähigkeiten gewundert habe, daß ihre Anstellung unzweifelhaft sei, die Fürstin Radziwill aber habe gewünscht, daß Pauline noch etwas reisen solle, um sich zuvor auszubilden.

Pauline reiste auch wirklich fort; während ihrer Abwesenheit in Hamburg empfing die Niemann einen eigenhändigen Brief von der Prinzessin Radziwill. Da die Correspondenz zwischen der Fürstin und der alten Dame späterhin sehr lebhaft wurde, können wir nur einige dieser charakteristischen Briefe mittheilen, halten es aber doch für angemessen, diesen ersten (soweit er sich aus den von Staub und Alter angefressenen Actenstücken herstellen läßt) ganz herzusetzen, obwol er an Interesse manchen der nachfolgenden nachsteht.

„Werthgeschätzte Mademoiselle Niemann.

„Erlauben Sie, daß ich Sie so nennen darf, denn ein Vertrauen verdient das andere. Ich wollte Ihnen nur zu wissen thun, daß die Sachen der Schulübernahme, unserer guten Jettchen betreffend, jetzt ganz (in Ordnung) sind, und daß Sie, gute Mademoiselle Niemann, die Sparkassenbücher, sowie die 100 Thlr. vom Schuldepositorium eigenhändig werden bekommen. Empfangen Sie meinen, des Schulraths und der Stadt allerherzlichsten Dank; denn durch Ihre große Güte, liebe Mademoiselle, haben wir etwas Großes zu Stande gebracht. Das Mädchen hat einen außerordentlich gescheiten Kopf, hellen Verstand, sodaß man bedauern muß, daß es kein Mann ist. Was besser für König und Vaterland wäre!! — —

„Unser gutes Jettchen befindet sich jetzt in Hamburg bei Herrn Humbert; indeß wir erwarten sie alle Tage zurück. Wir haben nämlich noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden. Wir hatten nämlich die 500 Thlr. zum Schulfonds bestimmt, allein es haben sich doch noch einige Ausgaben eingefunden, auf denen wir nicht gerechnet hatten, sodaß uns jetzt noch 250 Thlr. übriggeblieben sind; der König, der mit dieser unserer Unternehmung außerordentlich zufrieden ist und den Unternehmungsgeist des jungen unschuldigen Kindes bewundert und anstaunt, wünscht aber, daß der Fonds um 400 Thlr. vermehrt werden möchte, sodaß er doch aus 650 Thlr. bestehe; der König erbietet sich, alle halbe Jahre 6 Procent zu erstatten, damit diese Summe sobald als möglich abgetragen werden kann: So werde ich nun von

Sr. Majestät, unserm gnädigen Könige, beauftragt, Sie, beste Mademoiselle, zu fragen, ob Sie bereit wären, dem Staate zu diesem Unternehmen auch diese Summe noch auszuzahlen. Der König bewundert Ihre Liebe und Güte und beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß er gern Höchstselbst Sie mit einem eigenhändigen Schreiben beehrt haben würde, wenn sich Se. Majestät nicht in Teplitz befänden. Der Herr Justizminister Maßen (es ist stark, daß die Fürstin Radziwill nicht einmal den Justiz- vom Finanzminister zu unterscheiden weiß!) wird Ihnen im Namen Sr. Majestät des Königs sobald als möglich seine Aufwartung machen, weil der König wünscht, daß diese Sache nur durch Sie, gute Mademoiselle Niemann, durch mich, durch (Name, der nicht zu lesen) und durch ihm abgemacht werden soll; weil es dann eine königliche Schule ist, und nicht allein dem Staate, sondern auch der jungen Unternehmerin einen unberechenbaren Nutzen einbringen kann. So habe ich nun den Antrag Sr. Majestät an Sie, beste Mademoiselle, ausgerichtet und hoffe im Vertrauen zu Gott und Ihre Liebe, daß das Unternehmen gesegnet sein möge. Sie erwarten Ihr Jettchen ganz gewiß, ihr erster Gang ist dann zu (Ihnen?), sowie sie aus dem Postwagen steigt, fährt sie nach Charlottenburg, bitte, aber ihr nichts vom Könige zu sagen, der König will durch ein eigenhändiges Schreiben überraschen, zeigen Sie ihr auch nicht diesen Brief, sondern sagen ihr, ich wäre bei Ihnen gewesen und hätte mit Ihnen darüber gesprochen. Wollen Sie nun gütigst des Königs Bitte erfüllen, so schreiben Sie gefälligst am Minister Maaßen ein paar Zeilen, siegeln Sie die Staatsschuldscheine gut zu und geben Sie beides der Jettchen und sagen Sie ihr, daß sie dies gleich zum Minister Maaßen bringt — — (eine unleserliche Zeile) denn wohl gute Mademoiselle Niemann, der Himmel segne Sie, ich werde nächstens so frei sein und Sie besuchen, Jettchen soll mich den Tag zuvor bei Ihnen anmelden.

Louise

Fürstin Radziwill

Königl. Hoheit."

Wie hätte die alte, gerührte Dame einer fürstlichen Bitte, vorgetragen in einem solchen mehr als leutseligen Briefe, widerstehen können! Ihr Herz war erweicht. Sie that, um was sie gebeten war, schrieb an den Minister Maaßen, siegelte die 400 Thlr. ein und händigte ihrem Jettchen, welches zu rechter Zeit kam, den Brief ein.

Bald darauf erhielt sie durch deren Vermittelung auf einem 15 Silbergroschen Stempelbogen folgende Quittung:

„Ein Königlich preußisches Schuldepositorio bescheinigt hiermit, daß es von Demoiselle Henriette Niemann aus Charlottenburg 900 Thlr. (schreibe neunhundert Thaler) in Staatsschuldscheinen gegen 12 Procent Zinsen jährlich geliehen bekommen hat.

Berlin den 9. August 1834.

Ein Königl. Preuß. Schuldepositorium.
Unterschrift der Schulvorsteherin
H. L. P. Wilke.
Maaßen
Staatsminister."

Wenn noch ein Zweifel in der alten Dame obwaltete, so mußte ein solches Document ihn vollständig beseitigen. Es war auf einen Stempelbogen geschrieben, der Name eines Ministers stand darunter, ihr Jettchen hatte es als Schulvorsteherin mit unterzeichnet und es waren ihr 12 Procent Zinsen versprochen.

Aber Pauline (oder Jettchen, so ward sie gewöhnlich genannt) mußte sich weiter ausbilden, sie mußte noch größere Reisen machen. Eine Gräfin Osten Sacken, eine specielle Freundin der Fürstin Radziwill, nahm sie mit nach Frankreich und England, indeß kehrte sie schon Anfang October 1834 zurück, nachdem sie ihrer Pathe von Hamburg aus geschrieben, daß sie auf einem Schiffe in der Nähe dieser Stadt die Bekanntschaft des Grafen Villamor gemacht und sich mit demselben verlobt habe.

Ihre Erzählungen nach der Rückkehr flossen über von Seligkeit und Entzücken. Wie reich hatte der großmüthige Graf sie beschenkt; von seinem Gelde konnte sie eine eigene

Wohnung miethen, eine bessere Einrichtung anschaffen. In einem halben Jahre wollte er sie abholen. Die Fürstin Radziwill hatte sich dahin geäußert, daß der Graf Villamor dem Könige bekannt sei und daß nun aus der Schule wol nichts werden würde.

Pauline Wilke fuhr häufig zur Fürstin Radziwill, wo sie auch die Bekanntschaft des Königs Friedrich Wilhelm III. machte, eine für sie und die alte Niemann höchst einflußreiche Bekanntschaft, von der wir demnächst reden wollen. Zuvor müssen wir indeß die minder hohe mit der Fürstin Radziwill noch näher ins Auge fassen. Die alte Dame war ohne ihr Wissen und Willen in eine Correspondenz mit der edlen Fürstin gerathen, die, immer inniger werdend, endlich in eine Art von Freundschaftsbund zwischen beiden überging, obwol sie sich nur aus ihren Briefen kannten.

Die Schreiben der Fürstin athmen sämmtlich eine Güte und Herzlichkeit, die auch in Romanen selten vorkommt, sie ergeht sich oft in weiblicher Schwatzhaftigkeit, verfolgt aber auch hier und da ihre reellen Zwecke. So heißt es in dem einen Briefe:

„Meine gute, liebe Niemann, allemal freue ich mich, wenn mein Paulinchen mir einen Brief von Ihnen bringt. Aber, gute Niemann, warum sagen Sie mir so vielen Dank für das, was ich an Sie zu thun schuldig bin, waren Sie denn nicht gegen mich so liebevoll und freundschaftlich! Das werde ich Ihnen nie vergelten können.“ Die Prinzessin verspricht ihr dafür nächstens Moirée zum Sophaüberzuge. Zum Schluß aber bittet sie, wenn die Niemann Pfandbriefe von verschiedenen kleinern Summen habe, ihr dieselben zu schicken, sie werde ihr dafür andere zum Silberbetrage „durch Fräulein von Langen (ihre Hofdame) zurückschicken. Fräulein von Langen möchte Sie so gern einmal sprechen.“

Die Prinzessin schüttet aber auch ihr Herz vertrauensvoll gegen die neue Freundin aus, sie macht sie zur Mitwisserin ihres Kummers.

„Meine gute, liebe Mamsell Niemann, wie könnte ich es wol länger anstehen lassen, Ihnen zu sagen, was für ein freundschaftliches Gefühl ich für Sie, beste Seele, in meinem

Herzen trage! Sie nehmen an all meinen Schicksalen einen so innigen, so ungeheuchelten Antheil, und ich sollte Ihnen meine Dankbarkeit dafür nicht an den Tag legen? Gerne wäre ich schon zu Ihnen gekommen, meine Beste, um an Ihrer Seite, an Ihrem theilnehmenden Herzen meinen Kummer auszuschütten, allein meine Umstände wollen es mir auch nicht erlauben, auch eine Fürstin kann sich in eine traurige Lage versetzt sehen, in eine solche Lage, die sie niemand beschreiben darf, sondern ausharren muß, bis Gott sie ändert! — Unser Jettchen ist eine glückliche Braut! Wohl ihr, sie verdient es, glücklich zu sein, sie ist ohne Falsch und ein gutes Kind, die kleinen Faseleien habe ich von Herzen verziehen! Jetzt, meine liebe Freundin, will ich Ihnen Lebewohl sagen, bald werde ich einmal bei Ihnen sein, leider ohne mein Kind: schreiben Sie mir ein Brieschen und schicken Sie's mir durch das gute Jettchen, nicht mit der Post, indem ich die Briefe von der Post nicht selbst öffne, ich erwarte ihn mit Sehnsucht, könnte ich Sie doch nur erst sprechen, ich fuhr eines Tags vorbei und sah Sie mit einigen Damen vor der Thür stehen, ich wäre gern ausgestiegen, aber ich wollte Sie nicht stören, indeß ich habe keine Ruhe, bald werde ich bei Ihnen sein und mir Ihre Freundschaft ausbitten.

„Noch einmal leben Sie wohl, meine gute Mamsell Niemann, und erfreuen Sie bald mit einem Brief Ihre Sie aufrichtig liebende Freundin

Louise de Radziwill."

Ueber diesen seltsamen Brief mit der bedeutungsvollen Stelle: „Auch eine Fürstin kann sich in eine traurige Lage versetzt sehen" gab Pauline der alten Dame auf deren Befragen eine für die Niemann allerdings zuerst überraschende Aufklärung: die Fürstin liege mit ihrem Bruder, dem wohlbekannten Prinzen August, in einem Processe wegen Brillanten. Deshalb befinde sie sich in Geldverlegenheiten und gebrauche grade 700 Thlr., die sie nirgend auftreiben könne, wenn die Niemann ihr dieselben nicht verschaffen wolle.

Daß die edle Fürstin sich in einer solchen Lage befand, geht auch aus andern Briefen an ihre Freundin hervor, die,

beiläufig gesagt, wie die meisten Damenbriefe ohne Datum sind. In dem einen heißt es: „Daß Sie betrübt, liebe Gute, kann ich mir sehr gut denken und es Ihnen nicht verargen, denn es geht mir ebenso, ich muß mir das meinige erbetteln, und habe es vor Weihnachten nicht zu erwarten. Ich möchte gern reisen, auch hierzu weigert der Eigensinn des Monarchen mir zu zahlen."

Die gute Niemann half der Prinzessin aus ihrer Noth, indem sie ihr 700 Thlr. durch die Wilke übersandte, und es war dies nicht das letzte mal. Die Corrspondenz zwischen beiden drehte sich von nun an um die drückenden Verhältnisse der Fürstin, um ihre Dankbarkeit, um ihre Geschenke, die sie der Niemann sandte, um ihre Wünsche, die edle Dame doch endlich einmal persönlich zu sehen, Wünsche, deren Realisirung aber immer etwas in den Weg trat. Da heißt es denn: „Von der Dankbarkeit Ihres Herzens bin ich fest überzeugt, und es thut mir weh, wenn Sie mir danken für das, was ich Ihnen zu geben schuldig bin. Die Reihe zu danken ist an mir." — Die Prinzessin „nimmt sich die Freiheit", der Niemann etwas von ihrem Weihnachtstische zu schicken. Dann heißt es im Briefe weiter:

„Auch war ich so frei, für Sie, meine Gute, Thibet zu kaufen zu einem Oberrock, allein Jettchen ist so eigensinnig, dieses Zeug nicht mitzunehmen; denn sie sagt, Sie möchten sonst glauben, sie hätte mir gesagt, dieses Zeug für Sie zu kaufen, was doch der Fall nicht ist; Ich bin auf Jettchen entsetzlich böse; denn ich will meinen Willen durchsetzen, sie soll es Ihnen übergeben. Was sagen Sie zu unserm guten Monarchen, er meint es so gut mit Sie und spricht so gern von Ihnen, er hat Ihrem Herrn Bruder, den Bergcommissarius, den Sie am liebsten haben, die Sache anvertraut, bitte aber Jettchen nicht zu sagen, daß ich Ihnen dies geschrieben. Denn sie ist mit dem König sehr vertraut, was mir sehr viel Freude macht. Ende Mai wird der Graf Villamor hier sein, er wird sie überraschen, meine Freude ist groß. — Was mögen Sie von mir denken, meine gute Niemann, so oft habe ich versprochen, Sie zu besuchen, oder Sie zu mir kommen zu lassen, indeß der passende Augenblick war immer noch nicht

da, doch bald wird er erscheinen. — Dann wollen wir manches Stündchen uns von den Bildern der Vergangenheit erzählen, die noch so lebhaft vor Augen stehen. — Nur meine Elise fehlt dann — — Bitte Paulinchen den Kopf zu waschen, schicken Sie mir bald eine Antwort durch das liebe Mädchen."

Es fehlte indeß nicht an mancherlei Störungen dieses schönen Verhältnisses. Die Familie der alten Dame erhielt zwar von ihrer Verbindung mit der Fürstin Radziwill und der spätern mit dem Monarchen nur dunkle Andeutungen und auch diese nur durch Paulinen, denn die Niemann beobachtete, wie ihr anbefohlen war, das unverbrüchlichste Schweigen; aber das immer engere Zusammenhalten ihrer Schwester und Tante mit Pauline Wilke hatte dem Bruder und den Nichten Besorgniß eingeflößt. Die Nichten konnten es nicht verbergen, daß Paulinens Anwesenheit bei der Tante sie in Unruhe versetzte, die von dem jungen Mädchen ihnen übersandten kleinen Geschenke waren ihnen ein Aergerniß, und es gab häufige Verstimmungen und Reibungen.

Auch von diesen häuslichen Verhältnissen hatte die gütige Prinzessin Notiz genommen; auch hier griff sie als wahre Freundin rathend, tröstend ein. Da heißt es in einem Schreiben:

„Nun aber, meine Freundin, ein Wörtchen über meine Pauline, die mir jetzt mein Alles ist. Wie weh thut es mir, daß sie um Ihre Nichten so kummervolle Tage verleben muß, wie traurig ist ihr Aufenthalt in Karlsbad gewesen (wohin sie damals eine Badereise gemacht hatte) und wie grausam von Beiden ... (der zurückgebliebenen Schwester und Mutter ihrer Gesellschafterin Alfrede) sie nicht zu trösten und gut zu sprechen. Prüfen Sie doch selber, liebe treue Niemann. Sehen Sie doch zu, daß Sie das alte ehemalige Verhältniß wieder herstellen können, und dringen Sie darauf, daß Pauline die Geschenke, die den beiden Damen bestimmt waren, abliefert, denn eben dies ist es, was ihr melancholisch macht. Genaue Nachrichten über Ihre Fräulein Nichten haben mir sie in einem schönen Lichte kennen gelernt, und ich glaube besser als Sie sie selbst kennen, da Ihnen rechtschaffene

Leute zur Schilderung fehlten. Sagen Sie meiner Pauline, sie möchte nicht glauben, was sie neulich gehört, es wäre nicht kalter Stolz, der die beiden Damen beherrscht, es wäre der treue biedere Sinn der Niemann'schen Familie, durch welchen sie den ersten ihrer Urväter noch ehren. Gräßliche Verleumdung ist hier im Spiel von einer Seite, wo sie es gar nicht ahnten. Beachten Sie aber keine glatten Worte, eben diese sind es, die so gefährlich sind. Thun Sie mir die Liebe und sorgen Sie für meine Pauline, denn sie ist mein Alles! und meine Freude; sobald ich zurückkehre, treffe ich mit ihrer Umgebung eine Veränderung." — In einem andern Briefe lesen wir: „Mit Ihrem Herrn Bruder kann ich wahrhaftig gar nichts anfangen, als Ihnen nur den Rath geben, daß Sie ihn nach vier Wochen ganz kühl behandeln, ebenso wie er thut, nur auf solche Weise können Sie — — ihm zeigen, daß Sie keine Wünsche haben. Mein Name würde in seinem Munde eben solchen Affront erleiden, wie — — also über Alles Verschwiegenheit."

Ein andermal hieß es: „Die Prinzessin der Niederlande wird heute erwartet, und da sind sämmtliche Damen vom Hofe bestellt, selbige in ihrem Palais zu bewillkommnen. Sie, gute Niemann, werden mir die Freude machen, am Mittwoch ein Täßchen Kaffe bei mir zu trinken, und dabei soll uns niemand stören. Paulinchen weiß noch von gar nichts, bitte ihr auch ja nichts zu sagen, denn das liebe Kind würde sich gewiß grämen. — — — Was sagen Sie zur Beleidigung, die Pauline wieder hat erleiden müssen. Das liebe Mädchen hat viel zu kämpfen!"

Solche familiäre Briefe wurden dann durch andere Briefe erwidert, in denen die gute alte Dame nicht Worte genug für ihre gerührte Dankbarkeit und Beschämung zu finden wußte. Die Concepte (und auch die Originale) finden sich ziemlich vollständig in den Acten, und der Charakter der Schreiberin erscheint uns darin von einer durchaus ehrenwerthen Seite:

„Gott legt den Menschen Prüfungen auf (schreibt sie der Prinzessin, welche kurz vorher ihre Tochter verloren hatte), die wir mit Vertrauen zu ihm ertragen müssen, indem er die

schöne Hoffnung des Wiederfindens in unsere Herzen gelegt hat, welches uns die Beruhigung gibt, daß sie für uns nicht verloren seien, sondern in einer bessern Heimat als verklärte Engel wieder begrüßen werden. Gott wolle Ew. Königl. Hoheit mütterliche Trauer auch darin lindern. — Die Verwandlung mit Paulinens Schicksal war mir sehr überraschend, es soll mir freuen, wenn es zu ihrem Glück ist, oft ist es der äußere Glanz nicht; will nur wünschen, daß ihr Gegenstand es recht gut mit ihr meint, es ist ein starker Entschluß von ihr, so weit in ein fremdes Land zu gehen, wo sie niemand kennt. Es scheint, daß sie zu etwas Außerordentliches bestimmt ist; ich hätte gewünscht, daß sie sich Ew. Königl. Hoheit früher entdeckt hätte, da lediglich Höchstdieselben den Weg zu ihrem Glücke bereitet haben."

Der Glaube in der alten Dame war übrigens erst durch Zeit und Umstände gewachsen. Zu Anfang schien es ihr selbst überraschend und kaum glaublich, daß ein so einfaches Mädchen wie ihre Pauline nicht allein Zutritt, sondern auch ein solches Vertrauen bei der Fürstin und in so kurzer Zeit sich erworben haben sollte. Während Paulinens erster Reise nach Hamburg hatte sie deshalb mit der Post zwei Briefe an die hohe Dame gerichtet, in denen sie, dunkel auf die Verhältnisse anspielend, um eine Audienz bat. Das erste mal ward ihr dieselbe abgeschlagen, weil die Fürstin krank sei, auf den zweiten Brief erhielt sie unterm 10. November 1834 folgende Antwort von der Hofdame der Fürstin, Fräulein von Langen:

„Ew. Wohlgeboren muß ich im Auftrag Ihrer Königl. Hoheit sagen, daß ihr leider der Brief, den Sie ihr geschrieben, ganz unverständlich ist. Die Prinzessin weiß nicht, wen Sie unter Jettchen verstehen, auch hat sie nichts erhalten, wie Sie es zu vermuthen scheinen. Sie ersucht daher Ew. Wohlgeboren, ihr deutlicher auseinanderzusetzen, welcher Art Ihr Anliegen ist. Mit &c."

Ein solches Schreiben hätte der Niemann vielleicht die Augen geöffnet, aber ehe sie es empfing, war Pauline von ihrer Reise zurückgekehrt. Sie kam plötzlich zu ihr in die Stube mit der Nachricht: eben habe die Prinzessin Radziwill

einen reitenden Jäger zu ihr geschickt und ihr sagen lassen, sie sei in hohem Grade darüber aufgebracht, daß die Niemann sich erdreiste, direct durch die Post Briefe an sie zu schicken und in Briefen, die, wenn sie auf diesem Wege ankämen, auch durch andere Personen erbrochen würden, von ihren gegenseitigen Verhältnissen zu sprechen. Dadurch werde ein Geheimniß veröffentlicht, dessen gewissenhafte Bewahrung Se. Majestät der König ausdrücklich verlangt habe. Sie, die Niemann, möge sich nicht wieder unterfangen, das allerhöchste Vertrauen des Königs zu täuschen. Diesmal wolle sie den gethanen Schritt vergeben; die Fürstin habe sich aber nur dadurch helfen können, daß sie ihre Verwunderung ausgesprochen und der Niemann habe schreiben lassen, es sei ihr von dem ganzen Verhältniß nichts bekannt.

Erst nach diesem Auftritte kam der Brief der Hofdame an. Nur wer ein Auge und Ohr in den geheimsten Zimmern der prinzlichen Hofhaltung hatte, konnte die Sendung des Briefes und seinen Inhalt vorauswissen. Durfte sie nun auch an der Wahrheit von allem, was Pauline ihr mittheilte, zweifeln? Und was wollten jetzt alle Warnungen, die verdeckter- oder offenerweise von ihren Nichten kamen, bedeuten? Was die Notiz, die im Briefe einer dieser Nichten vorkommt: daß, als jemand, der dem Dinge mistraute, sich beim Portier des Radziwill'schen Palais nach den Besuchen der Fräulein Wilke erkundigt und gefragt habe, ob sie denn wirklich zu jeder Stunde aus- und einginge, wie sie behaupte, dieser Portier halb verächtlich, halb entrüstet geantwortet: Wie man sich denken könne, daß eine solche Person bei seiner Fürstin Zutritt habe! — Alles dies war Verleumdung, schändliche Verleumdung, angestiftet von ihren nächsten Anverwandten, die das Mädchen von ihr entfernen wollten. So hatte der von der Niemann selbständig gewagte Schritt, die Wahrheit zu erfahren, zur unmittelbaren Folge, daß ihr Glaube immer fester wurde. Die hohe Verehrung, welche sie für die Fürstin Radziwill hegte, die tiefste Ehrfurcht und Liebe, mit welcher ihr loyales Gemüth für den König erfüllt war, hielten sie von nun ab gefesselt und untersagten ihr, irgendetwas zu

thun, was bei diesen hohen Personen Misfallen erregen konnte. Bis zu welchem Grade die Devotion der alten Dame ging, werden wir später sehen.

So stand Pauline Wilke's Verhältniß zur Fürstin Radziwill nach den Angaben der Niemann. Nicht so deutlich ist dasjenige zum König Friedrich Wilhelm III. Es ist bekannt, daß dieser Fürst, der bei einer spröden, ja herben Maske, von einem nichts weniger als passiven Humanitätsgefühl tief durchdrungen war, in der verschwiegenen Ausübung desselben seine Lust fand, daß er in der Stille Wohlthaten im ausgedehntesten Maße austheilend, auch eine besondere Erholung darin suchte, als Pater Familias, als deutscher Familienvater, in einem kleinen Kreise Vertrauter zu walten. Der König liebte es, sich von der Last der Regierungssorgen und der ihm noch unangenehmern Repräsentation unter jugendlich vergnügten frischen Gesichtern und Gemüthern zu erholen. Er erging sich dort als Mensch, seine Lust war, zu beglücken, sein Herz trieb ihn dazu. In den Jahren, wo die stürmischen Leidenschaften vorüber sind, wollte er als geliebter Vater unter lieben Kindern, die Herzen der andern erfreuend, sein eigenes erfreuen. Man hat viel von einer Camarilla gesprochen, die sich in diesen Kreisen gebildet; nun, es war die unschuldigste Camarilla, die je existirt hat; sie beschränkte sich darauf, in der Coulissenwelt kleine Einschiebungen zu bewirken, Tänzerinnen, Schauspielerinnen zu Rollen, Gehaltserhöhungen zu verhelfen. Wenn es hoch kam, wurden hier die Seufzer eines unglücklichen Liebespaars erwogen, eine Braut, die nicht heirathen konnte, erhielt eine Aussteuer, ein Offizier, der, lange verlobt, umsonst auf einen Zuschuß gehofft, bekam die Anweisung aus der königlichen Chatoulle. Manche Gunst ist einzelnen Glücklichen, die hier Zugang fanden, von der Huld des Fürsten zugeflossen, niemand ein Schade oder nur eine Zurücksetzung zugefügt; am wenigsten aber äußerten sich die Wirkungen auf die höhern Kreise des Staatslebens. Wenige Monarchen wußten mit ähnlichem Takt die eigenen Liebhabereien von dem

zu sondern, was ihre Pflicht, was das Bedürfniß des Staats erforderte.

Die Wilke hatte den König bei der Fürstin Radziwill kennen gelernt; er hatte Wohlgefallen an ihr gefunden; er hatte sie oft gesehen; sie war in seinem Palais gewesen, er interessirte sich für sie und ihren Schulplan; später für ihre Verlobung, die er billigte, für ihren Bräutigam, den Grafen Villamor, den er kannte, wenigstens dem Rufe nach; sie durfte ihn „Papa“ nennen, eine vertrauliche Benennung, die der König, dem allgemeinen Glauben nach, gern von jungen Mädchen hörte, für die er eine väterliche Zuneigung hegte.

Dies alles hatte die Niemann von Paulinen gehört, und die alte Dame glaubte daran; denn es war nichts Unerhörtes, es war vielmehr in der Ordnung, sobald Pauline wirklich das Glück gehabt hatte, dem Könige bekannt zu werden und ihm zu gefallen. Der König wollte in diesen Kreisen nichts, was Prätensionen machte, nichts Gelehrtes, Geistreiches, Vornehmes, der Zauber der Natur, des gesunden Menschenverstandes, der Schalkheit, der Herzensgüte zog ihn an. Aber die Vertraulichkeit und die Theilnahme des Königs für Pauline und für die alte Dame wuchs bis ins Unglaubliche.

Nachdem die Niemann schon sehr viel Geld hergegeben hatte, um den neuen Schulfonds zu dotiren, ward sie zu Opfern für noch größere Dinge gewürdigt. Pauline Wilke wußte vom Könige, daß es seine Absicht sei, von einigen seiner Unterthanen ein Kapital aufzunehmen, um die Abgaben zu vermindern, und erklärte der Niemann, Se. Majestät erwarte von ihrem bekannten loyalen Charakter, daß sie nicht anstehen werde, wie sie zum Besten der Schulen von dem Ihrigen dargeliehen, auch zum Besten des Ganzen ein Kapital vorzuschießen. Fast zu derselben Zeit empfing sie folgende Cabinetsordre:

„Wir von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm III. König von Preußen ꝛc. ꝛc.

„Thun der Mlle. Ch. Niemann hierdurch kund und zu wissen, daß Wir ihr für so viele Uns in treuer Freundschaft geleistete Dienste wieder einen Freundschaftsdienst erzeigen wollen. Wir haben nämlich beschlossen, Ihnen die Abgaben,

die Sie auf Ihrem Grundstücke und Aeckern erlegen möchten, abzuerlassen, und Sie werden denn daher solcher vom 1. Januar 1834 enthoben und hierüber vom Polizeipräsident Gerlach eine Bescheinigung erhalten. Bitte aber bis dahin Niemand von dieser Sache, sei es auch den nächsten Blutsverwandten, etwas wissen zu lassen. Unsere kleine Gesandte wird Ihnen wiederum eine dringende Bitte von Uns ans Herz legen, die Wir nicht gern zu Papier bringen möchten. Leben Sie wohl und noch lange zum Wohl meiner Unterthanen.

Ich verharre Ihr

in Freundschaft Ihr

Friedrich Wilhelm."

Die mündliche Bitte betraf ein Kapital. In Unterwürfigkeit übergab die dadurch hochgeehrte Darleiherin ein Kapital aus ihren Staatsschuldscheinen an die „kleine Gesandtin", um es dem Könige einzuhändigen.

Aber der König brauchte immer mehr Geld. Nachdem die Niemann ihre Staatsschuldscheine fortgegeben hatte, kamen ihre Pfandbriefe an die Reihe, und als auch diese zu Ende waren, ward sie bewogen, auf ihr Haus in Charlottenburg zuerst 4000, dann noch 3000 Thlr. aufzunehmen — wahrscheinlich über den Werth des Hauses, alles — für ihren König.

Sie oder Pauline Wilke empfing darüber gegen zwölf Briefe des Königs oder Cabinetsschreiben, alle eigenhändig, — denn von diesem Geheimniß durfte niemand wissen — und sie sind interessant genug, wenn nicht für die Geschichte des verewigten Monarchen, doch für die Geschichte der Zeit, und was in ihr noch geglaubt werden konnte, um hier in ihrer ganzen Gestalt Platz zu finden.

„Unserer lieben treuen Niemann
Unser herzliches Willkommen!

„Zuerst Unserer guten Niemann Unsern herzlichen Dank für die 3000 Thlr., die richtig in Unsere Hände gekommen

sind, nicht im Stande sind Wir, Euch diese Gefälligkeit zu lohnen, wie sich's gebührt. Euch aber nach Euer Verdienst zu lohnen, schwöre ich, betheuern Wir Euch hiermit. Im Vertrauen auf Eure unbegrenzte Liebe und Gefälligkeit wagen Wir noch eine Bitte: Wäre es Euch wol möglich, Uns Euer Kapital noch bis zum 1. Januar in Händen zu lassen, worauf Wir Euch bei der Wiederkehr von Fräulein Pauline Wilke 1000 Thaler auszahlen werden. Die Schulden der elberfelder Feuerkasse haben die Gebrüder Rothschild unternommen zu decken. Der Kassenschaden darf nicht publicirt werden, d. h. müssen Wir Gelder aufnehmen, so fordern Wir auch das Kapital der Fürstin Radziwill. Erhalten zu eben diesem Zweck.

„Willigen Sie ein, Unsere gute Niemann, so lassen Sie Uns bald durch wenige Zeilen wissen. Wir gehen nach Kalisch, werden aber nur kurze Zeit dort sein. Wir bitten Euch aber, auch hierin, wie schon in den andern Angelegenheiten, die größte Verschwiegenheit zu beobachten, besonders gegen Eure Verwandte.

„Lebt wohl, gute Getreue, zürnt Uns nicht, bei Unserer Rückkehr sprechen Wir Euch persönlich Unsern schuldigen Dank aus, noch einmal lebt wohl, behaltet in gutem Andenken Euern Euch wohlgewogenen

König
Friedrich Wilhelm."

„Bewahrt diesen Brief als Sicherheit, als Pfand Euers Vermögens von 16000 Thlr. (in Unsern Händen), so auch die 3000, die Ihr auf Euer Grundstück aufgenommen."

„Unserer treuen vielgeliebten Niemann
Unsern herzlichen herzlichen Gruß!

„Wir freuen Uns herzlich zu hören, daß es Euch, Unsere gute Niemann besser geht, und daher sind Wir gesonnen, Euch am Freitag oder Sonnabend auszuzahlen und zwar auf Unserm Palais zu Berlin. Wir würden es eher gethan haben, wäre Uns nicht ein treuer Freund abberufen worden,

was Uns in tiefste Trauer versetzt hat. Gute Niemann, die Zinsen von Euerm Kapital wollen Wir Euch gern in Staatsschuldscheinen auszahlen, es fehlen Uns deren, haben Sie doch die Güte, Ihren Bruder darum durch ein paar Zeilen ersuchen zu lassen, weil er selbst Uns gesagt, daß er welche hat, wenn Noth am Mann sein sollte. Pauline wird Ihnen sagen, wie Sie es anfangen sollen, da Wir sie gestern schon durch die Fürstin Radziwill Königl. Hoheit davon in Kenntniß haben setzen lassen.

„Lebt wohl, ich erwarte Euch Freitag!

Euer wohlgeneigter

König

Friedrich Wilhelm."

„Gott grüß Euch, liebe gute getreue Niemann! Unzähligemal haben Wir schon gewünscht, Euch kennen zu lernen und Euch bei Uns zu sehen! Was werdet Ihr von Uns denken, gute Niemann. Sie halten Uns für keinen gerechten Monarchen, doch Gott sei bei Uns, am Montag sollt Ihr es erfahren, daß Wir dennoch Einer sind. Montag Nachmittag, gute liebe Niemann, fahrt hin zu unserer Cousine, der Frau Fürstin de Radziwill, trinkt dort Kaffee und kommt von da zu Uns mit Pauline. Die Fürstin ist auf Euern Besuch eingerichtet. Colmann könnt Ihr nicht eher kündigen, als am 1. April, so ist es gerichtlich ausgemacht. Der Hermann dort ist eher ausgezahlt worden, als am Mittwoch oder Donnerstag. Am Dienstag kommen Sie noch einmal zu mir und zwar mit Ihrem Herrn Bruder, mit welchem ich sehr unzufrieden bin. Dafür zufriedener mit Sie. Eine zweite Niemann gibt es nicht, auch bringen Sie morgen Ihre Hausjungfer mit. Pauline oder Fräulein können — — — Bitte aber, sich übermorgen gegen 5 Uhr bei Uns einzufinden, nicht später. Uebermorgen werde ich Euch einen Brief, einen sogenannten Abbitte-Brief Euers Herrn Bruders überreichen. Ihr werdet bestimmt Alles von ihm wissen, wie er sich gegen

Uns benommen und gewiß werden Wir dann Eure Verzeihung schon erhalten haben.

„In — — sehen wir uns.

Euer Euch wohlgewogener

König

Friedrich Wilhelm."

„Unserer lieben und getreuen Niemann

Hiermit Unsere treue Freundschaft!

„Nicht wahr, Unsere gute Niemann, Sie sind sehr böse auf Uns, daß Wir die Geldaffairen nicht einmal beendigen, allein mit dem besten Willen, es läßt sich nicht thun. Wir mögen es anfangen, wie Wir wollen. Verlorengegangener Staatsschuldscheine wegen muß die Austheilung der neuen Coupons noch einige Zeit Aufschub erleiden, was Uns Höchstselbst unangenehm ist. Doch Unsere treue Niemann trage dieserhalb keine Angst, Ihr Kapital liegt in Unsern Händen, und gewiß so sicher wie in den Ihrigen! Ja, es würde Uns erstaunt wehe thun, wenn Wir hören würden, daß Unsere treue Niemann um Ihres Gutes wegen in Aengsten wäre! G o t t s o l l m i c h s t r a f e n, w e n n i c h b ö s e A b s i c h t e n h e g e n w o l l t e, n e i n, i c h b i n e i n g u t e r K ö n i g u n d b i n g e r e c h t, ich werde auch gut und gerecht bleiben, bis mir Gott einst die Krone abfordern wird! Bitte meine treue Niemann, mir zu antworten, wenn es Ihnen keine Mühe macht.

„Ihr Ihnen bis ans Ende seiner Tage wohlgeneigter

König

Friedrich Wilhelm."

Berlin, den 23/11.

„Wir thun Euch, Unsere vielgeliebte Pauline, hierdurch kund, daß Wir einige von den niedern Staatsschuldscheinen der Dlle. Niemann die Coupons wechseln lassen. Wir würden

es gern sehen, wenn Ihr, Unsere gute Pauline, versuchtet, heute eine mitzunehmen, damit ich sehe, ob man Euch gleich abfertigen wird, Ihr müßt aber den zu 5 Procent fordern, Beneke hat ihn beiseite gelegt. Dlle. Niemann kann Ihnen einen geben, was für einer es ist, sorgt ja für die Fürstin ihre Papiere, sie verläßt sich ganz auf Euch. Wir haben für Unsere Niemann 14 zu 5 Procent angekauft. Dreizehn haben Wir uns besorgt, Alles gut und zu beider Zufriedenheit.

Euer König
Friedrich Wilhelm."

„Unsern herzlichsten Gruß und die innigsten Wünsche für Dero dauernde Gesundheit zuvor! Wohl haben Sie Ursache, gute treue Niemann, böse und zornig auf Uns zu sein, doch Gott sei mein Zeuge, daß Wir nie schlechte Absichten zum Grunde hatten.

„Leider müssen Wir noch einmal, aber zum letzten mal aufschieben. Sonnabend Nachmittag, eher kann ich Sie nicht sehen, hielten Wir dann nicht Wort, dann sind Wir nicht würdig, von der Erde getragen zu werden. Sie haben viel, ja sehr viel für Uns gethan und gewirkt, nie können Wir Dank genug für Sie haben, doch wie als Mensch Wir danken können, werden Wir Ihnen danken, dazu möge Gott Uns helfen. Nun bitten Wir herzlich, Pauline keine Vorwürfe zu machen. Es ist nicht ihre Schuld. Das Nähere wird sie Ihnen erzählen. Sie weiß Alles. Sie wird Alles in Ordnung bringen.

„Halten Sie Uns immerhin für ungerecht, Wir sind überzeugt, daß Sie am Sonnabend Ihr strenges Urtheil über das zurücknehmen. Viel Aerger und Verdruß haben Wir durch Ihren Herrn Bruder gehabt, besonders bei der Aufnahme von 1000 Thlr. — — —, den Gott möge selig haben. Noch einmal, treue Niemann, sein Sie Uns nicht böse, ich bitte Sie darum; zürnen Sie nicht Ihrem

Ihnen wohlgeneigten
König
Friedrich Wilhelm."

„Unsere gute Niemann!

„Ihren Pfandbrief von 8000 Thlr. haben Wir richtig empfangen, auch dabei versprochen, Ihnen Staatsschuldscheine dagegen zu schicken, doch Wir ließen Ihnen am Donnerstag sagen, Uns noch einen desgleichen von 1000 Thlr. zu übersenden, Sie sollen dann am Sonnabend zu Uns kommen und das Ihrige in Empfang nehmen. Durch Paulinchens Ungehorsam aber hat sich die Sache wieder verzögert. Wir sind ob diesem Ungehorsam sehr erzürnt. Lassen Sie sich dies genauer erklären und ertheilen Sie Uns dann genauen Bescheid hierüber, was der Sache zum Grunde liegt. Wir haben bis jetzo väterlich gehandelt und werden nie aufhören, es fernerhin zu thun.

Euer wohlgewogener

König

Friedrich Wilhelm."

Berlin, den 21. December.

„Unserer vielgetreuen Niemann versichern Wir hiermit Unsere Liebe und Wohlwollen! Zu Unserm Bedauern haben Wir gehört, daß Ihnen die Fahrt nach Berlin ein Unwohlsein zugezogen hat. Gott gebe, daß es bald beendet ist. Wir wollen Euch hierdurch bekunden, daß Wir gesonnen sind, Euch nicht allein dies der Jettchen geliehene Kapital in Staatsschuldscheinen zurückzuliefern, sondern auch das der Fürstin und Uns geliehene. Da aber jetzt die neuen Coupons zu Wege gebracht werden müssen, so sind Wir entschlossen, Euch diese noch zu besorgen, da dies doch für Euch viele Umstände verursachen würde. Zu den übrigen Staatsschuldscheinen, die Ihr noch habt, werden Wir das noch hinzuschicken, damit der kleine Bankier nur abschreiben darf. Bitte, meine treue Niemann, Uns in ein Paar Zeilen zu schreiben, ob Unser Wille Euch gefällt. Zu Mittwoch bitten Wir Uns ein Schreiben von Euch, durch Unsere kleine Schatzmeisterin aus.

„Gott erhalte Euch und schenke Euch frohe und zufriedene

Festtage und fanget mit einem eben solchen Herzen das neue Jahr an, dies ist der aufrichtige Wunsch Euers Euch wohlgewogenen

Königs
Friedrich Wilhelm."

„Einen schönen guten Morgen, meine gute Niemann! Ich habe ein großes Hokus-Bokus gemacht, am Sonnabend war ich so zerstreut, daß ich gar nicht wußte, wie Uns der Kopf stand, lade Sie anstatt zum Dienstag den Montag und haben statt morgen übermorgen geschrieben. Entschuldigen Sie mich durch ein paar Zeilen bei meiner Cousine, bitte, ihr auch meinen Brief mitzuschicken. Befolgen Sie morgen all meine Bitten streng, bleiben Sie wohl und gesund, damit morgen unser Vorhaben keinen Aufschub leidet, denn Wir sind in der heiligen Wochen. Mittwoch müssen Sie schon so gut sein, noch einmal zu mir zu kommen, und bringen Sie an diesem Tag die Marie Schubert mit, damit sie sich bedankt.

Ihr Sie treu liebender
König
Friedrich Wilhelm."

„Also auch Sie, meine vielgeliebte Pauline, sind im besten Wohlsein wieder eingetroffen. Was Ihr Schreiben anbetrifft, so habe ich es eigenhändig erbrochen und auch selber gelesen, aber mit Verdruß, man merkt, daß Politik bei Ihnen mit im Spiel ist, daher benutzt man diese Gelegenheit, wo Wir Hohe im Trubel leben, und sucht durch einen Vormund Ihnen politische Geheimnisse zu entlocken. Lassen Sie sich nicht schrecken, wählen Sie einen Vormund, er sei, wer er sei. Verrathen Sie aber die Geheimnisse Ihres Königs und Ihrer Fürstin und Wohlthäter nicht. Fräulein ......, eine eben so kluge als berathene Person, wird Ihnen gewiß rathen und fürsprechen. Witzleben hat den Verräther gespielt, er hat seinen Lohn, gehen Sie also so vorsichtig

als möglich und nennen Sie durchaus keine hohe Person. Fräulein ..... werde ich dann ihre Bemühungen hoch anrechnen. Vor allem muß die gute Niemann sehen, daß sie die 3000 Thlr. zurückliefert, welches mich von einem groben Verdruß befreit. Nostiz wird Ihnen Bescheid darüber geben, dies muß aber vor dem 1sten geschehen. Ich befinde mich in der größten Verlegenheit. Grüßen Sie die gute Niemann, sie soll ihrem König nicht zürnen und ihm noch einmal zu Gefallen leben. In ein paar Tagen werde ich ihr ein Schreiben übersenden. Gehen Sie gleich nach Empfang dieser Zeilen zu Nostiz und zögern Sie keine Minute. Sprechen Sie mir dann jeden ihrer Wünsche aus, nur durch Erfüllung derselben kann ich ihr danken.

Ihr Ihnen wohlwollender

König

Friedrich Wilhelm."

Auch der König hatte in dieser Correspondenz die unglückliche Angewöhnung der Damen, seine Briefe selten zu datiren, sodaß wir nicht gewiß sind, ob sie in der historischen Reihe aufeinander folgen. Wenn auch mehreres in diesen Cabinetsschreiben undeutlich ist, so spricht doch der Gesammtinhalt deutlich genug. Der König ist wie die Fürstin Radziwill mit allem, was in dem Hause der alten Dame vorgeht, vertraut, er kennt alle Klatschgeschichten, den Zwiespalt der Familie, auch er warnt vor den Verwandten, er kennt die einzelnen Gläubiger und Schuldner der Niemann, er gibt ihr guten Rath, wie sie mit ihnen verfahren soll, er scherzt unmuthig über die kleinen Unarten der liebenswürdigen Abgesandtin, er schreibt mit derselben holdseligen Popularität und ist endlich ebenso dienstfertig und ebenso in Geldbedrängnissen als die Fürstin Radziwill.

Zur Erklärung einzelner Stellen hier nur, daß Pauline der Niemann bei Abfertigung der Pfandbriefe gesagt hatte, sie wären schon verloft, aber der König wolle sich der Mühe unterziehen, die Sache wieder in Ordnung zu bringen; daher

die feinen Anweisungen, wie sie die Papiere bei der Kasse präsentiren und zurückfordern solle.

Was die Elberfelder Bedrängniß, in der sich Se. Majestät befand, anlangt, so war die Niemann davon durch ein Schreiben der Fürstin Radziwill unterrichtet, worin es heißt: „Paulinchen hat Ihnen gewiß schon von der elberfelder Feuerkasse gesagt, und daß der gute König Willens ist, Ihr und mein Kapital zu gebrauchen, bis zum ersten Januar, daß er Ihnen aber bei Paulinchens Zurückkunft aus Karlsbad 1000 Thlr. Zinsen auszahlen will, dies wird er Ihnen schriftlich geben, auch daß er durch Herrn P. Rother die 3000 Thlr., die Sie auf Ihrem Hause aufgenommen haben, erhalten hat, willigen Sie aber nicht ein, fordern Sie mit Gewalt Ihr Kapital, dann mache ich es auch so. Diesen Gefallen thun Sie mir noch, ich bitte Sie herzlich darum.“

Die Niemann war jetzt ohne alles disponible, ja eigentlich ohne alles Vermögen und erhielt nicht einmal Zinsen, weil immer etwas dazwischen kam, wenn der König ihr die Papiere zurückerstatten wollte. Jetzt sollte sie es erhalten, ehe der König nach Teplitz ginge; denn, wenn er zurückkehrte, dann hinderte der Besuch in Kalisch, dann sollte sie es zum 1. Januar 1836 haben.

Sie drang nun auf Rückzahlung, mehrmals, auch recht kurz und dringend. Wir lesen, wie der König sich selbst für einen unwürdigen König erklärte, wenn er es nicht wiedergebe; aber die Schuld war zu schwer für ihn, er konnte nur vertrösten.

Endlich erhielt die Niemann vom Könige durch die Wilke eine verschlossene Mappe mit dem dazu gehörigen Schlüssel, in welcher sich ihr Geld in Papieren befände. Aber zugleich ward ihr die Weisung ertheilt, daß sie sich ja nicht unterstehen solle, die Mappe zu öffnen, als bis der König selbst ihr den Zeitpunkt bestimmen werde. Er werde deshalb den Kammergerichtsrath Ballhorn zu ihr schicken. Der Kammergerichtsrath Ballhorn wurde indeß krank, und so zog sich auch dieser ersehnte Augenblick von Woche zu Woche hin.

Demoiselle Niemann war stärker in ihrem Vertrauen und nicht von der weiblichen Neugier geplagt, wie König Blaubart's

Frauen. Obgleich sie den Schlüssel in Verwahrung hatte, obgleich die Wilke ihr sagte, sie werde überrascht sein, wenn sie die Mappe öffne, denn der König habe sie königlich für ihr Vertrauen belohnt und anstatt der 19000 Thlr., welche sie im ganzen dem Staate geliehen, werde sie gegen 50000 Thlr. in Papieren finden, widerstand sie der Versuchung und öffnete nicht.

Der Luxus und Aufwand, den die Wilke machte, stach sehr auffällig von dem bescheidenen Haushalt der alten Dame ab, aber dies konnte das Band der Eintracht zwischen beiden nicht stören. Die Niemann war so von ihrer Pathe eingenommen oder so durch das Glück bezaubert, welches ihren Liebling hob und trug, daß sie auch ihrerseits alles that, ihr das Leben angenehm zu machen. Sie glaubte ja dadurch nur ihrem König gefällig zu sein. Nicht allein mit ihrer Familie hatte sie sich deshalb überworfen, sondern sie stiftete auch Versöhnung, wo ihre junge Freundin in Zwist mit andern ihrer Bekannten gerathen war, z. B. mit ihrer Gesellschafterin und ihrer Familie. Es kam ihr nie in den Sinn, daß Pauline ihren Aufwand mit dem von ihr entnommenen Gelde bestreite. Sie war mit allem zufrieden, sie glaubte alles, was Pauline ihr sagte, sie folgte ihr in unterwürfiger Befangenheit in allen ihren wechselnden Angaben über den Quell ihres Vermögens und in den Sprüngen ihrer Phantasie, welche ihr neue Lebensplane eingaben. Anfänglich glaubte sie, daß ihr Geld von den Geschenken des Grafen Villamor herrühre, auch von einem Lotteriegewinst, welchen Pauline in Hamburg gemacht haben wollte; später hatte sie es von „Mama" (der Fürstin Radziwill), dann von „Papa" (dem Könige) erhalten. Dies war auch nöthig, denn mit einem mal schienen die Heirathsplane mit dem Grafen Villamor in den Hintergrund zu treten. Er zögerte vielleicht zu lange, Brasilien war ihr zu fern, und sie hatte einen neuen Bräutigam, einen Adjutanten des Königs, Grafen von Witzleben, eine Partie, mit welcher der König anfänglich sehr zufrieden war. Sie blieb ja im Lande und in seiner Nähe. Sie hatte schon kostbare Ringe mit ihm gewechselt, die sie der alten Dame gezeigt. Nur die Fürstin Radziwill war,

wie wir aus einem ihrer Briefe ersehen, mit der Partie nicht einverstanden. Es heißt darin: „In Paulinchens Verlobung willige ich nicht ein, wie Sie schon wissen werden. Der Herr Graf von Witzleben ist — (der Grund am Rande des Papiers ist hier abgerissen). Ich habe einen Besseren für Paulinchen. — Thun Sie mir den Gefallen und verwahren den Ring noch acht Wochen." — Späterhin ging die Partie auseinander, weil — der Graf von Witzleben, der Adjutant des Königs! sich eines Hochverraths schuldig gemacht hatte!

Die Niemann glaubte alles: auch daß ihr König, der bekanntlich in seinen Privatfinanzen stets, was man nennt, sehr wohl arrangirt war, immerfort Geld bedurfte, daß er, um der elberfelder Assecuranzkasse beizuspringen, nöthig habe, eine Privatperson anzusprechen, daß er nie sein Wort halten konnte, daß es ihm nicht einmal möglich war, die Zinsen aufzubringen. Ja, sie glaubte, als sie heftig auf die Zinszahlung drang, daß Pauline ein Recht habe, zu thun, was ihr streng untersagt war; denn diese öffnete jetzt die geheimnißvolle Mappe und nahm ein Papier, angeblich 1000 Thlr. heraus, um es zu versilbern, und sie blieb noch beim Glauben, als auch aus dieser Versilberung und Zinszahlung nichts wurde.

Während die alte Dame die Entziehung ihrer Einkünfte schmerzlich zu emfinden anfing, fuhr ihre Pathe, das Glückskind, mit vier Pferden Extrapost, einer Gesellschafterin und Bedienten in den böhmischen Bädern umher und machte Ausflüge nach Prag. Ihre Briefe athmen Seligkeit über das freie wonnige Leben. Sie macht angesehene Bekanntschaften, sie sieht, besucht alles, kauft ein und genießt das Leben wie die sorgenfreieste Person von der Welt. Geschenke werden gekauft, Einrichtungen für die Wohnung bestellt. Der melnecker Wein schmeckt ihr besonders, sie will von diesem Weine und auch eingemachte Forellen nach Berlin mitbringen, sonst aber nichts, ihre Verwandten und Freunde haben schon genug von ihr erhalten. Dafür aber überschüttet sie ihre theure Niemann mit Erzählungen, Klatschereien und Liebesversicherungen. Wie ein liebenswürdiges, unschuldiges Mädchen, das zum ersten mal auf Reisen ist, berichtet sie alles den Lieben nach Hause oder läßt es durch die Gesellschafterin schreiben.

Das Geringste ist ihr von Wichtigkeit, sie erzählt die Sagen und Märchen des karlsbader Thales und berichtet von ihren vornehmen Bekanntschaften. Die Tochter der Herzogin von Berry hat ihr Kußhände zugeworfen, der und jener Prinz war erfreut, sie zu sehen, zu sprechen, und leider mußte sie nur Rücksichten nehmen, dem lieben „Papa“ um den Hals zu fallen, der gerade in Teplitz war.

Die Geldbedrängniß des Königs ward immer größer, das Geld immer knapper. Die dreiundsechzigjährige Magd der Niemann hatte ersparte 275 Thlr. Staatsschuldscheine liegen. Befragt, ob sie dieselben gegen gute Verzinsung und eine angemessene Belohnung dem Könige leihen wolle, willigte sie gern ein. Eine Köchin sollte die Ehre haben, ihrem Könige Geld vorzustrecken und dabei noch gewinnen. Aber auch außerdem mußte sie der Wilke Geld borgen, etwa 30 Thlr. von ihren Ersparnissen. In der letzten Zeit borgte diese überdies von ihrer Gesellschafterin, ihrem Bedienten; bei ihrer Verhaftung fand man nicht einen Thaler baares Geld vor!

Inzwischen hatte sich die Angelegenheit mit dem Möbelhändler angesponnen.

Um Neujahr 1836 theilte Pauline ihrer mütterlichen Freundin mit, daß der König die Absicht habe, dem Möbelhändler Schröder ein Capital von 8000 bis 10000 Thlr. vorzuschießen, damit dieser im Stande sei, die Ausstattung für den Prinzen von Hessen-Darmstadt zu bewirken. Der König wolle indeß das Versprechen nicht im eigenen Namen geben und wünsche, daß seine immer bereite Freundin, die Niemann, statt seiner mit ihrem Namen vortrete. Die loyale Unterthanin war auch wirklich dazu bereit, obgleich sie diesmal nicht einmal eine schriftliche Zeile vom Könige erhielt; so fest war in ihr die Ueberzeugung, daß die Wilke nur der Mund des Monarchen sei.

Die weitern Verhandlungen gingen vor sich, wie sie oben nach den Angaben Schröder's erzählt sind. Er konnte das Geld nicht bekommen, er mußte erst 500, dann noch zweimal 500, und endlich 100, in Summa 1600 Thlr. vorschießen, damit — der König seine versetzten Pfandbriefe ein-

lösen könne! Davon war die Niemann fest überzeugt. Sie selbst empfing die ersten 1500 Thlr. aus Schröder's Händen, quittirte darüber und übergab sie Paulinen, um sie dem Könige nach dem Palais zu überbringen. Daß dies wirklich geschehen, war für sie über allen Zweifel. Aber der König löste nicht aus und zahlte nicht, Schröder wurde mit seinem Drängen sehr unangenehm, und ihr war es zur heiligen Pflicht gemacht, von dem wahren Verhältniß, von dem wirklichen Darleiher nichts zu verrathen.

Pauline vertröstete von Tag zu Tag, daß die Summe für Schröder nächstens vom Palais eingehen werde. Als indeß die Ungeduld der unglücklichen Alten, die nicht allein über die empfangenen 1600 Thlr. quittirt, sondern auch die schriftliche Versprechung des großen Kapitals gegeben hatte, immer größer ward, sagte die Wilke, sie wolle ihrer Freundin helfen. Sie ließ sich die verschlossene Mappe des Königs geben, die doch nur der Kammergerichtsrath Ballhorn öffnen sollte, schloß nochmals auf und nahm ein Packet heraus, welches sie mit fünf Siegeln und der Aufschrift versah: „10000 Thlr. in Pommerschen Pfandbriefen für Herrn Schröder in Berlin." Dieses Packet, von dessen der Aufschrift entsprechendem Inhalt die Niemann fest überzeugt war, ward dem Möbelhändler, wie oben erzählt ist, von der Wilke ausgehändigt und der Termin zur Oeffnung bestimmt, dieser aber immer weiter hinausgerückt.

Erst am 5. April, dem letzten Termine, kam die Wilke mit einer seltsamen Aeußerung zur Niemann: Se. Majestät der König sei im höchsten Grade unwillig gewesen, daß sie, die Wilke, jenes Packet dem Schröder überliefert habe. In diesem Packete befänden sich nämlich leere Papiere und nicht Pfandbriefe. Se. Majestät hätten beabsichtigt, künftighin an die Stelle dieses leeren Papiers Staatsschuldscheine zu legen und hegten nun die Besorgniß, daß Höchstihr Name beim Oeffnen des Packets compromittirt werden könnte. Nun komme alles darauf an, den Schröder zu bestimmen, daß er bis zum 9. April warte, bis wohin der König gewiß das Geld auftreiben werde.

Der feste Glaube der Niemann hielt auch in dieser Probe Stich, aber Schröder war unerbittlich, er machte Anzeige und das Ungewitter brach los.

Der Polizeirath Duncker erschien plötzlich in Charlottenburg. Die Wilke mußte, wenn sie einigermaßen mit ihren Gedanken zu Rathe gegangen war, darauf gefaßt sein. Von einer so gewandten, listigen Person konnte man erwarten, daß sie sich, wenn nicht auf eine Rettung, doch auf Ausflüchte vorbereitet hätte. Aber nichts davon. Als gedankenloses Kind des Augenblicks überließ sie sich dem Moment und seinen Eingebungen und die Spannkraft ihrer Phantasie schien mit einem mal versiegt.

Damals war nichts zur Kenntniß der Polizei gekommen, als der an Schröder verübte Betrug. Bei diesem schien, wie die Sachen lagen, die alte Demoiselle Niemann die Hauptthäterin, die Wilke und die Gesellschafterin Alfrede schienen ihre Gehilfinnen zu sein. In den Befugnissen und gewissermaßen auch in der Pflicht des Polizeibevollmächtigten hätte es also gelegen, sich aller drei Personen zu versichern und sie verhaften zu lassen, um der Sache auf den Grund zu kommen und jede Verschleppung und Durchsteckerei zu verhüten. Es gehörte Duncker's psychologischer Scharfblick dazu, hier zu sondern und, indem er die allein Straffällige zum Bekenntniß nöthigte, zwei durch den verübten Betrug und durch ihre Leichtgläubigkeit schon hartgestrafte Frauen vor der Beschimpfung einer Arrestation zu bewahren.

Die Wilke leugnete, aber schwankte; die Niemann, die wir so schwach gesehen, erhob sich zu einer merkwürdigen Stärke in ihrem Glauben, sowol der Polizei als den Gerichten gegenüber. Duncker hatte bereits durch geschickte Kreuz- und Querfragen richtige Blicke in das wahre Verhältniß gethan und sagte der alten Dame auf den Kopf zu, daß sie betrogen worden sei, daß die Pflicht der Verschwiegenheit, die sie vorschütze, ihr zum Verderben gereichen werde, weil er sich alsdann in die Nothwendigkeit versetzt sehe, sie zu verhaften; sie erwiderte ihm aber:

„Man mag mich für eine Betrügerin halten; ich weiß, ich bin es nicht. Man mag mich ins Gefängniß bringen und es schmerzt mich sehr, meine äußere Ehre gefährdet zu sehen; ich lasse mich aber getrost arretiren. Ich werde mein Geheimniß nicht verrathen, ich darf es nicht, und wenn es auch mein Leben kosten sollte. Sie, Herr Polizeirath, scheinen ein guter Mann zu sein und versichern, Sie könnten nicht anders handeln; ich will aber wünschen, daß Sie später selbst nicht bereuen, was Sie an mir thun und daß Sie sich nicht schaden. Ich weiß, daß ich wieder zu Ehren komme, ich habe einen Beschützer und Erretter, den ich nicht nennen werde, der aber meine Befreiung gewiß in wenigen Tagen erwirken wird."

Pauline Wilke war frech genug, in Duncker's Gegenwart zur Niemann zu sagen:

„Sie müssen am besten wissen, liebe Niemann, ob Sie Ihr Geheimniß dem Herrn Polizeirath verrathen dürfen. Es thut mir leid, daß Sie zu mir nicht offen genug gewesen sind. Hätten Sie mir doch gleich gesagt, was Sie vorhatten, wie viel Gelder Sie besaßen und woher Sie dieselben bekommen haben! Ich habe immer nach Ihrem Willen gehandelt und kann deshalb über nichts weiter Auskunft geben."

Die Niemann erwiderte darauf: „Sei ruhig und ängstige dich nicht, mein Kind; ich verrathe nichts und bewahre unser Geheimniß."

Pauline Wilke war nicht so stark; sie legte schon vor dem Polizeirath ein ziemlich vollständiges, außergerichtliches Geständniß ab. Derselbe veranlaßte hierauf noch an demselben Tage eine gerichtliche Vernehmung der alten Niemann. Auch hier erklärte sie zuerst: „Wo ich mein Geld habe, ist ein Geheimniß, welches ich nicht verrathen darf." Erst auf die dringende Vorstellung des Richters, daß es Geheimniß auch in den Acten bleibe, erklärte sie zitternd: „Ich habe es dem Könige in Verwahrung gegeben, er hat 12000 Thlr. durch Pauline Wilke von mir fordern lassen; Pauline Wilke hat Sr. Majestät das Geld selbst auf dem Palais übergeben." Hierauf folgte die Geschichte, die wir kennen, in ihren Grundzügen, sie schloß mit den Worten: „Ich bin ganz fest von

der Redlichkeit der Pauline Wilke überzeugt, weil es unmöglich ist, daß sie die Handschrift von so hohen Personen, wie Sr. Majestät des Königs und der Fürstin Radziwill, nachgemacht haben kann!" Die Gerichtspersonen registrirten: Die Niemann erscheine in einem so hohen Grade von der Wilke eingenommen, daß sie nichts von dem Glauben an ihre Redlichkeit abbringen könne. Ueber jede Miene von Ungläubigkeit, welche sie in den Gesichtern der Gerichtspersonen fand, ward sie entrüstet, weil die Ehre der Wilke dadurch gekränkt werde.

Endlich — die Wilke hatte jetzt erst das Bekenntniß abgelegt, daß sie sämmtliche Briefe der Fürstin Radziwill und des Königs selbst geschrieben — mußten ihr die Augen aufgehen. Mit dem Ausdruck des natürlichsten und tiefsten Schmerzes rief sie aus: „Wenn das so ist, da bin ich hintergangen. Ach Gott, ich bin um mein ganzes Vermögen betrogen!"

Und so war es. Die unglückliche Alte war durch ihr blindes Vertrauen nicht allein um ihr ganzes Vermögen gebracht, zur Bettlerin geworden und auf die Mildthätigkeit derselben Verwandten hingewiesen, deren Warnungen sie mit Entrüstung und verächtlich von sich gewiesen, mit denen sie durch die Intriguantin in ein gespanntes, feindseliges Verhältniß versetzt worden war, sondern sie hatte sich auch zu einer schriftlichen Verpflichtung gegen den Möbelhändler Schröder verleiten lassen, der sie, von allen Mitteln entblößt, nicht mehr nachkommen konnte, ja sie hatte sich in die Gefahr gebracht, als Betrügerin zur Untersuchung gezogen und gestraft zu werden. Wie diese Verbindlichkeit gelöst, oder wie sie derselben überhoben worden, ist uns weder bekannt, noch gehört es hierher. Dagegen beschäftigte eine andere Frage zur Zeit, als diese Geschichte so großes Aufsehen erregte, die Gemüther in Berlin: ob nämlich der König der bejammernswerthen Dame, als Trost für ihre Leiden, als Belohnung für ihre mehr als loyale Aufopferung und blinde Unterwürfigkeit in

seinen angeblichen Willen, eine kleine Pension für die wenigen, ihr noch übrigen Lebenstage aussetzen werde? Ein Theil des Publikums hielt dies für gewiß, und menschlich betrachtet wäre es bei Friedrich Wilhelm's III. mildthätigem Charakter, der dem Leidenden, wo seine Mittel dazu ausreichten, gern, am liebsten im stillen half, nichts Ungewöhnliches gewesen, zumal da die Geschichte fast unter seinen Augen, in seiner nächsten Nähe, in seinem geliebten Charlottenburg, vorgefallen war. Andererseits aber sprach ein sehr gewichtiger Grund dagegen. Es wäre ein Aufmunterung für Betrüger gewesen, den Namen des Königs zu misbrauchen, hätte man erfahren, daß der König sich für verpflichtet hielt, den durch Misbrauch seines Namens den Betrogenen erwachsenen Schaden zu ersetzen. Es ist die Pflicht jedes Bürgers, sich vorzusehen, und eine blinde Loyalität, die auf die Winke und Wünsche des Monarchen lauscht, ohne eigene Prüfung, ist auch im Codex einer absoluten Monarchie nirgend als Tugend verzeichnet; im Gegentheil kann in einem christlich gesitteten Staate aus solcher Unterwürfigkeit schon gegen die Athemzüge der Macht ein unermeßliches Unheil entstehen. Eine solche Loyalität begünstigen und aufmuntern, lag dem strengrechtlichen Sinne Friedrich Wilhelm's III. fern. Dann aber fragte sich, ob, selbst subjectiv betrachtet, die Aufopferung der alten Demoiselle Niemann als tugendhaft betrachtet werden konnte? Abgesehen von den dunklern Gerüchten, daß die Wilke ein minder ehrenvolles Verhältniß zum Könige gegen ihre Wohlthäterin fingirt haben sollte, gab die Niemann doch auch nicht, ohne an das Nehmen zu denken. Daß der Minister Maaßen ihr 12 Procent für ihr Kapital bewilligte, und der König bei der Rückgabe es mehr als verdoppeln wollte, vertrug ihr Patriotismus und ihre loyale Hingabe.

Wer denkt nicht unwillkürlich bei diesem merkwürdigen Proceß an die Halsbandgeschichte?*) Es sind hier wie dort dieselben Wunder von Leichtgläubigkeit und dieselben Motive. Der Cardinal Rohan schenkte den von der La Motte

*) Vgl. „Criminalgeschichten", I, 99 fg.

geschmiedeten Briefen der Königin und ihren persönlichen Hinterbringungen in ähnlicher Weise Glauben, wie die Niemann den Briefen und Fabeln der Wilke. Waren jene feiner geschmiedet, war die Intrigue mit mehr Wahrscheinlichkeit und Beachtung der Verhältnisse angelegt, so war doch verhältnißmäßig, wenn man die Weltbildung, die Kenntnisse, den Geist und die Vertrautheit des Betrogenen mit dem Hofleben in Anschlag bringt, der Betrug dort noch gröber und unglaublicher als die Täuschung einer alten, kränklichen Jungfer, die, einsam und verschlossen, nichts von der Welt sah und hörte. Die Niemann wie Rohan wurden von ihrer ungeheuern Eitelkeit zu einem blinden Glauben getrieben. Eine Fürstin ihre intime Freundin, ein König, der von ihr Geld borgte und sein Herz gegen sie aufschloß, das war mehr Seligkeit für den Stolz der Alten, als des blasirten Rohan's galante Hoffnung, den Haß einer schönen Königin in Liebe und Gunst zu verwandeln.

Ihre Vertheidigung zu den Acten war einfach und natürlich. Sie hatte weder die Handschrift des Königs noch die der Fürstin Radziwill jemals gesehen. Sie hatte kein Mistrauen gegen die Wilke, die ihr als Pathe, als mütterlicher Freundin, als Wohlthäterin zum innigsten Dank verpflichtet sein mußte! Wie konnte sie sich denken, daß gerade diese Person sie so hintergehen würde? Ihr vor fürstlichen und königlichen Personen in Ehrfurcht erstarrendes Gemüth hielt es für absolut unmöglich, daß jemand, und am wenigsten ein so junges Mädchen, auf der bis dahin keine Schuld haftete, sich unterfangen könnte, die Handschrift ihres Königs nachzuahmen, ein solches Majestätsverbrechen zu begehen. Sie berief sich ferner darauf, daß sie sich nie um Staatsangelegenheiten gekümmert, nie etwas von den dahin einschlagenden Verhältnissen gewußt, und daß die Wilke ihre Mittheilungen mit der größten Bestimmtheit gemacht habe.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Untersuchung gegen die arme Betrogene unterblieb; sie war härter gestraft, als ein Gericht sie strafen konnte. Ihre ganze äußere Existenz war vernichtet. Ihr Alles, woran ihre Hoffnungen und Träume, ihre Eitelkeit und ihre Liebe sich gerankt, war mit

einem mal untergegangen. Sie hatte eine Natter an ihrem Busen genährt und geliebkost, die ihren letzten Blutstropfen ausgesogen hatte, und, statt wegen ihres Unglücks bedauert zu werden, wurde sie verlacht und verspottet.

Die Gesellschafterin Alfrede hatte ebenfalls an die Erzählungen der Wilke geglaubt, aber zu ihrem Glück keine Verpflichtungen für ihre Herrin übernommen. Sie ging ebenfalls straffrei aus.

Pauline Wilke allein war die Schuldige. Alles, was sie war, war sie durch sich selbst, alles, was sie erreicht hatte, verdankte sie ihrem eigenen Genius; es finden sich nicht einmal Andeutungen, daß sie Lehrmeister gehabt.

In einem violettseidenen Kleide, einem bunt brochirten Atlastuche, in feinen weißen Strümpfen und gestickten Parisern wurde dieselbe Pauline Wilke ins Stadtvoigteigefängniß abgeliefert, um mit gemeinen Frauen in ein und derselben Stube zu verweilen, die wenige Monate vorher mit vier Pferden Extrapost in Karlsbad eingezogen war und durch ihren Luxus, ihre Ausgaben und Vergnügungspartien die reichsten und vornehmsten Besucher des Badeorts ausgestochen, in deren Gesellschaft umherzufahren angesehene Fremde sich zur Ehre und zum Vergnügen gerechnet hatten. Ihr Glücksstern war erblichen, um nicht wieder aufzuleuchten. Einige Blätter weiter, wo ihre kostbare Kleidung verzeichnet steht, finden wir schon ihre Bitte um etwas neue Wäsche; aber der Bericht darunter zählt so weniges Weißzeug als in Beschlag genommen auf, daß man vermuthen muß, sie habe, wenn es ihr nicht gestohlen worden, in den letzten Jahren bereits das Nöthigste veräußert, um nur zu leben!

Vor dem Richter schien sie alle ihre intriguante Kraft verloren zu haben. Sie legte ein vollständiges Bekenntniß ab. Mit weiblicher Schlauheit und Eitelkeit suchte sie zwar hier und da einiges zu beschönigen, aber im wesentlichen räumte sie ihre Schuld ein. Es kamen noch einzelne versuchte Betrügereien zur Sprache, die ihr nicht geglückt waren,

und die wir übergehen können, weil sie im Vergleich mit dem Betruge an der Niemann nicht von Belang sind. Das Maß ihrer Schuld war voll, es kam deshalb nicht darauf an, ihre verdächtigen Reisen nach Hamburg genauer zu verfolgen. Auch dort war sie der Polizei durch ihre Verschwendung aufgefallen und hatte die Weisung erhalten, die Stadt zu verlassen. Ob sie mit Sporen an den Füßen, einem Jockei als Vorreiter, und Cigarren im Munde ausgefahren war, wie ein dortiger Wirth behauptete, thut zur Sache nichts und würde nur zu ihrer Charakteristik einen Zug mehr liefern. Als ermittelt ist anzunehmen, daß sie einem Schiffskapitän für ein werthloses Geschenk von exotischen Früchten oder Spielereien eine Tabackspfeife für über 10 Dukaten schenkte, daß sie einen Platz zur Ueberfahrt nach Havre bezahlte, aber nicht mitfuhr, weil das Wetter stürmisch wurde. Ihren berliner Freunden erzählte sie die interessante Geschichte, daß das Schiff bei Cuxhaven gescheitert und mit 50 Passagieren untergegangen, daß sie aber durch eine besondere Fürsorge des Himmels gerettet worden sei. Sie hat auch in der Hansestadt ihre prahlerische Rolle gespielt, aber ungeschickter, weil sie auf fremdem Terrain war.

Und was war das Motiv eines so großen, mit solcher Ausdauer von einem jungen Mädchen verübten Betrugs? — Nichts von Habsucht, Eigennutz, Rachsucht oder andern Leidenschaften. Es war ursprünglich nur der Kitzel, auch einmal zu glänzen und als vornehme Dame das Leben — zu genießen? Die Genußlust kam als Nebensache hinzu, das Princip aber war die Lust zu scheinen. Die Verbrecherin selbst gibt darüber in ihrer Aussage vom 4. Mai 1836 Aufschluß:

„Zu den Betrügereien gegen die Niemann bin ich dadurch gekommen, daß ich durchaus keine Lust hatte, mir durch Conditioniren bei andern Leuten meinen Unterhalt zu verdienen. Da ich selbst kein Vermögen besaß, kam ich auf den Gedanken, mir die Mittel zu einem selbständigen Leben durch Schwindeleien zu verschaffen. Als ich auf die Art erst einmal von der Niemann Geld erhalten hatte, wurde ich durch die Leichtigkeit, mit der ich das Geld von ihr bekam, nur

aufgemuntert, darin weiter fortzufahren. Anfänglich, und bis zu der Zeit, wo ich sah, daß die Niemann Geld auf ihr Grundstück aufnehmen mußte, hielt ich sie für sehr reich und glaubte, es machte auch keinen großen Schaden, wenn ich ihr von ihrem Ueberfluß abzapfte. Erst als sie auf ihr Haus mußte eintragen lassen, um das Geld zu bekommen, merkte ich, daß sie kein Vermögen mehr besäße; aber da war ich nun einmal drin, und konnte nicht mehr zurück."

Befragt, ob sie denn aber daran gedacht hätte, daß ihr Betrug entdeckt werden müsse, antwortete sie mit völliger Unbefangenheit:

„Mir ist nie der Gedanke gekommen, daß mein Verfahren entdeckt werden könnte, und ich habe auch nie daran gedacht, daß meine Betrügereien doch einmal ein Ende nehmen müßten, und daß ich dann nichts hätte, wovon ich meinen Lebensunterhalt bestreiten könnte. — Ich habe alles, was ich von der Niemann bekam, ausgegeben, um meinen Hang, als große Dame in der Welt zu leben, ausführen zu können. Ich habe sehr viel Geld gebraucht für meine Reisen, Wagen, Pferde, Dienstpersonal, für Geschenke an Reiche, für Almosen an Bedürftige, sodaß ich begreiflicherweise nichts übrig behielt, als die paar Sachen, die man bei mir gefunden hat."

In dieser einfachen Darstellung dürfte die ganze Wahrheit enthalten sein. Zwar berichtete Duncker, nach Erkundigung bei Paulinens Verwandten und frühern Bekannten, daß sie „von Jugend auf ein höchst lügenhaftes und freches Mädchen gewesen sei". Bei den gerichtlichen Vernehmungen hat sich aber ein anderes Resultat herausgestellt. Alle Zeugen geben an, sie sei eine stille, ruhige Person und sehr gutmüthig gewesen. Dies bezeugen auch ihre Gesellschafterin und ihr Bedienter. Ebenso charakterisiren sie ihre Verwandten, die sie von früh auf gekannt. Sie hatten Paulinen immer für gut und ordentlich gehalten und keine Anlage zum Lügen an ihr wahrgenommen. Dagegen hätten sie wol gedacht, daß man ihr eine für die Verhältnisse, in denen sie zu leben bestimmt war, zu gute Erziehung gegeben habe. Diese habe ihrem Leichtsinn Nahrung gegeben und den Hang zum vornehmen Leben in ihr erweckt.

Und spricht sich nicht dasselbe in der ganzen Geschichte ihres Glanzlebens aus? Es ist das Leben eines Schmetterlings, die Gedanken reichen nicht weiter, als im Sonnenschein zu spielen und von einer Blume zur andern zu flattern; ohne Sorge, ohne Vorausbedacht, daß nach dem Tage die Nacht eintreten muß. Ein von Jugend auf ränkesüchtiges Gemüth, eine freche Natur spinnt weitergehende Plane. Davon ist hier keine Spur; im Gegentheil gehorcht Pauline Wilke nur dem Augenblick, und wenn sie im Juni ihre Hand nach den verbotenen Kirschen ausstreckt, ist ihr Sinn weit davon entfernt, schon an die Aepfelernte im October für den Winter zu denken. Die Gelegenheit macht Diebe, aber auch Speculantinnen ihrer Art; sie fangen klein an und wagen sich, durch Umstände und Glück fortgerissen, an Größeres. Die Lust zur Intrigue wächst mit deren Gelingen, endlich ist ihnen das Spiel ebenso viel werth als der Gewinn, den sie daraus ziehen; sie können nicht mehr ohne dasselbe leben. Ein Zeuge erklärte, er habe sie immer für eine gutmüthige, aber auch für eine beschränkte Person gehalten. Wie ihre Einbildungskraft, so entwickelte sich auch ihre Fähigkeit zum Intriguiren. Sie hatte den Glanz, die Annehmlichkeit des vornehmen Lebens kennen gelernt und wollte nicht mehr dienen. Aus einer Bonne wollte sie sich gern zu einer Gesellschafterin, zu einer Freundin ihrer Herrin erheben. Die Begünstigte, die Vermittlerin eines Königs ward sie erst, nachdem sie die Freundin, das geliebteste Schoshündchen einer Fürstin geworden, und die Braut von Grafen und Herren erst da, als ihrem Ehrgeiz der Posten einer Schulvorsteherin nicht mehr genügte.

Wie ihre Phantasien Zug um Zug mit dem Glauben, den ihre Lügen fanden, mit dem Gelingen ihrer Listen, wuchsen und anschwollen, ist uns in den Acten nicht erzählt. Die Richter fanden keinen Anlaß, diesen psychologischen Entwickelungsproceß genauer zu verfolgen. Aber in einer kleinen Nebenintrigue, die zu keinen Resultaten für den Richter führte, sind uns Züge geliefert, welche Lichter auf ihren Charakter werfen, die unsere Anschauung rechtfertigen.

Im Hause des Bankiers, wo sie als Bonne in Diensten

stand, hatte man während eines fünfvierteljährigen Dienstes durchaus keine Klage über sie zu führen. Sie galt wie überall für ein ordentliches, sittsames Mädchen und ward nur entlassen, weil man eine französische Bonne nehmen wollte. Aber sie hing sich auch nach der Zeit an die Familie und entzückte durch kleine Aufmerksamkeiten, namentlich die Mutter ihrer frühern Herrin, die für dergleichen empfänglich war. Sie schickte zu den Geburtstagen Kuchen mit Namenszügen, zu Weihnachten saubere Stickereien. Die Geschenke wurden erwidert durch seidene Kleider, durch ein Paar brillantene Ohrringe u. dgl. Die Wilke kam später fast täglich zu ihrer frühern Herrschaft wieder ins Haus, jetzt ein willkommener Besuch; denn sie war die angenehmste Gesellschafterin für die ältere Dame. Sie erzählte, daß sie im Hause einer Baronin Dankelmann lebe, aber nicht als Bonne, nicht als Gesellschafterin, sondern als — heimliche Braut des Sohnes der Familie, des Grafen Cäsar von Dankelmann. Sie selbst gab sich für ein uneheliches Kind des Herzogs von Modena! Sie rühmte sich des Umgangs mit den höchsten Personen (in diesem Kreise aber blieb die Fürstin Radziwill fort), besonders der vortrefflichen Prinzessin Wilhelm. Heirathspartien fehlten ihr niemals. Ein anderer Graf umschwärmte sie und ließ nicht ab, ihr seine Hand anzubieten, aber sie konnte sich nicht entschließen, den „Lump" zu heirathen. Ihr besonderer Freund war der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der ihr nicht allein zu ihrem Geburtstag den prächtigen Wagen, in dem sie fuhr, sondern auch — sein Lustschloß Monbijoux geschenkt hatte! Die Dame, welche an ihrer Gesellschaft so vielen Gefallen fand, hatte ihr einst eine Flasche Cardinal geschenkt, um sie ihrer Großmutter mitzubringen. „Wissen Sie, wer den Cardinal getrunken hat?" rief die Wilke triumphirend am andern Tage. — „Der Prinz August; er ist bei mir gewesen." — Hier opferte das leichtsinnige Mädchen eine Tugend, die sie besaß, ihrer Eitelkeit; sie wollte als Begünstigte eines durch seine galanten Neigungen bekannten Prinzen glänzen.

Erst als die Frau des Bankiers erfuhr, daß Pauline Schulden habe, kam sie auf den Gedanken, daß ihre Aus-

sagen sich in Wahrheit nicht so verhielten! Sie fuhr zur Gräfin Dankelmann und erfuhr von derselben, daß ein Graf Cäsar Dankelmann gar nicht existire.

Wer erkennt hier nicht den Muthwillen eines jungen, eitlen Mädchens, das sich in Aufschneidereien gefällt und ohne besondern Zweck unsinnige Prahlereien vorbringt. Das sind Erscheinungen, die jeder, der viel unter Menschen kam, gefunden haben wird, ohne um deswillen die Gefängnisse der Criminalverbrecher durchsuchen zu müssen.

Die Wilke selbst sagte, es habe so ziemlich alles seine Richtigkeit. Nur weil die Dame ihren Erzählungen Glauben geschenkt, sei sie mit ihr, der ehemaligen Bonne, spazieren gefahren, und es hätte ihr dies Vergnügen gemacht. „Warum hat sie dergleichen geglaubt! Ich hatte keine andere Absicht dabei, als mir einen Spaß zu machen.“ Sie wollte zu diesen Lügen hauptsächlich durch eine verstorbene Freundin, Emilie A.....g, angeregt sein, die sie dringend aufgefordert habe, die eitle und stolze Närrin mit Lügen zu unterhalten und ihr etwas Tüchtiges aufzubinden.

Diese Erklärung klingt sehr unwahrscheinlich. Die Niemann in ihrer altjungferlichen Aengstlichkeit und Abgeschiedenheit konnte ihren Lügen aus Unkenntniß und loyaler Unterwürfigkeit Glauben schenken; die lebenslustige Bankierfrau hätte schärfer blicken müssen, und doch glaubte sie ebenfalls, Paulinen kitzelte die Eitelkeit, oder es plagte sie die Schadenfreude, die aufgeblasene Frau zu mystificiren. Geld, oder gar Kapitalien konnte sie ihr nicht entlocken, es galt daher nur einer Lust fröhnen, der sie nicht widerstehen konnte. Dies wird auch durch die letzte Anführung von dem Prinzen August bestätigt. Ein junges Mädchen, welches sich in höhere Kreise hineinschwindeln und auf Achtung Anspruch machen wollte, hätte nie gewagt, sich zu rühmen, daß der Prinz August sie besucht und bei ihr Cardinal getrunken habe.

Pauline Wilke spielte übrigens ihre Rolle noch im Gefängnisse fort. Mit Blut, welches sie in einem Fingerhute gesammelt hatte, schrieb sie auf ein Blatt Papier Folgendes:

„Eure Majestät unser allergnädigster König wollen huldvoll entschuldigen, daß eine alte siebzigjährige Person es wagt, vor Allerhöchst Dero Thron eine Bitte zu legen. Von Ew. Majestät allbekannten Herzensgüte und Milde fest überzeugt, hege ich schon im voraus die feste Hoffnung, daß Ew. Majestät sie mir erfüllen werden. — Ew. Königl. Majestät wird nicht unbewußt sein, wie vor einiger Zeit ein junges Mädchen mit Namen Wilke sowol in Berlin, als auch in Charlottenburg, ihrem Wohnorte, viel Aufsehen unter den Einwohnern erregte, weil sie von niederer Herkunft war und durchaus gar kein Vermögen besaß. Mit einem mal trat sie auf, besaß ein Vermögen, lebte danach, theilte aber besonders reichlich davon unter den Armen aus, welches ihr die Liebe und Theilnahme Tausender zuzog. Auch hat sie sich nie einen Tadel oder Vorwurf zu Schulden kommen lassen, in Hinsicht eines schlechten liederlichen Lebenswandels. — Doch jetzt macht es ein Umstand nöthig, daß es ans Licht kommen mußte, wo sie dies Vermögen herbekommen hatte. Dies junge Mädchen war von Jugend auf nie an Abhängigkeit gewöhnt; denn sie wurde erzogen beim verstorbenen Geheimrath — — —, hernach von dessen Schwägerin, nach deren Tode ihr nichts übrigblieb, als bei andern Leuten ihr Fortkommen zu suchen. Der Zufall führte sie zu mir nach Charlottenburg; ich bin ihre Pathe, sie suchte Zuflucht bei mir, ich schenkte ihr häufig bedeutende Summen Geldes, welches in ihr vorzüglich den Grund zu einem leichtsinnigen Charakter legen mußte. Dies freudenvolle Leben gefiel ihr, sie suchte von dieser Zeit an sich in den Besitz meines Vermögens von 18000 Thlr. zu bringen, dadurch, daß sie mir vorspiegelte, sie stehe mit Ew. Königl. Majestät in Verbindung, Ew. Königl. Majestät wünschten dies Vermögen zu besitzen, und brachte mir auch Schreiben von Ew. Majestät, die sie aber selbst ausgefertigt hatte. — Jetzt befindet sich dies junge Mädchen in criminalischer Haft und Untersuchung, was mich tief, tief schmerzt und mich alte Person dem Tode nahe bringt, da ich die eigentliche Schuld bin, mit meinem Gelde in ihr diesen Leichtsinn gebracht zu haben. Ew. Königl. Majestät Name ist gemis-

braucht, doch allerhöchst Dero Gnade, die so manchem Uebelthäter schon das Leben schenkte, läßt mich mit fester Zuversicht hoffen, daß Ew. Königl. Majestät auch an diesem jungen Mädchen das Wort der Gnade und Milde werden ergehen lassen! Ich bin alt, so lange ich noch leben werde, wird Gott mir durchhelfen, auch verlassen mich meine Verwandte, die vermögend sind, nicht; ich habe ihr vergeben, was sie mir gethan hat, mein Tod würde es sein, wenn die Strafe an ihr vollzogen würde, die ihre Richter jetzt über sie verhängen. Ich werfe mich daher mit festem Vertrauen auf Ew. Königl. Majestät Gnade zu allerhöchst Dero Füßen und flehe Ew. Königl. Majestät an, diesem jungen Mädchen zu vergeben, die schwere Strafe von ihr zu nehmen und die Thüren ihres Kerkers zu öffnen! O! Ew. Majestät, ich bitte Sie um Gottes willen allerhöchst dieselben wollen mein Flehen erhören und mir die letzten Stunden meines Lebens durch dieses Gnadenwort versüßen! Um die Wunden und das Blut Jesu bitte ich Ew. Königl. Majestät um Erfüllung meiner Bitte! In tiefster Demuth verharre ich Ew. Königl. Majestät u. s. w. — —

Niemann."

Darunter stand:

„Liebe gute Alfrede, nur diese Zeilen können uns alle wieder in Ruhe bringen. Die Niemann muß dies wörtlich abschreiben, und Sie gute Alfrede müssen diese Zeilen dann dem König im Namen der Niemann selbst abliefern, sollten Sie aber den König nicht persönlich zu sprechen bekommen, wozu Sie sich bei Müller melden müssen, so binden Sie Müller dies Schreiben auf die Seele und bitten um schleunige Antwort, denn es gilt ein Menschenleben zu retten! oder sehen Sie zu, daß Sie die Liegnitz sprechen können. Doch wahrscheinlich wird der König die Bitte nicht das erste mal gewähren können, dann verabsäumen Sie ja nicht zum zweiten und dritten mal zu schreiben, aber nur so, daß jedes Schreiben sich auf obigen Brief bezieht; ja keine Erwähnung von meinem frühern Verhältniß, auch nicht bei einer persönlichen Unterredung; wenn Sie eine solche haben

sollten, dann bitten Sie ja herzlich für mich; sagen Sie, daß meine Reue groß wäre und ganz in Melancholie überginge. Die Niemann ist keineswegs um ihr Vermögen, sobald ich frei bin, ist sie in Besitz desselben, und wir alle glücklich; ich wollte keinen Verrath begehen, darum leide ich jetzt unschuldig; ich durfte mich nicht anders benehmen, ich durfte nicht anders handeln, ich redete stets die Wahrheit zur Niemann; glaubt die Niemann, daß dies Unwahrheiten sind und zeigt sie diesen Brief, so bin ich in drei Wochen todt, und alles ist unglücklich; denn ich sterbe unschuldig, mit meinem Gott bin ich versöhnt, ich sehne mich nur nach seiner Wohnung. Befolgen Sie alles pünktlich, und wir sind glücklich.

Die Niemann soll sich nicht grämen, was ihr versprochen ist, kriegt sie, nur muß ich frei sein; sie muß nur nicht nachlassen mit Bitten beim König, sie soll die Gerichte nur thun lassen, was sie wollen, sie soll nur ruhig sein, nur Verschwiegenheit über diesen Brief gegen jedermann.

Pauline."

Der Inhalt des Briefes bedarf keiner Erklärung. Die Sache ward durch eine Mitgefangene verrathen, der Zettel bei einer andern, die aus dem Gefängniß entlassen ward, vorgefunden. Die Schrift blieb natürlich ohne Wirkung, zeigt aber von dem Muth und der Gewandtheit der Wilke, die Intrigue auch aus den Mauern des Kerkers heraus fortzuspinnen.

Das erste Erkenntniß erschien am 21. Mai 1836. Nach den damaligen preußischen Gesetzen wurde der Betrug nur durch eine Geldstrafe im doppelten Werthe der Summe, um die der Verbrecher jemand übervortheilt, und erst im Unvermögensfalle mit einer gleich abzuschätzenden Leibesstrafe gebüßt. Dieses Duplum schätzte der erkennende Richter auf 42450 Thlr. und arbitrirte, bei dem notorischen Unvermögen der Wilke, dafür unter Anführung der verschiedenen Schärfungsgründe eine zwölfjährige Strafarbeit. In zweiter Instanz ward dieses Urtheil vom Kammergericht bestätigt.

Den polizeilichen Antrag, die Betrügerin auch wegen der Majestätsbeleidigung zur Untersuchung zu ziehen und zu bestrafen,

wies das erkennende Gericht ab. Wir glauben mit Recht; denn das thörichte Mädchen hatte weder den Landesherrn noch die andern hohen Personen beleidigen wollen.

Im Zuchthaus zu Spandau, später zu Brandenburg, führte sich die Wilke zur Zufriedenheit der Aufseher auf; hauptsächlich beschäftigte sie sich mit Stickereien, die viel Beifall fanden. Ein nach etlichen Jahren für sie eingereichtes Begnadigungsgesuch wurde abschläglich beschieden.

Cartouche.

(Paris 1721.)

Louis Dominique Cartouche war 1693 zu Paris geboren und der Sohn eines ehrenwerthen Bürgers, der sich durch seine Profession als Faßbinder gut ernährte. Da der Knabe Geist und Fassungskraft verrieth, auch bildschön und anmuthig war, ließ ihm der Vater eine Erziehung über seinen Stand geben.

Er ward in das Collége Clermont und später in das Collége royal Louis le Grand, in der Rue St.-Jacques gebracht, wo sehr viel junge Leute aus den ersten Familien des Landes erzogen wurden. Seine Cameraden erhielten ansehnliche Taschengelder und gingen in glänzenden Kleidern einher. Cartouche hatte kein Taschengeld und mußte dürftige, abgetragene Kleider tragen. Bei den gemeinschaftlichen Ausgängen kauften seine Mitschüler Näschereien, er aber mußte sich dieselben versagen. Sein Herz ward voll Neid, er trachtete danach, es seinen Cameraden gleich zu thun und fing an, bei den Obsthändlern kleine Diebstähle zu verüben. Er war chnell und geschickt, das Glück begünstigte ihn, und er wurde niemals ertappt. Hierdurch kecker und dreister geworden, dachte er darüber nach, wie er sich in den Besitz einer größern Geldsumme setzen könne.

Cartouche hatte mit einem Marquis, der mit ihm in einer Klasse saß, Freundschaft geschlossen. Der Marquis bekam

eines Tags 100 Kronenthaler von Hause geschickt, und Cartouche beschloß, diese Summe zu entwenden. Er hatte bei seinem vornehmen Freunde stets freien Zutritt und wurde auch von dem Gouverneur des Marquis gern gesehen. Er war zugegen, als das Geld ankam, und hatte bemerkt, daß es in eine Kassette gethan und in einen Schrank gestellt wurde. Eines Morgens, als der Kammerdiener des Marquis und sein Gouverneur in Geschäften ausgegangen waren und beide Freunde in der Klasse nebeneinander sitzen, gelingt es Cartouche, dem Marquis den Schlüssel aus der Tasche zu ziehen, ohne daß dieser es bemerkt. Unter irgendeinem Vorwande erhält er die Erlaubniß, aus der Klasse zu gehen, und eilt nun davon, um den Schatz zu heben.

Cartouche gelangt ohne Schwierigkeit in das Zimmer, aber der große altmodische Schrank, in welchem die Kassette steht, ist hoch, er bedarf einer Leiter, um heraufzusteigen, und diese ist nicht vorhanden. Er muß also mehre Stühle zusammenstellen und klettert auf dieser Treppe bis zu einem Standpunkt, wo er operiren kann. Zum Erbrechen der Kassette ist er mit einem Eisen aus der Werkstätte seines Vaters bewaffnet. Der Deckel der Kassette springt auch wirklich schon auf, als er plötzlich rasche Tritte hört. Schnell stößt er mit dem Fuß die Stühle unter sich fort und schwingt sich auf den Deckel des Schrankes, der geräumig genug ist, um ihn zu verstecken. Die Thür zur Domestikenkammer wird aufgemacht, dann die, welche nach dem Zimmer führt, und der Gouverneur tritt ein. Er findet in der Unordnung nichts Befremdendes, glaubt, die Stühle seien in einer Balgerei zwischen seinem Zöglinge und dessen Freunde umgeworfen, stellt sie wieder in Ordnung und — bleibt im Zimmer. Bald darauf kehrt auch der Kammerdiener zurück. Ein heftiges Kopfweh hat ihn befallen, er ist deshalb früher zurückgekehrt, bespricht sich darüber mit dem Gouverneur und — legt sich zu Bett.

Cartouche's Lage wird indeß immer peinlicher. Der junge Marquis kommt aus der Schule und fragt nach seinem Freunde, der unbegreiflicherweise nicht in die Klasse zurückgekehrt ist, aber niemand vermag ihm Auskunft zu ertheilen. Der Gouverneur hatte den Schlüssel zu der Thüre des Marquis an-

stecken gefunden, indeß angenommen, daß der junge Mann vergessen habe, denselben abzuziehen, und vermuthet nichts Arges. Es wird Mittag, der Gouverneur und sein Zögling gehen zum Mittagstisch hinab; Cartouche hat nicht blos große Angst, sondern auch empfindlichen Hunger; aber er kann nicht hinunter, denn der Kammerdiener ist in der Stube nebenan, und der Sprung vom Schranke würde Geräusch machen; ebenso wenig kann er es wagen, diesen Mann zu seinem Vertrauten zu machen.

So verstreicht der Tag und die folgende Nacht. Er hofft auf die Nacht, aber der Sprung auf den Boden ist zu gefährlich, weil er die Schläfer wecken muß. Endlich wird es Morgen. Der Gouverneur steht auf, der junge Marquis desgleichen, allein der Kammerdiener bleibt liegen. Cartouche zittert wie Espenlaub, er stirbt fast vor Hunger. Endlich entschließt sich auch der Kammerdiener aufzustehen, um draußen frische Luft zu schöpfen.

Jetzt endlich ist der Dieb gerettet, aber ehe er den Sprung wagt, leert er die Kassette, dann springt er herunter. Als er eben zur Thür hinaus will, kommen ihm der Marquis und sein Gouverneur entgegen. Das erste stumme Erstaunen der drei wird bald durch Cartouche's beredte Lippen unterbrochen. Er hat während seiner langen Haft Zeit gehabt, ein wahrscheinliches Märchen zu ersinnen, und findet Glauben. Aber der Collegialdirector ist erfahrener in solchen Dingen, ihm durfte er seine Fabel nicht aufbinden; außerdem vernimmt er, daß derselbe geschworen hat, es dem Flüchtling entgelten zu lassen. Sein Freund gibt ihm den Rath, auf einige Tage zu verschwinden und zu seinem Vater zurückzukehren, er wolle indessen versuchen, einen erträglichen Frieden für ihn mit dem Director abzuschließen.

Unter tausend Dank und tausend Thränen umarmt er seinen Wohlthäter; er ist untröstlich, ihn zu verlassen, gelobt hoch und theuer, ihn wieder zu sehen, und stiehlt sich dann mit dem festen Entschlusse fort, nie wieder einen Fuß in das Collegium zu setzen. Mit 100 Kronenthalern schleicht er um die Ecke und dünkt sich im Besitz der Minen von Potosi.

Dies war Cartouche's erstes Wagestück; an Kühnheit,

Ausdauer, Selbstüberwindung und Schlauheit ein Vorzeichen seiner künftigen Thaten.

Cartouche kommt zu seinem Vater, und dieser läßt sich ebenso leicht als der Gouverneur und der Marquis durch ein neues Märchen bethören. Aber der Diebstahl kommt heraus, der ehrliche Vater wüthet und Cartouche ergreift die Flucht.

Der Knabe hielt Paris nicht mehr für sicher, er lief zum Thor hinaus und streifte über Feld, wohin der Zufall ihn trieb. Die Angst der Einsamkeit und des nächtlichen Dunkels überschlich ihn, der Dieb fürchtete sich vor Dieben. Als er vor Müdigkeit nicht weiter konnte, verbarg er sich in einem Gebüsch und schlief ein. Nach einer Viertelstunde ward es laut um ihn, er sah sich beim Mondenschein von wunderlichen Gestalten umgeben, die er nie gesehen, er hörte eine Sprache, die er nicht verstand. Es war eine Zigeunerhorde, die den jungen Menschen entdeckte und unter allerlei Scherzen in ihre Gesellschaft zog. Er mußte ihr Mahl theilen, er schlief in ihrem Kreise, bis er, erwachend, seine Taschen geleert fand. Die heitere Gesellschaft war aber noch da. Sie machten keinen Hehl daraus, daß er die Hoffnung, etwas wiederzuerlangen, aufgeben müsse; sie stellten es ihm aber frei, sich ihnen und ihrem lustigen Leben anzuschließen. Cartouche schwankte keinen Augenblick, das Anerbieten anzunehmen; er zog mit den Zigeunern umher, und, was er aus Instinkt gelernt, vervollkommnete sich in ihrem Unterricht und durch ihre Praxis. So wohl gefiel ihm das freie Leben, daß der große Cartouche wahrscheinlich als kleiner Zigeunerkönig geendet hätte, wenn es das Schicksal nicht anders gewollt.

Polizei und Justiz sprengten die Bande endlich, er blieb allein in Rouen zurück und war schon drauf und dran, Seedienste zu nehmen, als ihn ein zufällig anwesender Oheim erkannte, aufgriff, ihm Verzeihung von den Aeltern zusicherte und dann nach Paris zurückführte.

Der Vater war zuerst unerbittlich. Der Oheim mußte Cartouche in seinem Hause versteckt halten. Eine schwere Krankheit stimmte den Vater endlich versöhnlicher, und er nahm den verlorenen Sohn in sein Haus, wie es schien,

unter günstigen Auspicien, denn Dominique wurde ordentlich, fleißig, gehorsam.

Es dauerte indeß nicht lange. Der junge Herumtreiber fiel in die Netze einer anmuthigen Nähterin, die ihre Reize zu den theuersten Preisen verkaufte. Er war so verliebt, daß er, um ihre Gunst zu gewinnen, wieder zum Diebstahl griff; er bestahl seinen Vater. Dieser entdeckte es, schwieg aber und beschloß, sich des ungerathenen Sohnes zu entledigen und ihn in dem Detentionshause Saint-Lazare unterzubringen.

Er nahm einen Fiaker und fuhr mit dem jungen Taugenichts fort. Dominique witterte jedoch Verrath, weil mehrere königliche Bogenschützen an den Seiten des Wagens gingen. Auch er schwieg und ließ sich keine Unruhe merken, als der Fiaker anhielt und der Vater ihn warten hieß, bis er zurückkehre. Schnell entschlossen warf er Hut, Perrüke und Stock ab, knüpfte ein weißes Taschentuch um den Kopf, ersah den günstigen Augenblick, wo die Schützen sich abwandten, glitt ohne Geräusch aus der Kutsche und ging dreist durch die Soldaten, die ihn für einen Pastetenbäckerjungen hielten. Um die nächste Ecke verschwindend, war er im Fluge in seines Vaters Hause, in richtiger Berechnung, daß man ihn dort zuletzt suchen werde. Schnell machte er daselbst Toilette, steckte alles Werthvolle zu sich, und entfernte sich, um nie mehr zurückzukehren.

Jetzt hatte er erkannt, welch ein weites Feld Paris für ihn darböte, und war keineswegs gewillt, es um solcher Kleinigkeit willen wie das erste mal zu verlassen. Er legte ein anderes Costüm an, färbte und entstellte sein Gesicht so gut es ging, nahm einen fremden Namen an und überließ sich dem Glück, welches ihm fortan lange Zeit treu war.

Eines Tags hatte er in der Jesuitenkirche einen überaus geschickten Fang gemacht, als er sich von einem jungen Mann beobachtet sah, der ihm Zeichen der Verständigung machte und ihn im traulichen Zwiegespräch an einem sichern Orte außerhalb der Kirche mit Lobsprüchen über seine Geschicklichkeit überhäufte. Er führte Cartouche in seine Wohnung, dort fanden sie eine wohlbesetzte Tafel und zwei hübsche junge Mädchen. Der neue Freund hörte mit Verwunderung, daß

Cartouche sein Geschäft auf eigene Hand treibe, und widerrieth ihm dieses indepedente in den Tag Hineinleben ernstlich; wenn es gleich für den Augenblick angenehm und vortheilhaft scheine, lasse es sich doch auf die Dauer nicht ohne Schaden durchführen. Gegenseitige Hülfe vermindere zwar scheinbar den Vortheil, aber auch die Gefahr. Er bot sich ihm zum Associé und eine der Schönen zur Interimsfrau an. Cartouche schlug ein, und die Sache ward in Richtigkeit gebracht.

Sechs Monate hindurch ging das Geschäft vortrefflich, dann aber wurden die Socii auf handhafter That ergriffen. Der Freund kam auf die Galeren, die Damen ins Hospital, Cartouche gelang es zu entspringen, allein er hielt es unter den Umständen nicht für rathsam, sein Geschäft fortzusetzen, er griff zum Spiel und ließ sich in die sogenannten Akademien einführen, wo man einen so geschickten jungen Mann mit offenen Armen empfing. Sein Glück überstieg alle Erwartung, das Gold floß ihm nur so zu; er konnte ein eigenes Haus machen, in welchem der Luxus regierte; zwei Lakaien mit Goldtressen folgten ihm. Unglücklicherweise bestahl ihn einer seiner Diener, und dummerweise gab er den Dieb bei den Gerichten an. Der Lakei denuncirte aus Rache gegen seinen Herrn, die von ihm Geplünderten thaten das Ihre als Zeugen dazu. Obwol die Anzeigen gegen ihn nicht gewichtig genug waren, um ihn in Haft zu nehmen, war es doch um seinen Ruf geschehen. Die Thüren seiner vornehmen Spielfreunde schlossen sich vor ihm, er verkaufte, was er besaß und trat in ein Werbergeschäft.

Da dieser Erwerbszweig für einen Geist wie der seinige nicht ausreichte, erbot er sich gegen den Generalpolizeilieutenant von Paris, d'Argenson, ihm alle Diebe der Hauptstadt anzuzeigen. Das Anerbieten wurde angenommen, und er erhielt für seine Dienste als Angeber täglich einen Kronenthaler. Indeß genügte ihm sein neuer Beruf nicht, er sehnte sich nach der frühern gewagtern, aber ungleich lustigern Beschäftigung zurück. Da führte ihn der Zufall in eine andere Lebensstellung.

Er hatte sich gegen einen Sergeanten, der auf Werbung

in Paris lag, verpflichtet, für eine bestimmte Summe fünf Rekruten zu stellen. Alles seines Geschicks ungeachtet konnte er bis zum Augenblick, wo der Sergeant Paris verlassen mußte, nur vier auftreiben. Der Unterofficier schien auch damit befriedigt, er sagte kein Wort, nur bat er ihn, die Rekruten bis la Villette führen zu helfen, wo er ihm seine Schuld auszahlen wolle. Cartouche war dazu bereit. In Villette angekommen, nahm man ein reichliches Frühstück ein, der Sergeant schlug seinem bewährten Freunde vor, ihn bis Meaux zu begleiten, und Cartouche hatte nichts dagegen. Sie kommen in Meaux an und leeren daselbst einige Flaschen Liqueur. Schweren Kopfes und leichten Sinnes legt Cartouche sich zu Bett, als er aber des Morgens aufstehen will, um nach Paris zurückzukehren, sind seine Hände gebunden, und die vier von ihm geworbenen Rekruten stehen, Gewehr im Arm, vor seinem Bett. Der Unterofficier erklärt ihm, daß er ihn als fünften Rekruten, den er zu stellen sich anheischig gemacht, annehme. Er ist arretirt, denn er hat auf die Gesundheit des Königs getrunken. Alles Fluchen, Schwören, Toben hilft dem überlisteten Gauner nichts, er ist Soldat und muß in den Krieg nach Flandern marschiren.

Cartouche war nichts weniger als eine Heldengestalt, aber der wohlgebildetste unter allen Rekruten; er gehorchte mit Adresse und wurde bald der Liebling seines Kapitäns. So willig, so aufmerksam hatte sich selten ein neu Geworbener gezeigt, und seine Vorgesetzten versprachen ihm bald ein Avancement. Es kommt zum Kriege, und Cartouche täuscht das Vertrauen der Officiere nicht, er ist tapfer und zeichnet sich bei mehrern Gelegenheiten durch Muth und Umsicht aus. Er ward befördert, und bei längerer Dauer des Kriegs hätte er vielleicht eine ehrenvolle Carriere gemacht oder wäre auf dem Felde der Ehre den Heldentod gestorben. Zum Unglück für ihn ward bald Friede geschlossen; er kehrte nach Paris zurück und faßte den Plan, mit andern kühnen und schlauen Männern, die er im Felde kennen gelernt, eine Räuberbande zu organisiren. Sein Vorschlag fand Anklang. Es wurde eine förmliche Generalversammlung einberufen, bei welcher sich gegen zweihundert Personen einfanden. Cartouche setzte in einer

wohlstylisirten Rede auseinander, was er unternehmen wollte. Alle waren damit einverstanden und wählten ihn einstimmig zum Anführer. Bald darauf wurde eine zweite Versammlung gehalten und in derselben die von Cartouche entworfene Verfassung vorgelesen und angenommen. Hiernach war der Hauptmann unumschränkter Herrscher, er hatte gegen jeden von der Bande das Recht über Leben und Tod, und brauchte niemand Rechenschaft abzulegen; jeder war verpflichtet, den vom Hauptmann ernannten Officieren zu gehorchen, und jedem Cameraden, selbst mit Gefahr seines Lebens, beizustehen. Die Organisation der Bande bewährte sich zum Schrecken von Paris vortrefflich. Man hörte in der Hauptstadt von nichts als von Diebstählen, Einbrüchen und Mordthaten sprechen. Die häufigsten und frechsten Anfälle fanden an den Quais und auf den Seinebrücken statt. Die Beraubten wurden in die Seine geworfen. Kein noch so kunstreiches Schloß war fest genug; mit Strickleitern stiegen die Diebe bis in die obern Etagen. Die feingebildetsten von Cartouche's Leuten wurden in den Kirchen zum Taschen-, Börsen- und Juwelendiebstahl gebraucht. Während die reichen Damen neben einem überbigotten Andächtigen zu knien vermeinten, der seine vor sich gefalteten Hände Viertelstunden lang nicht bewegte — weil sie von Holz oder von Wachs waren — griffen die wirklichen Hände in die Taschen der Nachbarn und raubten die Börsen und die Uhren. Nichts war mehr sicher, ganz Paris zitterte.

Indessen entsprach die Beute doch den Erwartungen nicht. Von dem Bruttogewinn ging zu viel ab für die Spione, besonders für diejenigen, welche man unter den Polizeisoldaten selbst gewonnen und geworben hatte; für die Künstler und Handwerker, welche den gestohlenen Sachen in der Schnelle eine andere Gestalt geben mußten; für die Hehler und Herbergswirthe, die es fast in jeder Straße gab; für die gefälligen Frauen, welche die Fremden anlockten und verriethen. Endlich kostete die Unterhaltung der Truppe selbst ein sehr Beträchtliches; denn jeder erhielt täglich Diäten. Cartouche sah sich nach außerordentlichen Mitteln um und fand eine Quelle des Reichthums in Law's Banknoten. In der Rue Quincampoix war das Bankbureau aufgeschlagen; dorthin

strömten die Reichen, um für ihr Silber Bankbillets einzutauschen. Cartouche besetzte alle Zugänge der genannten Straße mit seinen Leuten und ließ alle, die mit Banknoten beladen herauskamen, verfolgen. Viele wurden, ehe sie ihr Haus erreichten, überfallen, durch Schläge mit bleiausgegossenen Stöcken betäubt und beraubt.

Aber die Bande beschränkte ihre Wirksamkeit nicht auf Paris, auch die Schlösser des Adels auf dem Lande wurden erbrochen, die Diligencen auf den Straßen angefallen und geplündert. Oft wehrten sich die Reisenden nicht einmal, sondern gaben auf die Aufforderung der Räuber alles hin, was sie besaßen, um nur mit dem Leben davonzukommen. Die Furcht und die Aufregung waren allgemein und um so größer, weil man über die Ausdehnung, den Zusammenhang und die Anführer der Bande völlig ungewiß war.

Es wurde das Aeußerste aufgeboten, um dem Uebel zu steuern. Man verdoppelte die Posten der geheimen Polizei, man bezahlte die Soldaten mit 30 Sous den Tag, man setzte Belohnungen aus; man verordnete, daß alle Herumstreicher, welche keine bestimmte Beschäftigung nachweisen konnten, Paris verlassen sollten; man verbot den Waffenschmieden und Händlern, ohne schriftlichen Befehl des Prévôt den Kaufleuten Waffen zu verkaufen. Aber alles war vergeblich, selbst wenn einzelne ergriffen wurden, verriethen sie niemals ihre Complicen.

Bei der Bande befand sich ein Jude, Joseph Lami, der einen andern Juden erstochen und seine Frau zum Weibe genommen hatte, eine Person, die das Abschwören ihres Glaubens als Geschäft betrieb. Lami wurde mit mehrern andern auf handhafter That ergriffen, aber weder die Qualen der Folter, noch der Anblick des Rades preßte ihnen ein Geständniß aus. Sie starben schweigend, weil sie geschworen hatten, ihren Hauptmann nie mit Namen zu nennen.

Endlich fand sich aber doch ein Mitglied der Bande, welches auf der Folterbank Cartouche's Namen aussprach. Nun hatte die Polizei einen festen Anhaltepunkt, sie wußte sich auch sein Bild zu verschaffen, schickte es an alle Marechausseen in Frankreich und setzte auf seine Arretirung einen Preis von

2000 Livres; aber was half ihr Name und Porträt, der Mann selbst lachte ihrer Nachforschungen.

Cartouche überließ sich trotzdem den verwegensten Speculationen. Er besaß gerade damals 100000 Livres in Gold. Damit ging er zu einem großen Bankier, deponirte dieselben und erbat sich einen Wechsel auf die gleiche Summe nach Lyon, da einer seiner Freunde, den er gleich mitbrachte, dahinreise und diese Summe dort zu heben wünsche. Er bat aber den Avisbrief auf der Stelle vorauszusenden, weil sein Freund sofort abreisen werde und das Geld in Lyon vorfinden müsse. Noch im Comptoir des Bankiers nahm er von dem Freunde Abschied und ließ demselben den Wechsel aushändigen. Beide entfernten sich, Cartouche copirte den Wechsel und ließ einen andern Vertrauten damit nach Lyon reisen. An demselben Abende brachte er dem Bankier den echten Wechsel zurück, mit dem Ersuchen, das Geschäft gegen den üblichen Verlust rückgängig zu machen, weil aus der Lyoner Reise nichts geworden sei. Er erhielt seine 100000 Livres in Paris zurück, sein Vertrauter aber ließ sich in Lyon dieselbe Summe auszahlen.

Ein junger Seigneur wollte sich in Paris einrichten. Cartouche läßt ihn wissen, daß er ihm ein elegantes Ameublement, im Einkaufspreis 170000 Francs werth, für baare 80000 Francs überlassen könne. Der junge Mann geht darauf ein, er wird in ein Haus geführt, muß aber zu seiner Verwunderung bis in den fünften Stock steigen. Kaum ist er in ein elendes Zimmer mit schlechtem Gerümpel eingetreten, als ihm zwei Banditen mit gezückten Dolchen entgegenspringen. Auch seine Begleiter, welche die Thür hinter ihm zuschlagen, zücken ihre Messer. Dennoch gelingt es ihm, die ihn umringenden Räuber mit seinem Degen von sich abzuhalten. Er erreicht das Fenster, faßt ein Seil, welches die Laterne hält, und läßt sich herab.

Allmählich rückt die Polizei aber dem Hauptmann immer näher auf den Hals. Man hat erfahren, daß er sich in einem Hause auf der Seinestraße aufhält. Sofort wird ein Gefreiter mit Schützen und Garde du Corps dahin beordert. Sie sollen ins Haus dringen, sich seiner Person bemächtigen

und dafür 1000 Francs als Belohnung erhalten. Der Befehl wird mit solcher Stille und Genauigkeit ausgeführt, daß keiner von Cartouche's Spürhunden Kenntniß erhält. Aber Cartouche selbst ist sein bester Spürhund. Er hört Geschrei auf der Straße, er blickt hinaus und sieht, daß das Haus umstellt ist, daß Bewaffnete eindringen. Da er nicht hinaus kann, will er wenigstens sein Leben so theuer als möglich verkaufen. Er verbarrikadirt seine Kammer und bewaffnet sich mit drei Paar scharfgeladenen Pistolen. Die Thüre ward gesprengt, Cartouche feuert hinter seiner Barrikade vor und streckt mehrere Soldaten nieder. Aber seine Munition fängt ihm an auszugehen und die Zahl seiner Feinde wird nicht geringer; denn das Volk unten spornt die vor der Thür stehenden Polizeisoldaten an, ihren Cameraden oben beizuspringen. Da Cartouche einsieht, daß er sich nicht mehr vertheidigen kann, wagt er den Versuch, sich durch die Flucht zu retten. Im Nu hat er alle Kleidungsstücke, die ihn kenntlich machen, abgeworfen, mit der Geschwindigkeit einer Katze klettert er durch den Schlot auf das Dach und steigt durch den Schorstein eines andern Hauses wieder herunter. Die Hausbewohner, welche von der Hetzjagd nebenan nichts wissen, sind natürlich erschrocken über den Besuch des halbnackten Menschen, aber Cartouche ist im Ausreden stets ein Held gewesen. Er wird von einem unerbittlichen Gläubiger verfolgt, der einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt hat. Er bittet himmelhoch um etliche Kleidungsstücke, damit er unerkannt von dannen gehen könne. Man wirft ihm einige Lumpen zu, und unangefochten schreitet er durch die Reihen der Polizeisoldaten.

Bald darauf wird gemeldet, daß sich Cartouche bei einer seiner Maitressen befinde. Die Polizei kennt in der Wohnung alle Winkel, weil man immer darauf gehofft hat, ihn daselbst zu überraschen, und eilig zieht ein ansehnliches Corps aus, ihn zu fangen. Cartouche hört einen Lärm, er sieht, daß zwei Polizeidiener an der Thür Posto fassen, während andere die Treppen heraufstürmen. Ohne sich lange zu besinnen, verläßt er die Wohnung seiner Geliebten und steigt hinauf in den obern Stock, wo eine andere Dame wohnt,

die er ebenfalls gelegentlich besucht. Er wartet, bis die ganze Schar bei seiner Maitresse eingedrungen ist, dann schlägt er lachend die Thür bei der Schönen, die dem Himmel näher wohnt, zu, kommt die Treppen, wie von einem gewöhnlichen Besuche, sorglos herab und will singend durch die Wächter aus dem Hause gehen. Auf die Frage: „Haben sie Cartouche gekriegt?" antwortet er: „Noch nicht, wie Ihr seht, er ist hier", und im Augenblicke streckt er sie durch zwei Pistolenschüsse zu Boden.

Er ward jedoch von jetzt an dermaßen gehetzt, daß er es für nöthig hielt, auf einige Zeit zu verschwinden. Fliehen durfte er nicht, ohne seine Autorität bei der Bande zu verlieren. Er trug daher seinen vertrautesten Officieren auf, der ganzen Gesellschaft den Vorschlag zu machen, daß man den Hauptmann bäte, um der Sicherheit der Bande willen, sich auf einige Zeit in eine entfernte Provinz zu begeben, damit der Sturm der Verfolgung vorüberbrause. Der Vorschlag fand zuerst wenig Anklang. Es waren beherzte Männer, die meist unter der Kutte von Mönchen, oder im Mantel der Abbés den Nachforschungen der Polizei Hohn sprachen, aber es war nicht die Kutte und der Mantel, welche ihnen die nöthige Zuversicht gaben, sondern das Gefühl, unter der Leitung eines Feldherrn wie Cartouche zu operiren. Es dünkte sie, wenn Cartouche fort sei, wäre das Schlußglied einer festen Kette gelöst, jeder von ihnen wäre ein loser Ring, und der Grèveplatz, dem keiner entging, ihnen um vieles näher gerückt. Indessen gaben sie den vernünftigen Vorstellungen nach. Cartouche ernannte die Oberofficiere, welche in seiner Abwesenheit commandiren sollten, und zog sich nach Orleans, später nach Bar-sur-Seine zurück.

Hier spielte er einen Betrug, der an den berühmten Criminalfall Martin Guerre*) erinnert. Die Witwe Bourguignon daselbst betrauerte die langjährige Abwesenheit ihres Sohnes, den sie noch immer nicht für todt halten wollte, obgleich ihr niemals eine Nachricht von ihm zugekommen war.

---

*) Vgl. „Criminalgeschichten", I, 276 fg.

Die Hoffnung, ihn wiederzusehen, war mit einer fast kindischen Liebe für ihn mit den Jahren gewachsen. Cartouche, der davon gehört hatte, fand es zweckdienlich, die Rolle des verlorenen Sohnes zu übernehmen. Er verschaffte sich einige Kenntniß von der Persönlichkeit und den Jugendstreichen des jungen Bourguignon, dann trat er keck vor die alte Frau und spielte so geschickt, daß sie fest davon überzeugt war, ihren Liebling wieder gefunden zu haben. Als Charles Bourguignon, Sohn und Erbe der wohlhabenden Frau Bourguignon, war er vor der Polizei ganz sicher.

Sicher war er, aber — sehr gelangweilt. In den engen Mauern einer kleinen Stadt, in den Klatschkreisen seiner sogenannten Verwandten und Nachbarn, konnte Cartouche wol Ruhe, aber keine Erholung, keine Unterhaltung finden. Sechs Monate schmachtete er in diesem Martyrium des geisttödtenden Einerlei. Dann hielt er es nicht mehr aus, er mußte fort, und sollte es gerade zum Galgen gehen. Eines schönen Tags war er verschwunden, ohne Abschied, ohne eine Zeile, die alte Bourguignon beweinte ihren verlorenen Sohn zum zweiten mal.

Seine Ankunft in Paris verursachte einen rauschenden Jubel unter seiner Bande, d. h. unter denen, welche bis dahin dem Gefängniß, dem Galgen und Rade entgangen waren. Die Gerechtigkeit hatte stark aufgeräumt. Nichtsdestoweniger forderte Cartouche strenge Rechenschaft von den Seinen; er belohnte und strafte die guten und die bösen Thaten während seiner Abwesenheit. Aber dennoch war er ein anderer geworden, die lange Ruhe in Bar-sur-Seine hatte seine Elasticität und seinen Muth gebrochen; er war ängstlich für seine eigene Sicherheit besorgt und sah überall Gefahren. Niemals schlief er zwei Nächte hintereinander in demselben Bett, er zitterte bei jedem Geräusch, und im Schlafe fuhr er auf, weil er geträumt hatte, daß man ihn festnehmen wolle. Er war nicht mehr der alte tolldreiste Cartouche, und seine Getreuen wurden irre an ihm. Ueberdies war er ein herrischer, grausamer Gebieter, der seine Autorität durch terroristische Mittel aufrecht erhielt. So ließ er einen jungen Soldaten, der in einer zärtlichen Stunde seiner Geliebten

verrathen hatte, daß er mit Cartouche in Verbindung stehe, ohne weiteres erwürgen und die Leiche verstümmeln. Statt durch dieses und ähnliche grausame Gerichte zu schrecken, erweckte er Abscheu vor seiner Tyrannei. Selbst seine Officiere fürchteten sich vor ihm und wünschten, sich von ihm zu befreien. Einer derselben, ein Edelmann aus Poitou, der bei den Garden diente, Duchâtelet, ward sein Verräther. Er selbst war von seiner Wirthin angezeigt worden und versprach, um sein Leben zu retten, den gefürchteten Cartouche der Polizei zu überliefern. Man gab ihm 30 Mann Soldaten mit, die ein Sergeant commandirte, und alle gingen in eine Schenke in der Courtille, Le Pistolet genannt, wo der Räuber sein Quartier hatte. Ein Soldat erkundigte sich bei dem Wirth, ob jemand daselbst wohne? Es ward verneint. Duchâtelet trat darauf ein und fragte: ob nicht vier Damen hier wären? Die Antwort lautete ja, denn dies war das Losungswort. Die Mannschaft drang nun in das obere Zimmer, wo Cartouche mit drei seiner Spießgesellen schlief. Die letztern wurden schnell überwältigt, und der Sergeant entdeckte auch den Räuberhauptmann in einem der Betten. Er wollte es nicht zum Kampfe kommen lassen und griff deshalb zur List. Aergerlich rief er: „Verdammt! Da ist uns der Hauptspitzbube entwischt. Cartouche ist wieder fort.“ Der schlaue Dieb ließ sich täuschen, er glaubte sich unbemerkt und kroch unter die Decke. Diesen Augenblick benutzte der Sergeant mit seinen Leuten, sie stürzten über ihn her, faßten und banden ihn und schleppten ihn so nach dem großen Chatelet.

Keine Siegesbotschaft hätte in Paris solche Freude erregt, als die Nachricht von Cartouche's Arretirung. Die Stadt war wie in einem Rausche. Die Italiener und das Theater français spielten Stücke, die auf den Gegenstand Bezug hatten. Grandval publicirte eine Epopöe auf Cartouche, in welcher die Verse vorkommen:

Da ist nicht klein, nicht groß, Marquis und Straßenjungen,
Der nicht ein Lied besitzt, das von Cartouche gesungen.
Sein Name fliegt umher auf allen Straßenbühnen,
Er ist im Italien, selbst im Français erschienen.
Cartouche, du Glücklicher, dem so etwas gelingt,
Dieweil man Helden erst nach ihrem Tod besingt.

Cartouche war das Tagesgespräch in den Salons und auf den Straßen. Nachdem der Hauptmann gefangen war, zerstreute sich die Bande. Die Mehrzahl rettete sich; gegen 150 sollen unter andern Namen unter die Soldaten gegangen sein. Cartouche selbst wurde im großen Chatelet mit der äußersten Vorsicht und Strenge bewacht. Ein Arm war vorn geschlossen, der andere hinten. Sechs Schützen, die alle zwei Stunden abgelöst wurden, durften ihn nicht aus den Augen verlieren.

Dennoch gab Cartouche den Gedanken nicht auf, sich befreien zu können, und da man es später in der Bewachung nicht mehr so streng nahm, kam es wenigstens zu einem der kühnsten Versuche, die je gemacht worden sind.

Mit den Eisen, die er trug, prüfte er die Stärke der Mauer seines Gefängnisses, es klang hohl, und er schloß daraus, daß ein Keller daran stoßen müsse. Wenn er dahin gelangte, hoffte er gerettet zu sein. Unterstützt durch einen neben ihm sitzenden Maurer, machte er ein Loch, durch welches ein Mensch kriechen konnte. Sie kamen, hinabsteigend, an einen Ort, auf den mehrere Abtritte mündeten. Cartouche zog daraus den Schluß, daß die Seine nicht weit davon entfernt sei und wollte den Fluß erreichen. Aber der Maurer schlug vor, nach oben zu steigen und dort einen Ausweg zu suchen. Cartouche gab nach, sie kletterten hinauf und befanden sich in einem Abtritt, dessen Verschluß sie mit leichter Mühe erbrachen. Auf einer Treppe gelangten sie in den Laden eines Kistenmachers; aber ein Hund war munter und bellte. Sie suchten ihn durch Liebkosungen zu beschwichtigen. Die Tochter des Kistenmachers war jedoch davon erwacht und schrie: Hülfe! Der Vater stand auf und ging, in der einen Hand einen alten Spieß, in der andern ein Licht, hinaus, um zu sehen, was es gäbe; aber der Anblick von Cartouche brachte ihn aus der Fassung. Licht und Hellebarde fallen lassend, stürzte er fort. Inzwischen hatte das ununterbrochene Geschrei der Tochter die Wache herbeigezogen, die Flüchtlinge wurden ergriffen und aufs neue in Eisen gelegt.

Cartouche ward nun in einer Kutsche in die Conciergerie gebracht, zwei Gefreite ritten zur Seite, außerdem begleiteten

acht Polizeidiener und elf Schützen den Wagen, so groß war die Besorgniß, daß seine Bande einen Versuch zu seiner Befreiung wagen möchte. Im Thurm von Montgommerie in einen Kerker geworfen, schloß man ihn mit einer großen Kette, die von der Decke herabhing. Das Gefängniß füllte sich bald mit 50 seiner Spießgesellen, die allmählich in Paris und Umgegend eingefangen wurden.

Aber er kannte sie nicht. Befragt über seine Mitschuldigen, erklärte er, er habe keine. In der Confrontation bestritt er, daß er irgendeinen der ihm vorgestellten Banditen kenne; denn — er sei gar nicht Dominique Cartouche, für den man ihn unschuldigerweise gefangen gesetzt habe! Er sei kein anderer als Charles Bourguignon, Sohn des verstorbenen Thomas Bourguignon zu Bar-sur-Seine. An dieser Fiction hielt er fest. Als seine Mutter und sein jüngerer Bruder ihm vorgeführt wurden und ihn wieder erkannten, ließ er sich nicht im geringsten beirren, sondern leugnete ihnen starr ins Gesicht und sagte: die Leute wären Betrüger.

Uebrigens zeigte er sich, trotz seiner furchtbaren Lage, heiter, ja ausgelassen, er scherzte mit dem Criminal-Lieutenant, zog die Schützenwachen auf und sang obscöne Lieder. In seinem Gefängnisse wurde er als der Löwe von Paris von vielen Neugierigen besucht und beschenkt. Ihre Spenden versüßten ihm die Kerkerleiden. Mit zwei Damen unterhielt er ein langes joviales Gespräch. Als die eine ihn bedauerte, daß er auf Stroh schlafen müsse, sagte er: „Sie sehen noch nicht alles, Madame“, und indem er ihr seine mit Ketten umschlossenen Beine enthüllte, frug er: „Wie gefallen Ihnen diese Strumpfbänder?“

Ein Dichter Le Grand hatte eine Komödie, „Cartouche“, geschrieben, die volle Häuser machte und dem Verfasser Geld einbrachte. Aus Dankbarkeit schenkte Le Grand bei einem Besuche im Kerker Cartouche 100 Kronenthaler. Mehrere Kupferstecher gaben sein Bild heraus und hatten nicht allein in ganz Frankreich, sondern auch in fremden Ländern einen ungeheuern Absatz.

Als die Geständnisse seiner Mitschuldigen und die Zeugnisse der Beraubten ihm jede Hoffnung nahmen, sich durch-

zulügen, versuchte er es, sich den Kopf an seinen Eisen einzustoßen. Seine Wächter hinderten ihn jedoch an der Ausführung seines Vorsatzes und hingen ihm einen großen Klotz um den Hals, um jeden derartigen Versuch unmöglich zu machen. Heimliche Freunde steckten ihm Gift zu, er nahm es, allein man gab ihm ein Gegengift ein und erhielt ihn am Leben. Der Priester von St.-Barthelemy bot ihm geistlichen Trost an, Cartouche hörte ihm höflich und aufmerksam zu, vergaß aber niemals, daß er nicht der Zögling eines Collége und nicht der Verfasser eines Räubercodex, sondern der unwissende Sohn eines Bürgers aus einer Provinzialstadt sein wollte. Als ihn der Geistliche eines Tags frug, ob er ihm einige fromme Bücher zuschicken solle, antwortete er rasch: „Ich danke Ihnen unendlich, mein Herr Curé, aber was hülfe mir Ihr gütiges Anerbieten, da ich nicht lesen kann.“

Obgleich er nichts eingestanden hatte, ward er dennoch auf die anderweiten ausreichenden Beweise am 26. November 1721 für schuldig erkannt, sieben Mordthaten verübt zu haben, und zum Rade von unten verurtheilt.

Nach altfranzösischem Gerichtsgebrauch brachte man ihn am Morgen nach dem Urtheil auf die Folter, damit er seine Mitschuldigen nennen sollte; aber man erpreßte ihm nicht ein einziges Wort. Als einer seiner Mitangeklagten und ehemaliger Diener schon bei Einschüttung der achten Flasche Wasser in seinen Leib zu bekennen anfing, ward Cartouche wüthend und schalt ihn einen elenden Feigling, von dem er Besseres erwartet hätte.

Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde. Gegen 5 Uhr Abends führte man ihn nach dem Grèveplatze, wo seine und seiner Gesellen Hinrichtung stattfinden sollte. Auf dem ganzen Platze und in den anliegenden Straßen sah man nichts als Schaffote gezimmert und Räder in Bereitschaft gehalten. Alle Fenster und Dächer wimmelten von Köpfen.

Beim Anblick von vier Rädern und zwei Galgen, die von Soldaten zu Fuß und zu Pferde umringt waren, schien ihn sein bisheriger Gleichmuth zu verlassen. Als er den Henker wie zur Probe das Rad schwenken sah, rief er halb laut und mit bewegter Stimme: „Das ist ein häßlicher

Anblick!“ Diesen Augenblick innerer Bewegung suchte sein Beichtvater zu nutzen, um Geständnisse von ihm zu erlangen. Plötzlich hatte er sich erholt, mit der zuversichtlichen Miene von vorhin erklärte er: er wisse nichts und könne nichts sagen. Mit unerschrockener Miene stieg er auf das Schaffot.

Er hatte sich bis dahin fest darauf verlassen, daß seine Bande einen Aufstand zu seiner Rettung machen würde. Aber so weit sein Auge reichte, sah er nur die festgeschlossenen Glieder der Soldaten ringsum, und er erkannte unter den Tausenden keinen einzigen, auf den er hoffen konnte. Da wich plötzlich sein Muth; er war furchtbar enttäuscht. Die straffen Züge seines Gesichts wurden schlaff, er biß sich auf die Lippen und ward blaß. Zu seinem Beichtvater sich umwendend, erklärte er: jetzt wolle er seinen Richtern sehr wichtige Geständnisse vertrauen; denn es sei der Tod leibhaftig vor ihm erschienen und habe mit drohendem Tone zu ihm gesprochen: Entdecke deine Verbrechen und bereue!“

Man führte ihn nach dem Hôtel-de-Ville. Hier gab er eine vollständige Erzählung von seinem Leben zu Protokoll, nannte seine Mitschuldigen und gab die Orte an, wo diejenigen wahrscheinlich versteckt wären, deren die Gerechtigkeit sich noch nicht bemächtigt hätte. Während die Polizeisoldaten ausgesandt wurden, um sie aus ihren Schlupfwinkeln herbeizuholen, zog sich Cartouche mit seinem Beichtvater in eine Ecke des Saales zurück und hörte anscheinend mit Aufmerksamkeit und Ergebung den Tröstungen des Geistlichen zu. Als die Häscher mit einer guten Anzahl der von ihm genannten Personen zurückkehrten, redete er sie mit den Worten an:

„Scheltet mich nicht, daß ich den Richtern erkläre, wer ihr seid und was ihr begangen habt. Ich habe eine furchtbare Folterung ausgestanden, ohne etwas zu bekennen. Aber mein Beichtvater hat mir im Namen Gottes befohlen, den Richtern ein vollständiges Bekenntniß abzulegen. Ich werde alles bekennen und mit um so größerm Rechte, weil ihr das feierliche Versprechen gebrochen habt, welches ihr mir gegeben hattet, mich zu befreien, und wenn es euer Leben kosten sollte.“

Das erwähnte Heldengedicht von Cartouche übersetzt diese Worte in einem nachträglichen Gesange so:

Für uns hat nun das Glück sein Antlitz umgewandelt,
Es fordert, daß danach ein jeder muthig handelt.
Ihr seid erstaunt, daß ich euch euerm Feind gestellt,
Daß wider meinen Schwur man euch gefangen hält.
Doch schwör ich's euch, daß ich mit aller Kraft und Macht,
Ich schwör's beim höchsten Gott, der über alle wacht,
Daß ich die alte Treu für alle euch bewahrte,
Erwartend bis mein Volk sich auch treu um mich scharte.
Ja hoffend, daß ihr sollt mit gleicher Münze zahlen,
Ertrug ich, stark für euch, den Schmerz der Folterqualen.
Elende, ich ertrug, was ich vermocht, an Leid,
Ihr thatet nicht einmal, was eure Schuldigkeit.

Jetzt hielt Cartouche nichts mehr zurück. Er nannte nicht weniger als achtzig Personen, die bereits geflohen waren, und vierzig, die sich in Paris befanden, zum Theil Männer in angesehenen Stellungen, z. B. Diener aus dem Gefolge der Mademoiselle Montpensier, die Kammerdiener der Herzogin von Ventadour u. a. Er gab auch die Wohnungen seiner Maitressen an und drei derselben wurden auf der Stelle herbeigeholt. Die eine, von ihm soeur grise genannt, war ein wohlgebildetes Mädchen, mit bescheidener Miene; aber sie hatte eins der mit Cartouche gezeugten Kinder ermordet und wurde deshalb verurtheilt. Die zweite, die er als seine regierende Sultanin bezeichnete, ein üppiges Weib, erschien in prächtigen Kleidern und trat mit einer gewissen Unverschämtheit auf. Man konnte ihr indeß kein Verbrechen vorwerfen und begnügte sich, sie zu scheren und zehn Jahre in La Force einzusperren. Die dritte, eins der berühmten Fischweiber der Halle, hatte er am meisten geliebt, sie gerade war ein äußerst gefährliches und schlaues Subject; man brachte sie ins Chatelet und machte ihr hier den Proceß.

Cartouche zeigte die Orte an, wo der Rest seiner Schätze versteckt lag, und überall waren seine Angaben der Wahrheit gemäß. Die Gerichtspersonen hatten die ganze Nacht zu schreiben, um nur alle Aussagen von Cartouche zu Papiere zu bringen.

Am folgenden Tage, den 28. November 1721, wurde er auf das Schaffot zurückgeführt und erhielt elf Radschläge bei lebendigem Leibe. Hierauf wurde er auf das Rad gelegt, und erst nach einer halben Stunde zog der Henkersknecht auf die Bitte des Beichtvaters den Strick um den Hals des Räubers fest und erdrosselte ihn.

Der Henkersknecht ließ den Leichnam für Geld sehen und verkaufte denselben sodann an Anatomen. Diese stellten den todten Körper nochmals öffentlich aus, dann erst wurde er secirt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Sechster Band.

Die interessantesten
Criminalgeschichten aller Länder
aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk
aus dem «Neuen Pitaval».

Umgearbeitet und herausgegeben
von
Anton Vollert.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1870.

Rec. June 6, 1902.

Digitized by Google

Vorwort.

Als vor beinahe dreißig Jahren „Der Neue Pitaval“ in das Leben gerufen wurde, wählte der nun längst verstorbene Criminaldirector Hitzig, einer von den beiden Begründern des Werks, den Proceß wider Karl Ludwig Sand als denjenigen Fall aus, der den ersten Band eröffnen sollte. Wir haben diese berühmte Criminalgeschichte jetzt wieder aufgenommen, weil sich kaum irgendwo anders in einem Seelengemälde die deutsche Gemüthswelt so treu abspiegelt in ihren edeln Regungen und in ihrer traurigen Verirrung und Zerrissenheit. Obwol erst funfzig Jahre verflossen sind, seit Sand, um das Vaterland zu retten, den Dolch zückte und zum Mörder wurde, ist uns doch das Verständniß für jene Zeit und ihre Anschauung fast entschwunden; wir sind unglaublich viel nüchterner und kritischer geworden, es wird deshalb, wie wir hoffen, einen besondern Reiz haben, wenn wir, auf die zuverlässigsten Quellen gestützt, das Bild jenes unklaren, eiteln, aber ursprünglich edel angelegten Schwärmers in einem knappen Rahmen von neuem zu zeichnen versuchen.

Das papistische Complot bewegt sich in den höchsten Regionen der Geschichte, da, wo die ewigen Rechtsfragen zwischen dem Herrscher und dem Volke abgehandelt werden.

Die englischen Staatsacten liegen offen darüber vor, die Geschichtschreiber haben diese furchtbare Reihe von Justizmorden gewissenhaft untersucht und unwiderleglich bewiesen, daß ein düsteres Wahngebilde ihre Quelle war, ein Phantom, welches ein ganzes Volk in ein blutgieriges Ungeheuer verwandelte.

Die Highwaymen sind ebenfalls ein Stück englischer Geschichte, denn sie waren ihrerzeit eine Plage des Landes und die Zahl der wider sie geführten Processe, welche uns aufbewahrt sind, ist eine sehr große. Bei allen diesen Beraubungen auf offener Straße durch berittene Räuber ist der Thatbestand ein höchst einfacher. Das Interesse concentrirt sich in den Zunftverbindungen dieser flüchtigen Ritter und in dem Lebensgange und dem Schicksal einzelner von ihnen. Die Highwaymen gehören zum englischen Volksleben, sie machen einen nothwendigen Theil der ältern Novellistik aus, ihre Abenteuer geben den Stoff zu vielen Bänkelsängerliedern und der Volkswitz weiß von ihnen noch hundert Züge, komische, tragische und galante, sodaß sie ein Recht darauf haben, unter den interessantesten Criminalprocessen eine Stelle zu bekommen.

Der Raubmörder Franz Schall wurde uns erst vor kurzem von einem der gewandtesten Criminalpolizeibeamten in Berlin als die merkwürdigste Persönlichkeit unter allen Verbrechern bezeichnet, welche er in seiner langen Praxis kennen gelernt habe. Der Proceß wider ihn ist auch wirklich überreich an spannenden Verwickelungen und seltsamen Episoden. Bis zu der endlichen, so lange hinausgeschobenen Lösung des räthselhaften Mordes wurde sehr lebhaft darüber gestritten, ob das Schuldig der Geschworenen gerecht sei oder nicht und es war eine nicht geringe Genugthuung für

die damals noch ungeübte Jury, daß der Mörder zuletzt noch ein Geständniß ablegte.

Der Kammerassessor von Zahn und seine teuflische Intrigue würde für den Dichter einer Tragödie den erschütternd wirkenden Stoff liefern; wir erinnern uns kaum, daß wir eine gleich boshafte That in den Annalen unserer Sammlung verzeichnet hätten. Uebrigens sind die Namen vertauscht, weil noch Angehörige am Leben sind, die bei dem gräßlichen Drama nahe betheiligt waren.

Bei dem Gelöbniß von drei Dieben liegt der Schwerpunkt darin, daß sich die göttliche Gerechtigkeit kaum in einem andern Falle so klar manifestirt hat wie in diesem. Die Sache selbst ist verbürgt und es steht demnach fest, daß jeden der drei Genossen dasjenige Geschick getroffen hat, was er frevelhaft sich selbst angewünscht hatte.

Rudolf Kühnapfel's Mord des Bischofs von Ermeland ist allerdings ein gewöhnlicher Raubmord, aber der Charakter und die angeblichen Motive des Mörders geben dem Falle eine psychologische Bedeutung, die durch die Person des Ermordeten noch erhöht wird.

Urban Grandier und Jean Calas sind die Opfer eines religiösen Fanatismus, der leider zu allen Zeiten außerordentliche Verbrechen und Verbrecher erzeugt hat. Beide haben eine ganze Literatur grauenvollen Andenkens hervorgerufen, beide beweisen, daß die Justiz in der Regel nicht Kraft genug besessen hat, den hochgehenden Wogen der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten. Es muß leichter sein, dem Fürsten als dem Volke gegenüber die richterliche Unab-

hängigkeit zu bewahren, wenigstens sind uns viele Beispiele bekannt, wo Richter nach oben unbeugsam Recht gesprochen haben, aber nur wenige, wo Richter gegen den herrschenden Zeitgeist nicht gefügig gewesen sind. Die Juristen Frankreichs haben sowol Urban Grandier als Jean Calas trotz ihrer offenbaren Unschuld in den Formen des Gesetzes morden helfen, weil sie nicht Muth und nicht Einsicht genug hatten, um gerecht zu urtheilen, sondern sich zu blinden Werkzeugen einer fanatisirten Menge hergaben.

Eisenach, im September 1869.

Dr. A. Vollert.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Vorwort. V

Karl Ludwig Sand, der Mörder des Dichters August von Kotzebue. (1820.) 1

Das papistische Complot. (1678—1681.). 66

Zur Geschichte der englischen Highwaymen. (1720—1730.) . 87

Der Raubmörder Franz Schall. (Berlin 1849—1853.) . . 116

Der Kammerassessor von Zahn. (1830.) 191

Ein Gelöbniß von drei Dieben. (Berlin 1843.) 218

Rudolf Kühnapfel, der Mörder des Bischofs von Ermeland. (1841.) 227

Urban Grandier. (1634—1637.) 252

Jean Calas. (1761.) 307

Karl Ludwig Sand, der Mörder des Dichters August von Kotzebue.

(1820.)

Am 23. März 1819 nachmittags gegen 5 Uhr wurde der Lustspieldichter August von Kotzebue in Manheim auf seinem Zimmer von einem Studenten, Namens Karl Ludwig Sand, durch einen Dolchstoß ermordet. Es war nicht eine That der leidenschaftlichen Aufwallung, sondern ein lange vorbereiteter, wohlüberlegter und mit kaltblütiger Ruhe ausgeführter Meuchelmord. Und dennoch waren in Deutschland die Theilnahme und das Mitleid größer als die Entrüstung. Ja, das Verbrechen wurde vertheidigt und der Mörder bewundert.

„Bei dieser Gelegenheit", sagt ein Schriftsteller, „wurde klar, welcher Riß durch unsere geistige Welt geschehen war. Die unparteiische Geschichte wird einst alle Stimmen über diesen Mord von dem spärlichen, großentheils nur furchtsamen und halblauten Tadel durch alle Nuancirungen bis zum hellen Jubel und bis zur Lobpreisung des Thäters sammeln und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden, welches sich in den Individuen abspiegelt, die als Sprecher für viele bei dieser Gelegenheit hervortreten." Wir besitzen die vollständigsten Acten und Mittheilungen über den Proceß, und es wird nicht viele bedeutende Criminalfälle geben, wo das Material ein so reichhaltiges ist. Das den Thatsachen nach wichtigste Werk führt den Titel: „Vollständige Uebersicht der gegen Karl

Ludwig Sand wegen Meuchelmords, verübt an dem kaiserlich russischen Staatsrath von Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalacten gezogen, geordnet und herausgegeben von v. Hohnhorst" (Stuttgart und Tübingen 1820).

Zur Kenntniß des Menschen Karl Sand dient das Buch: „Karl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde" (Altenburg 1821). Obgleich ganz im Sinne der Bewunderung für den Jüngling geschrieben, der sich nach seiner Meinung dem Vaterlande geopfert, ist es doch von hohem Werth, weil es das bis Ende des Jahres 1818 geführte Tagebuch Sand's und mehrere charakteristische Briefe mittheilt.

Das Werk: „Karl Ludwig Sand und sein an dem kaiserlich russischen Staatsrath von Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit von C. F. Jarcke" (Berlin 1831), liefert eine klare psychologische Geschichte des Verbrechens, seiner Motive und des Zusammenhangs mit den Stimmungen und Bewegungen der Zeit. Diese meisterhafte Auseinandersetzung und Darstellung würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn sie nicht zugleich eine politisch-religiöse Parteischrift wäre. Der Verfasser erhebt eine Anklage nicht blos gegen die Geistesrichtungen der Zeit, sondern auch gegen die Reformation und die evangelische Kirche. Er hat nicht übel Lust, die Partei seiner politischen und religiösen Gegner auch für diese That verantwortlich zu machen; nach ihm ist der Hauptgrund alles Unheils der, daß durch Dr. Luther die subjective Ueberzeugung des Ich über den auf Offenbarung, Satzung und Tradition der Kirche gebauten Glauben gestellt worden ist.

In der Stadt Wunsiedel, die, reizend gelegen an den östlichen Abhängen des Fichtelgebirges, dem deutschen Vaterlande einen seiner edelsten Dichtergeister, Jean Paul Friedrich Richter, schenkte, ward auch Karl Ludwig Sand am 5. October 1795 geboren; er war der jüngste Sohn des vormaligen preußischen ersten Justizamtmanns und Justizraths Gottfried Christoph Sand und seiner Ehefrau Dorothee Johanne Wilhelmine, geborenen Schöpf.

Vergebens würde der Psycholog sich nach einer durchgreifenden Geistesverwandtschaft zwischen beiden in so verschiedener Weise berühmt gewordenen Landsleuten umsehen; denn der deutsche Ernst und die sinnige Gemüthstiefe beider führte den einen edeln Geist zur Bewunderung und zum Preise von Gott, Natur und Freiheit. In aller Mannichfaltigkeit, wie sie den Sinnen des Menschen sich offenbaren, so mannichfaltig umspielt und durchflossen von Schwärmerei und Humor, spiegelt seine reiche Phantasie in seinen Dichtungen sich wider, während sich der andere ärmere Geist von dem wahrhaftigen Leben und den Gottverkündungen darin mehr und mehr entfernte. In Sand's Tagebüchern findet sich auch nicht eine Andeutung, daß Jean Paul's Schriften auf ihn einen Eindruck gemacht haben, was um so mehr auffällt, weil jener Dichter als begeisterter Freiheitsfreund Ansprüche hatte auf die Bewunderung von Sand's Sinnesgenossen.

Dagegen wollen Sand's Freunde seine Charakterstimmung aus der des Gebirgsvolkes, dem er angehörte, erklären. Wer die Bewohner des Fichtelgebirges kennen lernte, sagen sie, wird Eigenthümlichkeiten angetroffen haben, welche von alters her das Leben dieses Volksstammes bezeichnen. Die den meisten Gebirgsvölkern eigene Lebendigkeit, welche sich in Gesichtsbildung und Sprache ausdrückt, ist mit Einfachheit der Sitten gepaart. Zu dem schlichten, kräftigen Wesen gesellt sich überdies eine große Frömmigkeit.

Dieses Naturell seiner Landsleute soll Sand in seiner ganzen Fülle empfangen haben. Die Eindrücke aus seiner Kindheit konnten ihn nur zum Ernst und zur Religiosität stimmen. Was hier und da Nachtheiliges gegen die Familie verbreitet worden, muß man nach den documentirten Nachrichten für unbegründet erachten. Die Mutter erscheint als eine gebildete, religiöse und verständige Frau. In allen ihren Briefen sprechen sich neben einer tiefen Mutterliebe ein klarer verständiger Sinn und die achtbarsten sittlichen Grundsätze aus. „Bestrebe Dich", schreibt sie, „immer und ununterbrochen auf Dich Acht zu haben, damit Du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältst, sondern jede Minute das zu wirken und zu leisten suchst, was unsere Pflicht von uns for-

dert.“ In einem andern Briefe heißt es: „Ich beschwöre Dich, bester Karl, laß die Schwäche der Schwärmerei Dich nicht abführen von bürgerlichen und häuslichen Hinsichten!“ Ihre Ermahnungen sind nicht in dem gewöhnlichen pedantischen Tone abgefaßt, der so oft die günstige Wirkung ausschließt, sondern kommen augenscheinlich aus dem Herzen. Außerdem war sie auch eine praktische Frau, welche einem Hammerwerke vorstand und für den durch die Zeitverhältnisse bedrohten Wohlstand der Familie selbstthätig sorgte. Der Vater war von denselben Gesinnungen erfüllt. Er ermahnte den Sohn zu religiösen Gesinnungen und schrieb ihm einmal: „Laß Dich nicht durch den jetzigen leichtsinnigen Geist der Zeit verführen und glaube mir, als Deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht die einzige sichere Vormauer gegen Verführungen besonders in der Jugend ist, und daß alle Kenntnisse ohne wahre Religiosität nichts sind als tönend Erz und eine klingende Schelle. Nur muß es nicht misverstanden oder gar Scheinreligiosität sein, sondern solche, die sich durch Handlungen im ganzen Leben ausspricht.“ Außer zwei ältern Brüdern hatte Sand eine in Wunsiedel verheirathete ältere Schwester, Karoline, und eine jüngere, Namens Julie.

Seiner Jugend konnte Sand, trotz des Umgangs mit geliebten Geschwistern, nicht froh werden. Eine gefährliche Blatterkrankheit ergriff ihn dermaßen, daß sein Unterricht im älterlichen Hause erst mit dem zehnten Jahre beginnen konnte. Seine Ausbildung erforderte Anstrengung von seiner und Geduld von seiten der Lehrer. Daher eine frühe Niedergeschlagenheit des Gemüths. Statt ihn, wie andere junge Leute lebhaften Temperaments, zurückhalten zu müssen, hatte sein Vater dafür zu sorgen, daß er nicht noch zurückhaltender wurde.

Sein stilles Wesen artete indeß nicht in Schläfrigkeit und dumpfe Trägheit aus, denn im zwölften Jahre zeigte er sich als ein beherzter Kämpfer im Knabenspiele, bei dem der Scherz oft in blutigen Ernst überzugehen drohte. Schon im elften Jahre rettete er ein Kind vom Ertrinken.

Unterricht erhielt er zuerst am Lyceum zu Wunsiedel, dann am Gymnasium zu Hof, und ging, aus Liebe zu dem von ihm innig verehrten Lehrer, dem Rector Saalfrank, bei dessen

Versetzung nach Regensburg zum dortigen Gymnasium über. Saalfrank glaubte sich von seinen Obern zurückgesetzt. In Sand's Briefen an seine Aeltern sprudelt hier zuerst der Geist der Entrüstung auf, wie er edeln jugendlichen Gemüthern eigen ist, wenn begangenes Unrecht ihr Gefühl empört. Doch spricht sich darin noch keine eigenthümliche Richtung dieses Unmuths aus. Sein früh erwachtes Vaterlandsgefühl und der Haß gegen den französischen Unterdrücker soll sich aber schon damals auf eine beachtenswerthe Weise ausgedrückt haben. Als Napoleon zu einer Truppenmusterung nach Hof kam, verließ Sand diese Stadt und kehrte zu seinen Aeltern zurück, weil es ihm unmöglich sei, „den Unterdrücker des Vaterlandes in Hofs Mauern zu wissen, ohne sein Leben an denselben zu wagen".

Alle Zeugnisse seiner Lehrer sind vortheilhaft für ihn. Saalfrank, der ihn am genauesten kannte, bezeugt: „Sand hatte gerade kein hervorragendes Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch zeichnete ihn sein rastloser Fleiß aus; er arbeitete unterunterbrochen von morgens 4 Uhr an. Seit 18 Jahren meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvollern Schüler als ihn."

Im Jahre 1813 war Sand 18 Jahre alt. Er würde schon damals den Versuch gemacht haben, von seinen Aeltern die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Feldzuge zu erwirken, wenn nicht die Schlacht bei Leipzig seinen Entschluß rückgängig gemacht hätte. Er schreibt deshalb in einem Briefe an die Schwester: „Wenn es nöthig sein sollte, mein Leben zum Opfer zu bringen, fühle ich mich viel zu muthbeseelt, als daß ich mich erst dazu rufen lassen sollte."

Im folgenden Jahre 1814 ertheilte ihm sein Vater die Einwilligung zum Studiren. Er hatte sich für das Studium der protestantischen Theologie entschieden und nur die Wahl der Universität erregte Zweifel. Erlangen zu beziehen hatte er keine Lust, weil, wie er in einem Briefe an seinen Vater schreibt: „die philosophische Facultät mit lauter Eklektikern besetzt ist, die ungemein viel Verderben unter jungen Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derselben hineinbringen. Auch vermisse ich daselbst jenen echtreligiösen Geist,

der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beseelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen, seligen Beruf vorbereiten soll. — Der Geist unter den Studirenden gefällt mir gar nicht; ich wünschte auch in einen humanern, feinern und mehr moralischen Ton versetzt zu werden."

Im Herbst 1814 ging er mit dem rühmlichen Zeugniß der Reife vom regensburger Gymnasium ab und bezog die Universität Tübingen. Er hatte jedoch unterlassen, die damals erforderliche Erlaubniß der bairischen Regierung zu erbitten. Sie ward ihm nachträglich abgeschlagen und man wies ihn zum Besuch einer inländischen Universität an. Inzwischen war Napoleon aus Elba zurückgekehrt, und Sand trat als Freiwilliger in bairische Kriegsdienste; indeß erfolgte der Sieg bei Belle-Alliance so schnell, daß er nicht ins Feuer kam; mit den aus französischen Cantonnirungsquartieren entlassenen bairischen Truppen traf er schon im December 1815 in Anspach ein und erhielt mit dem Zeugniß untadelhafter Aufführung den Abschied. In der von seinen Freunden abgefaßten Schrift wird angegeben, daß Sand die Beschwerden der Märsche u. s. w. mit der männlichsten Kraft erduldet, der aufopferndste Kumpan gewesen und oft das Gepäck der Ermatteten neben dem seinigen getragen habe.

Er war ohne Wissen der Aeltern in den Kriegsdienst getreten. Dies war, wenn man sich in die allgemeine Stimmung von 1815 zurückversetzt, nichts Außergewöhnliches. Auch stimmte dieser Ausbruch von Vaterlandsliebe mit frühern Aeußerungen. Schon 1809 will er beim unglücklichen Anfang des österreichischen Krieges viele Angst ausgestanden haben. Die Schlacht bei Regensburg soll seine Heiterkeit auf lange Zeit gestört haben. Einigen jungen Leuten in Wunsiedel, die sich bei einem Freicorps hatten anwerben lassen, beim Abschiede aber davonliefen, soll er zugerufen haben: „Wenn ihr Memmen nicht wollt, so will ich mitziehen!" Der Brief, in welchem er seinen Aeltern mittheilte, daß er Soldat geworden sei, enthält ebenso wenig als die That selbst etwas Anstößiges, Verkehrtes oder Schwärmerisches. Im Gegentheil muß man im Gegensatz zu seinen spätern gespreizten, hochtrabenden, geschraubten und unklaren Aufsätzen — eine Sprache, die sich

mit seinem geistigen Leben immer mehr trübte und verwirrte — den klaren, verständlichen und nicht unedeln Stil darin anerkennen. Sand war bis dahin nicht blos ein äußerlich unbescholtener, sittenreiner Jüngling, von regem Fleiße und tüchtigem, wissenschaftlichem Streben, sondern man kann ihm auch das Lob nicht versagen, daß wol nur wenige in seinem Alter eine so reinkindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern gehegt haben mögen. In diesen Gesinnungen hebt der betreffende Brief folgendermaßen an:

„Wertheste Aeltern! Ich bin Ihnen bis hierher treu geblieben, ich habe mich Ihren älterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuern Aeltern, und durch allerlei Schickungen zutheil werden ließ, würdig zu werden, und war auf meine Bildung mit Ernst für einen hohen Beruf, dereinstens in meinem deutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, sowol in Regensburg als hier auf der Universität bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach vorwärts begriffen gewesen sei: daher kann ich Ihnen nun, meine theuern Aeltern, ganz offen meinen festen Entschluß vortragen, und darf um so mehr hoffen, daß Sie sich als so liebende sorgsame Aeltern in Rücksicht meiner beruhigen, und daß Sie als so deutsch gesinnte Aeltern mein Vorhaben eher loben, als mich davon abzubringen suchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieser Ruf gilt diesmal auch mir" u. s. w. „Mag der Geist bei uns sein wie er will, auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meiner theuern Aeltern und Geschwister und für aller Guten, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen, würde ich nicht Ihnen solche Gesinnungen kundthun; so weiß ich wohl, daß ich deutsche Aeltern habe, die mich für einen feigen Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden" u. s. w.

Nach einem kurzen Aufenthalt im väterlichen Hause (er

war mit seinem ältern Bruder Fritz, der gleich ihm Freiwilliger geworden, zugleich dahin zurückgekehrt) bezog er im Winter 1815—16 die Universität Erlangen. Von hier an beginnt ein vollständiges Tagebuch; es gibt Aufschluß und Rechenschaft nicht allein über sein tägliches Thun und Treiben, sondern auch über seine Gedanken, Stimmungen und Ansichten. Am Neujahrstage 1816 schreibt er eine Art Gebet, welches man als ein Manifest seines der religiösen Verehrung des Vaterlandes fortan gewidmeten Lebens betrachten kann. Es heißt darin: „Gott, du ließest mein deutsches Vaterland sich durch seine eigene Kraft entwinden dem Joche der Knechtschaft. Zum Zweifler wurde ich, solange ich mich als Weltbürger kenne, in dieser Rücksicht nie; mein Glaube stand fest; aber daß meine feste Zuversicht durch die großen Prüfungen, die das Jahr 1809 und der Anfang des Jahres 1812, die Schlachten bei Lützen und Bautzen mit sich brachten, öfters doch den sich entwürdigenden Zweiflern ein geneigtes Ohr verlieh und über das Hohnlachen der deutschen unwürdigen Spötter fast zur Verzweiflung gebracht wurde: das verzeihe mir durch die Vermittelung unsers Herrn Jesu, der mich nicht gänzlich sinken ließ und endlich durch seinen heiligen Geist so hohen Muth in meine Seele brachte. — Vater, du hast Unendliches an uns gethan! Du ließest Sieg uns zutheil werden über unsern Nationalfeind; und hast alle schwankenden Pflanzen in deinem deutschen Garten, niedergebeugt durch verheerende Elemente und hin- und hergeschaukelt vom Winde des Zeitgeistes, wieder aufgerichtet; in tiefer Scham über ihr Zweifeln an deiner allwaltenden Gerechtigkeit, die ihrem schwachen Sinn zu lange langmüthig schien, wagen sie es nun, sich wieder aufzurichten zu dir, und sind dir gerettet. — Herzenslenker! Auch mir wurde zutheil, wenigstens mitausziehen, wenngleich nicht mitstreiten zu können fürs Vaterland!“

Aber wie so manche Jünglinge, die mit dem Ernste classischer Bildung das Gymnasium verlassen, sich auf der Universität in einen Strudel überkommener Spielereien stürzen, so erging es auch Sand. Seine religiöse Begeisterung, seine heilige Vaterlandsliebe suchte einen näher und nächstliegenden Gegenstand, den sie umfassen, für den sie wirken, mit dem

sie spielen konnte. Jarcke sagt: „Was dem alten Römer der Staat, dem berufenen Künstler seine Kunst, dem feurig liebenden Jünglinge die Geliebte zu sein pflegt, war ihm die allgemeine deutsche Burschenschaft; sie war ihm sein Ein und Alles, sein Staat, seine Kirche, seine Geliebte geworden."

Wer jene Zeiten miterlebt hat und Zeuge war des sittlichen Umschwungs, den die Burschenschaften in dem alten Studentenleben bezweckten, weiß, daß Sand darin nicht allein stand. Es war eine mächtige, frohe Bewegung, voller Morgenröthe. Viele gingen in ihren Erwartungen und Hoffnungen sehr weit, so weit als Sand, viele täuschten sich wie er, indem sie, was nur Spiel war, für heilige Wahrheit erachteten; aber wenige vertieften sich so darin mit dem ascetischen Ernst, mit dem einseitigen Fanatismus ohne Phantasie, und in keinem verwirrten sich die Begriffe dermaßen, daß er im Glauben: Gott, der Religion, dem Vaterlande und seinem Volke, dem Rechte und der Sitte, allen zugleich zu dienen, eine That verübte, die dem Grundwesen aller zugleich widerstrebte.

Das Wesen und Treiben der Landsmannschaften war bei Sand's Ankunft in Erlangen ein rohes und wüstes. Der Gedanke, als Reformator aufzutreten, lag für jede kräftige Seele nahe. Es bedurfte dazu kaum seiner eigenthümlichen Geistesrichtungen. Aber die Geschichte seiner Kämpfe dagegen, wie er ein paar Freunde um sich sammelte, wie sie anfangs in einer der Landsmannschaften selbst einen würdigern, vaterländischen Geist erwecken wollten, dann, getäuscht in ihren Erwartungen, in heiligem Ingrimm erglühten und den Satan lebendig wirkend sahen, weil die Landsmannschaften fortspielen wollten in alter bequemer Weise; wie dann die wenigen Burschenschaftler als Märtyrer lebten, geschmäht, verspottet, geschlagen; wie sie Gott, Jesus, das Vaterland, die Natur, sogar den sanften Mond zu Zeugen anriefen für die Echtheit ihres Rufes, für die Heiligkeit ihrer Ueberzeugung; das alles ist aus dem Leben gegriffen.

Sand's Thun und Treiben in Erlangen liegt uns deutlicher und umständlicher in seinen Tagebüchern vor als irgendeine andere

Epoche. Indeß genügt es für unsern Zweck, einzelne Züge herauszuheben.

Sand war schon in Tübingen Mitglied einer Verbindung „Teutonia“ gewesen, deren Grundzüge die der spätern Burschenschaft waren. In ihrer Constitution hieß es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unsers teutonischen Vereins ist, unter uns und andern zu nähren, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer hohen Achtung und warmer Liebe für unser Vaterland und in einem glühenden Hasse gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere uralte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre.“

In Erlangen bestand keine burschenschaftliche Verbindung; Sand beschloß deshalb mit einem gleichgesinnten Freunde U—ch in eine Landsmannschaft einzutreten und diese von innen heraus zu reformiren. Am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance (19. Juni 1816) wurde er Mitglied der fränkischen Landsmannschaft, die er für die gediegenste hielt. „Ich will“, schreibt er ins Tagebuch, „als Franke für deine Zwecke, o himmlischer Vater, hier wirken. Amen!“

Aber die Landsmannschaft wollte sich nicht reformiren lassen, sondern in Sand und U—ch nur zwei namhafte Burschen für ihre Verbindung, wie sie war, gewinnen. Man hielt Sand mit schönen Worten hin, was sich namentlich bei einer Seniorenwahl zeigte, wo nicht U—ch, wie versprochen war, sondern der frühere Senior von neuem gewählt wurde. Er legte dem, der ihn getäuscht, „seine Falschheit und Cabale ans Gewissen und rief ihn vor Gottes Gericht“. — „Ruhe für mich ließ mir Gott“, ruft er aus, „doch eine Zerstörung der schönsten Träume wirket tief auf ein Herz.“

Sand hatte gemeint, U—ch würde nun auf der Stelle austreten. Er blieb indeß und besuchte noch am nämlichen Abend mit Sand einen Ball, welchen die Landsmannschaft gegeben zu haben scheint. Beide wurden freundlich von allen behandelt; aber U—ch überwältigte der Gram, „es entstürzte ihm eine bittere Thräne“ und beide entfernten sich aus dem

Tanzsaal. Sand trug darauf folgenden Dialog zwischen sich und dem Freunde in sein Tagebuch ein:

„Sand. Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeschrieben und Gott heimgestellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Gärnlein, das sich hervorthunwollende Knaben um Löwen schlangen und uns darin gefangen und gefesselt zu haben glaubten."

„U—ch. Aber gegen mich wüthet der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen diese «Franconia», kämpfen und sie würgen! Ha! man wird den Bannstrahl gegen mich richten, und dann auch Gute Nacht, erlanger Burschenwelt. — Ja, selbst die Tiefen des Lasters könnte ich jetzt ergründen."

„Sand. Es durchströmt mich wiederum das selige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf diesem Erdenrunde in meinem Thun und Wesen erkennt. Handle nicht jedem Höhern zuwider, daß du selbst nur ruhig sein kannst. Aber ich sage, nach der Macht strebende, gleisnerische Knaben gedachten die Kraft in eine Flasche zu zwängen und einen Pfropf daraufzustecken; aber mächtig rührte sich der Geist, leicht wirft er den Pfropf weg, aber zersprengt auch die festere Flasche."

„So sprach die mächtige Seele (sagt Sand von sich selbst) und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft so sehr als jetzt. Jeder Nerv war heute ein Held." Und doch war Sand gutmüthig genug, die Nacht auf der Stube des verhaßten Seniors der Franconen, desselben, den er vor Gottes Gericht gerufen, zuzubringen, und U—ch gegen diesen und andere zu vertheidigen, daß er von Natur nicht böse sei!

Am folgenden Tage schreibt Sand in sein Tagebuch: „Ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen ist, kann zum Wütherich werden." Am Nachmittage, als er U—ch das Niedergeschriebene vorlas und dieser alles billigte, „schlossen beide, innig betend zu Gott, das Schutz- und Trutzbündniß für die gute Sache".

Von jetzt an war für Sand die Wirksamkeit für einen akademischen Bund zu einer Sache der Religion geworden;

aber es wollte mit dem Stiften der Burschenschaft nicht recht vorwärts. Sand und U—ch waren aus der „Franconia“ ausgetreten und ersterer hatte einen Verfassungsentwurf für den neuen Bund ausgearbeitet. Mit sechs bis acht Freunden zog er auf eine Anhöhe, die sie Rütli nannten, um dort ein Weihefest zu feiern. Es wurde Bier und Wein getrunken, gesungen, gerathschlagt und endlich mit Fackeln heimgezogen. Die Burschenschaft ward constituirt, ihre Kopfzahl wuchs an auf etwa 20 Mann, aber sie hatte schwere Kämpfe mit ihren Feinden, den Landsmannschaften, zu bestehen, und Sand wurde infolge dessen gereizt, es bemächtigte sich seiner tiefe Niedergeschlagenheit. „Die Lebensfreuden schwinden“, schreibt er, „Kummer und Sorge nehmen zu; nirgend zeigt sich mir ein fester Platz, den unser höchstes Bestreben, unsere christlich deutsche Sache eingenommen hätte. Am Ende wanken auch wir und auch ich.“ Er klagt in einem Briefe an den Vater über das wissenschaftliche Leben in Erlangen und schiebt die Schuld auf die Lehrer. Dazu verließen seine innigsten Freunde Erlangen. Einer, dem er sich besonders angeschlossen hatte, der Theologe Dittmar, ertrank unter seinen Augen beim Baden, ohne daß er ihm zu Hülfe eilen konnte. Die Landsmannschaften machten ihm den Vorwurf: wenn er muthiger gewesen wäre, hätte er den Ertrinkenden retten können. Dies kränkte ihn furchtbar und seine Erbitterung stieg so, daß er sich mit seinen liebsten Genossen entzweite. Mit zweien war er auf dem Punkte, sich wegen einer geringfügigen Sache zu schlagen; indeß waren sie vernünftiger als er und wiesen seine Forderung zurück. Mit einem seiner vertrautesten Kameraden duellirte er sich wirklich, weil er ihm etwas übel genommen hatte. Den Tag vor dem Duell trat er auf die Kanzel und hielt seine erste Predigt!

Nach dem Schlusse des Sommersemesters 1817 verließ Sand Erlangen. Er war in fröhlicher Stimmung, denn er ging zu dem großen Reformationsfeste auf der Wartburg und dann nach Jena, wo die deutsche Burschenschaft, das Ziel seines Lebens, bereits bestand. Er arbeitete einen Aufsatz aus, welcher in 11 Artikeln sein damaliges Glaubensbekenntniß von der Bedeutung der Burschenschaft enthielt und auf der

Wartburg unter die Festgenossen vertheilt wurde, allein er selbst spielte keine hervorragende Rolle, vermuthlich weil er weder fließend noch unvorbereitet sprechen konnte. Auch in Jena nahm Sand keinen der ersten Plätze unter den Burschenschaftern ein, aber seine Briefe und Tagebücher sind heiterer als die von Erlangen. So finden wir darin einen Besuch Sand's bei Goethe, den er mit harmloser Laune um freundliche Verwendung zu einem löblichen Zwecke ansprach. Auf einer Reise traf er mit de Wette zusammen und führte ihn zu seinen Aeltern nach Wunsiedel. Dieser Besuch wurde die Veranlassung zu de Wette's verhängnißvollem Trostbriefe an Sand's Mutter, der die Absetzung des berühmten Theologen und später seine Expatriation aus Deutschland zur traurigen Folge hatte.

Im Herbst 1818 unternahm Sand eine Reise nach Berlin und lernte daselbst den Turnvater Jahn kennen. Er schreibt über ihn in seiner überschwenglichen Weise: „Jahn ist ein Held dieser Zeit, ein wahrhaft freier und edler Mann, gewachsen jedem Sturme in diesem Erdenleben und empfänglich für die zartesten Freuden des Geistes, ein rechter Mensch, passend in alle Verhältnisse des Lebens. Was über seine Art besonders Aufschluß gibt, ist, daß er um die Zeit der Französischen Revolution, in jener Zeit, wo alle edle Seelen für das Heiligste erglühten, von Aeltern, die er hochrühmt, auf dem Lande seine Jugendbildung erhielt. An der Hand der Geschichte, die er mit voller Liebe erfaßte, verwilderte er aber nicht, wie die meisten jener Zeit, sondern blieb in derber Sittlichkeit seinem Ziele unverrückt treu. Nun ist er ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Aeußern, rüstig an Körper, von starkem, schnellem Geiste, von Leidenschaft, aber Herr seiner selbst und mild als eine Maid; ein lebendiges Buch der belehrendsten Geschichte, besonders Meister unserer Sprache und Volksgeschichte; ein Mann, der an allen Hauptereignissen seiner Zeit thätigen Antheil nahm, von dem so viel Edles ausging und der nun als ein rechter Lehrer der Jugend mit ganzer Seele der Volkserziehung lebt; ein Held, der mit schöpferischer Kraft in die größten Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes eingriff, und den man hier im geruhigen Kreise des

schönsten Familienlebens, dort in aufregendem Spiele mitten unter den muntern Knaben erblickt.“

Um Michaelis 1817 war Sand nach Jena gekommen; um Ostern 1819, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt, verließ er die Stadt, um, mit zwei Dolchen auf der Brust und einem Ranzen auf dem Rücken, den Weg nach Manheim anzutreten. Sein Geschäft war der Mord. Was aber waren seine Motive, was war der nächste Anlaß?

In seinen religiösen Irrthümern, in der Verkehrtheit seiner theologischen Richtungen und den Trugschlüssen, die ihm eine grübelnde, endlich hochmüthig gewordene Vernunft aufdrang, erblickt Jarcke die ursprüngliche Triebfeder zu seiner That. Indem er der subjectiven Ueberzeugung des Ichs, nach einem langen innern Processe, endlich die Uebergewalt eingeräumt habe über die positiven Satzungen der Religion, sei die wahre Stimme Gottes, die in so klarem, jedem verständlichen Gebote sich ausspreche, in ihm umnebelt und endlich so erstickt worden, daß er das allereinfachste Gebot: Du sollst nicht tödten! in das Gegentheil verkehrt habe. Jarcke setzt den Fanatismus des Jünglings in die Kategorie der Bilderstürmer und Thomas Münzer's zur Zeit der Reformation; aber Sand war niemals, was wir unter einem Schwärmer verstehen. Verstand und Phantasie sind bei ihm gleich arm. Er klammert sich an die wenigen Ideen, die in seinem Kopfe Platz haben, wie der Ertrinkende an ein Bret, und die Thätigkeit seiner Einbildungskraft beschränkt sich darauf, sich dieses Bret als ein stolzes Segelschiff zu denken. Sein Gottvertrauen klingt rührend, wenn er in den kleinsten Begegnissen die fürsorgende Hand des Ewigen erblickt; aber es ist eine Lästerung, daß er Gottes Finger und Willen auch da sehen will, wo er das göttliche Gesetz mit Füßen tritt. In Jena ist er in einem Zustande des religiösen Schwankens. Er schreibt in sein Tagebuch: „Aus eigener Ueberzeugung in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volke den reinen Rechtszustand, d. i. den einziggültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und

Streben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt anderes, als «dem Leben, dem Volk entsagen». Dank dir, o Gott, für diese Gnade! O welche unendliche Kraft und Segen verspüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr. Dies ist der Zustand der wahren Gottähnlichkeit."

Und an einer andern Stelle: „Ich will meinen Willen, das höchste Geschenk Gottes, das einzige Eigenthum, recht erkennen, und mit ihm mir all das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbstschöpfung gelegt hast. Alle Gnade verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; jede Gnade ungewollt ist für mich keine, hebt sich in sich selbst auf. Der Ueberzeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie, ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden! — Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans."

Ebenso erklärte Sand später vor dem Untersuchungsrichter: „Dem freien Willen muß ich nachleben, und das, wozu meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, muß ich ausführen, sollte ich gleich untergehen und mir völlige Verhöhnung zutheil werden." — „Ich müßte ein feiger Tropf sein, wenn ich nicht Mannes genug wäre, das, was ich als wahr anerkannt habe und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen." — „In Collisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich niemand abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden soll."

Jarcke liefert folgende treffende Charakteristik, die über die Motive Aufschluß gibt. Er sagt: „Sand war eine von den tiefen, nicht alltäglichen Naturen, die von einer Idee, Theorie oder Ansicht nicht blos oberflächlich bewegt werden, sondern mit voller Consequenz des Willens sie zur höchsten und alleinigen Richtschnur ihres Lebens machen. Bei unzähligen andern, die seine Ansichten vollkommen theilten, gingen diese letztern ruhig neben ihrem sonstigen Leben und Treiben her, und waren, wenngleich zeitverderbend und gefährlich, so doch immer nur ein kindisches Spielzeug, welches bei reiferm Nach-

denken verworfen, vielleicht auch mit noch gefährlichern oder schlechtern, nur äußerlich weniger anstößigen Principien vertauscht werden konnte. Bei Sand waren jene Grundsätze dagegen keineswegs blos Phrasen, die außerhalb des Gebiets der Rede keine Existenz haben, sondern der innerste Kern seines Lebens. — Aber bei dieser unleugbaren Tiefe des Gemüths war sein Verstand weniger, wie es scheint, von Natur, als durch allmähliche Verfinsterung und fanatische Erhitzung, fast bis zu einem unglaublichen Grade beschränkt und schlechthin unfähig, das Unzusammenhängende, Abgeschmackte, Unpraktische und, genau genommen, Leere und Inhaltslose seiner eigenen Ansichten zu durchschauen und aus diesem auch nur die nächsten Folgerungen zu ziehen. Dazu gesellte sich der Mangel gründlicher, positiver Kenntnisse und, was vornehmlich zu beachten ist, es gebrach ihm, da seine Ansichten zugleich die herrschenden in seinem Kreise waren, an Gelegenheit und auch an Neigung, sie durch den Austausch mit andern zu berichtigen. So geschah es, daß er insbesondere gar nicht bemerkt hatte, daß das Deutschthum, welches er glühend liebte, vor allen Dingen nichts weniger war als deutsch und niemals und nirgends existirt hatte; wol aber mochte er inne werden, daß die übrige Welt, und vornehmlich das wirkliche Deutschland, gar keine sichtbaren Anstalten traf, zu der von ihm angekündigten Umwälzung zu schreiten, und daß mithin sein und seiner Freunde Thun und Treiben sich zur wirklichen Welt wie das leere Gerede zur That verhalte."

Als die Kunde von der Mordthat durch Deutschland scholl und man erfuhr, daß Sand im deutschen Rocke gehe, daß er Mitglied der Burschenschaft und auf der Wartburg mitgewesen sei, war der erste, allgemeine Gedanke, daß die That kein Impuls eines einzelnen sein könne. Die deutsche, zumal die jenaer Burschenschaft ward als die Urheberin angeklagt. Vornehmlich hierauf und auf Sand's mögliche Complicen wurde die Untersuchung gerichtet. Aber es ist zur völligen Gewißheit erhoben, daß Sand nicht im Auftrage der Burschenschaft gehandelt, daß er keine Mitschuldigen, ja nicht einmal Mitwisser gehabt hat. Die deutsche Burschenschaft war unschuldig an diesem Morde. Sie wollte ursprünglich nur Ordnung,

Sitte, Wissenschaftlichkeit, Religion, Liebe zum Vaterlande und Vereinigung aller Deutschen. Später entwickelten sich allerdings engere Vereine innerhalb der Burschenschaft, die sich politischen Träumereien hingaben. Man nannte sie die „Unbedingten". Sie steckten sich ungeheuere Ziele; sie wollten 1) alle deutschen Staaten zu einem einzigen Reiche verschmelzen; 2) dieses deutsche Reich sollte ein Freistaat mit völlig demokratischen Grundlagen werden; 3) sollten alle christlichen Confessionen in diesem neuen Reiche zu einer gemeinsamen deutschen Kirche vereinigt und alle Nichtchristen ausgeschlossen werden. — Adolf Follenius hatte „Grundzüge zu einer künftigen deutschen Reichsverfassung" geschrieben, welche das Haupt-Corpus delicti bei allen gegen die Verbündeten geführten Untersuchungen waren. Wenn wir diesen Entwurf mit der möglichsten Ernsthaftigkeit betrachten und wegsehen über die erst neu zu gründende deutsche Hauptstadt: Allerteutschen genannt, und über die vielfach durchsprochene und erwogene Maßregel: daß alle Beamte des Reichs gleiche Besoldung aus der großen Reichsschatzkammer erhalten sollten, der Dorfschullehrer wie der Minister — nur wer viel Kinder hatte, erhielt etwas mehr, wer Junggesell blieb, weniger —, wenn wir über dies und vieles andere, was man heute kaum mehr ernsthaft lesen kann, wegsehen, so ist Folgendes ungefähr der Hauptinhalt dieser Constitution: Deutschland soll Ein Reich sein. Alle Deutsche sind sich einander an Rechten völlig gleich. Vorrechte existiren nicht. Recht und Gesetz entsteht durch gleiche Abstimmung aller nach Mehrzahl. Seine gesetzgebende Gewalt übt das Volk aus durch Richter und Beamte, die alle den Volksvertretern verantwortlich sind, seine oberaufsehende Gewalt durch Volksvertreter und deren Ausschuß. Die Glaubenslehre Christi soll die Glaubenslehre des Reichs sein. Andere Glaubenslehren werden, als den Zwecken der Menschheit zuwider, in dem Reiche nicht geduldet. An der Spitze der gesammten Verwaltung im Reichslande steht der Landesfürst mit einem Landrathe. Der Fürst ist vor andern Beamten weder durch Rang, Titel noch höhere Besoldung ausgezeichnet; er wird aus den Gliedern des Landraths gewählt. Auf dem Reichstage erscheinen die aus den Landesvertretern gewählten Reichs-

vertreter. Sie sind der Mund des Volks. Die Volkssitte ist Gesetz im Reiche. In dem Reichsvertreter spricht sich das Volksrechtliche, Allmacht und Alleinmacht aus. Wie der Fürst im Reichslande, steht der König im Reiche an der Spitze der Verwaltung mit dem Reichsrathe. In seiner Hand vereinigen sich alle Fäden der Verwaltung. Des Königs einziger Wirkungskreis ist die Verwaltung. An Rechtssprechung, Gesetzgebung, Kriegs- und Friedensschlüssen hat der König keinen größern Antheil als jeder andere Bürger. Er muß Acht haben, daß seine Landräthe und Fürsten keinen Verrath am Volke begehen, und sie deshalb anklagen. Klagt er sie nicht an, oder klagt er sie fälschlich an, so geht es ihm an den Kopf u. s. w."

Die engern Vereine der sogenannten „Unbedingten" oder „Schwarzen" hatten sich von Gießen aus über andere Universitätsstädte verbreitet. Ihre Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte gehört nicht hierher. Sie bildeten sich in jener Universitätsstadt zuerst aus den vom Feldzuge heimkehrenden Studenten, welche sich weder in die bestehenden Landsmannschaften aufnehmen lassen noch dem sogenannten „Comment" unterwerfen wollten. Sie bestanden unter verschiedenen harmlosen Namen, als: „Deutsche Lesegesellschaft", Bildungsverein", „Ehrenspiegel", ihre ursprüngliche Beschäftigung war die Lektüre wissenschaftlicher und dichterischer Werke, wobei dann die Phantasien von einem deutsch-christlichen Glückseligkeitszustande sich entwickelten, die durch die gegenseitige Besprechung darüber zu — wie die Angeschuldigten sagen — harmlosen Luftschlössern von einem vollkommen deutschen Staate, wie ihre Ankläger darthun, zu revolutionären Comploten erwuchsen. Der Name „Schwarze" war zuerst ein Spottname; nachmals mochte er ein Ehrenname geworden sein, dessen sie sich selbst bedienten. Der Name der „Unbedingten" entstand erst später, als die Politik schon der Hauptgegenstand der Besprechung geworden war, die Vereine sich ausgebreitet und folgende Grundsätze aufgestellt hatten:

1) Eine Wissenschaft ohne Leben ist weniger als ein Leben ohne Wissenschaft.

Dieser Grundsatz begründete die Verpflichtung, die aner-

kannte wissenschaftliche Ueberzeugung ins Leben zu rufen, mithin im Sinne der Glaubenslehren des Vereins zu handeln.

2) Wenn der Staat nicht strafen kann und will, ist die Existenz eines dergestalt rathlosen Zustandes anzunehmen, daß das Strafrecht des einzelnen erwacht und diesem dann die Ausübung des Strafamtes zusteht.

3) Als Mittel muß derjenige gebraucht werden, welcher sich den höchsten Zweck nicht selbständig denken kann.

4) Die Würdigung einer That ist subjectiv. Es gibt also keine allein objectiv böse Handlungen. Vielmehr kann auch die ihrer Wirkung nach sonst strafbare That durch die gute Absicht gerechtfertigt werden. Also heiligt der Zweck die Mittel.

Wie dieser engere Verein sich in Jena, wo er unter dem Namen der „literarischen", der „wissenschaftlichen" oder der „staatsrechtlichen Bildungsgesellschaft" auftritt, gestaltet hat, darüber ist aus den Untersuchungen nichts mit Gewißheit ermittelt; oder vielmehr es scheint, daß die Gleichgesinnten hier noch weniger als in Gießen, Darmstadt, Heidelberg und Freiburg sich zu einer festen Verbindung mit bestimmten Zwecken constituirt haben. Es war nur ein Zusammenhalten der bessern Köpfe, der energischern und ehrgeizigern Naturen, welche dieselbe Ueberzeugung verband. Ihre Zusammenkünfte hatten nichts Geheimes, jeder ward zugelassen, und ihre Grundsätze wurden allenfalls auf dem Markte proclamirt.*) Der thätigen und begabten Köpfe fanden sich viele, aber eben aus ihrer bekannten und so verschiedenen Persönlichkeit, wie Karl Folle-

*) Ein Mitglied dieses Vereins schreibt unterm 26. August 1818 an einen Freund: „Wir treiben vorzüglich Geschichte, Erziehung der Jugend insbesondere, und des Volkes Volksthum im allgemeinen. So nehmen an diesen wissenschaftlichen Vereinen nicht blos die theil, die wir enger zusammenstehen, sondern eben jeder, der seinen Ernst zeigt, mitzuarbeiten. Es wird auch wahrscheinlich dieser Verein Sache der Burschenschaft werden, wie es schon das Turnen worden ist. Ich glaube auch, daß es noththut, daß sich in die Geschichte ein jeder recht hineinarbeite, denn nur in ihr, glaube ich, können wir Aufschlüsse über das Wesen unsers Volkes bekommen und wie ihm zu helfen."

nius, Witt von Dörring, Haupt und Professor Fries, in dessen Hause die Versammlungen öfter stattfanden, ergibt sich, daß von einer Verschwörung nicht die Rede sein konnte.

Sand's Entschluß gehört vielmehr ihm allein. Seine Kenntnisse waren mehr als mangelhaft. Seine Weisheit schöpfte er aus den Zeitungen und gerade von jenem Kreise geistig hochstehender Männer hielt er sich fern. Seine Unwissenheit war so groß, daß er wirklich glaubte, durch die Ermordung Kotzebue's eine für das Vaterland ersprießliche That zu vollbringen. Aber sein nächstes subjectives Motiv war ein anderes: der geistige Hochmuth. Trotz der christlichen Demuth, die sich in seinen Tagebüchern ausspricht, brennt er vor Verlangen, sich hervorzuthun. In Erlangen hatte er die Burschenschaft gegründet, auf der Wartburg hatte er eine Schrift vertheilt; aber in Jena war für ihn keine Gelegenheit sich auszuzeichnen, ja andere galten mehr als er. Das kränkte seinen Stolz und er beschloß, zum Heil des Vaterlandes, eine leuchtende That zu thun. Wenn er handelte, während seine Kameraden nur große Worte machten, mußte er allen den Rang ablaufen. Sein Dolch traf gerade den Lustspieldichter Kotzebue — weil er kein anderes Object für seinen Thatendurst wußte. Es erfüllte ihn unbeschreibliche Wuth gegen die Tyrannei, welche nach seiner Meinung das deutsche Volk knechtete, es gab keinen einzelnen König oder Fürsten, dem er das eingebildete Unglück der Nation hauptsächlich zuschreiben konnte. Es fehlte ihm also ein Gegenstand für seinen Haß, er suchte nach einem Opfer und erkor dazu in seinem Unverstande den mehrgenannten Dichter.

August von Kotzebue hat mancherlei in seinem Leben verschuldet; aber daß ihn der Dolchstoß eines Schwärmers für Tugend, Freiheit und Vaterland traf, verdiente er nicht. Mit allen diesen drei Dingen hatte der leichtfertige Dichter im Leben wenig Verkehr. Wie er mit der erstern umsprang, darüber haben die Moralisten vielfältig geklagt; die Tugend im deutschen Volke hat indessen durch seine leichtsinnige Auffassung nichts eingebüßt. Zu einem Ritter für die Freiheit war er nie berufen, obwol er einmal in seiner Jugend während der Revolution in Paris war, dann auch in Sibirien, man weiß nicht

recht warum, und später im fremden Dienste gegen Napoleon's Zwingherrschaft mit der Feder kämpfte. Dem Vaterlande hatte er schon 1806 Lebewohl gesagt und sich in russischen Dienst begeben. Er war ein froher, leichtsinniger, gutmüthiger Lebemann, der sehr viel Geld brauchte und seine Feder dem verkaufte, der ihm das meiste bot. Kotzebue verspottete die Aufwallungen des deutschen Nationalgefühls und machte das Treiben auf den Universitäten lächerlich. Dies erzürnte die jugendlichen Gemüther. Als Correspondent der russischen Regierung berichtete er über die deutschen Zustände. Und er berichtete in seinen Bulletins im übelwollenden Sinne, er verleumdete die Jugend und die von ihr gefeierten Männer. Eines seiner gehässigen Bulletins war durch Nachlässigkeit oder Verrath eines Abschreibers in fremde Hände gekommen und in der damaligen Oppositionszeitung abgedruckt worden. Man nannte ihn nun einen russischen Spion und einen Verräther am Vaterlande. Sand, der wenig oder nichts von seinen Schriften gelesen hatte, wollte das Vaterland rächen und den Feind der guten Sache vernichten.

Die erste Erwähnung Kotzebue's in seinen Tagebüchern findet sich unterm 28. April 1816, wo er aus Wunsiedel schreibt:

„Am Abend sah ich im Harmonietheater, wo das letzte mal in diesem Winter gespielt wurde, die «Silberne Hochzeit», von Kotzebue, aufführen, und zwar recht schön; und ich kam dadurch auf keine bösen Gedanken."

Am 24. November 1817, nach dem Wartburgsfeste, finden wir die Notiz: „Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue sehr schön vorgelesen. O, welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!" Ein halbes Jahr später, unter dem 5. Mai 1818, heißt es:

„Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine so wehmüthige Bangigkeit an; aber fester Wille, feste Beschäftigung löst alles und hilft für alles, und das Vaterland schafft Freude und Tugend; unser Gottmensch, Christus, unser Herr, er ist das Bild einer Menschlichkeit, die ewig schön und freudig sein muß. — Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue, oder sonst

einem solchen Landesverräther, das Schwert ins Gekröse zu stoßen."

Allmählich reifte dieser Gedanke: er wollte jener Held werden. Er schwelgte in der Vorstellung, wie seine Freunde ihn bewundern und seine Kühnheit anstaunen würden. Er malte sich sein Märtyrerthum nach vollbrachtem Morde aus und zeichnete sich selbst, vor einem gothischen Thore knieend, einen Dolch in der Brust und mit einem zweiten Dolch ein Papier anheftend.

Ende des Jahres 1818 stand sein Entschluß fest, seine Staatsprüfung war beendigt und er schrieb in sein Tagebuch am 31. December 1818: „So begehe ich den letzten Tag dieses Jahres in ernster, feierlicher Stimmung, und es wird der letzte Christtag gewesen sein, den ich eben gefeiert habe. Soll es etwas werden mit unserm Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserm Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht alles wieder vergessen werden und die Begeisterung wieder aufleben im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben darangesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse.

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o so liegt mir wieder in Klarheit vor das Menschenleben! O Gott! Dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, du warst und bleibst mein einziger Glaube, meine treue Hoffnung, meine höchste Liebe, so sehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir — wurde ich der Erkenntniß klar — liegt alles; die Menschenwürde, wie sie Jesus uns lehrte, faßte ich inniger auf als je. Im Gebiete meines Willens liegt alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entscheidung meines schaffenden Willens erstrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zustande in meinem äußern Leben zurück! Die

Trägheit, die Gewohnheit, sinnliches Wesen, Furcht, Eitelkeit und Falschheit lagern immer um unsern thätigen Willen, und die freie Seele ist mit Einem mal in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held ist vor ihren Stricken frei, bis zu seinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unser Leben lauter und rein, gut oder böse war. Nie werden wir Gott schauen, bis wir durch eigene Kraft unser Wesen läutern. Nach solcher Tugend steht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende bescheren in kindlicher Reinheit, klar bewußt meines Heils."

Vom 31. December 1818 bis zum 9. März 1819 blieb Sand noch in Jena und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu seiner That. Aus einem französischen Hirschfänger ließ er sich einen langen Dolch fertigen, wozu er das Modell vorher selbst in Wachs gebildet hatte. Es ist derselbe Dolch, der in Kotzebue's Brust fuhr und den Sand sein „kleines Schwert" nannte. — Eines Tages kam sein Busenfreund A—s zu ihm in die Stube. Sand, der lauernd am Tische stand, läuft auf den Eintretenden zu, gibt ihm einen leichten Stoß ins Gesicht und dann, als dieser das Gesicht mit den Händen zu decken sucht, einen heftigern auf die Brust. Da A—s erstaunt fragt, was das zu bedeuten habe, antwortet ihm Sand ganz sanft: „Siehst du, so muß man es machen, wenn man einen erstechen will; erst ins Gesicht, damit er mit den Händen danach fährt und zum Stoß in die Brust eine Blöße gibt." Uebrigens beschlichen ihn auch jetzt noch Zweifel. Er mußte den natürlichen Abscheu vor einem solchen Verbrechen überwinden. „Ich habe", sagte er einmal, „auf einen dritten gewartet; denn ich hatte so gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein dritter auf mich. Oft habe ich gedacht, du könntest doch ruhig fortleben, wenn ein dritter die That übernähme. Dieses Warten war also eigentlich ein Wunsch, daß mir ein dritter zuvorkommen möchte; übrigens kannte ich einen solchen dritten nicht!"

Ende Februar schrieb er einen Brief an seine Mutter, in dem er mit der ihm möglichsten Ruhe und Klarheit seinen Entschluß auseinandersetzt, nicht das Lehrfach zu ergreifen, sondern dem Predigtamt sich allein zu widmen, weil er sich

nicht berufen und begabt genug fühle, in dem erstern sich auszuzeichnen. Nach dem Zeugniß seiner Freunde war er überhaupt in den letzten Wochen vor seiner Abreise ruhig und heiter. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er „acht Tage lang weniger an die That gedacht und Gott gebeten, er möge sie vorübergehen lassen". Aber bei diesen innern Kämpfen flüsterte ihm immer wieder die innere Stimme zu: „Du hast zu viel versprochen und noch nichts gethan."

Anfang März entwarf er mit großer Sorgfalt mehrere Schriften, die den Schlüssel zu seiner That für alle enthalten sollten, welchen er eine Aufklärung über dieselbe schuldig zu sein glaubte. Sand arbeitete langsam; auch im Schreiben scheint ihm die Geläufigkeit abgegangen zu sein, welche ihn als Redner schwülstig und unbeholfen machte. Er corrigirte diese Schriften im Brouillon und fertigte alsdann die Reinschrift.

Das erste dieser Schreiben ist überschrieben: An alle die Meinigen. Es enthält einen Abschied an seine Familie, eine Rechtfertigung seiner That vor derselben. Gewiß für Sand die schwierigste Arbeit, zugleich aber ein Beleg dafür, wie fest in ihm der Gedanke geworden, daß er auch vor diesen heiligsten Rücksichten unerschüttert blieb und im Verhältnisse zu seinen andern Schriften einen verhältnißmäßig ruhigen und klaren Stil bewahren konnte. Der Umfang dieser Schreiben, zusammengenommen, ist zu groß, um sie für unsern Zweck wörtlich wiederzugeben, wir heben deshalb auch aus diesem nur die charakteristischern Stellen heraus. Der Brief fängt an:

„Treue, ewig theuere Seelen! Warum euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und schwankte, euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte euch der harte Gram zwar leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. Also heraus aus der umschlossenen, bangen Brust; hervor, du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

„Euch bringt dieses Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

„Gehegt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unsers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies ist unstreitig der höchste Jammer in unserm Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; dies für uns der entehrendste Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde und wofür sich Tausende kühn geopfert haben, nun als Traumbild, ohne bleibende Folge, in trübem Mismuthe wieder entschlafen, wenn die Reformation der alten, abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. — — —

„Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert, bis aufs völlige Verderben unsers Volkes hin bei uns ihr Spiel. — Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten, faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und steht dennoch, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, trotz seiner Schlechtigkeit da als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die, von ihm geblendet, gern das Gift einnimmt, das er in seinen halbrussischen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen, denn diese russischen Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen oder zur Zeit der Gärung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen; soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein, — so muß er nieder.

„— — — Mutter, du wirst sagen: Warum habe ich einen Sohn großgezogen, den ich lieb hatte und der mich liebte, für den ich tausend Sorgen und steten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich

nun? — Theuere Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgendeines andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge; und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von dir entfernt, und du kennst solche Reden nicht, edle Frau. — Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn keiner hervortreten wollte für die deutsche Sache, so würdest du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben euch; ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan sein."

Nachdem er die Theuern dem Schutze Gottes empfohlen und seinen Segen auf „die kampfrüstige Schar im deutschen Volke" heraberfleht, die die Sache der reinen Menschheit auf Erden zu fördern muthig entschlossen ist, schließt er mit den Versen:

„Das letzte Heil, das höchste, liegt im Schwerte,
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der (deutschen) Freiheit eine Gasse!

Jena, anfangs März 1819.

Euer in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Karl Ludwig Sand."

Um dieselbe Zeit richtete er an einen Schul- und Universitätsfreund einen Brief, in dem er es ihm zum Vorwurf macht, daß er sich von seinen Aeltern nach Heidelberg habe schicken lassen, was doch nur in der Absicht geschehen sei, ihn von staatsgefährlichen Verbindungen abzubringen. In diesem Briefe heißt es: „Willst du in deinem künftigen Berufskreise nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Deutschen leben, und dafür entweder siegen oder bis zum Tode kämpfen, so verdirbst du dir nichts als deine eigene Seligkeit. — — — Wenn wir nicht bei zeiten auf den Gedanken kommen: von jedem unter uns hängt ebenso viel ab als von jedem andern — wenn wir nicht den ernstlichen Entschluß fassen: nächst dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern

vaterländischen Tugenden zu streben, so wird nie werden, was zu schaffen uns auferlegt ist."

Das dritte Schreiben, adressirt: „Meinen Freunden deutschen Sinnes in Jena, zu übergeben durch Frd. Asmis" (welches den Hauptanlaß zur Untersuchung in Betreff seiner Complicen gegeben), lautet so:

„Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten wird. Es wird mir dieses Werk unter allen das schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel ins ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segensreich werden. Falle ich, so ist mein letzter Wille zu euch: daß man bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, diejenigen, die die Gaben des Geistes, Klarheit der Rede, der handfesten Verwaltung besitzen, diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinsame Sache bereit sein zu können schon bewiesen, die etwa auch schon Ansehen beim Volke erlangt haben, daß man diese dann, so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt stelle, auf daß, wenn das Land frei werden sollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte, vollendete Zustand geschaffen werde, daß das deutsche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

„Kann ich durchkommen, so weiß ich schon, wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können."

Dieser Brief klingt allerdings verdächtig, und es gehörten die Ermittelungen einer strengen Untersuchung und das Zusammenstimmen so vieler, großentheils schon im obigen niedergelegter Umstände dazu, um zu dem Resultate zu kommen, daß Sand wirklich, wie er angibt, unter „seinen Freunden deutschen Sinnes" keine bestimmte Verbindung verstand, sondern alle die in Jena, welche mit ihm dasselbe Streben und

dieselbe Ueberzeugung theilten. In den mysteriös klingenden Anordnungen für das, was kommen wird, ist seine Phantasie der Zeit vorausgeeilt, und er sieht voraus, wie sich, durch seine That entzündet, das Feuer in Deutschland verbreiten wird und die Bekenner seiner Ansichten als eine thatkräftige Macht dastehen werden. Aus dem Schreiben selbst ergibt sich zugleich, daß die That nicht eine gemeinschaftlich beschlossene und verabredete gewesen sein konnte, denn er benachrichtigte die Freunde erst davon, daß sie geschehen sollte. Zudem spricht auch der Umstand, daß er dieses Schreiben unversiegelt in einem offenen Pulte in seiner Wohnung liegen ließ, dafür, daß es an keine geheime Verbindung gerichtet sein konnte. Denn wie beschränkt Sand auch in andern Dingen dachte und zu Werke ging, so war er doch, wie sich aus der Untersuchung ergibt, aufs äußerste, bis zur Lüge, behutsam, um keinen Freund zu verrathen.

Das vierte Schreiben ist an die deutsche Burschenschaft zu Jena gerichtet. In demselben trägt er sein Begehren vor, aus der Verbindung entlassen zu werden, weil mehrere Anstoß daran nehmen könnten, wenn er fürs Vaterland auf dem Rabensteine sterben sollte. Der übrigens kurze Brief ist, gegen die andern gehalten, unbedeutend. Nur zeigen die Schlußfolgerungen darin, wie schwach es mit Sand's praktischer Urtheilskraft bestellt war. Er will die Burschenschaft bei seiner That aus dem Spiele lassen. Aber auch dieses Schreiben blieb ruhig in seinem Pulte liegen. Eine solche einseitige Willenserklärung, die dem andern Contrahenten nicht bekannt ward, konnte aber das Band zwischen ihm und der Burschenschaft nicht lösen, der Austritt blieb also nur eine fingirte Handlung und, da das Schreiben erst lange nach dem Morde bekannt wurde, hinsichtlich des von ihm Bezweckten ohne Wirkung. Die Burschenschaft gerieth in Verdacht und die Verwickelungen, welche er von ihr abwenden wollte, wurden ihr nicht erspart.

Für das große Publikum aber erließ er fünftens eine Proclamation, überschrieben: „Todesstoß dem August von Kotzebue“, welche die eigentliche Brandfackel sein sollte, die er ins deutsche Volk schleuderte, die aber wirkungslos

bleiben mußte, weil das große, deutsche Volk weder diese Ideen begriff noch diese Sprache verstand. Sie hebt an:

„Nur in der Tugend Einheit! — Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch, entscheidet euch auf Leben und Tod. Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüte sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit."

Nachdem er dies Bild weiter ausgemalt, heißt es: „Ich hasse nichts mehr als die Feigheit und Faulheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit — weiß nichts Edleres zu thun, als

Den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit,
— Dich Verderber und Verräther meines Volkes
— August von Kotzebue — niederzustoßen.

Du, mein deutsches Volk, erhebe dich zur hohen, sittlichen Würde der Menschheit — eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott; sie — die höchste und einzige — ist die Gottähnlichkeit — des Menschen freier Geist und seine freie schöpferische Kraft. Mein deutsches Volk, du hast kein eigenes, kein edleres Besitzthum, sie ist dein höchstes Gut. — Erkenne, wahre dir diesen Glauben, diese deine Liebe zu Gott. — Lasse dein Heiligthnm nicht mehr unter die Füße treten. Der Mensch, sei er auch in den traurigsten, niedrigsten Verhältnissen geboren, ist geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene christliche Freiheit! Ehre, vertraue nur dem freien Manne. Hasse die Verräther, die Knechtsseelen, die falschen Seher, die dieses nicht wollen; hasse die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die dich von jedem kühnen Entschlusse abhalten, hasse, morde alle die, so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen, und dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes

Kunstrad, in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen. — — — — — Mein deutsches Volk, gewinne Selbstvertrauen und den hohen Muth, den schon einzelne deiner Helden in sich trugen! Dies ist der rechte Feiergeist des Lebens, daß du das, was die heiligen Schriften des Christenthums und die Vorzeit lehren, das, was deine Dichter singen — thust, und nicht blos es anstaunst oder es nimmst als leere Fabeln. — Bruder, das Höchste und Heiligste, was deine Seele kennt, den Zustand einer geläuterten, gottbeseligten Menschheit sollst du fromm und muthig erstreben.

Ein Christus kannst du werden!"

Dann heißt es zum Schluß: „Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder, verlasset einander nicht im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath straft mit Knechtschaft die Geschichte — Ihr habt sie vor euch! — Auf, ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, besinne dich, ermanne, befreie dich!"

Dieses Schreiben ist von Sand mit besonderm Fleiße ausgearbeitet worden, er hat daran die letzten drei Monate seines Aufenthalts in Jena geschrieben und den ursprünglichen Entwurf vielfach durchcorrigirt. Ursprünglich sollte es als Brief an Kotzebue übergeben werden, dann überarbeitete er es zum Aufruf an das gesammte Volk und schrieb es in mehrern Exemplaren ab. Eins derselben wollte er bei Kotzebue's Ermordung benutzen. Es war auf einen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen des nämlichen Papiers angeklebt war, sauber und correct geschrieben und hatte das Ansehen einer Affiche in größerm Format; um es mit sich fortzubringen, mußte er es in Briefform zusammenlegen.

Endlich fertigte Sand zugleich mit diesem „Todesstoß" noch ein Todesurtheil an, welches nicht zu den Untersuchungsacten gekommen ist, dessen Inhalt er selbst aber dahin angibt: „Kotzebue sei der Verführer der deutschen Jugend und der Verderber der deutschen Geschichte gewesen, und da so viele erhabene Stimmen nicht gehört worden seien, so trete er im Volksgefühle gegen ihn auf, um das Gesetz des Volks und des Reichs an ihn zu vollziehen. Er habe dem

deutschen Volke gesagt, daß, wenn es nicht das Schicksal der Griechen theilen wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten von Salamis und Platäa unter die Herrschaft des Philippus gekommen seien, so müsse es vorzüglich unter sich gegen den Verrath Aufsicht halten."

Ueber dem Schicksal und der Besorgung dieser Papiere schwebt ein Dunkel, welches auch die Untersuchung nicht zu beseitigen im Stande war. Von Wichtigkeit war, während des Processes, die Frage, inwieweit seine Freunde Asmis und Dr. Karl Follenius die Empfänger der Schriften gewesen, ob also auch sie und inwieweit sie als Complicen zu betrachten seien? Die Untersuchung hat diese Frage mit Nein beantwortet, und es gewinnt den Anschein, als ob Sand die Mehrzahl dieser Schriften, in einer sonst unbegreiflichen Sorglosigkeit, in Jena deshalb unverschlossen zurückgelassen habe, damit seine That, vor der Ausführung, ans Tageslicht kommen und er der furchtbaren Pflicht, deren Erfüllung er sich einmal gelobt hatte, überhoben werden möchte.

Der Unglückliche selbst hat darüber nichts bekannt, aber mehrere seiner Aeußerungen machen es aufs höchste wahrscheinlich, daß er diese letzte Selbsttäuschung beging und das entsetzliche Werk noch einmal einer Art Gottesurtheil übergab, indem er die Ausführung davon abhängen ließ, ob inzwischen die Briefe gelesen und somit die Sache entdeckt werden würde. Im Falle der Entdeckung hatte er sich muthig und würdig vor seinen Freunden gezeigt, und sein Gewissen war in doppelter Art befriedigt. Es ist gewiß, daß er über diesen Ideengang nicht zum klaren Selbstbewußtsein gediehen ist, aber die Facta sprechen nur zu deutlich für eine Erklärung, welche allerdings dem Heroismus seiner That Eintrag thut, aber dem allgemein Menschlichen in seinem verfinsterten Charakter dafür sein Recht vindicirt.

Sand will drei Packete zu besorgender Schriften gefertigt haben, wovon die zwei ersten, sein Tagebuch und andere Briefe, richtig an seine Mutter gelangt sind. Das dritte aber habe enthalten einen Brief an seine Aeltern, einen Brief an die bamberger und zwei an die bremer und speiersche Zeitungsredaction, die Urschrift des „Todesstoßes" und das nur

in einem Exemplar vorhandene „Todesurtheil“. Dieses dritte Packet ist verschwunden, von seinem Inhalt ist nichts zum Vorschein gekommen, als eine Abschrift des Briefes an die Aeltern. Sand hat sich in Widersprüche darüber verwickelt, wem und wie er es zur Besorgung überlassen. Asmis und Dr. Karl Follenius bestreiten beide, es empfangen zu haben, und es ist nur Vermuthung, daß einer oder beide beim ersten Schrecken das Packet sofort nach der Eröffnung vernichtet haben könnten, um allen Verdacht von sich abzulehnen. Ebenso wenig will einer der genannten Zeitungsredactoren ein Schreiben von Sand erhalten haben, welches, nach dessen Angabe, ungefähr folgendermaßen gelautet haben sollte: „Ich ersuche Sie, die beikommenden Sachen (Todesstoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudrucken, aber nicht eher, als bis Sie die Nachricht erhalten, daß A. v. K. durch meine Hand gefallen sei; komme ich durch, so verschweigen Sie meinen Namen.“

Mag das Schicksal dieses Packets sein, welches es wolle, soviel steht fest, daß Sand in seinem Pulte ein Verzeichniß seiner Schulden, welche seine Aeltern bezahlen sollten, eine Verfügung, daß seine Effecten in seine Heimat geschickt werden sollten, und die Schreiben an die deutsche Burschenschaft in Jena und an seine Freunde deutschen Sinnes zurückließ. Sie befanden sich in einem blauen Umschlage, der, versiegelt mit seinem Petschafte, die Aufschrift trug: „Briefe zu besorgen“. Ja, er erinnert sich nicht einmal, diese verfänglichen Schreiben in das unverschlossene Pult gelegt zu haben, er ließ sie seiner Meinung nach in dem unaufgeräumten Zimmer zurück in der Erwartung, daß die Hausleute oder Freunde sie finden und an die Vorsteher der Burschenschaft bringen würden!

Hätte Kotzebue noch in Weimar gelebt, so ließ sich diese Sorglosigkeit vor der Entdeckung erklären. Aber Kotzebue wohnte in Manheim, 40 Meilen von Jena. Sand mußte eine große Reise dahin unternehmen, und brachte unterwegs volle 14 Tage zu! Was konnte bei diesem unbegreiflichen Zaudern seine Absicht sein, als daß er durch einen Zwischenfall von seiner furchtbaren Aufgabe befreit wurde? Er selbst gesteht, „von Frankfurt aus sei er in das Schwanken gekommen,

bis er sich endlich gewaltsam losgerissen und zur Ausführung bestimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verursacht."

Sand berichtete in jenen Briefen den nähern Freunden, in welcher Absicht er fortgehe. Er meldete sein Vorhaben der Burschenschaft. Er mußte annehmen, daß nach dem natürlichen Gange der Dinge bald, vielleicht schon am Abend desselben Tages seiner Abreise, sein Vorhaben ruchbar werden würde. Was die Burschenschaft erfahren, davon mußte auch der Senat Kenntniß erhalten, und das erste, was dieser zu thun hatte, war, Staffetten nach Manheim zu senden, um das Verbrechen zu verhüten.

Sand hatte also gewissen Personen seinen Plan vertraut, er hatte ihn sogar an drei ihm persönlich völlig unbekannte Zeitungsredactoren gemeldet. Seiner eigenen Angabe und Berechnung nach durften und mußten diese es früher erfahren, als die That vollführt war. Konnte er denken, daß diese drei Männer schweigen und durch ihr Schweigen sich zu Complicen der That machen würden? Im Gegentheil war zu erwarten, daß sie, wenn sie nicht alles für eine grobe Mystification hielten, augenblicklich Anzeige machten. Wahrscheinlich überlegte er sich auch, daß seine Aeltern, wenn der Brief an sie rechtzeitig in ihre Hände kam, nach Manheim eilen würden, um den geliebten Sohn von der Mordthat abzuhalten.

Und dennoch zögerte Sand auf seiner Reise dermaßen, daß er erst am funfzehnten Tage in Manheim eintraf! Wir müssen Jarcke beipflichten, daß Sand nichts unterlassen hat, um sich die wirkliche Ausführung seiner beschlossenen That unmöglich zu machen! Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sein Entschluß nicht ernsthaft gefaßt gewesen, „er war in der Lage eines Menschen, der sich selbst geißeln will und weit ausholt, aber, vom Schmerz überwältigt, unwillkürlich die Geißel sanft niederfallen läßt. — Er spielte auf seinem innern Privattheater den rachedürstenden Helden, der nach dem Blute des Feindes lechzt; allein in der Stille, gleichsam sich selbst die Bedeutung dessen verbergend, was er that, ließ er jene

Briefe zurück, und reiste immer langsamer, je mehr er sich dem Ziele näherte."

Kotzebue's tragisches Ende schien indeß unvermeidlich zu sein; das Unwahrscheinliche trat ein, das scheinbar Unmögliche wurde wirklich. Vierzehn Tage und länger kam niemand in Sand's verlassenes Zimmer, oder es fand doch niemand die Briefe. Erst als die Stafette aus Manheim dem akademischen Senat die Nachricht von dem Morde überbrachte und man von Gerichts wegen in seiner Wohnung nachsuchte, fand man die Schriften!

Am vorletzten Abende (7. März) seines Aufenthalts in Jena hatte Sand seine Freunde zu sich geladen. Sie bemerkten keine Umwandlung an ihm. Auch am letzten Abende äußerte er nichts, was auf den Zweck seiner Reise deutete. Er antwortete jedem, „er gehe in die Heimat", und lehnte die übliche Begleitung, das Comitat seiner Genossen, ab. Jedoch erinnerten sich die Freunde später, daß er mit besonderer Feierlichkeit von ihnen Abschied genommen hatte.

Morgens um 4 Uhr, am 9. März, ging er von Jena zu Fuß nach Erfurt. Sein Anzug war ein schwärzlicher deutscher Rock, darunter eine rothe wollene Weste und schwarze, lange Tuchbeinkleider; die Füße in Schnürstiefeln, auf dem Kopf eine schwarzsammtene Kappe mit Schirm. Gewöhnlich trug er über dem Rocke eine blaue Blouse. In seinen Taschen war ein Compaß in einer zinnernen Kapsel, eine Karte von Schwaben und eine vom Neckarlauf. Von Büchern führte er mit sich ein abgerissenes Stück aus dem Neuen Testamente, Körner's „Leier und Schwert" und ein geschriebenes Gedicht, Abendmahlsfeier von Dr. Follenius.

Auf dem Rücken trug er einen Tornister; er nahm denselben aber nur bis Darmstadt mit und schickte ihn von da durch einen Freund nach Wunsiedel. Sein wichtigstes Gut, was er am sorgfältigsten zu hüten suchte, waren seine zwei Dolche. Der eine, „das kleine Schwert", dem er vergeblich in Jena mit Scheidewasser seine Lieblingsstelle aus Körner: „Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein" einzuätzen versucht hatte, sollte an einem Loche in seinem Brustlatze hängen. Doch trug er ihn, der Bequemlichkeit wegen, lieber in ein

Tuch gewickelt auf dem Tornister, solange er diesen bei sich hatte. Den kleinen Dolch, eigentlich ein großes Vorlege- oder Jagdmesser, trug er im Tornister oder in seinem linken Rockärmel, wo zu dem Behufe ein Heft angenäht war. Später steckte er ihn in die Tasche.

In Erfurt blieb Sand beim Turnlehrer S. bis zum 11., wo er nachts 11 Uhr (also nach zweitägigem Aufenthalte) die Post nach Frankfurt bestieg. Mittags, während der Rast in Eisenach, überredete er die beiden Passagiere, mit ihm auf die Wartburg zu steigen und dort ihr Mittagsmahl einzunehmen. Hier schrieb er (12. März) in das Stammbuch für Studenten:

„Was sollen euch die alten Schlafmützen schaffen? Vertrauet auf euch selbst, und bauet im eigenen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf! — Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein, der Freiheit eine Gasse."

In der Nacht zum 14. gelangte er, ohne weitern Aufenthalt, nach Frankfurt a. M. Hier stieg er im Schwan ab, suchte aber schon am nächsten Morgen einen Landsmann und Bekannten, W—e, ehemaligen preußischen Offizier, auf, bei dem er bis zum 17. März wohnte. Er brachte seine Zeit mit ältern Bekannten, theils in Privathäusern, theils auf Spaziergängen zu. Am 17. früh reiste er weiter nach Darmstadt, fragte hier einen Studenten nach einem Wirthshause, ging aber nicht in den Darmstädter Hof, der ihm genannt wurde, sondern zum Advocaten H. Er nahm bei diesem die ihm angebotene Wohnung nicht an, sondern wurde von seinen Freunden bei einem Kameralpraktikanten untergebracht, „weil er hier, nach seinem Wunsche, für sich unbemerkt leben konnte". Sein Umgang beschränkte sich auch wirklich auf vier bis fünf Befreundete, von denen zwei ihn am 22. März auf den Weg nach Manheim brachten. Als der eine umgekehrt war, begleitete ihn der andere bis zu den sogenannten bickenbacher Tannen, und schnitt ihm hier, auf sein Bitten, im Walde die langen Haare ab. Schon um 3 Uhr nachmittags machte er, nur noch sechs Stunden von Manheim entfernt, in dem Städtchen Lorsch Rast, und accordirte einen Wagen, der ihn am nächsten Morgen bis Manheim fahren sollte.

Zu einer Tour, die ein rüstiger Fußgänger allenfalls in sechs Tagen vollendet, wenn es ein ersehntes Ziel gilt, braucht Sand vierzehn Tage, obgleich er den größern Theil mit der Post fährt! Nach dem ersten Tagemarsch rastet er in Erfurt schon zwei Tage. Einmal auf der Post eingeschrieben, muß er zwar in raschem Zuge bis Frankfurt. Aber hier hält er sich, ohne Zweck, ohne Geschäfte, ohne dringende Nothwendigkeit, vier Tage auf! — In einem Tage hätte er bequem von Frankfurt aus Manheim erreichen können; aber er verweilt abermals fünf Tage in Darmstadt, ohne einen Grund angeben zu können. Nun wird er doch in einem Tage bis Manheim gehen! Es ist der anmuthigste Weg und Frühjahr. Nein, er macht in Lorsch schon nachmittags 3 Uhr halt, und bleibt einen halben Tag und eine ganze Nacht in dem kleinen Oertchen. Auf eine Wendung seines Schicksals, auf ein sichtliches Eingreifen des Himmels wartete er hier wol nicht mehr; es war nur die Bangigkeit, die ihn immer und immer noch einen Aufschub suchen ließ.

Endlich war der verhängnißvolle Morgen angebrochen. In einem gemietheten Wagen fuhr er um 6 Uhr nach Manheim. Um 9½ Uhr stieg er an der manheimer Neckarbrücke ab, ließ sich vom Fuhrmann abstäuben, gab ihm ein Trinkgeld und entließ ihn mit dem Versprechen, wenn er wieder durch Lorsch käme, ihn abermals anzunehmen.

Im Gasthofe Zum Weinberg trank Sand einen Schoppen Wein, und nahm dann einen Lohnbedienten, der ihn nach Kotzebue's Wohnung führen sollte. Nach ein paar Schritten kehrte er indessen wieder zurück, um sich die Kleider abbürsten zu lassen und ein Halstuch umzubinden. Wahrscheinlich geschah es, um bei Kotzebue leichter Zutritt zu erhalten, vielleicht auch, um sich zur Flucht vorzubereiten.

Nachdem der Lohnbediente ihm die Wohnung gezeigt hatte, gab dieser ihm ein Trinkgeld, winkte ihm, sich zu entfernen und klingelte. Kotzebue war nicht zu Hause. Die Magd, gegen die er sich Heinrichs aus Mitau nannte, bestellte ihn auf den Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr wieder. Sand eilte hierauf dem Lohnbedienten nach, um sich von ihm ins Naturaliencabinet und in die Jesuitenkirche füh-

ren zu lassen. Beide aber waren verschlossen. Sand ging deshalb in den Schloßgarten.

Um 1 Uhr war er wieder im Gasthofe, entließ abermals den Lohnbedienten und sagte ihm, er werde abends ins Theater gehen. An der Table d'hôte saß er zwischen zwei Geistlichen vom Unterrhein, und sprach mit ihnen über geschichtliche Gegenstände, über Luther und die Reformation. „Alles, was er sagte", bekundet der eine, „war besonnen, ohne zweideutige Seiten zu berühren; indeß sprach er gedehnt und mit niedergeschlagenem Blicke. Sein Aeußeres bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe und einen Mann, der mit sich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist." Er aß mit gutem Appetit, aber mäßig, und trank nur einen Schoppen Wein. Auf des Wirths Frage, ob er den Herrn von Kotzebue angetroffen, antwortete er trocken: „Nein!" und sagte dem einen Geistlichen, er müsse dem Herrn von Kotzebue noch einen Besuch machen. Nur beim Schlusse der Mahlzeit will einer der Tischgäste eine große Zerstreuung an ihm bemerkt haben.

Nach Tische schrieb er sich unter dem Namen Heinrichs in das Fremdenbuch, bezahlte die Zeche, unterhielt sich noch bis gegen 5 Uhr und verlor sich dann, ohne Abschied zu nehmen.

Diese seine Ruhe ist nicht leicht zu erklären. Wenn es sein Entschluß gewesen wäre, sich nach vollbrachtem Mord selbst zu tödten, würde man seine stoische Todesverachtung verstehen können. Aber Sand wollte nach dem Morde fliehen. Es ist dies keine Vermuthung, sondern durch die Untersuchung bis zur Evidenz erwiesen. Er wollte sich weder den Gerichten überliefern, um zu büßen, was er verschuldet, noch sich den Dolch in die Brust stoßen, um als freier Mann sterbend durch sich selbst die begangene Blutschuld zu rächen; er wollte vielmehr durch schleunige Flucht zu entkommen suchen, um, wie er sich in dem Briefe an die Freunde ausdrückt, zu rechter Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können. Auch zur Wehr wollte er sich nöthigenfalls setzen, aber nur gegen Bewaffnete, denn da er sich einmal in den Zustand des Kriegs gesetzt und keine Bundesgenossen

gehabt habe, sei dies seine Pflicht gewesen. Alles das steht durch seine Aussagen fest, wie ungern auch die Bewunderer seiner Seelengröße sich entschließen mochten, es zu glauben. Sand wollte morden und sein eigenes Leben retten. Er hatte sogar einige Vorbereitungen zur Flucht getroffen, z. B. vier Louisdor in seinen Hosenträger eingenäht, das Haar sich verschneiden lassen; er wollte, wie er später angab, nach Nordamerika gehen, und dort bei einer deutschen Gemeinde Prediger oder Lehrer werden. Aber er hatte weder Postpferde vors Thor bestellt, noch standen Freunde in der Nähe, noch hatte er sich nach einem Schlupfwinkel umgesehen, um für den ersten Augenblick zu verschwinden, noch hatte er sich eine Reiseroute gemacht; ja er will mit sich selbst uneinig gewesen sein, ob er sich zunächst nach Frankreich oder in seine Heimat wenden sollte. Die Flucht war demnach mit derselben Unklarheit und Verworrenheit vorbereitet, wie alles, was er that. Es erwächst daraus die für den Psychologen unbeantwortete Frage: Was gab ihm diese letzte Ruhe, wenn nicht der Conflict so mannichfacher aufgeregter Gefühle eine endliche momentane Stumpfheit hervorgebracht hat?

Um 5 Uhr stand er wieder vor Kotzebue's Thür. Der Bediente führte ihn, ohne daß er noch einmal seinen Namen nannte, die Treppe hinauf und meldete ihn. Drei Damen, welche Frau von Kotzebue besuchen wollten, gingen auf der Treppe an ihm vorüber. Er grüßte sie höflich, der Bediente sagte zu ihm: „Sie können herauf!“ brachte aber noch einige Minuten mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er ihn herein, blieb jedoch nochmals in der Thüre stehen, und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward er in das Wohnzimmer der Familie gelassen. Kotzebue trat aus der Thür links herein. Sand grüßte ihn und „wendete sich gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum“. Ihm war, wie er sagt, das Schrecklichste, daß er sich verstellen mußte. „Sie sind aus Mitau?“ fragte Kotzebue. Sand hatte sich des Namens Heinrichs aus Mitau bedient, weil er nicht glaubte, daß Kotzebue ihn, wenn er sich für einen geborenen Deutschen ausgäbe, vorlassen würde; leichter würde dies unter dem Namen eines Kurländers sein. Nach einigen Hin- und

und Herreden trat Sand vor: „Ich rühme mich“ — zog dann den Dolch aus dem linken Rockärmel — „Ihrer gar nicht — hier du Verräther des Vaterlandes!“ und versetzte ihm einige Stiche in die linke Seite. Wie viel Stiche er ihm gegeben, und welchen zuerst, weiß er nicht, „es war geschwind geschehen“. Kotzebue sprach kein Wort, er streckte nur die Hände vor. Am Eingange des Zimmers linker Hand brach er zusammen. „Dann sah ich ihm noch einmal in die Augen“, fährt Sand fort, „um mich zu überzeugen, wie es mit ihm stand; ich wollte wissen, was mein Angriff für Folgen gehabt hatte, und ihm überhaupt noch einmal ins Gesicht sehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern gezwinkert, so, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts sah.“

Beim Umdrehen bemerkte Sand ein kleines Kind, welches in die Stube sprang. Es war Alexander von Kotzebue, der vierjährige Sohn des Ermordeten, der an der offenen Thür die Mordscene mit angesehen zu haben scheint. Das Kind glaubte, wie es nachher geäußert haben soll, „der fremde Mann wolle mit seinem Vater Krieg spielen“. Es schrie auf und weckte den Mörder aus seinem Starrsinn. Es war der Bote der Nemesis, welcher der Sache eine ganz andere Wendung gab, indem ohne dies Zwischenspiel Sand wahrscheinlich aus dem Hause entkommen wäre. Des Kindes Anblick verwirrte ihn, eine Regung des Gewissens — die einzige seit dem Entschlusse bis zu seiner Hinrichtung — erwachte. Er kehrte im augenblicklichen Impulse den Dolch gegen die eigene Brust. „Sein Schreien“, sagt Sand aus, „hat mich in der Stimmung von so vermischten Gefühlen dazu bewogen, ihm gleichsam zum Ersatze, mir einen Stoß mit dem kleinen Schwert zu geben.“ Der Stoß ging aber nur einige Zoll tief in die linke Brust; er zog den Stahl selbst wieder heraus, und die Wirkung war nur ein augenblicklicher Blutverlust.

Die Zeugenaussagen über den Auftritt selbst, so weit sie davon Kunde geben können, und über das Nächstfolgende, stimmen im wesentlichen überein. Die geringen Umstände, über die sie voneinander abweichen, sind unerheblich, und erklären sich durch die allgemeine Bestürzung. Die Amme

im Nebenzimmer hörte einzelne Worte des Gesprächs zwischen Kotzebue und dem Fremden. Der Bediente und Kotzebue's Tochter, Emmy, stürzten fast zu gleicher Zeit in das Mordzimmer. Sie hoben den Verwundeten auf. Er hatte noch so viel Kraft, sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen, gab aber nur unartikulirte Töne von sich. Dort sank er vier Schritte vor der Thür zusammen und starb nach wenigen Minuten in seiner Tochter Schos. Emmy selbst wurde bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht.

Der Bediente und das Fräulein von Kotzebue sagen beide aus: als sie in das Mordzimmer getreten seien, habe der Erstochene auf der einen, auf der andern Seite aber der Fremde gelegen, die rechte Hand auf die linke Brust haltend. Dies will Sand nicht zugeben: er erinnere sich durchaus nicht auf der Erde gelegen, und könne keinenfalls die rechte Hand auf die linke Brust gehalten haben, weil das kleine Schwert darin gesteckt. Wahrscheinlich wollte er nicht eingestehen, daß er infolge einer unbedeutenden Wunde zu Boden gestürzt sei. Er will mit den Personen, die zuerst hinzutraten, Worte gewechselt und ihnen erklärt haben, angeblich zu ihrem Troste, daß er kein gemeiner Mörder aus Feindschaft sei, sondern um einer Idee willen gehandelt habe! Weder die Tochter noch der Bediente wissen etwas davon, und werden es auch schwerlich, wenn er dergleichen gesprochen hat, gehört oder begriffen haben. Dagegen sagen beide, Sand habe sich aufgerichtet, den Dolch aus der Brust gezogen, und sei ihnen „mit starken Schritten" nachgeeilt, als sie den Ermordeten ins Nebenzimmer geführt. Der Bediente habe rasch die Thür zugehalten, „denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas daran rappele". Sand leugnet diesen Umstand. Es ist kaum denkbar, daß wieder ein unmotivirter Blutdurst in ihm erwacht und er dem Opfer nachgestürzt ist, um noch einmal über dasselbe herzufallen. Dagegen wäre es möglich, daß Gewissensangst ihn hingetrieben, daß er in seiner Art sich mit den Angehörigen verständigen, ihnen auseinandersetzen wollte, er habe nur aus Vaterlandsliebe gehandelt u. s. w.

Im Hause war Aufruhr und Verwirrung. Hier waren sie um den Sterbenden, dort um seine Angehörigen beschäftigt,

Sand war allein, an ihn dachte im ersten Schrecken niemand. Die drei Thüren des Zimmers standen offen. Er stürzte hinaus, um zu entfliehen. Auf dem obern Flur begegnete ihm die Köchin und das Stubenmädchen, aber sie wichen entsetzt vor seinem blutigen Dolche zurück, den er „in Fechterlage vor sich hielt“. Die Köchin schrie um Hülfe, als er die Treppe hinuntersprang.

Zu gleicher Zeit riefen die Damen oben am Fenster: „Haltet den Mörder fest!“ Die Leute auf der Straße liefen zusammen. Sand erkannte, daß die Flucht unmöglich war. Er nahm das Papier, auf welchem der „Todesstoß für August von Kotzebue“ geschrieben war, aus der Brusttasche des jetzt offenen Rocks, entfaltete es und überreichte dasselbe dem Kotzebue'schen Bedienten, der eben aus dem Hause ging, um die Wache zu holen, mit den Worten: „Da nimm es.“ Bekanntlich war seine Absicht gewesen, das Papier mit dem kleinen Dolche als ein Femzeichen an eine Thür zu heften. Dazu fehlte ihm aber das Messer und die Zeit; jenes war ihm im Zimmer während des Mordanfalls aus der Hand gefallen; diese drängte ihn zur raschen That.

Er rief zu den hülferufenden Damen oben am Fenster: „Ja, ich habe es gethan. So müssen alle Verräther sterben.“ Dann wandte er sich zum Volke und redete einige Worte, die verschieden aufgefaßt worden sind. Er will gesagt haben: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben!“ — Zwei Dienstmägde aus dem Kotzebue'schen Hause haben gehört: „Gottlob, es ist vollbracht, wer will mir etwas darauf thun. Es lebe mein deutsches Vaterland; ich streite für mein Vaterland!“ Die Köchin will noch als Zusatz gehört haben: „Und die ganze Universität!“ Sie beschied sich aber nachher dahin, daß sie sich wol geirrt haben könne.

Unangefochten von der versammelten Menge, welche in dumpfer Bestürzung anfangs nur stumm dem unerwarteten Schauspiel zusah, ließ er sich auf die Knie nieder, murmelte die Worte: „Ich danke dir, Gott“ — vielleicht auch: „für diesen Sieg“, und setzte dann den Dolch an seine linke Brust,

indem er ihn langsam in gerader Richtung hineinstieß, bis er festsaß. Als er die Hände losließ, sank er rechts nach vorwärts um. Jetzt erst sprang man hinzu. Ein Schustergeselle zog ihm den Dolch, der in der Brust emporstand, heraus. Eine Hebamme riß ihm die Weste auf und wusch ihn mit Essig, den man aus dem Kotzebue'schen Hause brachte, Brust und Kopf, worauf Sand wieder Zeichen des Lebens von sich gab. Die Wache erschien und er ward auf einer Tragbahre forttransportirt.

Was von dem Augenblicke an, wo der blutende Mörder unter ungeheuerm Zusammenlaufe von Volksmassen, welche die ihnen unerklärliche That in dumpfer Verwunderung anstaunten, in das große manheimer Hospital getragen wurde, bis zum Augenblicke seiner Hinrichtung geschah, darüber ruhte lange Zeit ein tiefer Schleier des Geheimnisses. Gefangenwärter, Aerzte, Geistliche und Richter waren zu besonderm Schweigen verpflichtet, sodaß sie jeder Erwähnung seines Namens vor dem Publikum sich enthalten, ja nicht einmal verrathen sollten, ob er noch lebe oder gestorben sei. Später sind die Acten publicirt worden und wir haben seitdem volles Licht erhalten. Keine von Sand's Wunden war tödlich, indeß blieb er bis zum Abend bewußtlos, der Athem war schwach, der Puls kaum fühlbar, die Lippen blau, das Gesicht leichenblaß, Hände und Füße kalt. Gegen 8 Uhr hatte er sich nach Einflößung eines warmen Weines so weit erholt, daß eine Art Verhör mit ihm angestellt werden konnte. Er antwortete durch Zeichen. Auf die Frage: ob er Kotzebue ermordet habe, richtete er den Kopf in die Höhe, riß die Augen weit auf und nickte kräftig und schnell mit dem Kopfe. Dann verlangte er Papier und schrieb mit Bleistift die Worte:

> „A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, der Schänder unserer Volksgeschichte und der russische Spion unsers Vaterlandes.“

In der folgenden Nacht hatte er viel Schmerzen; er gab durch Zeichen seinen Wunsch zu verstehen, daß der Aufseher Violine oder Guitarre spielen möchte. Dann ließ er sich aus Kohlrausch's „Deutscher Geschichte“ die Schlacht von Sempach vorlesen.

Das Wundfieber war am siebenten Tage gehoben; nach vierzehn Tagen waren die Wunden geheilt. Aber es hatte sich in der linken Brusthöhle ein Extravasat gebildet. Die Heilung konnte nur durch eine Operation bewirkt werden. Unterhalb beider Wunden, zwischen der sechsten und siebenten Rippe, wurden die Hautmuskeln anderthalb Zoll lang quer durchschnitten, dann durch das Rippenfell eine Oeffnung gemacht und aus dieser anderthalb Pfund halbgeronnenes Blut entleert. Dies geschah am 8. April; da die Lunge verletzt war, ergoß sich eine bedeutende Menge Eiter, er mußte täglich zweimal verbunden werden und konnte geraume Zeit das Bett nur auf Augenblicke verlassen. Daß es ihm nur einen Athemzug bei der Operation gekostet, um sich selbst zu tödten, gehört zu den unerwiesenen Gerüchten, dagegen hatte er feierlich gelobt, nicht ferner Hand an sich zu legen, weshalb man ihm auch die leichten Handfesseln abnahm, mit denen er nach der Arretirung geschlossen worden war, damit er den Verband nicht abreißen sollte. Er zeigte überhaupt keine Neigung mehr, zu sterben, vergaß nie die Stunde, wo er Arznei nehmen mußte und erbat sich vom Arzte die genauesten Verhaltungsmaßregeln hinsichtlich der Bewegung und Diät. Ja, er verabscheute später seinen Selbstmordsversuch als eine feige That und machte sich deshalb Vorwürfe. Gewissermaßen zur Wiederherstellung seiner Ehre in diesem Punkte bat er den Arzt, „es bekannt zu machen, daß er sich freiwillig der Operation unterworfen und sie mit Muth bestanden habe".

Seine Gemüthsstimmung war in den ersten Tagen aufgeregt, später ruhig und sehr ernst. Als ihm angekündigt wurde, daß er aus dem Hospital ins Zuchthaus gebracht werden müsse, vergoß er Thränen; schämte sich aber bald der, wie er sagte, unmännlichen Regung. Sein Betragen war, wie man es von einem Inquisiten aus den gebildeten Ständen erwarten darf. Er machte keine Forderungen, nahm aber mit vielem Danke die mannichfachen Erleichterungen und Beweise von Theilnahme an, die ihm von seinen Richtern, von den Wächtern und vom Publikum erwiesen wurden, und bedauerte, daß er jenen so viel Mühe mache und Zeit raube. Man verschonte ihn mit Ketten und wies ihm im Zuchthause

ein bequemes, von den andern Sträflingen abgesondertes Zimmer an; indeß ward er mit der größten Strenge bewacht, und es scheinen ihm während seiner ganzen Haft keine andern Mittheilungen zugekommen zu sein, als die, welche durch die Hände seiner Richter gingen.

Die weitläufige Geschichte der gegen ihn geführten Untersuchung, zu der eine eigene Commission in Manheim niedergesetzt wurde, liegt außerhalb unserer Aufgabe, wir können uns deshalb kurz fassen.

Der Thatbestand des vorliegenden Verbrechens ward ohne Schwierigkeit festgestellt. Kotzebue war schon gestorben, als die Aerzte herbeieilten. Er hatte drei Wunden erhalten. Eine im Gesicht war nicht von Bedeutung, die andere in der Mitte der Brust hatte die Lunge nur oberflächlich verletzt und wurde nicht für tödlich erkannt. Die dritte, auf der linken Brustseite, hatte den gemeinschaftlichen Stamm der Lungenarterien durchschnitten, das Herz blutleer gemacht, die Verzweigungen der Luftröhre mit ausgetretenem Blute angefüllt und dadurch den Tod absolut herbeigeführt. Der Stoß mußte, nach dem ärztlichen Gutachten, mit großer Gewalt geführt sein, da er, nachdem er Rock, Weste, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen, und die knöchernen Theile der Rippe durchschnitten hatte, noch mehrere Zoll tief in die Brusthöhle eingedrungen war.

Die Untersuchung richtete sich zunächst, da Sand hinsichtlich des vorliegenden Mordes und seiner Motive die bestimmtesten und bejahendsten Antworten gab, auf die Ermittelung seiner möglichen Complicen.

Während man von seiten der Richter nichts unversucht ließ, Sand zum Geständniß etwaiger Theilnehmer zu bringen, hielt er nicht allein mit dem Bekenntniß der Wahrheit zurück, sondern erlaubte sich sogar offenbare Lügen, die ihm später dargethan wurden. Das geschah nicht, um sein eigenes Verbrechen zu bestreiten, oder vor dem Richter in milderes Licht zu stellen, sondern im Glauben, seiner Sache zu dienen, und diejenigen, von denen er das Meiste für Deutschland hoffte, vor Nachforschungen zu sichern. So hatte er zu seiner Reise nach Manheim von Dr. Karl Follenius 20 Gulden Silbergeld

geliehen erhalten. Nach mancherlei Umschweifen nannte er seinen Busenfreund Asmis als Darleiher. Dieser wurde in die Untersuchung verwickelt und bat Sand in den rührendsten Briefen, von diesem unwahren Vorgeben abzustehen und nicht ihm, dem Unschuldigen, dadurch in seiner theologischen Laufbahn hinderlich zu werden. Vergebens der Brief, vergebens die Vorstellungen der Richter, daß er einen armen Freund, der inzwischen arretirt worden war, dadurch unglücklich mache; er blieb bei seiner Behauptung und fügte noch nähere Details hinzu, die sich sämmtlich als falsch und erlogen ergaben. Er mußte später selbst die Lüge einräumen und anerkennen, daß er das Geld von Follenius erhalten. Seine Entschuldigung war, daß Asmis als Student weniger dadurch implicirt werde als Follenius, welcher schon Privatdocent sei. Aehnliche Widersprüche, welche oft zu schroffen complicirten Lügen anwuchsen, kamen noch mehrere an den Tag; ja es gewann den Anschein, „als habe er sich die Aufgabe gestellt, die Wahrheit zu verhehlen, sobald er davon irgendeinen Nachtheil für das System seiner politischen Ideen fürchtete". Zuweilen, wenn er seinen Tod nahe glaubte, suchte er sich, dieser Unwahrheiten wegen, vor sich selbst und seinen Richtern zu entschuldigen. Aber die geschraubten, bombastigen Erklärungen, welche er dabei abgibt: „es habe ihm am meisten vor ihm selbst im Innersten leid gethan, und es sei ihm zur peinlichen Qual gewesen, daß er theils aus Mangel der Erkenntniß des bestehenden Gerichtswesens, theils aus zu großer Rücksicht auf irdisches und menschliches Wesen, einigemal bei außer seinem Raume liegenden Fragen sich habe verleiten lassen, seinen Charakter zu trüben, anstatt ohne Furcht zu resigniren für die ewige Wahrheit. Es sei dieses für ihn zur größten Qual geworden, aber er bereue es auch öffentlich von ganzem Herzen, um diesen Flecken von seiner Ehre womöglich zu tilgen" — diese Erklärungen tragen zu sehr den Charakter des Gemachten, als daß man sie für wirkliche Ergüsse der Reue halten könnte.

Sand ist während der ganzen Untersuchung und bis zu seiner Hinrichtung nicht ein einziges mal aus der Rolle gefallen, welche er vor sich selbst spielte. In starrer Selbst-

täuschung verharrte er dabei, den Mord als eine Pflicht gegen sein deutsches Vaterland, als eine tugendhafte und gottgefällige Handlung zu betrachten. Zuweilen dictirte er politische Diatriben gegen die Fürsten Deutschlands zu Protokoll, die nur zu deutlich verriethen, wie wenig er mit dem wirklichen Zustande seines Vaterlandes vertraut war. Im Februar des Jahres 1820 fiel es ihm plötzlich ein, gegen das Gericht, welches die Untersuchung führte, zu protestiren. In einem äußerst schwülstigen Documente erklärte er, „als junger Deutscher und Bekenner Christi könne er sich nicht einem Gerichte unterwerfen, das nicht nach volksthümlichem Gesetze, lediglich um des Guten an sich willen, verwaltet werde. Sein Verbrechen bestehe einzig und allein darin, daß er den jetzt Gewalthabenden als Einzelner, ohne sich mit ihrer überschwenglichen Macht messen zu können, entgegengetreten sei. Da nun der Anschein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit zunichte sei, trete gegen ihn mit aller seiner Macht und mit voller Gültigkeit das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er sich in allem geduldig unterwerfe. Er erkenne alle Maximen der Politik als gegen sich erlaubt, da er, als ein Feind der alten Ordnung und im Begriffe, sie umzustürzen, von seinen offenen Feinden ergriffen sei; nur müsse ihn niemand dadurch zum Thoren machen wollen, daß man von ihm „unbestechliche Pflichttreue" fordere, die nur von einem Gerichte, welches das gesammte Volk vorstelle, billig gefordert werden könne!"

„Er habe die That für das Höchste des Vaterlandes gethan, dessen sich, trotz der vielen Anklagen, niemand angenommen habe. Insofern glaube er sich gerechtfertigt und straflos, weil er gethan, was andere Gerichte nicht gethan und in den Zeitverhältnissen nicht hätten thun können." Diese Ansicht suchte er zu wiederholten malen zu vertheidigen. Kotzebue habe sich ihm als „der ergrimmteste Feind Deutschlands" gegenübergestellt. Es sei ein Zustand der äußersten Noth gewesen. Da die Regierungen nicht hätten helfen können — aus politischen Rücksichten gegen Rußland — sei es die heilige Pflicht jedes einzelnen geworden, der Willen und Kraft gehabt, sich in den Kampf einzulassen.

Als man in ihn drang, sich über den durch Kotzebue verursachten Nothstand des deutschen Volks deutlicher auszulassen, gab er allen Ernstes folgende Antwort:

„Kotzebue habe durch seine Schriften sein (Sand's) Privatleben so sehr verbittert, daß er ihn mehr als einmal körperlich getödtet habe. Das Vaterland habe er verspottet und verrathen, und es sei unmöglich gewesen, etwas durch Schriften gegen ihn zu thun, weil alle die weibischen Wesen in Deutschland mit ihm geweint und ihn angebetet hätten! Er habe so viel Anhang gehabt, daß ein einzelner nicht daran habe denken können, solch einen Mann mit der Feder zu besiegen; wenn er also seinen Unfug forttreibe, so könne sich der einzelne in diesem Zustande der Noth nicht anders helfen, als mit Aufopferung seines Lebens."

Wie wenig Sand die Rechtsverhältnisse kannte, ging aus seinem Antrage hervor: daß man in den Zeitungen diejenigen auffordern sollte, die ihn vertheidigen wollten. Auch seine Vertheidigung war keine sonderlich glückliche. Statt sich auf den Versuch, ihm das Leben zu retten, zu beschränken, verlangte sein Anwalt völlige Lossprechung von aller Strafe, weil das Bewußtsein der Strafbarkeit seiner Handlung in ihm absolut nicht vorhanden gewesen; weil er in der festen Ueberzeugung gehandelt und dabei verblieben sei, er thue kein Unrecht; weil endlich sein System ohne Gefahr für die Folgen sei, indem seine Lehre ohne Anhänger mit ihm selbst dereinst zu Grabe gehen müsse.

Es lag auf der Hand, daß diese Deduction vom Gericht nicht gebilligt werden konnte.

Nach badischem Gesetz erstatteten die Hofgerichte in Criminalsachen, wenn die gesetzliche Strafe zehnjähriges Zuchthaus erreichte, ein Gutachten an das Oberhofgericht, und dieses fällte das Urtheil. Alle zwölf Stimmen des begutachtenden Gerichts lauteten auf Schuldig und Tod durch das Schwert. Die Frage, ob ein Antrag auf Begnadigung zu stellen sei, wurde von fünf Stimmen nicht berührt, zwei überließen die Entschließung dem urtheilenden Richter, drei verneinten und

nur zwei bejahten sie, weil Gründe vorhanden seien, die Gnade walten zu lassen.

Unter dem 5. Mai 1820 sprach das Oberhofgericht das Urtheil:

„Daß Inquisit, Karl Ludwig Sand, aus Wunsiedel, des an dem kaiserlich russischen Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe — ihm zur gerechten Strafe, andern aber zum abschreckenden Beispiele — mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei" u. s. w.

Am 17. Mai wurde dies vom Großherzog von Baden bestätigte Urtheil Sand publicirt. Sein Gesundheitszustand hatte sich so gebessert, daß er das Bett schon mehrere Stunden verlassen und sitzend in seinem Zimmer essen konnte. Auch der Appetit war zurückgekehrt, er genoß mit Vergnügen kleine Näschereien und Confituren, welche ihm von theilnehmenden Seelen, und eingemachte Früchte aus der Heimat, die ihm von seinen Aeltern zugeschickt wurden. Das Urtheil hörte er ruhig an und dictirte zu Protokoll: „es erscheine ihm diese Stunde und der verehrliche Richter mit der endlichen Entscheidung willkommen; in der Kraft seines Gottes wolle er sich fassen; denn er habe schon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menschlichen Leiden ihm keines diesem gleich dünke, als das: zu leben, ohne dem Vaterlande und den höchsten Zwecken der Menschheit leben zu können; er sterbe gern, wo er nicht in seiner Liebe wirken dürfe für die Idee, wo er nicht könne frei sein. — — Er nähre die Hoffnung, durch seinen Tod denjenigen zu genügen, die er hasse, die ihn haßten, und wiederum die zu befriedigen, mit denen er die Gesinnung theile und deren Liebe mit seiner Erdenseligkeit eins sei. Willkommen erscheine ihm der Tod, da er noch die nöthigen Kräfte in sich fühle, um mit Gottes Kraft so sterben zu können, wie man solle."

Es existiren aus der letztern Zeit seiner Gefangenschaft einige Briefe an seine Aeltern, welche für den Criminalproceß zwar unerheblich, aber wichtig sind, zur Schilderung seines Charakters und zum Beleg dafür, wie die natürlichen Gefühle

noch dann und wann hell in dem Unglücklichen aufflammten und sich in einer einfachen Sprache Luft machten. Folgendes ist Sand's letzter Brief:

„Aus meinem Patmos.
Neujahr 1820 16/1.

Theuere Aeltern und Geschwisterte!

„In der Mitte September vorigen Jahres wurden mir durch die großherzogliche Special-Untersuchungscommission mit der Ihnen schon gepriesenen menschenfreundlichen Gesinnung Ihre werthen Briefe vom Ende August und Anfang September eingehändigt, und sie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis Ihrer Herzen zu versetzen und mich mit Freude völlig zu überschütten.

„Sie, theuerer Vater, schreiben mir an Ihrem siebenundsechzigsten Geburtstage und segnen mich mit dem Ergusse Ihrer vollsten, reinsten Liebe, und Sie, theuerste Mutter, lassen sich sogar herab zu Versicherungen der Fortdauer Ihrer von mir schon jederzeit unwankbar geglaubten mütterlichen Gesinnungen gegen mich, und so erhielt ich Ihrer beider Segen, der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger als alles auf mich einwirken muß; ich wurde mit der segenvollsten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich Ihnen, theuerste Aeltern, mit der kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuschreiben aufhören wird. Aber wie ich also das mir so unendlich theuere Verhältniß zu Ihnen lebendig vor meine Seele führe, so vermag ich auch nicht zu verschweigen, daß ich durch einige Ausdrücke Ihrer über alles innige Liebe, die sich frei über alle Rücksicht auf Verhältnisse hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zustand versetzt werden mußte.

„Auch Ihr, theuerer Schwager und theuere Schwester, versichert mich Eurer ununterbrochenen, innigen Liebe. Ihr scheint nach dem Schreck, den ich plötzlich über Euch alle brachte, noch nicht recht zu wissen, was Ihr aus mir machen sollt; ich fühle mich daher in der innigsten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie ersterbendem Danke gedrungen, Euch zu sagen, daß Eure durch viele Jahre hindurch so reichlich durch die That

bekräftigte Liebe mehr ausweist für das Geständniß wahrer geschwisterlicher Gesinnung zwischen uns — sobald ich auf meiner Seite nur deren werth befunden werde — als alle möglichen, auch die zärtlichsten Versicherungen in Worten.

„Und Du, guter Bruder, wolltest gern mit der theuern Mutter an die Fluten des Rheins geeilt sein, hierher, wo das rechte geistige Verhältniß zwischen uns beiden uns aufgegangen ist, wo wir durch die gleiche Gesinnung nach außen auch zu den innigsten Brüdern geworden sind, — Du seiest wirklich hier gewesen, muß ich Dir sagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröstungen und Aufmunterung schaue, die mir in Deinem treuen, zarten Briefe zutheil wurde.

„Und Du, gute Schwägerin, wie Du Dich gleich bei dem ersten Bekanntwerden mit so vieler Zärtlichkeit als liebende Schwester zu uns stelltest, so erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieses schönen Verhältnisses aus diesem Deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröstungen erquicken mich in innerster Seele, aber auch Dir kann ich nicht verhehlen, daß Du in der Ausspendung Deiner Achtung und Deines Lobes zu freigebig warst. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter gestellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel sehen ließ.

„Du, gute Julie, möchtest weiter nichts, als das, was mir zu tragen auferlegt ist, mir abnehmen können, und Du versicherst mich, wie ich es ja von Euch allen weiß, daß Du es gern für mich tragen wolltest, und daran erkenne ich Dich ganz und auch besonders das Verhältniß, in dem wir miteinander aufgewachsen sind. Ach, ich sage Dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, das zu bestehen, was mir zugefallen ist. Aber womit soll ich, indem ich Dir danke, Dich trösten für diese nothwendigerweise abschlägliche Antwort? — Du kannst ja frei zu Gottes Altar treten u. s. w.

„So habet denn alle den herzlichsten Dank, daß Ihr mein Herz so sehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus diesen stärkenden Briefen ersehen habe, daß ich als der verlorene Sohn besonderer Gegenstand Ihrer Liebe und Güte

geworden bin, auch mit möglichem Fleiße Ihnen meinen geistigen und körperlichen Zustand schildern und bitte Gott, er möge diesen Worten mit seiner Kraft beistehen, daß sie, als eine gemäße Gegengabe gegen diese Ihre Briefe, Ihnen zu mehrer Beruhigung mögen gereichen können.

„Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wissen Sie schon von mir, lebe ich seit den letztern Jahren der reinen geistigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geschickt gemacht hat, diese suchen zu können und sie auch wirklich in reichlichem Maße zu finden. — Gott ist mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, diesem ewigen Urgrund des Seins aller Dinge, in unserm heiligen Vater, Trost und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligsten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich fern werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, so müßte ich höchst unselig sein und in verderblichem Zustande mich befinden; aber so macht er mich, den Schwachen, stark zu allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich sonst als heilig verehrte, wonach ich mich sehnte, wonach ich mit innigem Streben erglühte, das ist auch jetzt nicht anders geworden: höchst unselig würde ich mich befinden, wenn ich schauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingestalten verwickelt gewesen wäre. So möge denn Einsicht rücksichtlich ihrer Urbilder unserer Vernunft und die reine Liebe zu diesen Schutzengeln unsers menschlichen Geistes bis an mein Ende immer mehr in mir erwachsen, damit sie mich um so williger in die Ewigkeit hinüber begleiten mögen! In Begeisterung und christlichergebener Demuth führe ich mein stilles Leben und es wird mir auch häufig eine höhere Heimsuchung zutheil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehre — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchsten und Heiligen aufzuschwingen — meine Krankheit ließ mir immer so viel Ruhe, daß ich mit ernsten Gegenständen des Wissens, mit schönen Theilen meiner Gottesgelahrheit und der Geschichte anhaltend mich beschäftigen konnte, und wenn ein heftiger Krankheitszustand diese Beschäftigung auch auf einige Zeit unterbrach,

so verfiel ich doch nie in Langeweile; denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forschender Glaube, sowie die alles göttlich ahnende Liebe waren reich und stark genug in mir, um mich auch hier nicht aus meinem irdischen Himmel hinausfallen zu lassen. — Ich würde, nach meinen Grundsätzen, in der Lage, in welche ich mich selbst versetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben sprechen und für Gegenstände derselben bitten können; aber dessenungeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menschenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und unterstützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde, in die ich hinausgestoßen, in Berührung setzte, in allem Betreff mit so viel Güte überhäuft, daß Wünsche, die ich selbst nicht im geheimen Innersten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufig noch übertroffen wurden. — Der körperliche Schmerz war nie so überwältigt für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich sprechen können: der Bettel! und ich mag ihn nicht in Vergleichung setzen mit jenem Seelenschmerz, den wir im Gefühle unserer Schwächen, unserer Schuld so tief einschneidend empfinden, wiewol jener auch immer schon wieder zur ewigen, geistigen Freude sich überneigt. Nur selten griff dieser Schmerz nach meinem Bewußtsein, Geschwulst und Entzündung nahmen nie sehr überhand, und die Fieber waren immer mäßig. Ob ich gleich seit drei Vierteljahren immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und obgleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr denn 40 Maß Eiter ausliefen, so habe ich mich doch noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nicht so sehr um sich, daß sie abscheuerregend und sehr eklich wäre; — dies verdanke ich sowol der vortrefflichen Pflege, als dem gesunden Blute, das ich von Ihnen ererbt habe.

„So fehlt es mir denn nicht an den mannichfaltigsten und nachdrücklichsten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Ursache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — sondern mit heiterer Beschauung dieser Welt, Gott und Ihnen, theuerste Aeltern, für mein Dasein zu danken. Den 18. October feierte ich in

stiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten suchte ich mich in die Stimmung gottergebener Kinder zu versetzen, und der Jahreswechsel brachte mir einen neuen Zeitabschnitt, dessen Inhalt sich mit Gottes Hülfe ebenso zur geistigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit diesem Wunsche, dem einzigen, wende ich mich denn zu Ihnen, beste Aeltern, und zu Euch, geliebteste Geschwister, und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch diese stete höhere Freude täglich neu werden und daß wir alle unser Leben so wahrhaft beseligt bis ans Ende führen mögen; denn dies ist die göttliche Bestimmung unsers Erdendaseins, und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wir schon hier jene heilige Freude des Jenseits vorkosten und finden sollen, daß uns schon hier der Vorschmack des Himmels werde!

„Ein fünfundzwanzigstes Neujahr kann ich nicht hoffen noch wiederkehren zu sehen; — möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden und Sie durch diesen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrer Beruhigung gelangen; mögen diese Worte mir auch dazu dienen, mich Ihrer aller unauflöslichen Liebe als nicht entartet und unwürdig darzustellen und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu sichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft.

„In diesen Tagen erhielt ich auch Ihren lieben Brief, theure Mutter, vom 2. December v. J., und die großherzogliche Commission hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der diesem beigelegt war, lesen zu lassen. Sie geben mir die froheste Nachricht von Ihrer aller völligem Wohlsein, und Sie schicken mir eingemachte Früchte aus der geliebten Heimat. Ich danke Ihnen hierfür von ganzem Herzen. Was mir das Liebste hierbei ist, nämlich, daß Sie im Sommer und Winter gleicher Liebe für mich sorgen, daß Sie und die gute Julie mit sorglichem Sinne sie selbst in der Heimat pflückten und zubereiteten, diesem bleibenden Genusse überlasse ich mich mit ganzer Seele.

„Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Aeltern und Großältern darum fröhlich begrüßend, versetze ich mich zu seiner Taufe in jene

geliebte Gemeinde, wo ich ihm als christlichem Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herabflehe.

„Die großherzogliche Commission nicht zu häufig zu beschweren, werden wir diesen Briefwechsel wol abbrechen müssen, und ich schließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr

Sie innig liebender

Karl Ludwig Sand."

Vom Tage der Publication an wurde der Zuchthausverwaltung die Erlaubniß ertheilt, rechtliche Personen, welche Sand selbst zu sprechen wünschte, zu ihm zu lassen, namentlich Geistliche, und sonst billige Wünsche zu erfüllen. Dieselbe Ruhe und Festigkeit, welche sein letzter Brief an die Aeltern athmet, verläßt ihn auch während dieser Tage nicht. Was wir darüber wissen, ist freilich von Bewunderern des unglücklichen Jünglings niedergeschrieben, die seine letzten Momente ins hellste Licht zu setzen bemüht waren; indeß tragen diese Mittheilungen den Stempel der Wahrheit, sodaß wir sie nicht übergehen dürfen.

In dem Stuttgart 1821 herausgebenen „Nachtrag zur ausführlichen Darstellung von Karl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken findet sich ein Bericht über ein Gespräch Sand's mit einem jungen Künstler und Handwerker. Der Zuchthausverwalter Kieser, welcher Sand mit besonderer Zuneigung behandelt zu haben scheint, führte ihm morgens um 7 Uhr einen jungen Künstler zu, der ihn zu malen wünschte. Sand hieß den letztern freundlich willkommen als Freund seines treuesten Freundes, er glaubte ihn schon öfters aus dem Fensters im Garten des Verwalters gesehen zu haben. Der Gefangene hatte einen frischen Blumenstrauß vor sich. Kieser bemerkte, daß nun bald auch die Rosen wieder da wären: „sie blühen und verwelken". Sand nahm den Gegenstand auf: „Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, Betrachtungen darüber anzustellen, wie in der Natur das Schöne vergehen muß, wenn es sich zeigen und entfalten will. Kloster (der

Oberzuchtmeister) brachte mir eine Rose, eine sogenannte Monatsrose. Die war so schön. — Ich war in ihrem Anblick recht erfreut. Die Nacht darauf war kalt und daher etwas Feuer im Ofen. Da sah ich die Rose völlig aufgegangen. Sie sah schwächlich aus und kam mir in ihrer blassen Schönheit wie eine erst entbundene Mutter vor. In ihrer Mitte war ein weißer Streif, vom Biß eines Wurmes verursacht."

Das Frühstück unterbrach hier die Unterhaltung. Sand trank, liegend auf dem Bette, drei kleine Tassen Kaffee mit Wohlbehagen und noch eine Schale Milch. Der Künstler nahm währenddessen Sand's Gesicht scharf ins Auge und bemerkte, daß das Porträt des Maler Mosbrucker Sand zwar in den Formen ähnlich aufgefaßt habe, doch sei es kleinlich und ohne Ausdruck. Sand erklärte, er sei damals noch sehr krank gewesen: „Ich meine, wenn ich mir ein Urtheil erlauben darf, er hat mich zu studentenmäßig aufgefaßt, und den Arm so im Rock (den Dolch ziehend) — dies sagte mir nicht zu." Nachdem noch einige Worte über Malerei gewechselt waren, äußerte Sand: „Unsere größte Glückseligkeit ist eben diese Ruhe, die wir hier in der Unruhe finden. Ich kann daher auch diejenigen nicht leiden, welche diesen Drang nicht haben, die sich an nichts stoßen, denen alles recht ist. Der Mensch muß etwas liebgewinnen. Was er einmal als recht und gut erkannt hat, muß er als sein Höchstes sich erwählen und festhalten; daß er unter keinem Verhältniß davon lasse, muß er bereit sein, seinem höchsten, heiligsten Gute jedes Opfer zu bringen. Dieses kann nur die Liebe. Die Liebe muß lebendig in uns sein, und diese Liebe kann selbst rein bei denjenigen sein und bleiben, die sonst mit manchen menschlichen Flecken behaftet sind. — — — Mir gefallen die, welche dasjenige, was sie einmal liebgewannen, beharrlich verfolgen, und die man so gewöhnlich die Unruhigen nennt. Auch ich bin von Jugend auf daran gewöhnt worden, um der Wahrheit willen mich zu stoßen."

Er äußerte darauf seine Hoffnung, daß bald wieder eine eigentliche deutsche Bildnerei entstehen werde, die nicht heidnische Götter, noch französische Freiheitsgöttinnen sich zum Ziele stellen werde, sondern deutsche Helden, Hermann, die

Nibelungen. In Granit müßten die deutschen Bildner arbeiten oder in Eisen gießen, in Berlin habe er Kunstwerke dieser Art gesehen, die den schönsten Silberarbeiten gleichkämen. Die theuern Marmorblöcke möchten Italien verbleiben; auch sollten die Künstler sich nicht eigensinnig zu theuere Preise bezahlen lassen.

Als darauf der Hofprediger Katz ins Zimmer trat und sich erkundigte, mit welchen Gefühlen er erwacht sei, antwortete Sand: „Ich erwachte mit den Gesinnungen, als wäre es der letzte Morgen meines Lebens, wie ich es auch gestern schon that, und fühlte mich ruhig und gestärkt. Nur meine Wunde war beim Erwachen etwas ausgelaufen, und während des Waschens fror mich so sehr, daß ich sagen muß, körperlich nicht ganz gut erwacht zu sein. Doch habe ich es wieder recht lebhaft empfunden, daß die Kraft der Seele auch den Körper stärkt und aufrichtet.“ — Herr Katz fragte ihn, ob er keinen Haß gegen die Härte des Gesetzes und die Richter, als Organe desselben, empfinde? — „Ich weiß nicht“, entgegnete Sand, „war es in der Nacht, oder diesen Morgen, daß wieder das freundliche Bild vor meine Seele trat, daß die Nothwendigkeit zuletzt den freien Willen der Vernunft innig vereinigt und nur einen und denselben Weg mit ihr geht.“ Inzwischen wurde ein junger Mann gemeldet, der Sand zu sprechen wünschte. Es war ein Schuhmachergesell aus Wunsiedel, ein ehemaliger Schulkamerad Sand's, Namens Bietenfried. Sand freute sich, denn es sei ein gutgearteter Mensch gewesen. Er reichte dem Eintretenden die Hand und sagte: „Grüß dich Gott, lieber Bietenfried. Sei herzlich willkommen. Ich kenne dich noch; es freut mich, daß du meiner gedenkst.“ Bietenfried fragte: „Wie geht es dir, Sand?“ — „Mir geht es gut. Wie geht es denn dir?“ — Bietenfried: „Auch gut, wenn es dir gut geht.“ Sand hob wieder an: „Wir sind aus einer schönen Gegend, die ist der natürliche Mittelpunkt des lieben Vaterlandes. Unserm Urgebirg entströmen viele schiffbare Flüsse nach allen Richtungen desselben; es ist der Vaterlandsaltar, auf den man jedes Opfer gern legen muß. Freue dich dessen, wenn du zurückkehrst ins Urgebirge, und trage auch du zum Wohle des Vaterlandes bei,

was du kannst, und wenn's auch noch so wenig wäre. Soll das Ganze gut werden, so muß jeder Einzelne es sein und nach Kräften dazu beitragen. Und nun lebe wohl, recht herzlich wohl." — „Du auch", sprach Bietenfried. Sand reichte ihm die Hand und wandte sich dann wieder zum Künstler. „Wir sind unterbrochen worden, und ich rede so gern von der Kunst. In ihr zeigt sich der Sinn des Volks, und ich hoffe mit Zuversicht, daß es im Vaterland besser und so gehen wird, daß unsere neue Bildnerei eigen und groß sich zeigen kann. Das Gute, was gesäet ist, geht nicht verloren, und kommt es auch jetzt noch nicht zur Reife, so ist die Zeit seiner nicht werth; aber wir wollen ein besseres Vertrauen haben. Auch das Turnen läßt vieles für die Jugend hoffen. Die Gebrauchskraft, wie Jahn sie nennt, wird dadurch entwickelt, und gibt es, wie er sich ausdrückt, auch jetzt in Deutschland allenthalben Großigkeiten, aber doch noch keine selbständige Größe, so wird doch die Hülfe Gottes auch kommen und dann unsere Kunst groß werden." Der Geistliche bat Sand, er möge sich nicht zu sehr anstrengen; der Künstler, dessen Hand in der des Gefangenen geruht, wollte aufbrechen. „Wenn wir Menschen treffen", schloß Sand mit tiefer innerer Bewegung, „die unsere Gesinnungen verstehen und theilen, so bekommen wir sie lieb; und sich seine Gefühle wechselseitig zu äußern, ist ja ein so seltenes Glück. Wir haben es gefühlt und drücken uns die Hände, und dies sei zum Abschied unser Lebewohl."

Der badensche Oberst von Holzungen, welcher Sand mit verhaftet hatte, besuchte ihn und fragte, ob er ihn noch kenne? Sand erkannte ihn und wußte sich aller Umstände zu erinnern. Als die Rede auf den Tod kam, dem er so jung entgegengehe, äußerte er: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde."

Es fehlte nicht an theilnehmenden Zuschriften. Eine suchte ihn in den wärmsten und rührendsten Ausdrücken zur christlichen Reue über seine Uebertretung des Gebotes Gottes zu ermahnen. Er erkannte den guten Willen des Schreibers, legte aber den Brief mit dem Ausruf: „Finsterling!" fort.

Einem andern Manne, der ihn fragte, ob er jetzt das begangene Unrecht einsehe und Reue empfinde, antwortete er: „Ich habe ein Jahr darüber nachgedacht und seitdem wieder vierzehn Monate, und meine Ansicht hat sich nicht geändert.“

Sand hatte gewünscht, den Scharfrichter vorher zu sprechen. Widmann aus Heidelberg kam am 19. Mai in Manheim an. Als er in Sand's Zimmer trat und der Zuchthausverwalter, welcher neben ihm am Bette saß, ihm den Namen des Eintretenden nannte, soll sich Sand's Gesicht plötzlich erheitert haben. Er richtete sich auf, faßte den Scharfrichter bei der Hand, ließ ihn neben sich setzen und hielt ihn während der ganzen Unterhaltung bei der Hand. Oft drückte er sie herzlich. Widmann war niedergeschlagen und konnte seine tiefe Bewegung nicht unterdrücken. Sand mußte ihn ermuthigen. Ueberwältigt von dem Auftritt, wußte er nachher wenig davon zu erzählen. Nur erinnerte er sich, daß Sand unter anderm gesagt habe: „Bleiben Sie nur standhaft; an mir soll es nicht fehlen. Ich werde nicht zucken. Und wenn auch zwei oder drei Hiebe erforderlich sind, so sollen Sie darum die Fassung nicht verlieren.“ Er bat ihn, sich Zeit zu nehmen, und fragte, wie er sich verhalten sollte, und dankte ihm im voraus für seine Mühe: „Denn nachher“, soll er hinzugesetzt haben, „werde ich Ihnen nicht mehr danken können.“

Am Morgen des 18. Mai ließ er seine langen, dunkelbraunen Haare ordnen und den ganzen Körper waschen. Er bemerkte dabei: daß es die Völker des Alterthums auch so gemacht hätten, ehe sie ins Treffen gingen. Nach dem Zeugniß seiner Freunde blieb er in diesen letzten Tagen ruhig und sanft, freundlich und ermuthigend gegen jedermann. Nicht als der Trostbedürftige erschien er, sondern als der Trostgebende für alle, die schluchzend und weinend von ihm schieden.

Die Begleitung durch einen Geistlichen auf den Richtplatz hatte er schon früher entschieden abgelehnt, weil er darin eine Entwürdigung der Religion erblickte. Dagegen unterhielt er sich mit drei Geistlichen am Abend des 19. Mai über Religionsgegenstände. Der eine derselben, der mehrere Stunden bei ihm blieb, nahm ihm das Versprechen ab, nicht zum Volke

zu reden. Sand versprach es, indem er hinzusetzte, wenn er auch wollte, würde seine Stimme doch zu schwach sein. Er legte sich an diesem Abende erst nach 11 Uhr zur Ruhe und schlief so fest, daß er vor 4 Uhr geweckt werden mußte. Das Verbinden der Wunde schmerzte ihn sehr, doch blieb er frisch und frühstückte, wie gewöhnlich, mit sichtbarer Eßlust. Um 4 Uhr kamen die drei Geistlichen wieder, und man eröffnete ihm, daß die Hinrichtung, statt um 11 Uhr, wegen des Volksandranges schon um 5 Uhr vor sich gehen solle, falls er dazu vorbereitet sei. „Das bin ich in diesem Augenblicke", erwiderte Sand. Er benutzte die übrige Zeit, sich mit den Geistlichen zu unterreden, und bat sie, leise mit ihm zu beten. Nachdem dies geschehen, sprach er Körner's Worte: „Alles Ird'sche ist vollendet und das Himmlische geht auf."

Am 20. Mai, am Sonnabend vor dem Pfingstfest, war der Tag der Hinrichtung. Zum Richtplatz war eine Wiese vor dem heidelberger Thor bestimmt. Das Schaffot, welches man dort errichtete, war fünf bis sechs Fuß hoch. Die Nachricht von dem bevorstehenden Ereigniß hatte sich so schnell verbreitet, daß eine große Menschenmasse, auch viele Studenten aus Heidelberg (in der Burschenschaft hatte man sich verabredet, in stiller Trauer daheim zu bleiben), nach Manheim strömten. Die meisten übernachteten auf den Dörfern. Zur Vermeidung jeder möglichen unruhigen Bewegung hatte man die Hinrichtungsstunde beeilt. Von den Studenten kamen daher die meisten erst an, nachdem das blutige Schauspiel schon vorüber war. Es waren alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Gefängnißwachen hatte man verstärkt. 1200 Mann Infanterie umgaben im Quarré das Schaffot, 350 Mann Cavallerie wurden zur Escorte aus dem Gefängniß verwandt und selbst ein Detachement Artillerie stand unter Waffen.

Von den gebildeten Bewohnern Manheims, welche eine während des Processes vielfach an den Tag gelegte und auch später noch lange ausdauernde Theilnahme für Sand zeigten, ließ sich niemand außer seinem Hause sehen. Viele hatten sogar die Stadt verlassen. Dennoch wimmelten die Straßen von Neugierigen, aber es ging alles ruhig ab. Am Morgen

wurde noch eine Stunde lang am Schaffot gehämmert; als es fertig war, erschien der Scharfrichter in schwarzer Kleidung, er trug über dem Rocke einen Schanzläufer von Biber, das Richtschwert darunter.

Im verschlossenen Hofe des Zuchthauses ward Sand in eine niedrige offene Chaise gehoben, die man zu diesem Zwecke kaufen mußte, weil in Manheim niemand seinen Wagen dazu hergeben wollte. Er grüßte rings umherschauend und stillschweigend die Züchtlinge, die an den Fenstern lagen und weinten. Sie sollen während der Untersuchung, wenn sie an seinem Fenster vorübergeführt wurden, die Ketten in die Höhe gehoben haben, um ihn nicht durch das Klirren zu beunruhigen. Als das Hofthor aufging und die versammelte Menge den Verurtheilten erblickte, brach ein lautes Schluchzen aus.

Der Richtplatz war kaum 800 Schritte vom Gefängniß entfernt. Der Zug ging langsam. Zu den Seiten der Chaise gingen zwei Zuchtmeister mit Trauerflören. Ein zweiter Wagen mit Stadtbeamten folgte. Die Glocken wurden nicht geläutet. Nur einzelne Stimmen: „Sand, lebe wohl!" unterbrachen die allgemeine Stille. Es hatte geregnet, die Luft war kalt. Sand war zu schwach, um aufrecht sitzen zu bleiben. Er saß, halb zurückgelehnt im Arm des Oberzuchtmeisters. Sein Gesicht war leidend, die Stirn offen und frei. Die Züge waren interessant, ohne schön zu sein. Alles Jugendliche war daraus fort. Er trug nicht, wie fast aller Orten gedruckt ist, einen schwarzen, altdeutschen Rock, sondern einen dunkelgrünen Ueberrock, weißleinene Beinkleider und Schnürstiefeln. Der Kopf war unbedeckt.

Auf die Schultern zweier Zuchtmeister gelehnt, stieg er auf das Blutgerüst. Er blickte noch einmal nach Manheim und dann auf das versammelte Volk. Nach der actenmäßigen Darstellung hat Sand nichts zum Publikum gesprochen. Nach den Berichten seiner Freunde fing er mit lauter Stimme an zu sprechen: „Ich sterbe im Vertrauen auf Gott" — als ihn jemand unterbrach: „Sand, was haben Sie versprochen!" Hierauf schwieg er, hob die Rechte feierlich, wie zum Schwur, in die Höhe und fuhr leise fort: „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutschlands Freiheit sterbe." Nach dem

commissarischen Berichte „wendete sich der Verurtheilte, oben angelangt, im Kreise umher, warf das Sacktuch kräftig zu Boden, hob die rechte Hand in die Höhe, als wenn er einen Eid schwöre, richtete zugleich den Blick gen Himmel und ließ sich dann gegen den Richtstuhl zu führen, wo er auf ausdrückliches Verlangen bis zur Vorbereitung zur Hinrichtung stehen blieb.“ Einige glaubten, Sand habe noch auf plötzliche Begnadigung gehofft, andere, die sich von der Vorstellung einer ausgedehnten Verschwörung nicht trennen konnten, daß er auf plötzliche Hülfe seiner Freunde, auf Studenten mit gezückten Hiebern gewartet, die aufs Schaffot springen, ihn losreißen und nach einem Kahn führen würden, der am Rheinufer bereit lag u. s. w. Der Unmuth, sich getäuscht zu sehen, habe jene Bewegungen des Zorns hervorgerufen, die mit seinem sonstigen Benehmen so wenig stimmen.

Nach den actlichen Mittheilungen sprach Sand für sich nur folgende Worte mit kaum hörbarer Stimme: „Gott gibt mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es ist vollbracht — ich sterbe in der Gnade meines Gottes.“ Nachdem der Actuar das Todesurtheil mit lauter Stimme vorgelesen, wurden dem Delinquenten die Hände und der Leib an den Pfahl festgebunden. Er bat die Scharfrichterknechte, ihn nicht so fest zu binden, weil ihn die Wunde schmerze. Man band ihm darauf die Hände, statt auf der Brust, auf dem Schoße, weil sie ihm dort das Athmen erschwerten. Auch schob man auf seinen Wunsch die Binde vor den Augen so, daß ihm das Licht nicht ganz entzogen wurde. Als er eine Scheere am Nacken fühlte, bat er, man solle ihm das Haar lassen. Der Nachrichter flüsterte ihm zu, es sei für seine Mutter bestimmt, er schnitt ihm nur wenige Haare ab und band die übrigen in die Höhe.

Schon der erste Hieb war tödtlich. Der Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und blieb nur an einigen Fleischtheilen des Vorderhalses haften. Uebrigens geschah die Hinrichtung in der größten Ordnung. Feierlicher Ernst und tiefes Schweigen herrschten umher. Kaum war die Hinrichtung vorbei, so drängten sich alle Umstehenden an das Gerüst. Das Blut ward mit Tüchern aufgewischt, der Richtstuhl, durch einen Knaben

vom Schaffot geworfen, zerschlagen und in kleinen Stücken vertheilt, wer davon nichts bekommen konnte, schnitt sich wenigstens einen blutigen Splitter vom Gerüst ab. Nach andern hatte ein Gutsbesitzer den ganzen Stuhl käuflich vom Scharfrichter an sich gebracht. Dies wird aber dahin berichtigt, daß der Gutsbesitzer den Stuhl vom Scharfrichter geschenkt erhalten und denselben vom Schaffot bis auf sein Landgut, $1^1/_2$ Stunde von Heidelberg, selbst getragen habe. Auch mit einzelnen Haaren soll Handel getrieben worden sein, der Scharfrichter hat jedoch dagegen protestirt, und es scheint, daß Speculanten vorräthiges Haar, als von Sand herrührend, für schweres Geld verkauft haben.

Körper und Haupt wurden sofort in den Sarg gelegt, den man auf der Stelle zunagelte. Nachdem derselbe unter militärischer Escorte wieder ins Zuchthaus zurückgebracht und noch einmal vom Oberzuchtmeister untersucht worden war, um sich über die Identität des Leichnams zu versichern, wurde er, nachts um 11 Uhr, in einer Ecke des benachbarten lutherischen Kirchhofs (wo auch Kotzebue ruht) in Begleitung mehrerer Personen, unter den gewöhnlichen Gebeten eingesenkt. Das Grab aber ward sofort mit dem ausgehobenen Rasen wieder überdeckt und ebengemacht. Ein Wachtposten sollte dort stehen, bis der Verwesungsproceß erfolgt wäre. Nach andern war es derselbe Posten, welcher das Zuchthaus bewachte. Er sei aber so gestellt worden, daß nur die niedrige Kirchhofsmauer ihn von der Grabstätte des Mörders getrennt habe. Der Platz soll nicht schwer zu finden sein, wenn man links vom Eingangsthor die Mauer bis zur Ecke verfolgt. Die übrigen Gräber sind entfernt. Ein Pflaumenstämmchen grünte (1821) rechts nach unten hin zum Grabe. Wein rankte sich an der Mauer auf. Der Platz war mit ewigem Klee und Vergißmeinnicht eingesäet. Manheims Einwohner wallfahrteten häufig dahin, und des Morgens fand man oft Blumen und Trauerweiden daraufgestreut. Das Volk habe — schrieben die Freunde — die Wiese, worauf die Hinrichtung erfolgte, Sand's Himmelfahrtswiesel genannt.

Die Nachricht von Sand's Hinrichtung kam dem größern Publikum ganz unerwartet. Die allgemein verbreiteten Nachrichten über seinen Gesundheitszustand hatten glauben lassen, daß es nicht der Schärfe des Schwertes bedürfe, um sein verwirktes Leben zu enden. Viele, welche die That strenger beurtheilten, meinten doch, es wäre menschlich und klug gewesen, dem Gerichte Gottes, welches so sichtbar herannahte, nicht durch den Arm der weltlichen Gerechtigkeit vorzugreifen.

Anders dachten die Freunde Sand's, welche das Zünden der Brandfackel erst von seiner öffentlichen Hinrichtung erwarteten. Aber in der deutschen Nation war kein Brandstoff für dieses Feuer vorhanden. Statt des Fortschritts trat Reaction ein.

Sand's Haare und sein Bild wurden verkauft. Des liebäugelnden Götzendienstes gab es mancherlei. Ein damals berühmter Landschaftsmaler gefiel sich darin, Wiesenlandschaften mit zerstörten gothischen Domen zu malen, vor deren letztem Altare ein Jüngling mit langem Haar und deutschem Rocke seinen Dolch niederlegt. Ein anderer Künstler hatte aus schwarzem Marmor und Alabaster ein Epitaphium ihm zu Ehren gemeißelt. Auch Gedichte und Balladen fehlten nicht. In einer derselben wird erzählt, daß der Nachrichter zu Heidelberg sich in einem Gartenhause von schlichtem Holze Tisch, Bänke und Schränke zur Erinnerung an Sand gezimmert habe.

Die Studentenwelt von 1819 fühlte sich allerdings elektrisch getroffen. Einer aus ihren Kreisen hatte sein Leben hingegeben als Opfer für Freiheit und Vaterland. Scham und Bewunderung stachelten sich gegenseitig auf, aber es blieb bei Worten und Liedern. Was einer schrieb: „Ein Beispiel mußte gegeben werden, wie Jesus einst, daß der Mensch für seine Ueberzeugung sterben kann", das dachten viele. Aber umsonst schrieben sie sich, einer dem andern: „Sand hat edel gehandelt und groß, und es stände gut um uns, wenn nur recht viele da wären, wie unser redlicher, treuer Sand." Die vielen blieben zu Haus, es stand nicht ein einziger auf. — Da heißt es in einem der Briefe, welche die Untersuchungen ans

Licht gefördert: „Sand's That ist keine leere Schwärmerei. Ihre Folgen sind unabsehbar und ungeheuer, und der Weltgeist, der im ewigen Fortschreiten begriffen ist, wird sie zum Guten wenden." Und Tausende riefen wol mit dem Schreiber: „Sie ist ein großes Zeichen dessen, was kommen wird und kommen muß." Und wol mancher mag dasselbe gedacht haben, was jener schrieb: „Ein Diener ist abgefahren, herrlich vorangeritten den andern. So wird die ganze Brut abfahren aus dem deutschen Lande, — — — endlich werden sie doch Schwerter finden, überall die Wurzeln auszuschneiden und ein gewaltiger Sturm vor der Sonne her wird überhin fliegen und reinigen, bis die Stunde kommt."

Der erwartete „Sturm" blieb aus, der „Weltgeist" zauderte lange, „diese That zum Guten zu wenden". Schon schreibt einer der eifrigsten Bewunderer an seine Aeltern, sie könnten fest überzeugt sein, daß er „nichts in der Leidenschaft unternehme, was verderblich sein und (ihn) wol gar gereuen könnte". Am wenigsten werde er jetzt eine ähnliche wie Sand's That vollbringen; denn dies würde durchaus schlecht wirken, indem es Sand's That herabsetzen und das gewirkte Gute vernichten würde. Die Leute würden sagen: Seht den Affen! —

Wo der Fanatismus solchen vernünftigen Rücksichten Platz macht, ist er nicht mehr gefährlich. Es war eine neue schöne Brücke der Selbsttäuschung: man wollte dem einen die Glorie des Märtyrerthums durch Nachfolge nicht verkleinern. Hätte man nach dem alten Sprichwort, welches einem geschlagenen Feinde goldene Brücken baut, diese Brücke nicht abgebrochen, hätte man dem gesunden Sinne der deutschen Nation vertraut, es wäre viel Unheil vermieden worden. Die am bewußtesten bestimmte Zwecke verfolgten, erkannten sehr bald, daß die Deutschen für ihre Chimären nicht zu gewinnen waren; sie wanderten misvergnügt aus und suchten in Amerika ein neues Vaterland.

Ueber Sand's That sind die Ansichten jetzt kaum noch getheilt. Wenn ein ausgezeichneter Mann sie in der ersten Aufregung ein schönes Zeichen der Zeit nannte, so würde er dieses Urtheil, welches er in dem Trostbriefe an die tief-

gebeugte Mutter niederlegte, im Zustande der ruhigen Ueberlegung schwerlich wiederholt haben. Wir schließen mit dem Epigramm Varnhagen's:

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr und bejammernswerth hat alles hier sich gestaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Los.

Das papistische Complot.

(1678 — 1681.)

König Karl II. von England hatte, als man ihn auf den Thron seiner Väter zurückführte, eine schwere Aufgabe zu lösen; das in den Kämpfen der Revolution zerrissene, aus tausend Wunden blutende Land war von Oliver Cromwell mit eisernem Scepter regiert worden, jetzt bedurfte es eines milden und weisen Regenten, der es verstand, die von dem Protector getroffenen Einrichtungen zu entwickeln und die noch immer einander bekämpfenden Parteien zu versöhnen. Aber Karl war weder eine großartig, noch eine edel angelegte Natur, er hatte auf seinem langen Wanderleben in Frankreich und Holland nichts weiter gelernt als die Kunst der Intrigue und der Verstellung. Er log und heuchelte auch als König, schmeichelte, wenn es ihm nothwendig schien, seinen Feinden und opferte ohne Bedenken seine Freunde. Während er, so lange er lebte, seinem Volke die feierlichsten Versicherungen gab, daß er dem Protestantismus und insbesondere der bischöflichen Anglikanischen Kirche unerschütterlich treu zugethan sei, war er heimlich Katholik geworden, bekannte dies aber erst auf dem Todtenbette.

Unter der Herrschaft des berüchtigten Ministeriums der Cabal begann eine Zeit des Schreckens und des Unsegens. Männer von unehrenhaftem Charakter, Wüstlinge ohne Treue und Glauben traten an die Spitze der Regierung und ihr

wahnsinniges Beginnen war darauf gerichtet: die Verfassung von England umzustoßen, ein absolutes Königthum einzuführen und das Volk wieder katholisch zu machen. Man hat lange daran gezweifelt, ob wirklich eine solche Verschwörung des Königs und seiner Minister gegen das Volk bestanden habe, eines Königs noch dazu, dem man Klugheit nicht absprechen konnte, der die Stimmung der Engländer, ihre Begeisterung für den evangelischen Glauben und ihre gespensterhafte Furcht vor dem Katholicismus kennen mußte.

Und doch ist die Sache so gut wie bewiesen. Der Bruder König Karl's, der fanatisch-bigote, nachmals vertriebene Jakob II., gesteht in seinen Memoiren, welche in Paris aufbewahrt und erst in diesem Jahrhundert durch den Druck veröffentlicht worden sind, unumwunden ein, daß der König und er im Jahre 1669 zu Versailles eine geheime Alliance mit dem König Ludwig XIV. von Frankreich geschlossen hätten, um die Religion in England zu ändern. Beide Brüder hielten dies, wie Jakob sagt, für ein leichtes Unternehmen, weil die Cavaliere und die Hochkirchler sich ohnehin so sehr zum Papstthum hinneigten. Ludwig sollte an Karl jährlich 200000 Pfd. St. zahlen und nöthigenfalls 6000 Mann Hülfstruppen stellen, wenn ein Aufstand ausbräche. Ein weiterer Zweck war die Herstellung der unumschränkten Monarchie, und ferner kam man überein, Holland mit Krieg zu überziehen und diesen reichen, mächtigen Seestaat womöglich zu vernichten.

Karl II. unterzeichnete den schändlichen Vertrag, aber er gab die Ausführung sehr bald auf, weil er einsah, daß die Schwierigkeiten unübersteiglich waren und daß ihm das Wagestück die Krone kosten würde. Die französischen Subsidien nahm er indeß ohne Bedenken, er verwendete sie, um seine kostspieligen Vergnügungen zu bezahlen und lachte im stillen über den witzigen Einfall, daß er zuerst sein Land und dann den König Ludwig betrogen hatte.

Das Volk ahnte etwas von den gegen seinen Glauben und seine Freiheit geschmiedeten Planen, mistrauisch beobachtete es die Schritte der Regierung und als der große Krieg entbrannte, den Ludwig XIV. mit Holland, Spanien und dem

deutschen Reiche führte, forderte die Nation ungestüm, daß der König das Schwert Englands zu Gunsten der Alliirten in die Wagschale werfen sollte. Karl machte schöne Worte und verlangte Geld, um zu rüsten. Das Parlament traute ihm nicht und verweigerte das Geld bis zu dem Zeitpunkte, wo der Abschluß des von ihm gewünschten Bündnisses erfolgt sei. Karl setzte sein königliches Wort ein, daß er das Bündniß abschließen würde, allein man wußte, daß Ludwig XIV. ihn bezahlt hatte, um wenigstens neutral zu bleiben und hielt das königliche Ehrenwort für einen leeren Schall.

Der König suchte den Argwohn zu beschwichtigen; er setzte eine Heirath zwischen dem Prinzen von Oranien und der ältesten Tochter seines Bruders Jakob durch, indeß das Parlament ließ sich nicht täuschen, es drang immer wieder auf Krieg mit Frankreich, Karl machte stets neue Ausflüchte und man fürchtete sich, ihm Geld zur Werbung von Soldaten zu bewilligen, weil jedermann besorgte, daß er die Truppen gegen die Freiheit des Volks gebrauchen würde.

Noch ehe dieser Zwist ausgeglichen war, kam der Friede von Nimwegen zu Stande, der Ludwig's Macht und Ansehen befestigte und vergrößerte. Die Erbitterung darüber war in England allgemein, nun glaubte man erst recht, daß Karl II. im Bunde mit Ludwig darauf ausgehe, die katholische Religion einzuführen.

Die Geister waren fieberhaft aufgeregt, bei jedem Rascheln im dürren Laube witterte man einen Jesuiten, plötzlich durchzuckte ein Schrei das ganze Land: Der Papismus ist da! Ein panischer Schrecken bemächtigte sich aller und warf die Vernunft über den Haufen. Ein entsetzliches Wahngebilde, das papistische Complot, zog gleich einer pestartigen Krankheit über das lustige England.

Am 12. August 1786 trat ein Chemiker, Namens Kirby, im Parke an den König heran und rief: „Sir, seien Sie auf Ihrer Hut und bleiben Sie bei Ihrem Gefolge. Ihre Feinde trachten Ihnen nach dem Leben und Sie können noch auf diesem Spaziergange erschossen werden.“

Der Mann wurde verhört und nannte zwei Männer, Grove und Pickering, ferner den Leibarzt der Königin, Sir

George Wakeman, als diejenigen, welche den König ermorden wollten. Er hatte, was er hier mittheilte, von dem Dr. Tongue, einem Geistlichen der Hofkirche, erfahren. Tongue war ein unruhiger Geist und Projectenmacher, von nur mäßigem Verstande. Als man ihn examinirte, brachte er eine aus 43 Artikeln bestehende Schrift zum Vorschein, in welcher das Complot enthüllt war. Diese Schrift hatte man ihm unter die Thüre geschoben.

Bald darauf wurde ein Pack Briefe auf der Post in Beschlag genommen, die sich ebenfalls auf das Complot bezogen und an Master Bennifield, dem Beichtvater des Herzogs von York, gerichtet waren.

Der König hatte die 43 Artikel kaum durchgelesen, er überließ die Untersuchung seinem Minister Danby und hätte die ganze Angelegenheit, die er für eine gemeine Gaunerei hielt, am liebsten auf sich beruhen lassen, wenn dies ohne Gefahr möglich gewesen wäre.

Der Verfasser der 43 Artikel, den man bald darauf ermittelte, war Titus Oates, ein Mann, der eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Oates war ein Zögling der Jesuiten, aber angeblich weil er die Verschwörung des Ordens verrathen hatte, von dem Provinzial brutal gemishandelt worden und deshalb entflohen. Nun hielten ihn keine Rücksichten mehr zurück; er legte zunächst vor dem Friedensrichter Sir Edmundbury Godefroy, dann vor dem Könige und seinen Ministern, zuletzt vor dem Parlamente ein vollständiges Bekenntniß von dem ab, was er im Jesuitencollegium entdeckt haben wollte. Der wesentliche Inhalt seiner Aussagen war folgender:

Der Papst hatte auf Grund der Ketzerei, in welche England und Irland gefallen waren, die Oberherrlichkeit über diese Länder an sich genommen, dieselbe aber der Gesellschaft Jesu delegirt. Infolge dieser päpstlichen Anordnung hatte der General des Ordens bereits unter dem Siegel der Gesellschaft alle hohen Civil- und Militärwürden vertheilt. Die katholischen Lords Arundel und Powis waren zum Kanzler und Schatzmeister ernannt, Sir William Godolphin zum Geheim-Siegelbewahrer, Coleman zum Staatssecretär, Langhorne zum

Generalanwalt, Lord Ballasis zum General en Chef, Lord Peters zum Generallieutenant und Lord Stafford zum Generalzahlmeister. Ebenso waren alle Würden in der Kirche vergeben: viele derselben an Spanier und andere Fremde. Der Provinzial des Ordens hatte bereits eine große Rathssitzung der Jesuiten abgehalten, in welcher König Karl, den sie verächtlich den schwarzen Bastard nannten, als Ketzer verdammt und zum Tode verurtheilt worden war. Der Pater La Shee (wie Titus Oates den wohlbekannten Père La Chaise, Ludwig's XIV. Beichtvater, nannte) hatte auf London 10000 Pfd. St. angewiesen zum Lohn für den, der sich das Verdienst erwürbe, ihn umzubringen. Ein spanischer Provinzial war ebenso freigebig gewesen. Der Prior der Benedictiner wollte 6000 Pfd. St. beisteuern. Die Dominicaner hätten gern auch eine Summe für das fromme Werk aufgewendet, aber sie waren zu arm. Dem Arzt der Königin hatte man für die Vergiftung des Königs 10000 Pfd. St. geboten; Sir George Wakeman aber wollte es nicht unter 15000 thun. Man hatte sie ihm bewilligt und 5000 schon auf Abschlag gezahlt. Für den Fall, daß die Vergiftung fehlschlug, waren vier Irländer von den Jesuiten gemiethet, — jeder für 20 Stück Guineen, um den König in Windsor zu erstechen. Coleman, der Secretär der verstorbenen Herzogin von York, hatte dem Boten, welcher den Befehl überbrachte, selbst eine Guinee gegeben, um seine Schritte zu beschleunigen.

Grove und Pickering söllten mit silbernen Kugeln auf den König schießen, dafür waren dem erstern 15000 Pfd. St. zugesichert worden, der letztere, ein sehr frommer Katholik, war mit 3000 Seelenmessen zufrieden. Pickering hatte schon zweimal auf den König angelegt; das erste mal war indeß der Feuerstein losgegangen und das zweite mal hatte das Pulver kein Feuer gefangen. Bei allen Katholiken in England circulirten Subscriptionslisten, um die für den Königsmord erforderlichen Geldmittel aufzubringen. Am 31. Mai 1678 war in der Schenke zum weißen Rosse von einer Versammlung von 50 Jesuiten einstimmig der Tod des Königs beschlossen worden. Ja, man hatte sogar Wetten bis zur Höhe von 100 Pfd. St. abgeschlossen, daß der König keinen

Weihnachtskuchen mehr essen würde. Der symbolische Ausdruck der Jesuiten war: wenn er nicht R. C. (römischer Katholik) würde, sollte er auch nicht länger C. R. (Karl Rex) bleiben.

Die große Feuersbrunst, welche 1666 London verwüstete, war ebenfalls das Werk der Jesuiten gewesen, ja ihre Absicht ging dahin, alle Hauptstädte zu verbrennen. Auf einem Papiermodell von London waren alle Punkte, wo das Feuer aufgehen sollte, angegeben. Die Feuerkugeln nannten sie scherzweise Senfpillen und sagten, sie hätten eine beißende Sauce.

Mit den Bränden sollten Aufstände und Bürgerkrieg verbunden werden. In London standen 20000 Mann Katholiken bereit, sich binnen 24 Stunden in Waffen zu erheben. In Schottland warteten 8000 Katholiken auf das verabredete Zeichen. In Irland waren der Vicekönig Lord Ormond und 40000 Protestanten dem Tode geweiht, und unmittelbar nach dem Blutbade sollte der König von Frankreich mit einer großen Armee auf der Insel landen.

Schließlich wollte man die Krone dem Herzog von York anbieten, aber unter folgenden Bedingungen: er solle sie als Geschenk vom Papste dankbar empfangen, er solle die von den Jesuiten eingesetzten Beamten bestätigen, die Brandstifter und Mörder begnadigen, die protestantische Religion mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Die Aussagen des Titus Oates trugen den Stempel der Unglaubwürdigkeit. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Jesuiten Karl II., der für einen Katholikenfreund galt und mit Ludwig XIV. von Frankreich in vertrauten Beziehungen stand, nach dem Leben trachteten, es war noch unwahrscheinlicher, daß sie mit einer Hand voll Leute ein Königreich umwälzen wollten und es war am unwahrscheinlichsten, daß sie den Mitwisser solcher Geheimnisse nicht auf ewig stumm machten, sondern ruhig abwarteten, bis er seine furchtbare Anklage erhob.

Titus Oates war ein im höchsten Grade anrüchiges Subject, von Hause aus Protestant, hatte er später seinen Glauben gewechselt, war des Meineids beschuldigt und wegen eines

Verbrechens gegen die Schamhaftigkeit aus seinem Amte entlassen worden. Man verwendete ihn zu einer Mission in Spanien, schickte ihn aber fort, weil er sich durchaus unbrauchbar zeigte. Schon bei seinem ersten Verhör vor dem Geheimen Rathe wurde er als Lügner entlarvt. In Spanien wollte er den Prinzen Don Juan gesprochen haben, wußte jedoch nicht anzugeben, ob der Prinz schlank oder dick sei. Er behauptete, daß er mit dem Secretär der Herzogin von York, Mr. Coleman, auf vertrautem Fuße gelebt, Coleman wurde ihm vorgestellt, er erkannte ihn jedoch nicht.

Dennoch fanden seine unsinnigen Denunciationen Glauben, die Stimmung des Volks war eine fieberhaft erregte, und die Untersuchung förderte Anzeigen zu Tage, die zu bestätigen schienen, was Titus Oates von dem Complot berichtet hatte.

Der Secretär Coleman wurde verhaftet, man nahm seine Papiere in Beschlag, er hatte theils im eigenen Namen, theils im Namen des Herzogs mit dem Père La Chaise, dem päpstlichen Nuntius in Brüssel, und andern eifrigen Katholiken einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Er rühmte in seinen Briefen den Eifer des Herzogs für die katholische Sache und die Bekehrung Englands. Er sprach davon, daß Karl II. durch Geld zu allem zu bringen sei, daß der König von Frankreich nur 300000 Pfd. St. nach England schicken möge, damit Karl das Parlament entlassen und sich offen auf die französische Seite stellen könne. In einem Briefe hieß es: „Wir haben ein mächtiges Werk vor uns. Es gilt nicht weniger als die Bekehrung dreier Königreiche und vielleicht infolge dessen die gänzliche Unterdrückung der pestilenzialischen Ketzerei, welche so lange Zeit in einem großen Theile der nördlichen Welt geherrscht hat. Noch niemals haben wir seit den Tagen der Königin Maria so große Hoffnungen auf Erfolg gehabt wie jetzt. Gott gab uns aber auch einen Prinzen, welcher Feuer und Flamme für unser glorwürdiges Werk ist. Die Opposition wird freilich stark sein und wir werden uns nach Hülfe und Beistand umsehen müssen."

Diese Briefe gossen Oel ins Feuer und die Wuth stieg immer höher.

Plötzlich verschwand der Friedensrichter Sir Edmundbury

Godefroy, welcher die Anzeige des Titus Oates zu Protokoll genommen hatte. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam in einem Graben, am Halse zeigte sich eine Strangulationsmarke, sein Degen war in die Brust gebohrt. Es schien unglaublich, daß er sich selbst um das Leben gebracht, man nahm an, daß er erwürgt worden sei, und daß man ihm dann, um den Schein des Selbstmordes hervorzurufen, den Degen in die Brust gestoßen habe. Die Börse stak in der Tasche, also war kein Raubmord verübt, man hatte es mit einem Mord aus Rache zu thun und wer anders konnten die Mörder sein als die Jesuiten, die den Friedensrichter dafür gestraft hatten, daß er die Denunciation wider sie angenommen?

Es erhob sich ein Schrei der Entrüstung und der entsetzlichsten Angst. Die Jesuiten haben Godefroy meuchlings gemordet! Das ist der Anfang der allgemeinen Massecrirung, welche den Protestanten bevorsteht! Titus Oates hat nur zu wahr gesprochen! Jedermann zitterte für sein und der Seinigen Leben. Wenn drei Fremde zusammenstanden, so waren es Jesuiten, die einen Aufstand beriethen. Man sah schon die feindlichen Flotten ankommen, um papistische Heere auszuschiffen. Wer das Complot zu leugnen wagte, ward für einen Mitschuldigen gehalten; wer auch nur einen Zweifel daran äußerte, war schon verdächtig. Der Wahn und die Furcht beherrschten alle Parteien: die Royalisten und die Republikaner, die Hochkirchler und die Puritaner. Die City von London setzte sich in offenen Vertheidigungszustand, als wäre der Feind vor den Thoren. Es wurden Wachposten ausgestellt und die Straßen mit Ketten abgesperrt. Um den Grimm des Volks noch mehr zu reizen, stellte man die Leiche des unglücklichen Friedensrichters öffentlich aus und fuhr sie in feierlichem Zuge durch die Stadt. Dem Sarge voran gingen 70 Geistliche, mehr als 1000 Männer von Ansehen folgten, die Leichenrede pries den Todten als einen Märtyrer der gerechten Sache, der König setzte demjenigen, der die Mörder entdecken würde, 5000 Pfd. St. als Belohnung aus.

Als das Parlament das nächste mal zusammenkam, erwähnte der König das von den Jesuiten gegen sein Leben

gesponnene Complot. Die beiden Häuser votirten zum Dank gegen Gott, daß er den Ausbruch der Verschwörung nicht zugelassen, einen allgemeinen Bettag. Sie forderten alle Papiere, welche auf das entsetzliche Complot Bezug hätten, und ferner, daß alle unbekannten und verdächtigen Personen vom Hofe ferngehalten würden, daß London und Westminster seine Milizen aufrufe. Die katholischen Lords: Powis, Stafford, Arundel, Peters und Ballasis wurden in den Tower geschickt, um wegen Hochverraths zur Untersuchung gezogen zu werden. Endlich erklärten die Lords und die Gemeinen: „daß da gewesen und noch sei ein verdammungswürdiges und höllisches Complot, angestiftet und ins Werk gesetzt von den Papisten, und mit der Absicht, den König zu ermorden, die Regierung umzustoßen und die protestantische Religion zu zerstören und auszurotten."

Das Parlament überbot das Volk an Heftigkeit. Beide Häuser saßen jeden Tag vor und nach Mittag. Ein Comité der Lords erhielt Blankets, um jeden Verdächtigen verhaften zu lassen. Oates wurde als der Retter der Nation dem Könige dringend vom Parlament anempfohlen. Man gab ihm eine Wohnung in Whitehalle, eine Leibwache und eine Pension von 1200 Pfd. St.

Diese Belohnungen lockte andere Zeugen heran. Es meldete sich ein gewisser Kapitän William Bedloe, ein notorischer Taugenichts, Betrüger und Vagabund, der über den Tod Godefroy's Auskunft zu ertheilen versprach. Er sagte, der Mord sei von Papisten in Somersethouse, wo die Königin wohnte, begangen. Von dem papistischen Complot wollte er nichts wissen. Als die Commission der Lords aber ernstlicher in ihm drang, besann er sich eines Bessern und enthüllte allmählich haarsträubende Dinge.

Aus Flandern sollten, wie er versicherte, 10000 Katholiken in Burlington-Bay landen und Hull überrumpeln, während gleichzeitig Mannschaften aus Brest über die Inseln Jersey und Guernsey herfallen würden. Eine französische Flotte lauere im Kanal, die Lords Powis und Peters bildeten im stillen eine katholische Armee, die sich durch Tausende von Spaniern verstärkte. In London lägen 4000 Mann bereit

und auch an Geld fehle es nicht; ihm selbst habe man 4000 Pfd. St., eine Anstellung und den Segen des Papstes geboten. Der König sollte ermordet, die Protestanten, die sich nicht bekehrten, niedergemetzelt, und die Regierung von einer Commission von Lords im Namen des Papstes geführt werden. Später nannte er noch die Lords Carrington und Brudenel als solche, die Geld sammelten und Truppen anwürben.

Das papistische Complot war unbestreitbar, also war auch Bedloe's Aussage richtig, denn sie bestätigte nur, was Titus Oates schon entdeckt hatte. Alle von ihm angegebenen Theilnehmer wurden sofort verhaftet. Ja, die Erbitterung im Volke war so groß, daß ein allgemeines Blutbad, eine sicilianische Vesper gegen die unglücklichen Katholiken erfolgt wäre, wenn man nicht den Eifer des Parlaments, der Richter und selbst den des Königs gesehen hätte. Nur die sichere Aussicht, daß die katholischen Verschwörer ihren Lohn empfangen würden, konnte die empörten Gemüther von der blutigen Selbsthülfe zurückhalten.

Der Sturm war zu mächtig, als daß irgendjemand im Königreiche ihm hätte widerstehen können. Der König wagte zwar in vertrauten Kreisen, was kein anderer wagen durfte: über das Complot zu spotten und sich herzlich über alle die lustig zu machen, welche daran glaubten; aber vor das Parlament trat er mit der ernsthaftesten Miene und versprach den Lords und den Gemeinen (die ihn vorher dringend darum ersucht): daß er in diesen Zeiten der Gefahr die äußerste Sorgfalt für seine Person tragen wolle; daß er bereit sei, mit ihnen gemeinschaftlich alles thun wolle, um die protestantische Religion für alle Zeiten sicherzustellen, ja sogar die Machtvollkommenheit eines jeden papistischen Nachfolgers zu beschränken.

Im Parlament ging die neue Testacte durch, in welcher das Papstthum geradezu Götzendienst genannt und alle Mitglieder der beiden Häuser, welche den neuen Eid nicht leisten wollten, ausgeschlossen wurden. Ein edler Lord rief: „Was mich anlangt, so möchte ich weder einen papistischen Mann, noch ein papistisches Weib im Lande dulden, ja nicht einmal

einen papistischen Hund oder eine papistische Hündin; ich möchte nicht dulden, daß eine papistische Katze um den König knurrte und miaute!"

Die Zeugen wurden immer verwegener und das Parlament geberdete sich immer heftiger. In Londons Straßen wurde ein Pamphlet verkauft unter dem Titel: „Eine Beschreibung und unparteiische Enthüllung des schrecklichen papistischen Complots, wonach die Städte London und Westminster mit ihren Vorstädten verbrannt werden sollten; auch von den Rathschlüssen, Anweisungen und Befehlen der Jesuiten derohalb. Ins Licht gestellt von Kapitän William Bedloe, der vorhin in dieses schreckliche Complot verwickelt und selbst einer gewesen von dem papistischen Comité, um das Feuer anzulegen." In diesem Buche wurde nachgewiesen, daß jede Feuersbrunst, welche seit einer Reihe von Jahren in London gewüthet, von den Jesuiten angelegt worden sei. Oates wie Bedloe hatten sich wohl gehütet, einen der Minister oder irgendeine andere bei Hofe einflußreiche Person zu nennen, bis auf die als eifrige Katholiken ohnehin verdächtigen Lords. In ihren Aussagen wußten sie die Theilnahme des Herzogs von York geschickt in den Hintergrund zu drängen; sie deuteten sogar an, daß ihm Gefahr drohe, wenn er die Bedingungen der Verschworenen nicht annehme. Die neuen Zeugen gingen aber weiter und schuldigten die Königin an, daß sie die Absicht gehabt habe, ihren Gatten umzubringen. Karl II. lebte mit seiner katholischen Gemahlin in einer unglücklichen, oder wenigstens völlig gleichgültigen Ehe. Wurde diese Ehe vernichtet, so konnte er sich den Wünschen seines Volks gemäß wieder verheirathen, es war dann Hoffnung vorhanden, daß dem verhaßten Herzog von York die Thronfolge entging. Das Haus der Gemeinen lieh der Anklage sein Ohr; aber Karl handelte zum ersten mal edel und königlich, er wies dieselbe entschieden zurück. „Sie denken, ich habe Lust nach einer neuen Frau; aber darum soll ein ganz unschuldiges Weib nicht gekränkt werden."

Der Wuth des Parlaments konnte er jedoch keinen Damm mehr entgegensetzen. Die Sucht, Zeuge zu werden, steckte auch Vornehmere an. Des Königs eigener Gesandte in Paris,

Montague, kehrte eigenmächtig zurück und legte dem Parlament ein Document vor, aus dem hervorging, daß der König während der nimwegener Friedensunterhandlungen von Ludwig XIV. eine bedeutende Summe gefordert und dafür versprochen hatte, die Verhandlungen zu seinen Gunsten zu leiten. Das ergrimmte Parlament klagte deshalb den Minister Danby, welcher stets redlich gegen die Papisten und gegen das französische Interesse gearbeitet hatte, aber als Absolutist verhaßt war, des Hochverraths an, ja es maß ihm selbst papistische Neigungen bei. Der König, der sich nicht länger zu helfen wußte, löste das Parlament auf, ein Parlament, welches ursprünglich aus lauter Royalisten bestand und im Anfang seiner Regierung seine Zustimmung zu allen königlichen Maßregeln gegeben, aber im Lauf der Jahre, entweder aus menschlicher Schwäche oder aus gerechtfertigter Furcht vor den Absichten des depravirten Hofes, sich ganz der Volksströmung hingegeben hatte, und in immer stärkere Opposition gegen König und Hof gerathen war.

Richter und Geschworene glaubten an das Complot, sie waren von der Richtigkeit der Aussagen von Titus Oates und William Bedloe überzeugt. Insbesondere war der Lord-Oberrichter von dem ganzen antikatholischen Unwillen des Volks mit ergriffen. Er behandelte die Angeschuldigten, als wären sie bereits überführte Verbrecher, die Zeugen schüchterte er ein, und ging sogar so weit, öffentlich auszusprechen, daß die Papisten nicht dieselben moralischen Grundsätze wie die Protestanten hätten, und daher als Zeugen nicht so glaubwürdig wären als die letztern.

Vier Unglückliche wurden noch im Jahre 1678 vor die Schranken gestellt: Coleman, der Pater Ireland, Grove und Pickering.

Gegen Coleman sprachen seine Briefe, die er nicht ableugnen konnte, und die Zeugnisse von Titus Oates und William Bedloe. Er räumte ein, daß er sich sehr unziemlicher Ausdrücke bedient habe; aber er hob hervor, daß in den Briefen nichts stehe, was mit den Angaben Oates' übereinstimme. Wenn Katholik sein, ein eifriger Katholik sein und von Herzen wünschen, daß der Glaube, den er bekenne, der

Glaube der andern werde, wenn das ein Verbrechen sei, bekenne er sich straffällig, sonst nicht. Allein Oates und Bedloe sagten außer dem, was wir schon wissen, aus, daß Coleman vom Superior der Jesuiten eine Bestallung als päpstlicher Staatssecretär für England erhalten und daß er eingewilligt habe in den Mord des Königs. Die Jury sprach das Schuldig aus. Er ward zum Tode verurtheilt und starb mit Ruhe und Festigkeit am Galgen.

Wider den Pater Ireland zeugten keine eigenen Schriften. Ebenso wenig gegen Grove und Pickering; nur jene beiden vielgenannten Zeugen, deren Wort aber war so gewichtig, daß es über Tod und Leben entschied. Ireland sollte einer der 50 Jesuitenpatres sein, welche das Todesurtheil des Königs unterzeichnet hätten. Er behauptete, gerade zu der Zeit, wo Oates ihn in London das Document unterzeichnen ließ, in Staffordshire gewesen zu sein. Er machte dieses Alibi höchst wahrscheinlich; er würde auch, meinte man, den Beweis vollständig geführt haben, wenn man ihm Zeit und Mittel gelassen hätte, seine Zeugen zu citiren. Aber im Gefängniß gab man ihm weder Feder, noch Tinte, noch Papier, um seine Entlastungszeugen zu benachrichtigen. Ireland, Grove und Pickering wurden zugleich verurtheilt.

Der Lord-Oberrichter lobte die Jury, indem er sprach: „Gentlemen, ihr habt gethan, was die Pflicht guter Unterthanen und guter Christen, das ist, guter Protestanten erheischt. Und nun im übrigen mögen ihnen ihre 30000 Messen helfen!“ Alle starben unter heiligen Betheuerungen ihrer Unschuld.

Das neue Jahr 1679 begann mit dem Proceß gegen die angeblichen Mörder Sir Edmundbury Godefroy's: Hill, Green, Berry und den Silberschmied Prance. Die erstern drei waren Bediente oder Kirchendiener an der katholischen Kapelle zu Somersethouse, und es war nur ein einziger Zeuge wider sie da, welcher zugleich der Denunciant war: Bedloe. Dies genügte nicht, man suchte deshalb einen der vier Angeschuldigten als Königszeugen gegen die übrigen zu gewinnen. Prance, der katholische Silberschmied, welcher schwer mit Eisen belastet in einem kalten, finstern, feuchten Kerker lag, ließ

sich endlich zum Sprechen bewegen. Was er sagte, war so unzusammenhängend und so albern, wie alles Bisherige, z. B. daß ein gewisser Le Fèvre ein Schwert von ihm gekauft und gesagt habe: für die Krämer würde es gut sein, wenn die katholische Religion wieder aufkäme. Und vorzüglich für ihn; was werde es da in den Kirchen Arbeit geben für die Silberschmiede. Aber selbst diese dürftige Aussage nahm er vor dem Könige und dem Geheimen Comité wieder zurück, und bekannte sich erst wieder dazu und zu dem, was man sonst von ihm verlangte, als er aufs neue in den Kerker geworfen ward. Prance's und Bedloe's Zeugnisse standen nun den drei andern Angeschuldigten entgegen. Sie widersprachen sich jedoch und die Angeklagten bewiesen ihre Unschuld durch Entlastungszeugen. Die Geschworenen erklärten sie dennoch für Schuldig und alle drei wurden hingerichtet.

Der König mußte, weil es ihm an Geld fehlte, wieder ein Parlament berufen. Trotz aller Anstrengungen des Hofes bei den Wahlen wurden die Eiferer des aufgelösten Parlaments wieder gewählt und andere noch heftigere dazu. Alle Anzeichen waren dafür da, daß die vorigen Stürme noch furchtbarer ausbrechen würden. Eine zahlreiche Partei stand dem Könige gegenüber; hier eine Volksmasse, so blindlings dem Vorurtheil und dem religiösen Hasse hingegeben, daß sie die augenfälligsten Dummheiten glaubte; dort eine andere, welche im Kampfe für die Volksfreiheiten, für die alte Verfassung und die religiösen Ueberzeugungen, gleich den angeschuldigten Jesuiten, keine Mittel für zu verwerflich hielt, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie ging damit um, die Thronfolge zu ändern und bereitete den Antrag auf Ausschließung des katholischen Thronerben vor; sie hatte Karl's natürlichen Sohn, den Herzog von Monmouth, einen Jüngling von liebenswürdigen Eigenschaften, aber unbedeutendem Charakter, in ihre Netze gezogen, und dem Volke vorgespiegelt, seine Mutter sei in heimlicher Ehe mit dem Könige vermählt gewesen.

Diesem Prinzen wollte sie auf den Thron setzen. Karl II. raffte sich jedoch auf. Einer jener seltenen Momente überkam ihn, wo er seiner Trägheit Herr ward, und seine natürlichen Anlagen brauchte. Um das Volk fürs erste zu besänftigen,

verwies er den Herzog von York vom Hofe und außer Landes; zugleich aber gab er die feierliche Erklärung ab, daß sein Sohn, der Herzog von Monmouth, außer der Ehe erzeugt sei.

Aber auch diese beiden Maßregeln besänftigten die fanatische Menge nicht.

Das Parlament wüthete gegen die Papisten mit ungeschwächtem Eifer. Kapitän Bedloe erhielt ein Geschenk von 500 Pfd. St., und seine persönliche Sicherheit ward der besondern Aufsicht des Herzogs von Monmouth übertragen. Das Unterhaus erklärte, wenn der König auf unnatürliche Weise sterben sollte, würde es seinen Tod an den Papisten blutig rächen. Ein Parlamentsglied ward ausgewiesen, weil es in einer Privatgesellschaft verächtlich von denen gesprochen hatte, welche an die Echtheit des Complots glaubten. Ja, selbst die Lords ließen ihr Comité gegen diejenigen Untersuchungen erheben, welche zu behaupten wagten, daß die bis dahin wegen des Complots Hingerichteten unschuldig gewesen wären.

Der König mußte mehr thun. Auf den Rath eines wahren Patrioten, des außerhalb der Parteien stehenden Ehrenmannes Sir William Temple, entließ er sein durch Danby's Verhaftung ohnedies zersplittertes Ministerium und wählte ein neues Ministerium und einen neuen Geheimenrath von 30 Mitgliedern, von welchem die Hälfte zur Volkspartei gehörte. Unter den neuen Mitgliedern des Ministerium waren der Herzog von Monmouth, der Graf von Sunderland, Viscount Halifax, Lord Cavendish, der Graf von Essex, Lord Russel und der Graf von Shaftesbury. Essex, welcher der Volkspartei entschieden angehörte, ward an Danby's Stelle Lord Schatzmeister; Russel war eine Zeit lang am Hofe gewesen und in jugendlicher Aufwallung von dessen Lockungen verführt worden, aber später zur Opposition übergegangen. Shaftesbury, der größte Intriguant seiner Zeit, ein Mann ohne Grundsätze, aber sehr talentvoll, wurde zum Präsidenten des Geheimenraths berufen, ließ sich aber nicht täuschen. Er durchschaute den Plan des Königs und erkannte, daß die liberale Beimischung des Geheimenraths nur des Scheines,

der Decoration wegen erfolgt war, daß er und seine Gesinnungsgenossen in diesem Körper ohne Macht und Einfluß blieben. Er benutzte seine neue Stellung, um für seine Partei immer mehr Terrain zu gewinnen. Auf seine Veranlassung wurde die unbedingte Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge von neuem verlangt, gegen das Bestechungssystem geeifert und gefordert, daß Personen, welche ein besoldetes Amt bekleideten, nicht im Unterhause sitzen dürften. Die Habeas-Corpus-Acte, welche die persönliche Freiheit des Engländers für alle kommenden Zeiten garantirte, wurde durchgesetzt, das Parlament bewilligte die Subsidien, welche der König begehrte, nur zum kleinsten Theile und mit Vorbehalten, welche das Mistrauen dictirte. Endlich riß dem König die Geduld; er half sich selbst, ohne seinen Geheimenrath zu fragen, prorogirte er das Parlament und löste es bald darauf auf. Inzwischen hatte die Verfolgung der Papisten ihren Fortgang.

Die Jesuiten Whitebread, der Provinzial des Ordens in England, Fenwic, Gavan, Turner und Harcourt wurden vor die Geschworenen gestellt. Außer Oates und Bedloe trat ein neuer Zeuge auf, Namens Dugdale, der einen etwas bessern Ruf als jene beiden hatte. Aber, was er vorbrachte, war ebenso unglaublich, ja noch übertriebener. Er ließ 200000 Papisten in England bereit stehen, um auf den ersten Wink als Würgengel über die Protestanten loszufahren. Die Angeklagten vertheidigten sich nach Kräften. Die Negative, daß sie unschuldig seien, konnten sie freilich nicht beweisen, aber sie versuchten Titus Oates der Lüge zu überführen. Aus St.-Omer waren 16 Zeugen herübergekommen, meist junge Leute von angesehenen Familien, die eidlich erhärteten, daß Oates sich gerade zu der Zeit, wo er in London gewesen sein wollte, in St.-Omer aufgehalten hatte. Allein sie waren Katholiken, Schüler eines Jesuitencollegiums! Was konnte ihre Aussage vor diesen Geschworenen und diesen Richtern nützen? Als einer sagte, daß Oates so und so lange in St.-Omer verweilt habe, wenn er seinen Sinnen trauen könne, antwortete ihm der Oberichter sarkastisch: „Euch Papisten wird ja gelehrt, daß ihr euern Sinnen nicht

trauen sollt." Indeß hatte Oates auch Zeugen aufgestellt, welche bewiesen, daß er um jene Zeit in London gewesen sei; bei dem spätern Processe gegen ihn wegen Meineids ward jedoch ermittelt, daß dies falsche Zeugen waren. Auch der Beweis, daß Oates im Proceß des Pater Ireland falsch geschworen, daß Ireland wirklich in Staffordshire gewesen, als Oates ihn in London sein ließ, half bei der allgemeinen Stimmung nichts. Alle fünf wurden für schuldig erklärt und hingerichtet.

Nun kam ein ausgezeichneter katholischer Jurist, Langhorne, an die Reihe. Er war bezüchtigt, daß sämmtliche katholische Anstellungen, welche der Papst in England verordnet, durch seine Hände gegangen seien. Oates und Bedloe bekräftigten es mit ihrem gewichtigen Eide. Der Pöbel raste vor Grimm, er zerriß die Entlastungszeugen fast in Stücke. Einer derselben wurde so verletzt, daß sein Leben in Gefahr schwebte. Eine Frau, die für den Angeschuldigten zeugen wollte, erklärte: wenn man ihr nicht Schutz verspreche, wage sie es nicht, den Mund aufzuthun. Da Langhorne die Angst des armen Weibes sah, erließ er ihr das Zeugniß, welches ihm bei der Lage der Dinge ohnehin nicht das mindeste geholfen hätte. Als das Schuldig verkündigt wurde, brachen die Zuhörer in wahrhaft kannibalische Freudenrufe aus. Langhorne starb den Tod durch die Hand des Henkers.

Sir George Wakeman, der Leibarzt der Königin, war von Titus Oates angeschuldigt worden, er habe den König vergiften wollen. Bei seiner Vernehmung vor dem Geheimenrathe hatte er seine Anklage nur auf Hörensagen erhoben. Als der Kanzler ihn fragte, ob er nicht aus eigener Wissenschaft etwas vorzubringen habe, entgegnete er: „Gott stehe mir bei, daß ich etwas gegen Sir George sagen sollte. Denn ich weiß nichts mehr gegen ihn." Vor Gericht dagegen gab er trotzdem ein positives Zeugniß gegen Wakeman ab. Dieser Widerspruch befremdete, und Sir George war als Leibarzt der Königin eine wichtige Person, denn in ihm wurde mittelbar die Gemahlin des Königs selbst angeschuldigt. Nun wußte aber jedermann, daß die arme verlassene Fürstin nichts weniger war als eine Verschwörerin. Das Mitleid

regte sich, und selbst der blutdürstige Lord-Oberrichter schlug ein anderes Verfahren ein.

Er ermuthigte die Zeugen für Wakeman und hob in seinem Résumé die zu seinen Gunsten sprechenden Umstände hervor. Die Folge davon war, daß der Leibarzt freigesprochen wurde.

Allein das papistische Complot selbst war damit noch lange nicht zu Grabe getragen. Es behielt seine Lebenskraft noch mehrere Jahre und forderte noch eine Reihe blutiger Opfer. Das neue Parlament, welches der König im Jahre 1680 zusammenrief, erklärte sogar, das Complot bestehe trotz der Entdeckung noch immer und ermuthigte nichtswürdige Zeugen durch Belohnungen, die man ihnen freigebig zukommen ließ, falsche Anklagen zu erheben. Wieder wurden eine Reihe von Katholiken, namentlich Priester, vor Gericht gestellt und hingerichtet, deren einziges Verbrechen ihre Religion war.

Die auf die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge gerichtete Bill wurde zum zweiten mal eingebracht und im Unterhause mit großer Mehrheit angenommen. Aber das Oberhaus verwarf sie nach heißem Kampfe. Jetzt kam das Haus der Gemeinen, um sich, da es der Herzog nicht sein konnte, an andern angesehenen Katholiken zu rächen, auf die Anklage gegen die fünf katholischen Lords zurück, die noch immer im Tower saßen, und wählte den Viscount Stafford, einen alten, gebrechlichen Mann, zum Schlachtopfer aus. Die Hauptpunkte der Anklage gegen ihn waren: daß er aus den Händen des Jesuiten Fenwic die Bestallung als General-Zahlmeister der zur Unterjochung Englands bestimmten Armee erhalten habe. Das Document war zwar verschwunden, aber Titus Oates wollte bei der Ueberreichung desselben zugegen gewesen sein.

Ferner: daß Stafford dem schon genannten Dugdale und später dem Franzosen Turberville, in Paris den Vorschlag gemacht habe, den König zu ermorden.

Stafford vertheidigte sich mit Geschick und mit Würde. Er erzählte seinen Lebenslauf, daß er vierzig Jahre lang unter allen Wechselfällen der Zeiten dem Könige treu geblieben sei.

Er deckte die Widersprüche und Lügen der Zeugen auf und wies darauf hin, daß es geradezu unerhört sei, wenn man ihn auf die Aussagen solcher Menschen für einen Theilnehmer an einer unsinnigen Verschwörung, die niemals existirt habe, erklären wolle.

Stafford vertheidigte sich nicht vor Geschworenen aus dem Volke, sondern vor den Lords, die über ihn als einen Peer des Reichs zu Gericht saßen. Aber auch diese Richter hörten die Stimme der Wahrheit nicht. Nach einer Untersuchung, welche sechs Tage dauerte, sprach eine Majorität von 22 Stimmen das Todesurtheil über ihn aus. Der König durfte es nicht wagen, ihn zu begnadigen; ja es erregte schon lebhaften Unwillen, daß Karl die Strafe des Stranges in die des Schwertes verwandelte. Vor der Hinrichtung machte man vielfache Versuche, den alten kranken Mann zu einem Eingeständniß zu bewegen, aber der Greis blieb fest, ja er schien in der Voraussicht des nahen Todes neue Kraft gesammelt zu haben. Das Gefühl des Unrechts, welches er erlitt, erhob seine Seele und seinen Körper. Auf dem Wege zum Tode bat er um einen Mantel, denn es war kalte Witterung, und sagte: „Vielleicht werde ich vor Frost zittern; aber, ich hoffe zu Gott, nicht vor Furcht. Auf dem Schaffot betheuerte er feierlich und ernst, daß er unschuldig sei und wiederholte die Gründe, weshalb das Urtheil ungerecht sei. Er leugnete im Angesicht Gottes die unmoralischen Principien, welche übereifrige Protestanten der römischen Kirche zugeschrieben hätten, und sprach die Hoffnung aus, daß die Zeit nahe sein möge, wo der Irrwahn, der jetzt sein unglückliches Volk beherrsche, verschwinden, wo die Gewalt der Wahrheit siegen werde.

Zum ersten mal sah man Thränen bei der Hinrichtung eines papistischen Verschwörers vergießen. Während der Untersuchung hatte das Volk noch gemurrt und gedroht, seinem Todesurtheil hatte es zugejauchzt. Aber die edle Festigkeit des Greises, die sich in jedem Zuge, jeder Bewegung, auch im Ton seiner Stimme, kundgab, hatte die Herzen erweicht. Die tiefe Stille wurde nur bisweilen durch Seufzer und ein heftiges Aufschluchsen unterbrochen. Auch in Worten gab sich die Theilnahme kund. Auf die Betheuerungen seiner Unschuld

erfolgte die Antwort: „Wir glauben Ihnen, Mylord!“ — „Gott segne Sie, Mylord!“ Selbst der Scharfrichter war gerührt. Zweimal hob er das Beil auf, aber ebenso oft schien ihn der Muth zu verlassen. Als er es zum dritten mal schwang, war es allen Zuschauern, als fühlten sie selbst den Schlag im Nacken. Der Henker hielt den blutenden Kopf herkömmlich in die Höhe und sprach: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!“ Keine Stimme antwortete, man ging schweigend, in sich gekehrt, misgestimmt auseinander.

Das Beil, welches Stafford's Haupt vom Rumpfe trennte, schlug auch dem Ungeheuer des papistischen Complots den Kopf ab. Zwar lebte es noch eine Weile fort, aber es war nur ein Scheinleben. Die Parlamente überboten sich zwar in rasender Heftigkeit, in ungestümen Forderungen; aber eben in dieser blinden, athemlosen Heftigkeit verriethen die Gemeinen ihre Schwäche und den hohlen Grund, auf dem sie standen. Der König gab unverändert die Versicherung, daß es an ihm nicht fehlen solle, das schändliche Complot zu entdecken, wenn das Parlament ihn nur gehörig unterstütze, daß er auch den Protestantismus im Reiche erhalten und schützen werde, wenn das Parlament nur die Maßregeln annehmen wolle, die er deshalb vorschlage. Karl II. ging in seiner Nachgiebigkeit und Verstellung soweit, daß er seinen Bruder nicht allein aller königlichen Macht berauben, sondern ihn auch auf 500 Meilen vom Reiche verbannen und die Regierung von einem Regenten führen lassen wollte, dergestalt, daß Jakob nichts als den Titel eines Königs behalten sollte. Aber das Parlament verlangte gänzliche Ausschließung. Der König appellirte immer wieder an das Volk, aber die Wähler sandten immer wieder dieselben Mitglieder ins Haus, und dieselben Anträge wurden mit neuem Ungestüm vorgebracht. Er verlegte das Parlament von London nach Oxford. Allein hier erschienen die Parteien bewaffnet und mit reisigen Anhängern; es ging in dieser gesetzgebenden Versammlung nicht viel anders als auf einem polnischen Reichstage zu. Der König mußte das Parlament entlassen, und die Nation konnte ihn darum nicht tadeln.

Jetzt trat noch einmal ein neuer Zeuge für das Complot

auf, ein irländischer Edelmann und Katholik, Namens Fitz-Harris. Was Oates und Bedloe nicht anzudeuten gewagt hatten, daß der Herzog von York in die papistische Verschwörung mit verwickelt gewesen, brachte Fitz-Harris ans Licht. Auch die Königin klagte er an, daß sie sich mit den Katholiken verbunden habe, ihren Gemahl zu ermorden. Zuerst habe man ihn dazu dingen wollen, und als er sich geweigert, ihm anvertraut, dann werde es die Herzogin von Mazarin besorgen, welche im Vergiften ebenso geschickt und erfahren sei, als ihre Schwester, die Gräfin von Soissons. Mit einer kleinen Phiole lasse sich das abthun.

Zu seiner Zeit wäre das alberne Märchen von Wirkung gewesen, aber diese Zeit war schon vorüber. Man entdeckte, daß Fitz-Harris, ein Intriguant und Projectenmacher, nach beiden Seiten hin speculirt hatte. Es wurde dem Denuncianten der Proceß gemacht und unter dem Galgen gestand er, daß er die Königin und den Herzog von York fälschlich beschuldigt habe. Das Volk kam endlich zur Besinnung, es überzeugte sich davon, daß ihm von den Papisten keine Gefahr drohte. Das schreckliche Phantom verschwand, wie ein Dunstgebilde vor den Strahlen der Sonne zerfließt, fortan wurde niemand mehr wegen des papistischen Complots hingerichtet. Die Geschichte hat längst ihr letztes Wort gesprochen: es hat eine Verschwörung der Katholiken gegen das Leben des Königs oder die Religion des Landes niemals bestanden, die Aussagen von Oates, Bedloe und anderer Zeugen enthalten nicht den geringsten Kern von Wahrheit, die Männer, welche verurtheilt und hingerichtet wurden, sind Unschuldige, die man einem Moloch geopfert hat.

Zur Geschichte der englischen Highwaymen.

(1720—1730.)

Das goldene Zeitalter der berittenen Straßenräuber in England, die man Highwaymen nannte, fällt in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Damals war das Haus Hannover zur Regierung gekommen, aber die Stuarts zählten im Lande noch zahlreiche Freunde, die politischen Parteien standen sich schroff gegenüber und es kam nicht selten zu feindlichen Zusammenstößen. Die Hyghwaymen benutzten die allgemeine Unsicherheit, sie gaben sich gern für heimliche Anhänger des Prätendenten aus und machten auf ihre Weise Opposition gegen die Regierung. Ihr Gewerbe bestand darin, daß sie auf den Landstraßen die Reisenden und die Posten anfielen und beraubten. Ein schnelles Pferd, ein paar Pistolen, eine Maske zur Verhüllung ihres Gesichts, weiter bedurften sie nichts. Freilich stand der Galgen darauf, wenn einer dieser flüchtigen Wegelager ergriffen wurde; aber es gab ja viele Mittel, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Der leichte Gewinn lockte, man befand sich unter verhältnißmäßig guter Gesellschaft, denn die Söhne angesehener Familien, herabgekommene Gentlemen, Offiziere und sogar Geistliche gehörten zu diesen Freibeutern und ihre nächtlichen Streifzügen hatten etwas Romantisches.

Geschlossene Banden existirten nicht, noch weniger ein förmlicher Bund; aber die Gesellen kannten einander, sie hatten gemeinschaftliche, über das ganze Land zerstreute Diebesherbergen und Verbündete unter den Wirthen, Pferdeverleihern

und Trödlern, und zogen gewöhnlich zu zweien oder dreien auf Raub aus. Das Verfahren war fast immer dasselbe: Masken vor dem Gesicht, oder wenigstens Schnupftücher im Munde und die Perrüken tief hereingezogen, flogen die Reiter heran und geboten mit den schußfertig emporgehobenen Pistolen halt, der eine schirrte die Pferde ab und ließ sie frei laufen, damit die Reisenden verhindert würden nachzusetzen, die andern durchsuchten alle Insassen des Wagens, nahmen ihnen aber nur Geld und werthvolle Gegenstände ab, dann eilten sie auf ihren schnellen Rossen davon und theilten, wenn sie in Sicherheit waren, ihre Beute. Die Highwaymen zogen die Leute nicht aus bis aufs Hemd, denn es schickte sich nicht für sie, wie gemeine Diebe zu plündern; sie vergossen auch, wenn es irgend möglich war, kein Blut, weil es unter ihnen für unehrenhaft galt, wehrlose Menschen zu tödten.

Wir theilen die Processe wider einige Highwaymen aus den höhern Ständen mit und lassen zur Vervollständigung die Selbstbekenntnisse eines ihrer Mitschuldigen folgen.

I. Spiggot und Phillips.

John Turner fuhr am 1. November 1720 mit seinem Wagen, in welchem ein schweres Felleisen des Master Neal Sheldon lag, von London nach Tyburn. In der Nähe dieses Ortes wurde er von fünf maskirten Männern angefallen. Sie hatten es auf das Felleisen abgesehen und schleppten es mit sich fort. Dem Fuhrmann nahmen sie eins seiner Pferde und fünf Guiueen ab, dann sprengten sie davon.

Etwa vierzehn Tage später ritt John Watkins in Begleitung eines Knechtes mit einem Zug Packpferden nach Monmouth. Schon in der Nähe von Brentford bemerkte er in einiger Entfernung einen Reiter, der ihm verdächtig vorkam. Als er die damals ziemlich einsame Hounslow-Heide erreicht hatte, stürmten mehrere berittene Männer heran, unter ihnen William Spiggot und Thomas Phillipps, welche er aus früherer Zeit kannte. Spiggot hielt ihm die gespannte Pistole auf die Brust, nahm ihm seine silberne Uhr und etwa

5 Pfd. St. ab und verlangte, Watkins solle angeben, auf welches von den Pferden das Geld geladen sei. Inzwischen hatte Phillipps ein bepacktes Pferd aus dem Zuge gelöst und ein dritter Räuber den Knecht bewacht. Da sie die gewünschten Schätze nicht fanden, ritten sie mit dem einen Pferde von dannen.

John Watkins machte Anzeige und infolge dessen wurden die Polizeibeamten Morrit und Bryan beauftragt, die Diebe zu verfolgen. Sie durchsuchten zunächst Spiggot's Wohnung in London und entdeckten daselbst mehrere Sachen, die in dem bei Tyburn geraubten Felleisen gewesen waren, also gehörte Spiggot zu den Räubern, die John Turner angefallen hatten.

Der Vogel selbst war ausgeflogen, indeß wurde ermittelt, daß ein gewisser William Heater sich für Spiggot's Bedienten auszugeben und für ihn Pferde zu miethen pflegte. Morrit und Bryan beschlossen, zunächst auch Heater Jagd zu machen, sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit dem Constabler Hill, und es gelang ihnen, in Long-Acre seine Spur zu finden. Heater kam in Long-Acre mit zwei Pferden an, verschaffte sich dort noch ein drittes und begab sich nach Westminster, wo er im Wirthshause des Master Rowlet einkehrte.

Morrit, Bryan und Hill faßten in einem Hause gegenüber Posto, um die Ankunft der Räuber, auf die Heater offenbar rechnete, zu erwarten. Mit dem Wirth Rowlet, der ein ehrlicher Mann war, verständigten sie sich und wachten die ganze Nacht. Morgens um 8 Uhr kam ein gewisser Joseph Lindsey, ebenfalls ein übelbeleumundetes Subject, um 10 Uhr erschienen Spiggot und Phillipps und gingen mit Lindsey in den Stall. Die Polizeimannschaft und der Wirth folgten ihnen auf dem Fuße. Als die Räuber sich entdeckt sahen, rüsteten sie sich zum Kampfe. Spiggot packte den Wirth und schoß ihm eine Kugel durch die linke Schulter, Phillipps schlug den Polizeidiener Bryan nieder und drückte seine Pistolen ab, die aber zum Glück versagten. Als Hilfe herbeikam unterlagen, Spiggot und Phillipps endlich der Uebermacht. Lindsey hatte sich gleich zuerst fangen lassen und trat als Königszeuge gegen seine Gefährten auf.

Außer den beiden bereits erwähnten Raubanfällen kam noch ein dritter Straßenraub zur Sprache, den Spiggot und Lindsey zusammen ausgeführt hatten. Wegen dieser Verbrechen wurden die beiden Erstgenannten vor Gericht gestellt, aber sie verweigerten die Erklärung auf die Anklage, weil ihnen nach altem Herkommen zuerst die Pferde, das Geschirr und das Geld, was man ihnen bei ihrer Arretur abgenommen habe, zurückgegeben werden müßten.

Das Gericht wies die Forderung ab, indeß die Gefangenen beharrten darauf, nicht antworten zu wollen. Da alles nichts fruchtete, las man ihnen das für solche Fälle erlassene grausame Gesetz vor, welches so lautete:

„Der Gefangene soll zurückgeführt werden in das Gefängniß, von wo er kam, und dann gebracht werden in einen schlechten Raum, wo kein Licht eindringt, und dort gelegt werden auf den nackten Fußboden, sonder Unterlage, Streue oder Decke über ihn, und ohne irgendein Kleidungsstück, außer etwas, um seine Schamtheile zu verhüllen. Hier soll er liegen auf seinem Rücken, den Kopf bedeckt, aber die Füße bloß. Einer seiner Arme soll dann gezogen werden mit einem Stricke nach der einen Seite des Gemaches und der andere Arm nach der andern Seite. Und seine Beine sollen gleicherweise gezogen werden. Dann soll auf seinen Leib gelegt werden so viel Eisen oder Stein, als er tragen kann oder noch mehr. Und am ersten Tage soll er drei Stückchen Gerstenbrot erhalten, aber nichts zu trinken; und am zweiten Tage soll ihm erlaubt sein, so viel zu trinken, als er kann, zu dreien malen, von dem Wasser, das zunächst der Gefängnißthür ist, nur nicht fließendes Wasser; aber er soll an dem Tage kein Brot haben. Und das soll seine Kost sein, bis er stirbt. Und der, gegen welchen solchen Spruch ergangen, dessen Hab und Gut ist verfallen dem König.“

Als auch diese Vorlesung ohne Wirkung blieb, befahl man dem Executor, „wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist“, den Gefangenen die Daumen zusammenzubinden und die Stricke so fest zu ziehen, als ihm möglich wäre. Das geschah augenblicklich; aber weder der Schmerz, noch die Ermahnungen des Gerichtshofes brachten sie dazu, sich auf die Klage einzulassen.

Jetzt ward das Urtheil gegen sie ausgesprochen: sie sollten zu Tode gepreßt werden.

Infolge dieses Spruches wurden beide Verbrecher nach Newgate zurückgebracht. Man führte sie in das Preßzimmer. Thomas Phillipps wurde bei Anblick unwohl. Er bat, man möge ihn vor die Schranken zurückführen, er wolle sich verantworten.

Spiggot dagegen blieb standhaft. Er ließ sich entkleiden, festschnüren und das Gewicht auflegen. Ehe er sich niederlegte, trat der Geistliche von Newgate zu ihm und wandte noch einmal seine ganze Ueberredungskunst an. Er antwortete: „Kommen Sie her, um für meine Seele zu sorgen, so nehmen Sie meinen Dank dafür. Kommen Sie aber meines Körpers wegen, so muß ich Sie bitten, mich zu entschuldigen; denn ich kann auch kein Wort weiter anhören."

Als der Kaplan zum zweiten mal in das niedrige Gewölbe hinabstieg, lag Spiggot auf der nackten Erde ausgespannt und 350 Pfund drückten auf seine Brust. Er kniete neben ihn hin und betete. Mehrmals fragte er ihn, weshalb er sein Seelenheil durch einen solchen Selbstmord auf das Spiel setzen wollte? Spiggot erwiderte: „Beten Sie, beten Sie für mich!"

Zuweilen lag er still, fast ohne Athem, wie in Bewußtlosigkeit, dann aber athmete er wieder kurz und rasch auf. Zuweilen klagte er bitterlich, daß sie ihm eine so grausame Last gerade aufs Gesicht gelegt hätten, und doch war er nur mit einem dünnen Tuche bedeckt. Man legte es leicht und hohl über seine Stirn, und doch klagte er aufs neue, es erdrücke ihn. Vermuthlich beruhte dies Gefühl auf einer Sinnestäuschung; die pressende Wucht auf Brust und Leib verursachte einen Blutandrang nach dem Kopfe, den er für einen äußern Druck hielt.

Eine halbe Stunde ungefähr blieb er trotzig und stumm. Als man aber noch 50 Pfund hinzufügte, stöhnte er auf und bat, man möge die Last fortnehmen, er wolle vor Gericht antworten.

Nachdem die Gewichte entfernt und die Stricke durchschnitten waren, hoben ihn zwei Männer auf. Man mußte

ihm Branntwein in den Mund flößen, um ihn wieder zu sich zu bringen, und erst nach geraumer Zeit konnte er vor Gericht erscheinen.

Der Proceß war kurz. Drei Anklagen lagen vor, aber man verhandelte vor der Jury nur die erste, welche dahin ging: „daß William Spiggot und Thomas Phillips den John Watkins auf der Landstraße angefallen, ihn in Furcht gesetzt (ein Ausdruck, welcher bei allen Anklagen gegen Highwaymen wiederholt wird) und ihm eine silberne Uhr und verschiedene andere Gegenstände im Werthe von 200 Pfd. St. und 5 Pfd. St. in baarem Gelde geraubt haben."

John Watkins hatte die Räuber erkannt, und ihr Mitschuldiger, Joseph Lindsey, der als Königszeuge angenommen worden war, gestand die That als von ihm, Spiggot, Phillips und noch zwei andern vollbracht. Spiggot und Phillips hatten nichts Wesentliches zu ihrer Vertheidigung anzuführen. Die Jury sprach über beide das Schuldig und das Gericht verurtheilte sie zum Tode.

Auch gegen Heater war die Anklage mit gerichtet. Aus den Aussagen der Zeugen ging indessen nur hervor, daß er dann und wann als Spiggot's Diener aufgetreten war und Pferde besorgt hatte. Spiggot und Phillips erklärten beide, daß Heater ganz unschuldig an dem Verbrechen sei und nur als ihr Commissionär bei der Anschaffung von Pferden gehandelt habe. In Ermangelung genügender Beweise ward er freigesprochen.

Thomas Phillips war das Kind armer Aeltern, ohne Schulunterricht aufgewachsen, hatte er sich als Matrose anwerben lassen und unter dem Admiral Byng tapfer gefochten. Nach seiner Entlassung wurde er einer der verwegensten Highwaymen. Er rühmte sich seiner kühnen Streiche und erzählte wohlgefällig, daß er und Spiggot einmal einen Zug von mehrern Wagen angehalten und gegen hundert Passagiere herausgerissen, gebunden, in Reihe und Glied auf die Landstraße gelegt und geplündert hätten.

Während seiner Gefangenschaft benahm er sich roh und

ruchlos. Er wollte nicht dulden, daß die andern beteten und sich zum Tode vorbereiteten. Er tobte, rasselte mit den Ketten, sang schmuzige Lieder und brach in die gräßlichsten Flüche aus. Noch unter dem Galgen erklärte er: „Ich fürchte den Tod ganz und gar nicht, denn ich bin fest überzeugt, daß ich in den Himmel komme.“

William Spiggot, von dessen frühern Leben wir fast gar nichts wissen, war dem geistlichen Zuspruch zugänglicher, er verlangte nach dem Abendmahl und betrug sich in jeder Beziehung anständig. Auf die Frage, warum er früher so verstockt gewesen sei und die Qualen der Presse so lange ausgehalten habe, gab er zur Antwort: er habe dem Joseph Lindsey den Triumph nicht gegönnt und nicht gewollt, daß man seinen Kindern den Vorwurf mache, ihr Vater sei am Galgen gestorben. Gegen Lindsey war er heftig erbittert, „denn“, sagte er, „ich habe ihn mit Gefahr des eigenen Lebens einmal gerettet, als er nahe daran war, gefangen zu werden, und nun tritt er freiwillig als Zeuge gegen mich auf.“

Er gestand, daß er durch das ganze Königreich gestreift war und wol gegen hundertmal Straßenraub verübt hatte.

Am 8. Februar 1721 wurden Spiggot und Phillips zu Tyburn gehängt.

II. Hawkins und Simpson.

Am Morgen des 16. April 1721 wurde die Reitpost von London noch Bristol expedirt. Der junge Postillon bemerkte sehr bald zwei verdächtige Reiter hinter sich und war froh, als ein Bekannter ihn einholte und sich ihm anschloß. Um sich Muth zu machen, stieß er lustig ins Horn und beide trabten schnell vorwärts; aber die Verfolger waren noch schneller, sie wurden beim Dorfe Colmbrook von zwei vermummten Highwaymen überfallen und mußten von ihren Pferden heruntersteigen. Der Postillon ward scharf inquirirt, ob er derjenige sei, welcher vor kurzem gegen einen ihrer Gefährten Zeugniß ablegt habe. Obwol er es mit gutem Gewissen leugnen konnte, wurde er doch zusammen mit seinem Begleiter an einen Baum gebunden. Die Räuber unter-

suchten ihre Taschen, nahmen das Brieffelleisen und die beiden Pferde mit sich und ritten zusammen mit einem dritten Highwaymen, der in einiger Entfernung Wache gehalten hatte, nach dem Dorfe zu.

Dem Postillon gelang es mit großer Mühe, sich vom Baume loszumachen, er befreite auch seinen Gefährten und beide eilten in die nächste Stadt, um Anzeige zu machen. Das Felleisen und mehrere Briefe fand man hinter den Hecken, und nach der Beschreibung, welche die Beraubten lieferten, fiel der Verdacht auf einen jungen Mann von feinem Aeußern, Namens Ralph Wilson. Er wurde festgenommen und erbot sich, um sein Leben zu retten, als Königszeuge aufzutreten. Man ging darauf ein, und er nannte nun als seine Complicen John Hawkins und George Simpson. Nach seiner Aussage hatte er mit den beiden genannten Herren schon seit längerer Zeit darüber berathschlagt, ob man nicht einmal eine Post anfallen solle; nur war man unschlüssig gewesen, welche Post die meiste Aussicht auf einen reellen Vortheil verspreche, bis man sich für die Bristol Mail entschied. Die drei Reiter waren die Nacht durch auf der Landstraße hin- und hergetrabt, hatten vor den Wirthshäusern auf den Pferden ihr Abendbrot und andere Erquickungen eingenommen und zugleich Erkundigungen eingezogen. Alsdann war der Raubanfall in der erzählten Weise vor sich gegangen, bei welchen indessen Hawkins, weil er, als sehr corpulent und groß, am meisten der Gefahr, erkannt zu werden, ausgesetzt war, zurückblieb und den Wächterposten übernahm. Die drei Highwaymen waren, nachdem sie auf abgelegenen Wegen im unsichern Lichte der Morgendämmerung eine vorläufige Untersuchung der Effecten angestellt und die werthlosen Packete und Briefe ins Felleisen gestopft und über die Hecken geworfen, die anscheinend werthvollen aber behalten hatten, auf Umwegen nach der Stadt zurückgeritten. In einem Wirthshause der Vorstadt erquickten sie sich durch Glühwein, stellten ihre Pferde ein und fuhren mit einer Lohnkutsche nach einem andern entfernten Wirthshause der Stadt, wo sie sich ein besonderes Zimmer, Schreibzeug und Licht geben ließen. Hier wurden die Briefschaften und Packete näher untersucht, etwa

100 Pfd. St. Banknoten herausgenommen und alles, was verrathen konnte, beim Licht im Kamin verbrannt.

Ralph Wilson gab den Ort, wo man Hawkins und Simpson finden konnte, richtig an. Abends zwischen 8 und 9 Uhr begaben sich die Constabler in das Haus der Hebamme Bowen. Ein Mädchen fragte ängstlich, was sie wollten? — „Keine Angst!“ rief man ihr zu. „Zünde ein Licht an! Wir kommen nach gestohlenen Sachen zu suchen.“ Die Räuber hörten oben das Gespräch und riefen die Treppe hinunter: „Keine Angst! Wir sind die Männer, die ihr sucht. Nur zu! Aber der erste, der 'raufkommt, ist ein todter Mann.“ — Die Constabler riefen: „Schießt nur! Wir werden's euch wiedergeben.“ Es kam indeß nicht zum Gefecht. William Hawkins, John Hawkins' Bruder, spielte den Vermittler. Er überredete die andern, sich zu ergeben, weil jeder Widerstand umsonst wäre. Als sie erfuhren, daß sie auf Wilson's Angabe gefangen würden, rief John Hawkins: „Steht's so, ja dann sind wir todte Leute. Aber besser, sein Leben lassen, als es auf so niederträchtige und infame Weise retten wollen, wie der Schurke Wilson!“

John Hawkins und George Simpson wurden vor die Geschworenen gestellt. Die Beweise gegen sie waren Wilson's Denunciation, die Angabe des Postillons und seines Gefährten, welche ganz mit der Wilson's übereinstimmte, die Aussagen der Wirthe und deren Stallknechte auf dem Wege, wo die Räuber nachts eingekehrt waren und Erkundigungen eingezogen hatten, und endlich die Zeugnisse der Constabler über die Umstände bei der Gefangennahme.

John Hawkins suchte ein Alibi nachzuweisen; es gelang aber nicht. Mit mehr Grund sprach er gegen Wilson's Glaubwürdigkeit, der notorisch in dem schlechtesten Rufe stehe, selbst zugebe, den Raubanfall begangen zu haben und außerdem wegen mehrerer Raubanfälle angeklagt sei. Auch die Politik wurde herbeigezogen. Wilson habe im öffentlichen Bierhause einen Geistlichen der hohen Kirche eine Satansbrut genannt, auf die Gesundheit des Teufels und den Untergang König Georg's getrunken und König Jakob III. (dem Prätendenten) alles Heil gewünscht, ja erklärt, wenn es ins Feld ginge,

wolle er losschlagen gegen König Georg. Der Oberrichter, Lord Montague, aber erklärte: „Daß Wilson einen schlechten Charakter besitzt, ist außer Zweifel, und sein eigenes Zeugniß bekundet es. Dennoch ist er ein legaler Zeuge .Die Weisheit der Gesetzgebung fand es nöthig, auch die Zeugnisse von Mitschuldigen zuzulassen, weil es ohne dieselben in vielen Fällen unmöglich wäre, namentlich bei Raubanfällen, die Schuldigen zu entdecken und zu überführen. Uebrigens seid ihr nicht auf sein Zeugniß allein, sondern deshalb angeklagt, weil seine Angabe übereinstimmt mit den Angaben anderer glaubwürdiger Männer.

Hawkins berief sich auf den Stand, den er in der Gesellschaft einnehme, und auf seinen guten Ruf und brachte in dieser Beziehung allerdings mehrere zu seinen Gunsten sprechende Zeugnisse vor. Seine Erscheinung war die eines Gentleman; er trug die feinste eleganteste Kleidung. Die Wirthe, bei denen er eingekehrt war, bekundeten, daß er seine Rechnungen stets bezahlt habe. Von achtbaren, wenngleich nicht bemittelten Aeltern, hatte er früher bei einzelnen Großen in Diensten gestanden, aber sein kühn strebender Geist fand dort keine Befriedigung. Er flog von einem Projecte zum andern und wollte auf schnelle Weise reich und angesehen werden. Er warf sich auf den Handel und verkaufte Wein und Branntwein nach Holland, Flandern und Frankreich. Den Transport besorgte sein Bruder William, der damals Schiffskapitän war. Aber der Erwerb ging ihm zu langsam. Er wurde deshalb ein Stock-Jobber und er machte Geschäfte in Südsee- und Colonialpapieren, hatte jedoch kein Glück und blieb arm nach wie vor.

Seine Ausgaben standen in keinem Verhältniß mit seinen Einnahmen. Er liebte schwelgerische Mahlzeiten und gute Weine, war dem Spiele leidenschaftlich ergeben und führte einen luxuriösen Haushalt. Als er sich nicht anders mehr zu helfen wußte, wurde er Straßenräuber.

George Simpson stammte von guter Familie, er hatte sich gelehrte Bildung angeeignet und betrug sich als Gentleman. Wie es scheint, lockte ihn das romantische Leben der Highwaymen, er fand Geschmack an ihren Streifpartien und

konnte, als er einmal mitgezogen war, nicht mehr davon lassen.

Die Jury sprach ohne Bedenken das Schuldig aus. Hawkins erklärte hierauf: „Ich bin ganz unschuldig an diesen Raubanfällen. Dennoch tadle ich meine Landsleute nicht wegen ihres Ausspruches. Ihre Absichten waren ehrenwerth, aber sie werden durch einen parteiischen Richter misleitet. Man ist schlecht mit mir verfahren. Meinen Freund hat man auf den Mund geschlagen und kaum gelitten, daß er sich nur verantworte. Ich bin auf den Tod gefaßt und möchte nicht mit dem Schurken tauschen, der sein eigenes Leben gerettet hat, um mir meines fortzuschwören, denn besser den Tod als ein so infames Leben. Mein Blut kommt auf seinen Kopf und noch auf einige andere — ich hoffe nicht, daß Ihro Herrlichkeit darunter mitbegriffen sind."

Nach seiner Verurtheilung bekannte Hawkins indeß, daß er mit vollem Grunde zum Tode verdammt sei. Er erzählte mehrere seiner kühnsten Streiche und versicherte, er habe eigentlich von vornherein sofort gestehen wollen, aber einige Rechtsfreunde hätten ihm vorgestellt, es sei sehr möglich, daß er freigesprochen würde und geradezu unverantwortlich, wenn er sein Leben ohne weiteres preisgebe, deshalb habe er es mit dem Leugnen versucht.

Auch George Simpson erklärte das Urtheil für vollkommen gerecht und bereitete sich zum Tode. Während der kurzen Zeit bis zu ihrer Hinrichtung wurden den Verurtheilten mehrere seltsame Anträge gemacht. Die Witwe eines erhängten Highwayman bat, weil es ihnen doch auf ein Verbrechen mehr oder weniger nicht ankommen könne, öffentlich zu erklären, daß sie es gewesen seien, welche einen bestimmten Raubanfall begangen hätten, und daß ihr deshalb hingerichteter Mann nicht dabei betheiligt sei. Hawkins entgegnete, er würde der Frau den Gefallen gern erweisen, aber diese Erklärung könnte für andere Personen von Nachtheil sein. Andere ähnliche Bitten wies er entschieden ab.

Auf die Vorstellung, daß er gegen Wilson keinen Groll mehr hegen dürfe, erwiderte Hawkins: er wolle lieber tausendmal sterben, als mit dem Bewußtsein leben, daß er einen

Freund auf das Schaffot geliefert habe. Uebrigens verzeihe er dem Wilson seinen Verrath aus vollem Herzen. Die Bitte, als Gentleman in einer Kutsche nach dem Galgen gefahren zu werden, wurde abgeschlagen.

John Hawkins redete auf dem Richtplatze die Zuschauer an und bat sie, als Christen mit ihm um Vergebung für seine Sünden zu flehen. Er versicherte, er habe allen seinen Feinden vergeben, und wünschte, daß sein kläglicher Tod für andere ein warnendes Beispiel werde. Hierauf ergriffen ihn die Henkersknechte und nach wenigen Minuten waren Hawkins und Simpson verschieden. Noch an demselben Tage wurden ihre Leichen von Tyburn nach Hounslow-Heath, dem Hauptschauplatz ihrer Thaten, gebracht und dort in Ketten an einen eigens zu diesem Zwecke errichteten Galgen aufgehängt.

Beide Gentlemen-Highwaymen hatten durch ihre Thaten ein ungemeines Aufsehen erregt. Ganz London war erschrocken über die unerhört kühnen und rasch aufeinander folgenden Raubanfälle inmitten der volkreichen Stadt. Die meisten dieser kecken Unternehmungen kamen auf die Rechnung der beiden hingerichteten Verbrecher. Sie waren auch nach ihrem Tode in aller Leute Mund, und zu gleicher Zeit erschienen nicht weniger als vier Lebensbeschreibungen von Simpson, Hawkins und Ralph Wilson. Am interessantesten ist die, welche den letztern, den begnadigten Highwayman Wilson, selbst zum Verfasser hat. Seine vielgelesene Broschüre führt den Titel: „Ein Bericht über die von John Hawkins, George Simpson und ihren Gefährten begangenen Raubthaten, geschrieben von Ralph Wilson.“ Wir halten sie der besondern Mittheilung für unsere Leser wol werth, weil sie unter allen bekannt gewordenen Highwaymen-Bekenntnissen die deutlichsten Blicke in die Werkstatt ihres Treibens und nicht minder psychologische Blicke in die innere Wüstheit ihres Lebens und in die Fäden thun läßt, welche das lockere Verbrecherband zusammenhielten.

III. Ralph Wilson und William Barkwith.

Ralph Wilson war der Sohn nicht unbemittelter Aeltern in Yorkshire, welche dem fähigen Knaben einen guten Schulunterricht geben ließen und ihn sodann nach London schickten, um die juristische Carrière zu ergreifen. In Lincoln's-Inn wurde er zu einem der ausgezeichnetsten Juristen als Clerk gegeben, lernte aber nicht viel, da, wie er sagte, das Geschäft seines Herrn sehr groß, sein Fleiß aber sehr klein war. Sie trennten sich bald wieder.

Ein Bekannter führte ihn in eins der Spielhäuser von Westminster. Er sah aus Neugierde zu, um bald, wie so viele andere junge Leute — Wilson war damals kaum zwanzig Jahre alt — von den diabolischen Lockungen auf immer verstrickt zu werden. Er macht in seinen Bekenntnissen eine für jene Zeiten treffend scharfe Bemerkung: „Mich wundert, warum die Obrigkeit diese Orte nicht unterdrückt. Aber freilich genießen sie den Schutz sehr mächtiger Bundesgenossen! Es besteht zwischen ihnen eine jährliche Alliance, die etwa um Weihnachten aufhört, weil die mächtigen Herren in moralischem Eifer sich um diese Zeit gewaltig anstrengen und einige christliche Compagnien wohlschnüffelnder Constabler zusammenwerben. Der Krieg ist beschlossen und mit aller Energie soll er geführt werden. Die erste Attake erfolgt dann geräuschvoll auf irgendein Winkelspielhaus, wo drei Pence der Einsatz sind, und sie arretiren zehn oder ein Dutzend arme Schlucker. Der Lärm weckt die Gouverneure der größern Spielhäuser. Rasch senden sie ihre Agenten mit großen Geschenken aus an diese furchtbaren Feinde des Lasters. Der Sturm verzieht sich und die Alliance ist auf ein Jahr erneuert."

In diesen Spielhäusern traf Wilson John Hawkins, einen jovialen, liebenswürdigen Mann, dessen offenes Wesen ihn einnahm. Ehe beide näher befreundet wurden, rief Wilson's Mutter ihn wieder nach Hause, wo er ein Jahr lang blieb. Die Muße daselbst langweilte ihn und die Mutter, froh, daß ihr Sohn sich nach Beschäftigung sehnte, schickte ihn abermals, mit 100 Pfd. St. in der Tasche, nach London zu einem

andern Rechtsgelehrten. Aber die 100 Pfd. St. wanderten sogleich wieder an den Spieltisch, die Arbeitslust verschwand und Wilson ward aufs neue ein Herumtreiber.

Er erneuerte die Bekanntschaft mit Hawkins, ohne zu wissen, was dieser für ein Geschäft trieb. Aber er hatte eine Ahnung davon, denn Hawkins lebte luxuriös und verlor im Spiel große Summen, obwol er kein Vermögen besaß. Als Wilson die Wahrheit erfuhr, zog er sich von ihm zurück, denn noch entsetzte er sich vor dem Gedanken an ein Verbrecherleben.

Hawkins war in letzter Zeit in einigen Unternehmungen unglücklich gewesen. Ein Genosse hatte ihn verrathen, eine Anklage schwebte gegen ihn und er mußte sich außerhalb London verstecken. Wilson traf ihn in einem der Häuser, wo man von den Früchten des Verbrechens lebt, die Verbrecher also nicht angibt. Sie wurden wieder befreundet und Hawkins machte den jungen Mann zum Vertrauten seines bereits sehr thatenreichen Lebens. Er hatte, obgleich er erst in der Mitte der Zwanzig stand, ganze Geschlechter von Highwaymen überlebt, die am Galgen geendet, ohne daß dies seinen Lebensmuth erschüttert oder ihn von neuen, großen Planen abgeschreckt hätte. Was er verdiente, trug er an die Spielbank, um das mit Gefahr seines Lebens erworbene Geld schlauern Räubern preiszugeben, welche nichts wagten und doch immer gewannen. Er war ein großmüthiger Kamerad. Als einer der thätigsten Männer aus seiner Genossenschaft, der irländische Kapitän Leonard, in der Preston-Rebellion als Anhänger der Stuarts gefangen ward, wollte er ihn mit Gefahr seines Lebens retten, wurde aber bei diesem Versuche selbst gefangen und entrann der Gefahr, für ein politisches Verbrechen mit seinem Kopfe zu büßen, mit genauer Noth.

Hawkins machte bald darauf eine ansehnliche Beute, aber Wilson war in der äußersten Noth. Als er schon wochenlang hungerte, schoß ihm ein freundlicher Landsmann 10 Pfd. St. vor, er trug sie an den Spieltisch und verlor alles. In voller Verzweiflung stürzte er fort zu Hawkins. Hier fand er einen gewissen Wright; alle drei tranken tüchtig, und als sie schon ziemlich angetrunken waren, wurde von einem

Abenteuer gesprochen, bei welchem ein dritter Mann nöthig sei. Hawkins fragte Wilson, ob er sich wol getraue, eine Pistole in die Hand zu nehmen? Wilson erwiderte: „Warum nicht, so gut als jeder andere; denn der Mangel hat mich zu allem bereit gemacht." Hawkins warb mit Vergnügen den neuen Genossen an und versprach ihm für die nächste Nacht ein Pferd zu verschaffen.

Als Wilson am nächsten Morgen aus seinem Rausch erwachte, erinnerte er sich mit Schrecken an das, was geschehen war; gern hätte er sich eingeredet, daß das Ganze ein wüster Traum gewesen sei. Bei Hawkins aber hieß es, ein Mann ein Wort. Abends saßen sie wieder beim Trunk zusammen. Um halb 10 Uhr klopfte der freigebige Wirth ihnen auf die Schulter und sagte, alles sei fertig. „Ich war erhitzt wie gestern, und es fiel mir da nicht ein, Einwendungen zu machen. Schlag 10 Uhr saßen wir zu Roß, trabten frisch zu und erwarteten Sir David Dalrymple bei den Wassermühlen von Winstanley. Ich sollte die Kutsche anhalten; sie wollten sehen, ob ich zum Geschäft tauge. Leider führte ich meinen Auftrag so geschickt aus, daß sich Hawkins von nun an gar nicht mehr von mir trennen wollte."

Die Beute war nur 3 Pfd. St., eine Tabaksdose und ein Taschenbuch. Der Beraubte bot für letzteres 60 Pfd. St., aber die ritterlichen Diebe waren so artig, es ihm gratis unter Couvert ins Haus zu schicken.

„Es ist unmöglich", sagt Wilson, „die Angst zu beschreiben, mit der ich am folgenden Tage aufstand. Ich dachte darüber nach, daß ich mich in Handlungen eingelassen hatte, welche, wie mir schon damals klar war und wie ich jetzt aus Erfahrung weiß, nichts anderes als Armuth und Schande zur Folge haben. Kein Leben ist so traurig und dunkel als das eines Räubers. Fremd ist ihm der Seelenfriede; er kennt keinen ruhigen Schlummer. Er hat sich zum Sklaven eines jeden Schurken gemacht, der seine Umstände kennt. Zur Hölle wird es für den, welcher jemals eine Strecke auf einem andern, edlern Pfade zurückgelegt hat. Ich war nun auf dem furchtbaren Wege und wußte nicht, wie umkehren. Hawkins, der bis dahin nur Liebe und Güte gegen mich gewesen war,

ward nun mein Tyrann. Er ließ mich's fühlen, daß ich ebenso viel Anwartschaft als er selbst darauf hatte, gehangen zu werden, und sprach geradezu seine Zufriedenheit aus, daß er mich nun am Griff habe. Ich will nicht glauben, daß dies Tücke und Bosheit war; sein Wohlbehagen entsprang nur daraus, daß er einen mehr in seiner Gesellschaft hatte, von dem er bei Gelegenheit Gebrauch machen konnte. Ich spreche nicht so, um mich zu rechtfertigen. In Wahrheit, ich führte ein Hundeleben, trotz aller glücklichen Unternehmungen, und was das Verdrießlichste war, ich mußte immer bei guter Laune zu sein scheinen und alles leicht hinnehmen, aus Furcht, daß ein Streit uns in Ungelegenheiten bringen könnte."

Das Glück der neuverbundenen Gesellschaft war außerordentlich. Selten verging eine Woche, in welcher nicht zwei bis drei erfolgreiche Anfälle ausgeführt wurden, und doch brauchten sie nicht über fünf englische Meilen außerhalb der Stadt zu reiten. Wenn der Fang gelungen war, kehrten sie sogleich zurück und griffen noch in demselben Athem Kutschen in den Straßen an. Es wurde damals, im Sommer 1720, so viel und so offen in London geraubt, daß die Einwohner glaubten, es sei ein Highwayman-Fieber über die Leute gekommen. „In einer einzigen Nacht, im August, beraubten wir eine Kutsche in Chancery-Lane, eine zweite in Lincoln's-Inn-Fields und stießen, als wir nach Hause reiten wollten, auf die Kutsche des Lords Westmoreland, hinter der noch dazu drei Bediente zu Fuß als Bedeckung gingen. Die Beraubung Sr. Herrlichkeit wurde uns allerdings etwas schwer, denn die Scharwächter stürzten auf uns los; da wir indessen eine Pistole über ihren Köpfen losfeuerten, zogen sie sich schnell zurück und wir entschlüpften.

„Diese ununterbrochen glücklichen Unternehmungen versetzten mich allmählich in eine recht hübsche Lage, wäre nur nicht der Spielteufel in mir so vorherrschend gewesen! Was ich an Effecten erwarb, meinen ganzen Beuteantheil überließ ich auf der Stelle an Hawkins und Wright, um nur Geld dafür zu bekommen, und das Geld ward verspielt."

Hawkins und Wright mochten solider zu Werke gegangen sein. Sie hatten wirklich Erkleckliches gesammelt und befrachteten

für den Erlös, oder vielleicht auch mit einem Theil der Effecten selbst, ein Schiff, um damit nach Holland zu segeln. Alles war bereit und in Hawkins' Händen, bis auf eine versetzte Uhr, welche Wright auszulösen ging. Man wartete an dem Versammlungsplatze am Tower-Hill ziemlich lange auf ihn, bis Hawkins ungeduldig einen Kundschafter ausschickte, der mit der Trauerpost zurückkam, Wright sei eingezogen.

Die größte Angst bemächtigte sich der Verbündeten, daß Wright sie verrathen würde, um sein Leben zu retten. Aber er sagte zu John Hawkins' Frau, die ihn ängstlich im Gefängniß aufsuchte, sie könne ruhig sein, er würde niemand wehe thun, am wenigsten ihrem Manne, schon der Kinder wegen. „James Wright war der Sohn redlicher Aeltern, ein Mensch von dem besten Temperament und einer Treue gegen seine Kameraden, wie ich sie noch bei keinem Highwayman wiederfand."

Es bleibt unklar, weshalb Hawkins und Wilson ihren Plan, nach Holland zu segeln, aufgaben; genug, sie gingen nach Oxford und hielten sich daselbst einen Monat lang ganz still. Hawkins konnte das unthätige Leben aber nicht lange ertragen. Er kehrte nach London zurück. Hier waren inzwischen einige Veränderungen vorgegangen, die ihn nahe berührten. Wright saß noch im Gefängniß und sollte von der nächsten Jury gerichtet werden. William Hawkins hatte die Polizei festgenommen, indeß wegen mangelnden Verdachtes wieder freilassen müssen. Pocock, ein bei den letzten Räubereien ebenfalls betheiligter Highwayman, war gehängt worden. Die Gebrüder Hawkins schifften sich nach Holland ein und nahmen die ganze Habe des armen Wright mit, der im Kerker fast verschmachtete.

Im Herbste des Jahres 1721 wurde Ralph Wilson 21 Jahre alt, also majorenn, und bekam die freie Disposition über eine väterliche Erbschaft, welche ihn wohl in den Stand gesetzt hätte, unabhängig zu leben. Allein er verkaufte sie schnell für die geringe Summe von 350 Pfd. St., um das baare Geld vortheilhafter am Spieltische anzulegen. In wenigen Wochen war alles verloren, bis auf die Pfunde, welche er den im October aus Holland zurückgekehrten Gebrüdern Hawkins geliehen hatte.

Alle drei fingen ihr altes Geschäft mit erneutem Eifer an. Leider aber war John's Bruder, William, ein Stein des Anstoßes, ein unwillkommener Bundesgenosse, den sie nicht loswerden konnten. „Dieser feige Bramarbas", schreibt Wilson, „konnte, ehe es losging, wenn wir unter uns waren, schwadroniren wie keiner. Ich habe noch niemand gesehen, der so übermüthig um sich spuckte und voraus war mit seinen Worten; aber auf der Straße selbst hinkte er nach. Das geschah nicht etwa aus Grundsätzen oder aus Gewissen, sondern nur aus heilloser Angst. Deshalb mußten wir ihn oft zurücklassen, bis er endlich sich zu bessern versprach und wieder die Erlaubniß erhielt, mit theilzunehmen."

Zuweilen wurde im Geschäft nach wohlüberlegtem Plane gehandelt, zuweilen folgten sie der augenblicklichen Eingebung. Nach einer lustigen Nacht gaben sie sich das Wort, die erste Kutsche anzugreifen, welche ihnen auf der Landstraße begegnen würde. Nach hundert Schritten schon rollte ihnen eine entgegen. Zwei Herren saßen darin. Sie ließen sie vorüber, verhüllten sich mit Mänteln und Tüchern, machten kehrt und holten sie ein. Auf das erste Wort hielt der Kutscher an, die Gardinen rauschten nieder und John war auf der einen, Ralph auf der andern Seite. Aber in demselben Augenblick ward auch aus beiden Kutschenfenstern gefeuert. Hawkins' Schulter erhielt drei Schrotkörner, der Schuß auf Wilson ging vorbei. „Sicherlich waren es brave Männer und doch, meine ich, daß ihr zu schnelles Abfeuern ein Zeichen von Furcht war. Hätten sie abgewartet, bis wir näher kamen, so hätten sie uns mit ihrem Schrothagel zerschmettert." Die Räuber waren der Meinung, es sei nun das Beste, reißaus zu nehmen.

Als sie fortritten, brach ein furchtbares Unwetter los. Die Pferde litten darunter noch mehr als die Reiter, ihre Köpfe waren so geschwollen, daß ihre Herren sich entschließen mußten, die Thiere einige Tage stehen zu lassen. John und Ralph mußten ihr Glück zu Fuß versuchen, ein schwerer Entschluß für einen Highwayman, der die tiefste moralische Verachtung gegen den gemeinen Fußräuber empfand. Ihr erster Versuch schlug fehl; der Kutscher des reichen Bauers trieb seine Pferde rasch fort. Wilson schoß zwar und traf auch;

als er aber die zweite Pistole abdrückte, schoß er sich selbst durch die Hand.

Seine Verwundung gab Ralph Wilson hinlängliche Muße, über seine beklagenswerthe Läge nachzudenken. „Was war ich einst und was bin ich jetzt! Ich war überzeugt, daß die Vergeltung mich einst ergreifen würde, solch ein Leben könnte nur mit dem schmachvollen Ende zu Tyburn enden. Dies bestimmte mich denn zu dem Entschluß, die Stadt zu verlassen und meine Thorheiten. Ich borgte etwas Geld, zog mein Pferd aus dem Stalle und ritt am 1. Februar 1721 nach Yorkshire."

„Gott, wie glücklich und zufrieden war ich, daß ich es ausgeführt! Wie ernsthaft bereute ich mein Lasterleben! Fest und aufrichtig beschloß ich, nie wieder zurückzufallen, wie auch mein Los sei. So wahrhaft vorbereitet auf ein ehrbares Leben, kam ich in der Heimat an und wurde herzlich aufgenommen. Ich hielt Wort. Mit Ernst nahm ich mich des Geschäftes meiner Mutter an, gern unterzog ich mich jeder Arbeit und niemals wurde es mir lästig, daß ich keine Abwechselung mehr hatte, sondern mich an eine regelmäßig geordnete Thätigkeit gewöhnen mußte. Da wurde ich eines Tages, im August, durch den Kellner eines Wirthshauses gerufen, weil mich ein Fremder dringend zu sprechen wünschte. Zu meinem unaussprechlichen Erstaunen fand ich meinen alten Freund John Hawkins und seinen neuen Genossen George Simpson!"

„Auf einem einsamen Spaziergange entdeckte mir Hawkins, daß es mit ihm schlecht aussehe. Er und Simpson hätten zusammen nur 40 Shilling Baarschaft. Ich fragte ihn, weshalb er denn eine so lange Reise unternommen, und nach einem Orte, wo sie keine Hülfe finden würden? Hawkins' Augen rollten vor Zorn und er fuhr auf: «Bist du auch wie die andern Menschen und bist du nicht so schuldig wie irgendwer sonst?»

„Ich wäre fest bei meinem guten Vorsatz geblieben, aber eine Nachricht machte mich erbleichen. John vertraute mir, daß sein Bruder William in London den Angeber gemacht und ihn, mich, sowie alle übrigen Gefährten bei der Polizei denuncirt habe. In wenigen Tagen würde ich abgeholt werden, wenn ich mich nicht schleunigst auf- und davonmachte. Er habe die weite Reise unternommen, um mich zu warnen.

„Ich war wie vom Donner gerührt. Von William Hawkins' Charakter durfte ich das Bubenstück erwarten, und was anders konnte den männlichen, ehrlichen John zu der Reise bewogen haben? Unter diesen Umständen war nur in London selbst Rettung zu finden. Ich mußte Simpson für 20 Pfd. St. Güter abkaufen, welche er unterwegs erbeutet hatte. Hawkins lieh ich eine gleiche Summe. Wir kauften frische Pferde und machten uns auf den Weg.

„In London erfuhr ich, daß John mich getäuscht hatte. William hatte mich weder angeklagt, noch saß er gefangen. Daraus mag man ersehen, welchen Ingrimm solche Leute gegen diejenigen ihrer Gefährten haben, welche sich von ihren Schändlichkeiten losmachen wollen und gern ein ehrliches Leben führen möchten.

„Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen. William Hawkins wurde bald darauf wirklich zum Verräther. Er wurde eingezogen und denuncirte gegen alle seine Bekannten. Der wackere Wright, der freigelassen worden war und ein ehrliches Leben angefangen hatte, ward auf William's Anzeige wegen eines vor zwei Jahren begangenen Straßenraubes verurtheilt und starb am Galgen am 22. December 1722. Ich versteckte mich. Wäre ich ergriffen worden, so hätte ich mit dem armen Wright an demselben Tage am Strick gehangen. Das war der Lohn für Wright's Großmuth. Er rettete Hawkins, um selbst gehängt zu werden."

Eine andere „ehrliche" Seele, deren Schicksal Wilson tief bedauert, Buttler Fox, war von zwei Raubanfällen, die er wirklich begangen, freigesprochen worden, „und genoß des vortrefflichsten Rufes". William Hawkins zeugte wider ihn, und der unglückliche Fox wurde gehängt.

Der Gerechtigkeit war nun eine Weile genug gethan; ein paar minder Schuldige waren aufgeknüpft und die Kühnsten und Verwegensten konnten Athem schöpfen und auf neue Thaten sinnen. John Hawkins und Ralph Wilsons waren wieder unzertrennlich und machten wieder die besten Geschäfte. Sie quartierten sich beim Gastgeber Carter am London-Wall ein, der für sie der aufmerksamste, freundlichste Wirth von der Welt war. Er kannte alle ihre Verhältnisse und fand

seine gute Rechnung. Er hatte einen Stall voll schneller Pferde, zu jeder Stunde konnten sich die Herren beritten machen und, so oft sie wollten, ihre Rosse tauschen.

Es klingt fabelhaft, wenn Wilson berichtet: „An einem Morgen beraubten wir die worcester, die gloucester, die cirencester, die bristoler und die oxforder Landkutschen; am folgenden Morgen die chichester und die ipswicher Kutsche; am nächsten die von Portsmouth. Bei der Landkutsche von Bury sprachen wir fast täglich an. Im ganzen, glaube ich, daß wir sie zehnmal in Contribution gesetzt haben; und doch ritten wir nie weiter aus der Stadt, als bis Stones-End. — Unsere abendlichen Unternehmungen waren gewöhnlich zwischen Richmond, Hackney, Hampstead, Bow und London. Immer hatten wir Erfolg, und es ist ganz unmöglich, daß einer von uns sich aller Vorfälle erinnern sollte.“ Von George Simpson, der sich in jeder Beziehung auszeichnete, sagt Wilson:

„Ohne Erziehung und ohne besondere Anlagen, war er freilich nicht fähig, Plane zu entwerfen; aber wenn ihm eine Aufgabe anvertraut wurde, war keiner eifriger, rascher und muthiger in der Ausführung, denn er war fest und keck zugleich und immer treu und bescheiden. So hatte er auch früher einigen vornehmen Edelleuten gedient und den Dienst nur aufgegeben, weil diese Lebensstellung ihm nicht mehr zusagte. Er zog es vor, unter Hawkins' Leitung ein «Einsammler an den Landstraßen» zu werden.“

Wilson stellt mitunter praktische Betrachtungen an über das Benehmen der Beraubten, wie der Räuber, aus denen hervorgeht, mit welchem wissenschaftlichen Ernste er die Sache ansah. Ein Gentleman feuerte aus der portsmouther Landkutsche auf die Highwaymen, ehe sie noch den Kutscher angeredet hatten. Dies mochte einigen seiner Kameraden als ein unloyales Benehmen erschienen sein: Wilson aber vertheidigt ihn. „Ich kann ihn nicht tadeln, denn da wir an der Kutsche vorübergeritten waren und gleich darauf kehrt machten, hatten wir deutlich genug verrathen, daß wir einen Angriff auf dieselbe beabsichtigten.“

Die Geschäfte gingen bis in das folgende Jahr glücklich fort. Nun aber regte sich in Hawkins die Lust nach Verände-

rung und nach kühnern Unternehmungen. Er nahm den alten Plan wieder auf, statt der Landkutschen, deren durch so vieles Unglück gewitzigte Passagiere nur sehr wenig Geld bei sich führten, einmal die königliche Mailpost, die oft bedeutende Geldrimessen brachte, anzugreifen. Der Wirth Carter wurde um Rath gefragt. Er schlug die Post, welche nach Harwich geht, vor; aber ihr Abgang war nicht ganz fest bestimmt; man entschied sich daher für die bristoler Post, und führte den Raub so aus, wie wir bereits früher erzählt haben. Acht Tage später kam Wilson in Carter's Wirthshaus, wo sie bis dahin in größter Sicherheit verkehrt hatten. Er sah drei Männer, deren Blicke ihm nicht gefielen, und machte schnell kehrt. Durch verschiedene Nebenwege glaubte er unentdeckt nach Moorgate's Kaffeehaus zu gelangen, wo nur anständige, nüchterne Gesellschaft sich versammelte. Ein Highwayman konnte also dort, ohne Argwohn zu erregen, verweilen. Auch war er selten dort gewesen und immer in anderer Kleidung; denn die Praxis eines durchgebildeten Highwayman war, die Kleider, so oft es anging, zu wechseln. Ein Quäker, den er unterwegs traf, erzählte ihm, welches große Aufsehen in der Stadt die Beraubung der bristoler Post errege; mehrere Spürhunde der Polizei suchten sogar in der Nachbarschaft umher. Wilson lief das Blut kalt durch die Adern; er bezahlte und streifte weiter. Sein Weg führte ihn nach Bedlam. Der Anblick der Wahnsinnigen dort erschütterte ihn; es kam ihm vor, als durchzucke auch ihn schon das Fieber des Wahnes. Er fühlte bei jedem Schritte das Pflaster von London unter sich wanken.

„Ein Gentleman, welcher mehr mein Freund war, als der Freund der andern“, äußert sich Wilson etwas dunkel, „und die Vermuthung hatte, daß wir es wären, welche die Post angegriffen, rieth mir, schnell außer Landes zu gehen; dann sagte er mir, ich solle geradezu auf das Postamt eilen und mich angeben. Wenn ich es nicht thue, werde es Simpson thun; denn Simpson habe seltsame Fragen an ihn gerichtet: Ob jemand, der schon unter Anklage stehe, gegen einen andern als Zeuge auftreten könne? Ob eine Person, welche freiwillig bekenne, festgehalten werde? Ob die ausgebotenen 200 Pfd. St. für den wären, welcher die Thäter anzeige,

oder für den, welcher sie verhafte? Anfänglich wollte ich dem ersten Rathe meines Freundes folgen und nach einem Hafen abreisen. Aber er widerrieth es mir, und so machte ich mich unschlüssig auf nach Moorgate's Kaffeehaus. Wieder begegneten mir die drei verdächtigen Männer; ich trat durch Nebengassen von hinten ins Kaffeehaus, um, wenn sie mir folgten, durch den vordern Ausgang wegzugehen. Aber gerade dort standen sie und ergriffen mich; ich vermuthe, auf einen Wink unsers Wirths Carter. Sie brachten mich geradesweg nach dem Postamte; dort examinirte mich der Generalpostmeister aus allen Kräften, ohne daß ich etwas gestand. Vier- oder fünfmal nahm er mich vergeblich vor. Endlich kam eine Botschaft von William Hawkins, der in Gatehouse gefangen war, sie möchten sich keine weitere Mühe geben, er habe mich schon angezeigt und werde mich überführen. Zuerst hielt ich es für eine List, aber alle Postofficianten drangen in mich, als wäre ihnen viel an meiner Erhaltung gelegen, und einer zeigte mir heimlich einen Brief von Simpson's Hand, worin dieser sich erbot, die Räuber der Post anzugeben."

Da endlich entschloß sich Ralph Wilson, als Angeber aufzutreten, um sein Leben zu retten. Wir haben diese seine letzten Argumente umständlicher aufgeführt, weil sie charakteristisch sind für den damaligen Zustand der öffentlichen Meinung. Ralph Wilson wurde begnadigt, aber er war als ein Verräther seiner Kameraden ein Gegenstand der Verachtung. Auch unter Verbrechern verlangte der freie Brite eine gewisse Moralität, eine gewisse Treue. Das Geschäft des Angebens, die Treulosigkeit gegen Verbündete war überall mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt. Wilson mußte sich, wenn er in irgendeinem Kreise der bürgerlichen Gesellschaft fortleben wollte, vor dem Gericht des Publikums vertheidigen, und er that dies durch die von ihm publicirte Schrift, in welcher es heißt: „Ich glaube nicht, daß irgendjemand anders in meiner Lage gehandelt hätte. Man spricht von gebrochenen Eiden; aber ich kann beschwören, daß solche zwischen uns nicht existirten. Und wären sie geschworen worden, so frage ich, ist es schlimmer, sie zu brechen, als sie zu halten,

wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt?" Ralph vertheidigte sich in der Schrift noch gegen verschiedene nachtheilige Gerüchte, welche von den Zeitungen und Pamphletschreibern gegen ihn ins Publikum gebracht worden seien. Er habe, trotz seiner großen Verbrechen, nie einen Menschen umgebracht; nie einem Weibe die Zunge ausgeschnitten; nie Menschenblut vergossen; die Gentlemen, welche er unter Händen gehabt, nicht grausam, sondern stets mit aller möglichen Höflichkeit behandelt; er habe nie als Hochverräther die Stuarts leben lassen und seinen König zum Teufel gewünscht; nie den von ihm beraubten Damen Gewalt angethan, denn dazu sei die Zeit viel zu knapp zugemessen gewesen.

Auch Wilson erhielt im Gefängniß mancherlei seltsame Anträge und Besuche. Als Denunciant berüchtigt, wollte man ihn zum Denunciren gegen andere Personen gebrauchen. Jemand, der gern einen eingezogenen Menschen zum Highwayman gestempelt hätte, um die ausgesetzte Belohnung zu erhalten, schlug ihm vor, gegen einen Mann, den er nicht kannte, zu zeugen und die Hälfte des Lohnes dafür zu nehmen. Wilson stand auf und half dem Manne, wie er erzählt, etwas schneller die Treppe hinunter, als er die Absicht hatte, zu gehen.

„Weshalb ich meine Geschichte niederschrieb?" schließt er. „Ich wünsche, daß sie andern als Warnung diene, und dann ist ihr Zweck erfüllt. — Man schilt mich einen Atheisten, einen Blasphemisten, einen irreligiösen Menschen. Die erstern beiden Beschuldigungen sind Lügen. Was die dritte anlangt, so kann freilich ein Mann, der einen solchen Lebenslauf voller Schlechtigkeit geführt hat, ohne arge Versündigung nicht behaupten, daß er religiös sei. Um religiös zu werden, muß er einen neuen Lebenslauf anfangen, welches ich, mit Gottes Beistand, von jetzt an zu thun entschlossen bin."

Ob Ralph Wilson sein Versprechen erfüllt, darüber bleiben uns die Reports des Session House der Old Bailey den Nachweis schuldig. Er war zur Zeit des Processes ein Jüngling von 22 Jahren.

Ralph Wilson's Biographie erregte zu ihrer Zeit großes Aufsehen, aber schon acht Jahre nachher stoßen wir in den Registern wieder auf ein ähnliches Beispiel jugendlicher Verirrung, einen Jüngling von demselben Alter, von guter und noch besserer Herkunft als jener, talentvoll und vielversprechend, den ebenfalls Ausschweifungen zu demselben Verbrechen verleiteten.

Am 13. November 1730, nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, wurde auf der vielberüchtigten Hounslow-Heide der Wagen des Esquire Goldsborough Griffin von einem einzelnen Reiter angefallen. Mit vorgehaltener Pistole forderte er, daß das Glasfenster niedergelassen würde, wo nicht, so werde er schießen. Er verlangte die Börse des Reisenden. Dieser erklärte, daß er nur 12 Shilling bei sich habe. Der Räuber war mit dieser geringen Beute zufrieden und sprengte fort. Unglücklicherweise für ihn kam wenige Minuten nachher ein Gentleman des Wegs geritten, er hörte von dem Vorfalle und jagte dem Highwayman nach. Während er in einem bekannten Hause um Beistand ansprach, verlor er den Highwayman aus dem Gesicht. Indessen hatte sich dieser in einem Parke verirrt, die Verfolger waren dicht hinter ihm, er konnte sich nur dadurch retten, daß er rasch vom Pferde sprang und querfeldein lief. Um schneller vorwärts zu kommen, warf er seinen schweren Mantel ab. Dies machte die Arbeiter auf dem Felde auf ihn aufmerksam. Sie thaten sich zusammen und liefen ihm nach. Als er dies sah, blieb er an einer Hecke stehen, riß eine Pistole aus der Tasche und drückte sie auf seine Stirn ab. Sie versagte. Er griff nach einer zweiten, aber auch diese ging nicht los. Jetzt war er umringt und an kein Entweichen mehr zu denken. In völliger Aufregung gestand er ein: ja, er habe heute Nachmittag auf der Hounslow-Heide einen Gentleman angefallen, er habe ihn 12 Shilling abgenommen und jemand auf einem grauen Pferde verfolge ihn; aber es sei sein erster Raub, und Gott wisse, daß ihn nur die äußerste Noth dazu verführt. Er beschwor die Leute händeringend und auf seinen Knien, sie möchten ihn freilassen; er gelobe bei allem, was ihm heilig, nie wieder ein solches Verbrechen zu begehen.

Seine Bitten waren fruchtlos; er ward vor den Friedensrichter gebracht und von dort aus in das Gefängniß von Newgate. Nicht geringer war das Erstaunen, als man in ihm einen jungen Advocaten der Hauptstadt, William Barkwith, erkannte, der erst vor kurzem eine eigene Praxis angefangen und sich des besten Lobes seines frühern Meisters, bei dem er als Clerk gearbeitet, erfreute.

Seine Verurtheilung war zweifelhaft; weder der Beraubte, noch sein Kutscher hatten den Räuber genau erkannt, auch der Gentleman, welcher ihn verfolgte, konnte die Identität des in den Hecken von den Landleuten ergriffenen Mannes mit dem Kutschenräuber nicht beschwören. Auf der andern Seite traten viele Zeugen für ihn auf, welche für seinen Charakter, seine Fähigkeiten, seinen Fleiß und seine Sitten das allerbeste Zeugniß ablegten.

William Barkwith, 22 Jahre alt, war der Sohn angesehener Aeltern in Cambridgeshire, welche ihm eine sehr gute Erziehung gaben. Schon im vierzehnten Jahre hatte er die classischen Studien vollendet und namentlich im Griechischen eine besondere Kenntniß erworben. In allen Zweigen der schönen Literatur war er wohlbewandert; seine geistreiche Unterhaltung, seine schönen Aufsätze in Prosa und Versen erregten Bewunderung.

Er besuchte London und fiel allgemein durch seine seltene Bildung auf. Freunde und Verwandte drangen darauf, daß er dort bleiben sollte. Er wurde Clerk in Lincolns-Inn bei einem namhaften Juristen, Master Levis, und zeichnete sich auch hier durch Fleiß, Geschick und Anstand aus. Sein Principal konnte ihm bald die selbständige Führung der wichtigsten Geschäfte anvertrauen. Auch große Geldsummen übergab er ihm, und Barkwith bewährte sich stets nicht allein als ein treuer, sondern auch als ein geschickter Verwalter. Später trieb er unter Levis' Namen und mit seiner Zustimmung die Praxis für seine eigene Rechnung. Levis selbst und alle seine Collegen waren voll Lobes für den jungen Mann, ersterer führte noch speciell an, daß Barkwith, wenn eigennützige oder räuberische Gedanken in ihm aufgestiegen wären, nirgends bequemer und besser als in seinem Dienste sich hätte fremdes

Gut zueignen können; denn täglich hätten ihm hunderte von Pfunden zu Gebote gestanden. Nie aber habe er eine Veruntreuung bemerkt, und noch würde er ihm das vollste Vertrauen schenken.

Barkwith führte, als ein geschickter Jurist, seine Vertheidigung selbst. Ausgeritten sei er an jenem Tage, aber in Geschäftsangelegenheiten, zu einem Clienten in Denham. Als er in die Hounslow-Heide gekommen, wäre ihm ein einzelner Reiter in gestrecktem Galop nachgeritten; kein Wunder also, wenn er, bei der bekannten Unsicherheit der Gegend, seinem Pferde die Sporen gegeben hätte. Noch mehr wäre er in seinem Argwohn bestärkt worden, da zwei Reiter ihn verfolgt und an der Parkhecke ihre Feuergewehre auf ihn angelegt hätten. Als sie ihm auf den Hacken gewesen, habe er es für das gerathenste gehalten, sein Pferd laufen zu lassen, über die Hecken zu springen und vor den vermeintlichen Highwaymen das Weite zu suchen. Weder der Gentleman im Wagen, noch sein Kutscher, noch der Gentleman, der ihm nachgeritten, könnten behaupten, daß er der Mann gewesen sei, welcher den Wagen angefallen habe. Auf die Aussagen der Arbeiter im Felde über sein Benehmen und seine Aeußerungen könne nichts ankommen, weil diese Leute offenbar zu ihrem eigenen Vortheil sprächen und den für die Ergreifung eines Highwayman ausgesetzten Lohn gewinnen wollten.

Dennoch erfolgte das Schuldig der Geschworenen; aber mit dem mildernden Zusatz: „Empfohlen Seiner Majestät Gnade."

Es war kein ungerechtes Urtheil. Alle Zeugnisse seiner Collegen und Vorgesetzten waren zwar richtig; er war wirklich der ausgezeichnete, begabte Jünger des Rechts, der fleißige, treue Beamte seines Principals und dennoch — ein Straßenräuber.

William Barkwith hatte sich leidenschaftlich in eine junge Dame verliebt, welche in seiner Nachbarschaft wohnte. Sie war von guter Abkunft, aber ohne Vermögen. Sie wies den liebenswürdigen Freier nicht entschieden von sich; allein sie benutzte die Hingebung eines so vollkommen in Verehrung für sie aufgehenden Liebhabers zu ihrem Vortheile und forderte

mehr Aufmerksamkeit und mehr Geschenke, als er bei seinem Einkommen geben konnte. Theater, Gesellschaften, Bälle hatten seine Kasse bereits erschöpft; er mußte Schulden machen, um die Wünsche der Geliebten zu befriedigen.

Während er mit verschwenderischer Großmuth für ihre Bedürfnisse sorgte, litt er selbst Mangel, und bald konnte er nicht mehr erschwingen, was ihm unentbehrlich war. Sein Stolz verbot ihm, sich aus den glänzenden Kreisen, in denen er verkehrte, zurückzuziehen; bestürmt von seinen Gläubigern, warf er sich endlich in voller Verzweiflung auf das Pferd und verwirkte bei dem ersten Streifzuge sein Leben. In einem Briefe an seine Geliebte, der noch vor seiner Verurtheilung geschrieben ist, sprach er von der entsetzlichen Angst, die ihn quäle. Er schilderte seine Sehnsucht in den glühendsten Worten und bat flehentlich, sie solle, wenn ihn das herbste Los träfe, noch einmal zu ihm kommen, damit er sie in seine Arme schließen und ihr für ewig Lebewohl sagen könne.

Sein Gesuch um Begnadigung wurde abgeschlagen. Am 18. December 1730 richtete William Barkwith aus seiner Zelle in Newgate einen Brief an alle jungen Männer in London, in welchem er ihnen sein Beispiel warnend vorhielt und sie beschwor, ihre Leidenschaften zu zügeln.

Auf seinem Schreibpulte fand man folgenden Monolog, der später in den Reports veröffentlicht wurde:

Sie naht, die Stunde! Warum schauderst du,
O Seele, sonst gewiegt in heitre Ruh'?
Was zittert durch die Adern fieberhaft?
Dem Gram zu trotzen hat das Herz nicht Kraft!
Was bist du, Leben? Besser als 'ne Kette
Von Qual, Angst, Pein, ein langes Folterbette!
Ein Silberblick auf ewigen Verdruß,
Ein Traum voll Graun und drauf ein flücht'ger Kuß!
Es ist nur grade eine Spanne lang,
Uns dünkt's ein ew'ger Labyrinthengang.
Wer wollte schleichen durch den Wust von Streit,
Wenn Tod das Thor nur ist zur Ewigkeit?
Ein schneller Uebergang aus dieser Wüste
Zu des gelobten Landes gold'ner Küste?
Wo unauslöschbar glüht das heil'ge Licht,
Der Rosenhain, wo keine Dorne sticht.

Wohlauf denn, Seele, sei voll Freudigkeit,
Nicht zag' und zittre vor vergangnem Leid!
Wir zahlen, was wir schulden, der Natur
Und bitter wird der Tod dem Feigen nur.
Urew'ger Gott, hilf mir in meinen Nöthen,
Mach' frei den Geist und hilf die Furcht mich tödten!
Licht mir, wie deinen heil'gen Glaubensstreitern,
Und Gnade, von der Sünde mich zu läutern!
Dann nimm mich auf an deiner Liebe Brust
Und führe mich zu ew'ger Lebenslust!

Noch eine schwere Stunde nahte dem Verurtheilten. Die Geliebte hatte seine Bitte erhört. Donnerstag den 20. December, abends zwischen 6 und 7 Uhr, besuchte ihn die junge Dame im Gefängniß, zum letzten Abschied. Beide brachen in Thränen aus und stürzten sich weinend in die Arme.

William Barkwith wurde Freitag am 21. December 1730 zu Tyburn aufgeknüpft.

Der Raubmörder Franz Schall.

(Berlin 1849 — 1853.)

Im Herbst des Jahres 1849 hörte man von einer Mordthat in der Nähe von Charlottenburg sprechen, die von so auffallenden Umständen begleitet war, daß sie nicht blos in der benachbarten preußischen Hauptstadt, sondern in ganz Norddeutschland Aufsehen erregte. Bekanntlich fließt die Spree bei Charlottenburg vorüber und ergießt sich ungefähr eine Meile davon bei Spandau in die Havel. Auf dem rechten Ufer des Flusses befinden sich Wiesen, die von verschiedenen Armen der Spree durchschnitten werden, der Fluß wird auf beiden Seiten von hohem Schilf begrenzt, weiter nach rechts fängt der Kieferwald an, hier und da zerstreut liegen einzelne dürftige Colonistenhäuser. Die Jungfernheide, der Kieferwald, der nicht weit davon entfernte Plätzensee waren Gegenden, wohin ein Spaziergänger nur selten kam. Man erzählte, daß es dort nicht recht sicher sei, man sprach von verschiedenen Unglücksfällen, von Raub und von Mord, der in jener Gegend begangen sein sollte. An der sogenannten faulen Spree, mitten im Schilfe, war ein den Jägern wohlbekannter Anstand; die Wilddiebe lauerten daselbst den Rehen auf, wenn sie des Abends aus der Heide kamen, um zu trinken.

Am 10. September 1849 wurde an diesem verdächtigen Orte ein männlicher Leichnam ohne Kopf gefunden und einige

Schritte davon im Rohrgebüsch der Kopf, der zu dem Körper gehörte und ziemlich glatt vom Rumpfe getrennt war. Ein Schuß hatte den Schädel zerschmettert, das Gesicht war durch zahllose Hieb- und Schnittwunden so zerstört, daß man die Züge nicht mehr zu erkennen vermochte. Eine graue Tuchmütze und andere Kleidungsstücke lagen in der Nähe der Leiche. Niemand wußte, wer der Ermordete war, keine Spur wies auf einen Mörder hin.

Einige Tage später fand man in der Jungfernheide eine Frauensperson in Krämpfen an der Erde liegend. Als sie zur Besinnung gekommen war, gab sie an: sie sei die Tochter eines Predigers, Namens Pole, und die Frau des Schauspielers Frölig aus Driesen, ihr Mann habe sie verlassen und in Berlin mit einer andern gelebt, sie sei ihm nachgereist, und weil sie ihn in Berlin nicht angetroffen, ihm nach über Charlottenburg nach Spandau zu gegangen. Auf dem Wege sei sie von Krämpfen befallen worden und bewußtlos niedergestürzt, und diesen ihren Zustand hätten vorübergehende Personen benutzt, ihr Geld und Pretiosen zu rauben.

Man brachte die Fremde in das Armenhaus nach Spandau, hier wurde sie redseliger und beschrieb ihren verschwundenen Mann so, daß man auf den Gedanken kam, er könnte der Ermordete sein. Das Gericht zeigte ihr die in Beschlag genommenen Kleider, sie erkannte dieselben als diejenigen ihres Mannes an, man grub die Leiche wieder aus und sie erklärte eidlich, daß dies ihr vermißter Gatte sei.

Infolge dessen erließ das Stadtgericht in Spandau mehrere öffentliche Bekanntmachungen, dahin gehend: daß der Schauspieler Frölig an dem und dem Orte von Raubmördern überfallen und ermordet worden sei. Seine Person und seine Effecten wurden möglichst genau beschrieben und zur Anzeige von Verdachtsspuren aufgefordert. Auch die der unglücklichen Witwe während ihrer Bewußtlosigkeit entwendeten Sachen rief das Gericht öffentlich aus; aber alles war umsonst, niemand wurde ausfindig gemacht, der mit dem Schauspieler Frölig zusammen gewesen war. Dagegen entstand der Verdacht, daß die ganze Geschichte der Fremden eine Fabel sei und dieser Verdacht bestätigte sich. Ein Schauspieler

Frölig war in Driesen völlig unbekannt, ebenso wenig hatte ein Prediger Pohle existirt, die angeblich Beraubte wurde als eine schon vielfach wegen Betrügereien bestrafte Hochstaplerin, Namens Glaser, entlarvt, sie war niemals verheirathet gewesen, hatte sich einen falschen Namen beigelegt und sich für die Frau des Ermordeten ausgegeben. Sie litt in der That an Krämpfen und war schon früher als Geisteskranke in der berliner Charité behandelt worden; entweder hatte sie sich wirklich eingebildet, daß ihr Mann in der Nähe von Spandau ermordet worden sei, oder sie hatte das Märchen ersonnen, um interessant zu erscheinen.

Die Bekanntmachungen des spandauer Gerichts wurden auch in Lychen, einem Städtchen in der Ukermark an der mecklenburgischen Grenze, gelesen. Die daselbst wohnende Frau des Viehhändlers Gottlob Ebermann glaubte nach der Beschreibung die Kleider ihres seit kurzem verschwundenen Ehemannes zu erkennen, sie machte Anzeige, die Kleider wurden ihr vorgelegt und sie recognoscirte dieselben mit der größten Bestimmtheit.

Ebermann war eine an der mecklenburgischen Grenze sehr bekannte Persönlichkeit, nicht blos als Vieh- und Holzhändler, sondern auch als Wilddieb und Schmuggler. In der Ukermark und der Priegnitz, den zwischen Mecklenburg und Berlin liegenden Provinzen waren Ebermann, Pfeffer, Schall, Löwenberg und andere seit langer Zeit der Schrecken aller Gutsbesitzer. Wenn ein Pferd von der Weide oder aus dem Stalle gestohlen war, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß einer von jenen Gesellen die Hand im Spiele hatte. Ebermann's eigentliches Revier aber war der Wald. Er hatte einen solchen in der Nähe des Dorfes Bredereiche an der obern Havel gepachtet, indeß nahm er es mit den Grenzen nicht genau und pflegte sich öfter, wenn er einen Hirsch oder ein Reh verfolgte, bis in die Gegend von Berlin zu verirren. Da er bereits mehreremal wegen Wilddiebstahls in Spandau gesessen hatte und neuerdings wieder steckbrieflich verfolgt wurde, mußte er sich versteckt halten und wagte sich nur des Nachts in sein Haus. Ebermann war ein stattlicher, wohlgebauter Mann von einnehmendem, aber etwas herrischem Wesen; er

kleidete sich mit einer gewissen Eleganz und liebte es, sich mit Ketten und Ringen zu schmücken. Unter seinen Kameraden spielte er eine hervorragende Rolle, er galt für klug und verwegen, deshalb wählten sie ihn gern zum Anführer. In der letzten Zeit war er von der Polizei viel herumgehetzt worden und hatte, darüber verstimmt, davon gesprochen, daß er nach Amerika auswandern wolle.

Auf Ebermann paßte alles, was in den obrigkeitlichen Bekanntmachungen über die Leiche gesagt war, die Kleider des Ermordeten wurden nicht blos, wie schon erwähnt, von seiner Frau, sondern auch von andern Verwandten als sein Eigenthum anerkannt.

Damit verschwand der Schauspieler Frölig von der Bühne und Ebermann trat in seine Rechte ein, aber bald darauf tauchte wieder eine andere Vermuthung auf: es schien unwahrscheinlich zu sein, daß der kühne und starke Mann sich ohne verzweifelte Gegenwehr hätte sollen abschlachten lassen, man erinnerte sich, daß er seinen Verfolgern entgehen und Deutschland verlassen wollte und stellte nun die Hypothese auf: Ebermann sei nicht der Ermordete, sondern der Mörder, er habe einen Menschen erschlagen, den Kopf bis zur Unkenntlichkeit gestellt und dem Todten seine eigenen Kleider angezogen, um selbst für todt zu gelten und dadurch die Justiz und die Polizei zu täuschen.

Dem schlauen Wilddieb war eine solche List wohl zuzutrauen, und im Publikum glaubten viele, daß Ebermann diesen kecken Streich ausgeführt habe und noch am Leben befindlich sei.

Inzwischen hatte Frau Ebermann vor Gericht erklärt, daß ihr Ehemann Ende August aus Lychen fortgereist und zwar in Gesellschaft eines schon ältern Bekannten von ihm, Namens Schall, der ihm einen Brief von einem gewissen Pfeffer gebracht. Diese Angabe lenkte die Aufmerksamkeit auf Franz Schall, einen in Berlin sehr wohlbekannten Mann, der ebenso viel Ruf hatte wie Ebermann. Er hieß mit seinem Spitznamen der kleine Jäger, war aber ein großer Wilddieb, schon oft in Untersuchung gewesen und erst im April 1848 aus der Strafanstalt Spandau entlassen worden. Er

hatte sich früher als Postillon, Droschken- und Omnibuskutscher, später als Holz- und Grünkramhändler genährt und stand bei der Polizei sehr schlecht angeschrieben, namentlich gab man ihm schuld, bei der Ermordung eines Försters, der von mehrern Wilddieben im Grunewald etliche Monate zuvor erschossen worden war, betheiligt zu sein.

Schall wurde verhaftet und beim Stadtgericht in Spandau die Untersuchung wegen Mordes gegen ihn eröffnet. Er betrug sich sowol bei der Arretur als vor Gericht ruhig und anständig; den Ebermann hatte er in Spandau kennen gelernt, ebenso den Handschuhmacher Pfeffer, der zu derselben Zeit dort eine Strafe verbüßte. Er konnte auch nicht leugnen, daß er mit Ebermann Ende August oder anfangs September in Lychen zusammengetroffen, und daß er mit ihm ins Mecklenburgische gereist war, und daß sie sich dann wieder in Berlin gesehen hatten. Es handelte sich aber immer um Kaufgeschäfte, einen Holz- oder Torfhandel, einen Ankauf von Leder oder Kattunwaaren u. dgl. m.

Schall war auch noch am 9. September, einem schönen warmen Sonntage, mit Ebermann in Berlin zusammen gewesen. Sie hatten sich, wie er behauptete, in einer abgelegenen Straße getrennt; es wurde in der unverehelichten Hansen, der Geliebten Ebermann's, eine Zeugin ermittelt, welche dieser Behauptung widersprach und angab, Schall und Ebermann seien miteinander nach Charlottenburg zu gegangen.

Die Untersuchung ergab so viele und so schwere Verdachtsmomente gegen Schall, daß Anklage gegen ihn erhoben und im August 1851 Termin zur Verhandlung der Sache anberaumt wurde. Unter andern Zeugen war auch die ledige Hansen mit vorgeladen worden, da lief plötzlich die Nachricht ein, daß sie mörderisch angefallen und gefährlich verwundet sei. Der Termin ward infolge dessen aufgehoben, mit dem Mordanfall aber verhielt es sich so: Die Hansen, welche sich damals in ihrem Heimatsorte Bredereiche an der obern Havel aufhielt, ging eines Tages ins Feld, ein Fremder, der sein Gesicht zu verbergen suchte, kam hinter ihm her, redete sie an und frug nach ihrem Namen. Er trug eine grüne Mütze und einen blau- und weißgestreiften Sommerrock, in der Hand

ein starkes spanisches Rohr. Es war ein schlank gewachsener Mann mit hellblondem Haar und Schnurrbart, im Alter von dreißig bis vierzig Jahren, der hochdeutsch mit berliner Accent sprach. Die Hansen hielt ihn für einen Handlungsdiener oder einen Wirthschaftsinspector.

Er erkundigte sich nach dem Wege, der in das benachbarte Dorf Blumenow führte und bat die Hansen, da er ganz unbekannt in der Gegend sei, ihn ein Stück zu begleiten. Sie erklärte sich bereit und ging mit ihm. Es kam ihr vor, als hätte sie den Mann schon früher gesehen; sie wußte aber nicht gleich wo und wann. Am Wegweiser, welcher rechts nach Blumenow, links nach Barsdorf zeigt, sah sich der Mensch überall um, wahrscheinlich, um sich zu vergewissern, ob jemand in der Nähe sei. Jetzt ward es der Hansen mit einem mal klar, daß sie den Mann in Ebermann's und Schall's Gesellschaft in Birkenwerder getroffen hatte. Vom Wegweiser aus steigt der Weg eine ziemliche Strecke, dann folgt eine Vertiefung. Der Unbekannte verlangte, daß die Hansen noch weiter mit ihm gehen sollte; als sie sich weigerte, griff er in die Seitentasche, zog ein Terzerol heraus, setzte es ihr auf die linke Brust und drückte es ab mit den Worten: „Da hast du deinen Lohn!“ Der Mörder lief querfeldein nach Barsdorf zu, die Hansen aber brach zusammen und verlor die Besinnung. Mehrere Stunden lag sie hülflos in ihrem Blute, endlich erholte sie sich so weit, daß sie nach der Havel hinunterkriechen konnte, wo sie menschliche Stimmen hörte. Auf ihr Rufen kamen Leute herbei und schafften sie in das Dorf. Die Wunde war nicht tödlich, die Hansen genas und gab an: jedenfalls habe der Gefangene Schall durch einen seiner Helfershelfer sie ermorden lassen wollen, um sich ihrer als Zeugin in dem Processe wider ihn zu entledigen. Diese Angabe fand Glauben, insbesondere gewann die berliner Polizei die Ueberzeugung, daß der Handschuhmacher Pfeffer derjenige sei, welcher den frechen Mordversuch verübt habe. Pfeffer war, wie man wußte, ein genauer Bekannter von Schall und wahrscheinlich bei der Ermordung Ebermann's betheiligt, wenn nicht gar der eigentliche Anstifter des Mordes. Er hatte kurze Zeit mit Schall zusammen in dem berliner

Gefängnisse gesessen, die beiden geriebenen Schurken verriethen nicht mit einer Miene, daß sie sich kannten, sie wechselten, wenn sie sich auf dem Hofe oder in den Gängen begegneten, kein Wort, aber sie verständigten sich, wie ein Gefangenwärter wahrnahm, durch Zeichen. Pfeffer wußte demnach jedenfalls, daß die Hansen eine gefährliche Zeugin war, und wenn er selbst bei der Tödtung Ebermann's mitgewirkt hatte, so mußte ihm alles daran liegen, dieses Zeugniß unschädlich zu machen, seinen Mitschuldigen zu retten.

Pfeffer wurde aus dem Gefängniß entlassen, nachdem er sich dort mit Schall verständigt hatte, jedenfalls setzte er nun alles in Bewegung, um den Mann, der ihn durch sein Geständniß auf das Schaffot liefern konnte, aus den Händen der Justiz zu befreien.

Man zog den Handschuhmacher Pfeffer von neuem ein und transportirte ihn nach Lychen, hier wurde er der Hansen gegenübergestellt, sie aber erklärte: das sei nicht der Blonde, der auf sie geschossen.

Dennoch blieben die erfahrensten Criminalisten dabei, Pfeffer und kein anderer habe den Mordversuch gemacht, die Hansen wage aus Furcht für ihr Leben nur nicht, ihn anzuerkennen.

Ende October 1851 stand Franz Schall zum zweiten mal vor dem Schwurgericht in Berlin, aber auch diese Sitzung mußte vom Gericht verlegt werden.

Die bei der gerichtlichen Obduction der Leiche thätig gewesenen Aerzte gaben ihr Gutachten nämlich dahin ab: daß der Tod durch einen Doppelschuß erfolgt und hierauf der Kopf abgeschnitten worden sei, daß die That nicht von einem Mörder allein verübt sein, und daß die bei der Leiche vorgefundenen Kleider dem Ermordeten nicht erst nach erfolgtem Tode angezogen sein könnten. Ferner erklärten die Sachverständigen: trotz ihrer genauen Besichtigung hätten sie an dem todten Körper weder Tätowirungen nach Schröpfnarben bemerkt, diese Merkmale vergingen niemals und hätten daher auch bei Ebermann nicht vorhanden sein können.

Dagegen bekundeten vier Zeugen eidlich, daß Ebermann

sowol Tätowirungen als Schröpfnarben gehabt habe. Dieser scheinbar unlösliche Widerspruch war der Grund, weshalb das Gericht den Termin aufhob und der Protestation des Vertheidigers ungeachtet die Fortsetzung der Untersuchung beschloß. Es war die Möglichkeit nicht abzuleugnen, daß Ebermann nicht der Ermordete war, befand sich Ebermann aber noch am Leben, so brach auch das künstlich aufgeführte Gebäude des Indicienbeweises wider Franz Schall zusammen. Es kam demnach alles darauf an, die Identität zwischen der Leiche und dem verschwundenen Ebermann herzustellen.

Am 1. März 1852 begann die neue Schwurgerichtsverhandlung.

Der Angeklagte sah nicht aus wie ein Mann, auf dem ein schweres Schuldbewußtsein lastet, seine Physiognomie zeigte keineswegs den so leicht erkennbaren Typus des verschmitzten Vagabunden oder des frechen Wegelagerers. Er hörte alles ruhig und aufmerksam an und erging sich weder in Betheuerungen seiner Unschuld, noch in heftigen Protestationen wegen des ihm widerfahrenen Unrechts. Mit anscheinender Unbefangenheit, offen und freimüthig beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen, treffend und scharfsinnig suchte er oftmals die Anschuldigungen zu widerlegen. Er hielt nicht lange Reden, wenn er aber sprach, wählte er die passenden Ausdrücke und verlor niemals die Fassung. Auch seine äußere Erscheinung war die eines Gentleman der untern Stände. Obwol er bereits zwei Jahre im Gefängniß saß, hatte ihm die Kerkerluft ihren düstern Hauch doch nicht aufgedrückt. In dem sauber gehaltenen Rocke, dem weißen, nett über die schwarze Kravatte geschlungenen Hemdkragen mit dem stattlichen Vollbart und den glattgekämmten schwarzen Haaren sah er eher wie ein durch eine unglückliche Verkettung von Umständen schwer verdächtigter Mann, als wie ein Mörder aus.

Schall bewahrte seine Kaltblütigkeit während der acht volle Tage dauernden Verhandlungen unausgesetzt, er verlor niemals die Selbstbeherrschung, auch dann nicht, wenn er sich, wie es wol vorkam, in Widersprüche verwickelte, vielmehr suchte er dieselben geschickt und schlagfertig zu lösen und hütete sich, die selbstgezogene Grenzlinie seines Vertheidigungssystems zu

überschreiten, um sich nicht durch einen hastigen Ausfall irgendeine Blöße zu geben.

Wir theilen nun die Anklageschrift des Oberstaatsanwalts mit, weil sie dasjenige Actenstück ist, welches den Fall mit seinen vielfach verschlungenen Fäden und die Kette des Anzeigebeweises vollständig wiedergibt.

Die Anklage richtete sich gegen den Handelsmann Franz Schall (richtiger Schaal oder Zimbal) zu Berlin, gebürtig aus Bertholsdorf bei Striegau, 35 Jahre alt, verheirathet, Vater eines Kindes und Landwehrmann zweiten Aufgebots, bereits mehreremal in Untersuchung gewesen und bestraft. Der Doppelname kam daher, daß er von seiner Mutter außerehelich während der Abwesenheit ihres Ehemanns geboren war. Schall hatte den gewöhnlichen Schulunterricht genossen, war aber schon früh aus dem älterlichen Hause nach Breslau gethan worden, wo er sich als Kutscher sein Brot selbst verdienen mußte. Später ging er nach Berlin und nährte sich daselbst anfänglich als Droschken- und Omnibusführer, zuletzt als Handelsmann. Er trat in Verbindung mit mehrern berüchtigten Wilddieben und wurde allmählich ein höchst gefährlicher Verbrecher, dem man die schwärzeste That zutrauen durfte.

Zwischen Charlottenburg und Spandau am linken Ufer der Spree liegt das charlottenburger Schießhaus. Diesem schräg gegenüber befindet sich in einer Entfernung von etwa 100 Schritten am rechten Ufer des die faule Spree genannten Spreearmes eine mit einzelnen Sträuchern besetzte Wiese. Zu derselben führt von Charlottenburg her ein wenig betretener Fußsteig, welcher ungefähr 15 Schritte vom Flußufer der Höhenrand entlang läuft.

Am 10. September 1849 vormittags erblickten mehrere Arbeitsleute an der Stelle der Wiese, an welcher sich dieselbe nach der faulen Spree zu hinabsenkt, unweit des Fußsteigs etliche große Blutflecke. Sie gingen den Blutspuren nach und fanden im Rohre am Ufer die Leiche eines Mannes, welcher der Kopf abgeschnitten war. Fünf Schritte von dem bezeich-

neten Fußsteige nach dem Wasser zu steht ein mannshoher Strauch. Hinter demselben befanden sich zwei etwa tellergroße und mehrere kleinere blutgetränkte Flecke auf dem rasigen Erdboden. Auf dem dem Strauche nächsten großen Flecke war eine fingerdicke geronnene Blutmasse sichtbar. Bei einem der untern und kleinern Blutflecke ward ein breitgedrücktes, blutbeflecktes Schrotkorn im Grase gefunden. Bei dem Strauche stak ein kleiner, gelb und braungestreifter, oben schwach gekrümmter Spazierstock in der Erde. Etwa einen Schritt davon entfernt, und zwar hinter dem Strauche, lag eine graue Mütze am Boden. Zwischen Mütze und Stock stand ein kleines, oben offenes, becherförmiges Holzgefäß mit einigen Zündhölzchen.

Zehn Schritte von dieser Stelle entfernt, dem Ufer zu, lag die Leiche auf dem Bauche, die Füße dem Lande zugekehrt, in dem dichten, 8 — 10 Fuß hohen Rohre. Sie war mit Hemde, Unterjacke, zwei Chemisets, einer Weste, Tragebändern, Unterhosen, Hosen, Strümpfen und Stiefeln bekleidet, jedoch ohne Rock und dergestalt mit Rohr und Blättern bedeckt, daß man sie erst nach Entfernung derselben deutlich sehen konnte. Der Kopf war glatt abgeschnitten, der Stumpf zeigte noch frisches Blut.

Funfzehn Schritte von der Leiche lag ein fast ganz zerschmetterter und bis zur Unkenntlichkeit entstellter Menschenkopf mitten im Rohre. Eine Spur führte nicht dorthin. Er war dem Anschein nach in das Rohr geschleudert worden.

Alle Blutspuren, welche man fand, waren frisch und roth. Als die Zeugen den Blutflecken bei dem Strauche zuerst bemerkten, ohne von der Leiche etwas wahrzunehmen, entstand bei ihnen die Vermuthung, daß erst vor wenigen Stunden dort ein Wild ausgeweidet worden sei. Sie sind alle der Ansicht, daß der Kopf in der Nacht vom Sonntag dem 9. zum Montag dem 10. September von dem Rumpfe abgeschnitten worden ist.

Die am 12. September 1849 unter Zuziehung des Kreisphysikus Dr. Schultz und des Kreiswundarztes Rauch erfolgte gerichtliche Besichtigung der Leiche, die am 13. September 1849 unter Zuziehung der ebengenannten Sachverständigen erfolgte

gerichtliche Obduction und der demnächst erstattete Obductionsbericht hatten Folgendes ergeben:

Der Rumpf des Körpers nebst dem Kopfe hatte zusammen eine Länge von 5 Fuß 7—8 Zoll. Der Körper war kräftig, muskulös und gut genährt. Der Todte konnte ein Alter von dreißig und einigen Jahren erreicht haben. Die Stirn war hoch, der vordere Theil des Kopfes nur spärlich mit röthlich braunem schlichten Haar besetzt. Ueber der Lippe und am Kinn befand sich ein starker röthlich brauner Schnurr- und Kinnbart. Die Augen waren hellblau. Die Haut war über den ganzen Körper hin auffallend weiß. Ueber dem rechten Knie befand sich eine etwa einen Zoll lange Narbe mit scharfen Rändern.

Auf der Haut über der ersten und zweiten Rippe, sowie über und zwischen der vierten und fünften Rippe der linken Seite waren 8 — 10 kleine schmale sugillirte Streifen bemerkbar. Unter der rechten Brustwarze über den Rippen waren mehrere erbsengroße, der Oberhaut entbehrende Flecke. An der rechten Hüfte war eine einen Thaler große sugillirte Stelle, ebenso waren unter dem rechten Knie und auf dem Schienbeine starke rothblaue Stellen von grün gelblichem Schein umgeben. An den Armen waren geringe braunroth gefärbte und angeschwollene Stellen sichtbar.

Am linken Fußballen fand sich eine blaurothe sugillirte Stelle von der Größe eines Achtgroschenstücks.

Der Kopf war, wie schon bemerkt, vom Rumpfe getrennt.

Nur ein Stück des Stirnbeines, und zwar der größere Theil der linken Seite des linken Schläfenbeines, das linke Seitenbein, ein Theil des rechten Seitenbeines und der linke Theil des Hinterhauptbeines waren unverletzt. Alle übrigen Knochentheile des Kopfes waren zerschmettert, desgleichen der Unterkiefer, das linke Oberkieferbein, das Jochbein und sämmtliche Gesichtsknochen.

Das Gesicht war durch eine Menge von Hieb- und Schnittwunden gräßlich verletzt, völlig entstellt und unkenntlich gemacht.

Hinter dem rechten Ohre in der Gegend des rechten Schläfenbeines waren zwei runde, $^3/_4$ Zoll voneinander liegende

Oeffnungen, die obere von der Größe eines Silbergroschens, die untere von der Größe eines Zweigroschenstücks. Die diese Oeffnungen umgebenden Weichtheile waren geschwärzt und angebrannt, die Wundränder beider Oeffnungen schwach nach innen gedrängt. Aus der ganz zerrissenen Gehirnmasse fielen beim Schütteln 11 mehr oder weniger breitgedrückte Schrotkörner, ein solches wurde unter der großen rechten Speicheldrüse, ein anderes auf der linken Seite des zerbrochenen Keilbeins gefunden.

Die Fläche des Schnittes, mittels dessen der Kopf vom Rumpfe getrennt war, ging zwischen dem Kehlkopfe und Zungenbein durch sämmtliche den Hals bildende Weichtheile, zwischen den Gelenkflächen des ersten und zweiten Halswirbels, den zahnförmigen Fortsatz des zweiten Halswirbelbeins nicht verletzend, durch die hinter den Wirbeln gelegenen Weichtheile. Die Schnittfläche des Kopfes und des Halses paßten aufeinander, sodaß unzweifelhaft Kopf und Rumpf zu demselben Körper gehörten.

Die Sachverständigen haben ihr Gutachten dahin abgegeben: daß infolge der durch einen Doppelschuß erlittenen Zerschmetterung der Kopfknochen und Zerstörung des Gehirns der Tod bewirkt worden und daß diese Verletzungen so beschaffen sind, daß sie unbedingt unter allen Umständen für sich allein den Tod zur Folge haben mußten.

Aus den beiden hinter dem rechten Ohre gefundenen runden Wunden schließen sie, daß ein Doppelschuß aus einem mit Schrot geladenen Feuergewehr in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ bis höchstens 2 Zoll gegen den Kopf des Getödteten in der Richtung von unten nach oben abgefeuert worden ist. Aus der Beschaffenheit der Ränder der Schnittwunden schließen sie, daß sowol der über dem rechten Unterkiefer befindliche Schnitt, als die Trennung des Kopfes vom Rumpfe erst nach der durch den Schuß bewirkten Tödtung, und zwar die Abschneidung des Kopfes vom Rumpfe sogleich nach derselben erfolgt ist. Aus der Beschaffenheit der Wunden und der Nichtverletzung des zahnförmigen Fortsatzes des Halswirbels schließen sie ferner, daß der Kopf vom Rumpfe mit Sachkenntniß mittels eines scharf schneidenden Instruments getrennt

worden ist. Zeichen von Gegenwehr haben die Sachverständigen an dem Körper nicht bemerkt, schließen jedoch aus den Sugillationen an den Armen und Beinen, daß der Getödtete bei seiner Tödtung gehalten worden ist.

Die Resultate der Obduction in Verbindung mit der Besichtigung der Localität ergaben, daß die Tödtung durch den Schuß und die Abschneidung des Kopfes an dem Orte erfolgt ist, wo die großen Blutflecke sich befanden, und daß der Rumpf nach der Tödtung an die Stelle geschafft worden ist, wo man denselben gefunden hat.

Was endlich die Zeit des Todes betrifft, so glauben die Sachverständigen mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen zu können, daß der Tod zwischen dem 8. und 9. September stattgefunden habe.

Bei der Auffindung der Leiche war die Person des Getödteten nicht bekannt.

Einige Tage nachher entstand die Vermuthung, der Getödtete sei ein Commissionär Frölig aus Driesen.

Am 14. September 1849 wurde nämlich in der Jungfernheide, nicht weit von der Pulverfabrik, eine unbekannte Frau in Krämpfen am Erdboden liegend gefunden. Nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen, erklärte diese Frau, daß sie die Gattin des Schauspielers Frölig aus Driesen sei, Luise mit Vornamen und Pohle mit Zunamen heiße. Sie erzählte ferner, sie habe in Erfahrung gebracht, daß ihr Mann, welcher sie schon längere Zeit verlassen, sich in Berlin aufhalte und mit einem andern Frauenzimmer abgebe. Sie habe vermuthet, daß er auch nach Spandau gegangen sein könne, sie sei deshalb von Driesen über Berlin nach Charlottenburg gereist und von dort durch die Heide nach Spandau gegangen. Unterwegs sei sie an Krämpfen krank geworden und währenddessen mehrerer Pretiosen und Gelder beraubt worden.

Die angeblich aus Friedeberg gebürtige Frau wurde in das Armenhaus zu Spandau aufgenommen. Dort erzählte sie dem Gensdarmen Wäsing mehreres von ihrem Manne und bezeichnete diesen nun als einen Commissionär Frölig. Beschreibung, welche sie von ihrem Manne machte, paßte

ungefähr auf die am 10. September 1849 aufgefundene und inzwischen beerdigte Leiche.

Die Sachen des Getödteten wurden der Frau vorgelegt, die Leiche ausgegraben und auch diese ihr vorgezeigt. Sie machte umfassende Angaben über ihre und ihres angeblichen Ehemannes Lebensverhältnisse, recognoscirte den größten Theil der bei der Leiche aufgefundenen Sachen als ihrem Ehemann gehörig und die Leiche selbst als die ihres Ehemannes mit der größten Bestimmtheit, erhärtete auch ihre Angaben eidlich.

Einzelne Angaben der Frau erwiesen sich jedoch als unrichtig. Es wurden namentlich in Driesen und Friedeberg Nachforschungen angestellt. Dieselben ergaben, daß ein Commissionär Frölig in Driesen niemals existirt hat und daß die angebliche verehelichte Frölig die unverehelichte Charlotte Luise Glaser, Tochter des Arbeitsmannes Martin Glaser zu Friedeberg, dort am 2. October 1822 geboren ist.

Bei ihrer spätern Vernehmung stellte sich heraus, daß sie an Krämpfen und in deren Gefolge an Wahnsinn leide, sich dieserhalb auch schon mehrmals in der Charité zu Berlin befunden habe. Es ergab sich ferner, daß sie früher schon mehrfach mit Schwindeleien umgegangen und wegen Betrugs bestraft worden war. Das Lügnerische ihrer Angaben liegt somit klar am Tage.

Der Umstand, daß sie die Leiche des Getödteten an einigen Merkmalen richtig beschrieben, hat darin seinen Grund, daß sie im Armenhause zu Spandau, wo sie sich befand, ohne Zweifel von der dorthin gebrachten Leiche des Getödteten mehreres erzählen hörte.

Die Vermuthung, daß der Getödtete ein Commissionär Frölig gewesen, fand späterhin noch einige Unterstützung. Am 20. November 1849 kam ein unbekannter Mann zu dem Gefangenwärter Melcher in Rathenow und gab sich für einen Handelsmann Frölig aus Driesen und einen Bruder des bei Spandau ermordeten Commissionärs Frölig aus Driesen aus. Er behauptete, sein Bruder sei am Tage vor seiner Ermordung mit einem Arbeitsmann Gutz von Berlin nach Spandau gegangen, verlangte eine Beschreibung der bei dem am Tage zuvor in Rathenow verhafteten, in der Nacht darauf aber

aus dem Gefängniß entsprungenen Arbeitsmann Gutz in Beschlag genommenen silbernen Uhr und erklärte, nachdem ihm solche gegeben worden, diese Uhr scheine ihm mit der seinem ermordeten Bruder geraubten silbernen Uhr identisch zu sein.

Der Gefangenwärter Melcher forderte den Mann auf, mit ihm zur Polizei zu gehen, um sich dort vernehmen zu lassen; letzterer weigerte sich dessen unter dem Vorgeben, daß er sich zwar für seinen ermordeten Bruder noch interessire, jedoch, weil er mit diesem wegen dessen Lebensweise nicht harmonire, mit der Sache weiter nichts zu thun haben wolle. Es ist dieser Unbekannte nicht zu ermitteln gewesen. Dagegen ist festgestellt, daß auch ein Handelsmann Frölig in Driesen seit Menschengedenken sich nicht aufgehalten hat.

Die seitens jenes unbekannten Mannes dem Gefangenwärter Melcher gemachten Mittheilungen beruhen daher auf einer Mystification. *)

Inzwischen war bereits im October 1849 die Vermuthung angeregt, der Getödtete sei der ehemalige Viehhändler Christian Gottlob Ebermann aus Lychen. Diese Vermuthung hat sich im Laufe der Untersuchung zur vollen Ueberzeugung bestätigt.

Die Recognition der Leiche des Getödteten durch die Verwandten des Ebermann hat zwar nicht stattgefunden, weil dieselbe wegen der schon zu weit vorgeschrittenen Verwesung nicht mehr hat vorgezeigt werden können. Dagegen entspricht nicht nur das Signalement des Ebermann, welches sich in dessen in der königlichen Militärstrafsection zu Spandau geführten Personalacten befindet, der oben mitgetheilten Beschreibung der Leiche, sondern es haben auch die Verwandten des Ebermann diese Beschreibung als mit der Körperbeschaffenheit des letztern übereinstimmend anerkannt.

Insbesondere hat die Witwe Ebermann bestätigt, daß ihr Ehemann eine über den ganzen Körper weiße Haut, dünnes

*) Es hat sich später ermittelt, daß hier keine Mystification, sondern ein Misverständniß obgewaltet. Der unbekannte Bruder, der sich bei Melcher gemeldet, war allerdings ein wirklicher Bruder, aber des verschollenen Ebermann, nach dem, oder dessen Uhr seine Erkundigung ging. Er hatte sich nie Frölig genannt.

Haar auf dem Vorderkopfe und eine Narbe über dem rechten Knie gehabt hat.

Außerdem sind die bei der Leiche gefundenen Sachen als die des Ebermann mit Bestimmtheit von dessen Verwandten recognoscirt worden.

Die Witwe Ebermann, Henriette geborene Herm, hat den Trauring als den ihres Ehemannes erkannt. In demselben befinden sich gravirt die Buchstaben H. H. und die Jahreszahl 1840. Die beiden H. stimmen mit dem Vor- und Vaternamen der Witwe Ebermann, die Jahreszahl mit dem Jahre der Verheirathung der Ebermann'schen Eheleute überein. Auch entspricht die Form des Trauringes, wie der Augenschein ergeben hat, genau der Form desjenigen, welchen die Witwe Ebermann selbst trägt. Dieser enthält gravirt die Buchstaben G. E. und die Jahreszahl 1840.

Die Witwe Ebermann hat ferner das Hemd, gezeichnet G. E. 4., die beiden Chemisets, die Tragebänder und die Unterjacke, als von ihr eigenhändig für ihren Ehemann angefertigt, erkannt. Auch die Unterhosen, Sommerhosen und die Weste hat die Witwe Ebermann als ihrem Ehemanne gehörig recognoscirt.

Hiermit stimmen die Angaben des Bruders des Ebermann, des Viehhändlers Heinrich Ebermann, der Schwestern desselben, verehelichten Mähl und unverehelichten Karoline Ebermann (jetzt verehelichten Bünger), und der Geschwister der Witwe Ebermann, des Wagenmeisters Herm und der unverehelichten Herm überein, welche alle die von der Witwe recognoscirten Sachen sämmtlich oder zum Theil gleichfalls recognoscirt haben.

Insbesondere hat die verehelichte Mähl die Strümpfe als aus dem väterlichen Nachlasse herrührend, die verehelichte Bünger und die verehelichte Herm die Mütze anerkannt. Letztere hat zugleich bekundet, daß Ebermann noch am 8. September 1849 ein schwarzes Merinochemiset getragen habe, der Wagenmeister Herm hat das becherförmige hölzerne Gefäß bei Ebermann gesehen und bekundet, daß Ebermann sein Nähzeug darin aufbewahrt habe.

Auch die Beschreibung, welche andere Personen von der

Persönlichkeit des Ebermann gemacht haben, paßte zu der Leiche vollkommen.

Schon der Umstand, daß die Leiche mit den Kleidungsstücken des Ebermann bekleidet gewesen ist, gibt hinreichende Gewißheit, daß Ebermann der Getödtete ist, weil eine Umkleidung der Leiche fast unmöglich erscheint.

Es kommt hinzu, daß Ebermann seit dem 9. September 1849 von niemand gesehen worden ist und daß seine Angehörigen seitdem nichts von ihm erfahren haben, während trotz der wiederholt erlassenen öffentlichen Bekanntmachungen über das Auffinden der Leiche keine Anzeige eingegangen ist, daß ein anderer Mensch, auf den die Beschreibung der Leiche paßt, vermißt worden. Ueberdies ist Ebermann am 9. September 1849 ganz in der Nähe des Orts gewesen, an welchem die Tödtung erfolgt und die Leiche gefunden worden ist. Sonntag den 9. September 1849 nämlich nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr besuchte Ebermann seine Schwester, die damals unverehelichte Karoline Ebermann (jetzt verehelichte Schiffer Bünger) in der Sommerwohnung ihres Dienstherrn, des Agenten Adler, Lützow Nr. 7 bei Charlottenburg. Er hielt sich bei derselben bis gegen Abend um 7 oder 8 Uhr auf und äußerte, er wolle noch an demselben Abend nach Berlin zurückkehren, um von dort am folgenden Morgen mit dem Personenwagen nach Lychen zu fahren. Seitdem ist Ebermann von keinem seiner Angehörigen wieder gesehen worden. In der Tasche der Weste, mit welcher die Leiche bekleidet gewesen, ist ein kleiner Zettel gefunden worden, auf welchem mit Bleistift geschrieben steht „Lützow Straße Nr. 7.“ Diese Adresse kann, da in der Lützower Straße ein Haus mit der Nummer 7 nicht existirt, nur auf Lützow Nr. 7 bezogen werden. Es gewährt mithin auch dieser Zettel einen sichern Rückschluß darauf, daß die gefundene Leiche die des Ebermann ist.

Gegen diese Annahme waren zwar nicht unerhebliche Bedenken erregt worden. Diese Zweifel sind indessen als beseitigt anzusehen.

1) Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Ebermann noch nach dem 10. September 1849 bei Fürstenberg gesehen

worden sei. Bei näherer Nachforschung hat sich ergeben, daß selbiges auf einer Aeußerung des Schäfers Mewis beruhe, welcher den Ebermann im Walde gesehen haben wollte.

Der Mewis ist eidlich vernommen worden, und hat allerdings erklärt, daß er im Herbste 1849 beim Hüten der Schafe in der Nähe von Fürstenberg auf der preußisch-mecklenburgschen Grenze einen Mann gesehen habe, welchen er als den Ebermann erkannte. Er behauptet ferner, daß der Mann, von ihm mit dem Namen Gottlob angerufen, still gestanden und sodann in die preußische Schonung gegangen sei. Auf diese Angabe ist jedoch kein Gewicht zu legen, denn der Gerichtsdiener Blank zu Fürstenberg erklärt den Mewis für einen Gespensterseher, welcher schon früher behauptet hat, mit notorisch gestorbenen Personen zusammengetroffen zu sein. Andererseits ist die Zeitbezeichnung „im Herbst“ so unbestimmt, daß sich nicht ersehen läßt, ob solche sich auf die Zeit vor oder nach dem 10. September bezieht. Der Gerichtsdiener Blank erklärt den Irrthum dadurch, daß der von Mewis gesehene Mann wahrscheinlich der in Zotzen stationirte preußische Hülfsjäger gewesen, welcher eine große Aehnlichkeit mit Ebermann habe, sodaß er selbst ihn einmal mit demselben verwechselte.

2) Durch die Aussagen von mehrern Zeugen ist erwiesen, daß Ebermann an dem einen Arme ein rothes einpunktirtes Zeichen in Gestalt eines Herzens und sowol im Nacken als auf den beiden Handgelenken Schröpfnarben gehabt hat. Es steht auch andererseits kraft der amtlichen Erklärung der Aerzte, welche die Leiche obducirt haben, und der Aerzte, welche dieselbe am 13. Februar 1850 nochmals besichtigt haben, fest, daß an der Leiche weder das erwähnte Zeichen, noch die Schröpfnarben bemerkt worden sind. Indessen

a) das tätowirte Zeichen kann von selbst verschwunden oder von Ebermann durch angewandte Mittel vertilgt sein. Daß dergleichen Tätowirungen nicht immer unauslöschlich sind, geht aus der eidlichen Aussage des Zeugen Stutzenstein hervor, welcher selbst früher ein gegenwärtig verschwundenes tätowirtes Zeichen am Arm getragen hat. Das Gegentheil wird im vorliegenden Falle durch ein ärztliches Gutachten

um so weniger erwiesen werden können, als man nicht weiß, wo die Tätowirung bei Ebermann gemacht war.

b) Schröpfnarben verschwinden bekanntlich nach Verlauf einiger Zeit wenigstens so weit, daß sie mit bloßem Auge ohne besondere Aufmerksamkeit nicht bemerkbar sind. Daß die Tätowirung und die Narben bei Ebermann verschwunden, oder mindestens nicht wahrgenommen worden sind, ist durch vorstehende Annahme um so eher erklärlich, als seine eigene Ehefrau von dem Zeichen und den Schröpfnarben auf den Handgelenken nichts wissen will, auch das in den Personalacten der Strafsection zu Spandau befindliche Signalement des Ebermann dieselben als besondere Kennzeichen nicht aufführt.

Alle anderweitig ermittelten Umstände, deren im weitern Verlaufe gedacht werden wird, stimmen denn auch mit der Annahme überein, daß Ebermann der Getödtete ist, und stellen dies außer Zweifel.

Durch den oben angegebenen Befund der Ebermann'schen Leiche wird die Annahme eines Selbstmordes ausgeschlossen. Alle Umstände deuten darauf hin, daß Ebermann durch einen andern getödtet worden ist und zwar in der Absicht, ihn zu berauben.

Denn Ebermann trug bei dem Besuche seiner Schwester in Charlottenburg am 9. September 1849, wo er zuletzt gesehen worden, einen dunkeln Tuchüberrock und führte einen schweren goldenen Siegelring mit rothem Steine bei sich. Er pflegte eine gehäkelte Geldbörse, eine lederne Cigarrentasche und eine Brieftasche von braunem Saffian, sowie eine silberne Repetiruhr mit einer silbernen Kette und eine Haarschnur mit Goldhaken bei sich zu führen, und hat diese Sachen etwa drei Wochen vor seinem Tode aus Lychen mitgenommen.

Alle diese Gegenstände sind bei der Leiche nicht gefunden worden.

Am 5. September 1849 hatte er von dem Mühlenmeister Lindgrün zu Althymen 8 Thlr. und etwa um dieselbe Zeit, vielleicht etwas früher von seinem Bruder eine Summe Geldes erhalten. Ebermann scheint überhaupt nicht in bedrängten

Geldverhältnissen gelebt zu haben. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, ein geübter Schütze und machte aus dem Wilddiebstahl ein Gewerbe. Dies scheint einträglich gewesen zu sein. Denn schon vor etwa acht Jahren war er im Stande, eine Caution von 50 Thlr. zu bestellen, durch welche er sich und einen seiner Genossen bei einem Jagdfrevel von der persönlichen Haft befreite. Im Jahre 1843, wo er wegen Wilddiebstahls zur Untersuchung gezogen war, wurden in seiner Wohnung drei Jagdgewehre gefunden, seine Wohnung war vielfach mit Hirschgeweihen und Rehstangen geziert, und er machte, obwol er seit geraumer Zeit den Viehhandel, welchen er früher in Gemeinschaft mit seinem Bruder betrieben, aufgegeben hatte, dennoch einen über seinen Stand hinausgehenden Aufwand. In der letztern Zeit hatte er die Jagd in den Dörfern Bredereiche, Zotzen, Himmelpfort und Althymen gepachtet und trieb einen Handel mit dem erlegten Wilde nach Berlin. In den letzten Wochen vor seiner Ermordung sprach er mehrfach davon, daß er nach Amerika gehen wolle, und hatte sogar der unverehelichten Karoline Hansen zu Bredereiche, mit welcher er ein vertrautes Verhältniß unterhalten zu haben scheint, den Vorschlag gemacht, sie mit dorthin zu nehmen. Auch dies deutet darauf hin, daß er sich im Besitze von Geldmitteln befunden. Daß dies wirklich der Fall gewesen, darüber hat er selbst mehrfache Andeutungen gegeben. So erklärte er z. B. im Frühjahr 1849, er habe noch mehrere hundert Thaler ausstehen. Etwa drei Wochen vor seinem Tode und noch am 8. September 1849 sprach er von einem Geschäft, bei welchem er 2000 Thlr. verdienen könne. Am 9. September 1849 äußerte er, daß er in Charlottenburg von einem Schiffer eine Summe Geld von circa 30 bis 40 Thlr. einkassiren wolle.

Nichtsdestoweniger ist bei seiner Leiche kein Geld vorgefunden worden.

Auch von den Sachen, welche Ebermann etwa drei Wochen vor seinem Tode aus Lychen mit sich genommen hatte, nämlich einer Anzahl von Kleidungsstücken und Wäsche ist nichts wieder zum Vorschein gekommen. Noch am Tage vor seinem Tode besaß er eine Büchse oder Büchsflinte; auch diese ist verschwunden.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß Ebermann ermordet worden ist, um ihn zu berauben. Der That dringend verdächtig ist der gegenwärtig angeklagte Handelsmann Franz Schall aus Berlin.

Dafür sprechen folgende Umstände:

1) Der Angeklagte ist mit Ebermann genau bekannt gewesen und in den letzten Wochen vor dessen Ermordung vielfach mit demselben gereist. Der Angeklagte hat sich bemüht, seine Bekanntschaft mit Ebermann als eine höchst oberflächliche darzustellen, obwol erwiesene Thatsachen das Gegentheil ergeben. Nach seiner Angabe hatte er denselben im März 1848 in der Straffection zu Spandau kennen gelernt. Er war damals nur einen halben Tag mit Ebermann zusammen, indem dieser dann von ihm abgesondert wurde. Schwerlich ist in dieser kurzen Zeit die Bekanntschaft begründet worden. Alle Umstände, insbesondere die ganze Lebensweise des Ebermann und des Angeklagten lassen auf eine ältere Bekanntschaft schließen.

Der Angeklagte gehört zu den Personen, welche in Berlin als Wilddiebe bekannt sind. Im Jahre 1844 befand er sich in Begleitung des als Wilddieb berüchtigten Jägers Markgraf in dem königlichen Grunewaldschen Forst, als dieser in Widersetzlichkeit gegen königliche Forstbeamte erschossen wurde. Bei dieser Gelegenheit hatte der Angeklagte selbst das Gewehr auf den Forstbeamten angeschlagen. Er nennt ferner unter seinen Bekannten den Gärtner Niclas und den Leistenschneider Muhs, welche beide wegen Wilddiebstahls öfter bestraft worden sind.

In der dritten Woche vor Ebermann's Ermordung, ungefähr am 22. August 1849 fand sich der Angeklagte bei Ebermann in Lychen ein. Nach einem Aufenthalte von ein oder zwei Tagen entfernte er sich mit demselben. Seitdem ist Ebermann von seiner Ehefrau nicht wieder gesehen worden. Ueber den Zweck seiner Abreise mit dem Angeklagten hat Ebermann seiner Frau nichts mitgetheilt, ihr auch Schall's Namen nicht genannt, sondern nur gesagt, daß derselbe von einem gewissen Pfeffer in Berlin geschickt worden sei.

Seit jener Abreise ist der Angeklagte mehrmals in Ebermann's Begleitung gesehen worden.

Am 26. August waren beide in dem zwischen Berlin und Oranienburg gelegenen Dorfe Birkenwerder. Sie äußerten, daß sie nach Berlin reisen wollten.

Am 4. oder 5. September waren sie wieder in der Gegend von Lychen. Die unverehelichte Hansen sah sie in dem bei Bredereiche liegenden Walde, wo Ebermann die Jagd gepachtet hatte. Ebermann führte eine alte doppelläufige, der Angeklagte eine einläufige Flinte. Sie stellten Schießübungen gegen einen Baum an.

Am 5. September nachmittags waren beide bei dem Mühlenmeister Lindgrün in Althymen.

Der Angeklagte hat über sein Zusammensein mit Ebermann mehrfach falsche Angaben gemacht.

Etwa im August 1849 soll Ebermann, seitdem sie sich in der Citadelle zu Spandau kennen gelernt, zum ersten mal zu ihm in seine Wohnung gekommen sein und dabei angegeben haben, er habe seine Wohnung von Pfeffer erfahren. Später soll Pfeffer mehrmals in Begleitung des Ebermann zu ihm gekommen sein. Pfeffer stellt entschieden in Abrede, daß Ebermann von ihm Schall's Wohnung erfahren habe und daß er mit Ebermann bei Schall gewesen sei.

Einige Tage nach dem ersten Besuch soll Ebermann wieder mit Pfeffer zu ihm gekommen sein und ihn aufgefordert haben, in der nächsten Woche mit ihm nach Bredereiche zu reisen, wo er ihm eine Gelegenheit, billig Holz anzukaufen, nachweisen könne. Auch hiervon weiß Pfeffer nichts.

Einige Tage nach diesem Besuche, eines Sonnabends — nach den Morgenstunden am 1. September 1849 — soll Ebermann abermals zu ihm gekommen und mit ihm nach Schönholz zu dem dortigen Gastwirth Schröder gegangen sein, um diesem eine Büchsflinte zum Verkauf anzubieten.

Am folgenden Tage, 2. September 1849, sind beide angeblich nach Charlottenburg gegangen, wo Ebermann seine damals dort dienende Schwester habe besuchen wollen, aber nicht auffinden können.

Am Montag den 3. September 1849 will er mit Ebermann von Berlin nach Bredereiche abgereist sein und dort die Hansen getroffen haben. In der Nacht vom 3. zum 4. September

will er mit Ebermann in Lychen angelangt sein, dann zwei Tage bei letzterm zugebracht haben, am Abend des 6. September mit Ebermann über Bredereiche und Dannewalde auf der großen Straße nach Berlin zurückgekehrt und am Morgen des 8. September angelangt sein.

Diese Angaben erscheinen falsch, weil die Witwe Ebermann die Abreise ihres Ehemannes mit dem Angeklagten ganz bestimmt in die dritte Woche vor Ebermann's Ermordung setzt.

Sein Zusammentreffen mit Ebermann in Birkenwerder bezeichnet er als ein zufälliges, er will eines Torfkaufes wegen dahin gekommen und im Widerspruche mit den Angaben der Hansen allein nach Berlin zurückgekehrt sein.

2) Der Angeklagte ist nicht nur überhaupt mit Ebermann genau bekannt gewesen und hat in näherm Verkehr mit demselben gestanden, sondern ist sogar noch wenige Stunden vor der Zeit, in welcher Ebermann muthmaßlich ermordet worden ist, mit demselben zusammen gesehen worden. Er hat den hierdurch gegen ihn angeregten Verdacht durch den Beweis widerlegen wollen, daß er sich am Nachmittag des 9. September bis zum Abend in Berlin befunden, und daher den Ebermann nicht nach Charlottenburg begleitet habe. Dieser Beweis ist völlig misglückt.

Ebermann ging am 8. September nach Moabit, um seine Schwägerin, die unverehelichte Herm, welche bei dem Geheimen Secretär Kachler dort in Dienst war, zu besuchen. Er erfuhr dort, daß dieselbe sich in Schildhorn bei Spandau aufhalte, und ging deshalb dorthin. Gegen Abend dort angelangt, übernachtete er bei seiner Schwägerin und kehrte am 9. September um 9 Uhr morgens nach Berlin zurück.

Der Angeklagte gibt selbst an, Ebermann sei am 8. September morgens nach der Rückkehr von der Reise nach Bredereiche in seine Wohnung gekommen, habe dort Kaffee getrunken und sich dann entfernt, ohne ihm zu sagen, wohin er gehe. Dies ist sehr unwahrscheinlich.

Am 9. September soll Ebermann wieder in seine Wohnung gekommen sein und sich nach einem halbstündigen Aufenthalt entfernt haben, um seine Schwester in Charlottenburg zu besuchen.

Bei seiner ersten Vernehmung verschwieg der Angeklagte gänzlich, daß er den Ebermann auf diesem Gange irgend begleitet habe. Später hat er eingeräumt, den Ebermann die Invalidenstraße entlang bis zum Neuen Thore begleitet zu haben. Hier will er sich von ihm getrennt und zu dem Schankwirth Johannes, dann nach der Neuen Wilhelmsstraße zu dem Schneider Mittler begeben, dort auch mehrere Stunden verweilt haben. Am Abend will er in der Tabagie des Hummel gewesen sein. Diese Angaben erscheinen unwahr.

Die unverehelichte Hansen begegnete nämlich dem Ebermann und dem Angeklagten am 9. September mittags um 2 Uhr in der Invalidenstraße, und zwar in der Richtung nach dem Neuen Thore und nach Moabit, mithin auch nach Charlottenburg zu. Während die Hansen mit Ebermann sprach, sagte der Angeklagte zu diesem: „Komme doch, komme doch!" worauf Ebermann antwortete: „Warte noch ein bischen!" und der Angeklagte langsam voranging.

Dies spricht nicht dafür, daß er den Ebermann in der Invalidenstraße zu verlassen gedachte.

Als Ebermann ungefähr um 4 Uhr nachmittags vor dem Hause des Agenten Adler, des Dienstherrn seiner Schwester, in Lützow anlangte, sah Adler vor dem Hause einen Mann stehen, welcher dem Anscheine nach in Ebermann's Begleitung gekommen war. So hatte es auch der Schwester des Ebermann geschienen, denn dieselbe fand sich veranlaßt, wegen dieses Fremden eine Frage an Ebermann zu richten. Der Angeklagte ist zwar nicht als jener Mann recognoscirt worden. Erwägt man jedoch, daß die von dem Angeklagten für seine derzeitige Anwesenheit in Berlin benannten Zeugen, Johannes, Mittler und Hummel, dieselbe nicht bestätigt haben, so ergibt es sich als wahrscheinlich, daß er den Ebermann nach Charlottenburg begleitet und, während dieser bei seiner Schwester verweilte, sich vielleicht in irgendeinem öffentlichen Local aufgehalten hat.

3) Der Angeklagte behauptet, Ebermann habe ihm vor seinem Weggehen am 8. September gesagt, er würde am folgenden Tage seine Schwester in Charlottenburg und sodann den Unteroffizier Naumann in Spandau, welcher ihm

in der dortigen Straffection viel zu Gefallen gethan, besuchen.

Am folgenden Tage will er von Ebermann beauftragt worden sein, etwaige für ihn unter des Angeklagten Adresse eingehende Schreiben nach Spandau an Naumann zu senden. Er behauptet, in der folgenden Woche wirklich ein für Ebermann angelangtes Schreiben unfrankirt an Naumann gesendet zu haben.

Alle diese Angaben scheinen erlogen.

Als Ebermann die unverehelichte Herm auf dem Schildhorn bei Spandau verließ, äußerte er, er wolle über Charlottenburg nach Berlin gehen, am 10. September wieder in Lychen sein und dann eine größere Reise antreten. Als er von der Hansen Abschied nahm, bat er sie, am folgenden Morgen (10. September) um 7 Uhr auf derselben Stelle mit ihm zusammenzutreffen, und ja nicht später zu kommen, da er ihr etwas zu sagen hätte. Ebenso hat er seiner Schwester in Charlottenburg beim Abschiede am 9. September gegen Abend gesagt, er kehre nach Berlin zurück, von wo er am folgenden Morgen mit dem Personenwagen nach Lychen fahren wolle.

Der Unteroffizier Naumann hat seiner Angabe nach niemals in solchem Verhältniß zu Ebermann gestanden, daß dieser es hätte wagen sollen, ihn zu besuchen, oder daß er Briefe für ihn hätte annehmen sollen, hat auch nie einen an Ebermann adressirten Brief erhalten.

Wäre es überhaupt Ebermann's Absicht gewesen, den Naumann in Spandau zu besuchen, so würde er nicht den ungewöhnlichen Weg eingeschlagen haben, neben welchem seine Leiche gefunden worden ist; er würde die Chaussee benutzt haben.

Auf diesen ungewöhnlichen Weg ist Ebermann muthmaßlich aus einer ganz andern Veranlassung gekommen.

Der Angeklagte und Ebermann waren, wie mehrfach bemerkt, Wilddiebe. Ersterer ist geständlich öfters des Torfhandels wegen zu dem Torfhändler Schlüter nach Plötzensee gekommen und hat auf dessen Wiesen gejagt. Als die Hansen dem Ebermann und dem Angeklagten in der Invalidenstraße begegnete, führte keiner von ihnen ein Gewehr. Wilddiebe

pflegen indessen erfahrungsmäßig ihre Gewehre nicht in der Wohnung zu haben, sondern im Forste zu verbergen. Auch der Angeklagte hat vermuthlich ein Gewehr in der charlottenburger Gegend verborgen gehabt und sich nun mit Ebermann von Charlottenburg aus nach der Jungfernheide begeben, um dort zu jagen.

4) Zugleich zeigt sich hier eine Spur, wie der Angeklagte in der Zeit zwischen der Begegnung mit der Hansen bis zum Abend des Tages zu einem Doppelgewehr, dem Werkzeuge der Ermordung des Ebermann, hat gelangen können.

Der Angeklagte hat geleugnet, jemals ein Doppelgewehr und nach dem 8. September 1849 eine einläufige Flinte besessen zu haben.

Beides ist unrichtig. Denn der Angeklagte hat im Herbst 1849 zu dem Knecht Schenk im Sandkruge geäußert, daß er ein Doppelgewehr zu verkaufen habe.

Um dieselbe Zeit sagte er zu dem Postillon Müller, welchen er im Sandkruge traf, er könne ihm ein Doppelgewehr zum Kauf nachweisen, welches der Schneider Mittler ihm, dem Angeklagten, früher einmal angeboten habe. Mittler stellt in Abrede, dem Angeklagten jemals zu solcher Aeußerung Veranlassung gegeben oder ein Doppelgewehr gehabt zu haben.

Die einläufige Flinte, welche der Angeklagte geständlich besessen, will er auf der Reise mit Ebermann bei sich gehabt, aber gleich nach der Zurückkunft am 8. September 1849 der Ehefrau des Leistenschneiders Muhs zur Aufbewahrung übergeben haben. Er behauptet dies aus dem Grunde gethan zu haben, weil er als Wilddieb verdächtig gewesen und deshalb schon vor dieser Zeit sein Gewehr fast gar nicht in seiner Wohnung, sondern theils bei dem Torfmeister Schlüter in der Jungfernheide, theils bei dem Schuhmacher Breitholz in Berlin gehabt habe.

Diese Angaben sind in mehrfacher Beziehung falsch. Zu der verehelichten Muhs hat der Angeklagte seine einläufige Flinte erst acht oder vierzehn Tage nach der Ermordung des Försters Oertel — welche am 12. October 1849 stattfand — gebracht, und weder Schlüter noch Breitholz haben je ein Gewehr des Angeklagten bei sich zur Aufbewahrung gehabt.

An dem Schaft und dem Kolben des einläufigen Gewehrs befinden sich Blutflecke. Der Angeklagte will das Gewehr in Gegenwart des Torfmeisters Schlüter und des Gärtners Niclas mit Blut von einem Rehbock bestrichen haben, um dem Holze eine dunklere Farbe zu geben. Schlüter und Niclas wollen indeß hiervon nichts wissen.

Alle diese Ausführungen ergeben, daß der Angeklagte bei seinen Aussagen sich in Widersprüche mit erwiesenen Thatsachen verwickelt, daß er Lügen vorgebracht hat, um den Glauben zu erregen, als wenn er schon vor Ebermann's Ermordung aus dem Besitze des Gewehrs gekommen, und daß er zu jener Zeit höchst wahrscheinlich im Besitze eines irgendwo verborgenen Doppelgewehrs gewesen ist.

Directer als die bisherigen Verdachtsgründe weisen folgende Umstände auf die Thäterschaft des Angeklagten hin.

5) Der bei der Leiche des Ebermann vorgefundene gekrümmte Stock ist erweislich vorher in den Händen des Angeklagten gewesen und höchst wahrscheinlich sein Eigenthum, obwol er es leugnet.

Dieser Stock ist kurz und paßt, wie er selbst hat zugeben müssen, besser für einen Mann von seiner kleinen, als Ebermann's großer Statur. Dagegen ist in seiner Wohnung ein langer Stock von grauer Farbe mit schwarzem hornenen Knopf in Beschlag genommen worden, welcher Ebermann's Größe entspricht.

Diese beiden Stöcke hat die unverehelichte Hansen mit Bestimmtheit als diejenigen recognoscirt, welche Ebermann und der Angeklagte in Birkenwerder und später in Bredereiche geführt haben. Schon seit längerer Zeit mit Ebermann bekannt, hat sie bemerkt, daß Ebermann früher immer den langen Stock mit dem Hornknopf getragen. In Birkenwerder, am 26. August 1849, hat sie ebenfalls den langen Stock in Ebermann's, den kurzen in des Angeklagten Hand gesehen. Später in Bredereiche am 4. oder 5. September hat sie bemerkt, daß beide diese Stöcke abwechselnd trugen.

Die Ehefrau des Angeklagten hat diesen Stock auch dem Schutzmann Richter gegenüber als den ihres Ehemannes anerkannt und zugleich angegeben, ihr Mann habe ihr einmal

auf Befragen, wo dieser Stock verblieben sei, geantwortet, er müsse ihn auf einem Holzplatze haben stehen lassen. Erst später hat sie diese Angabe zurückgenommen.

Der Angeklagte selbst hat behauptet, dieser Stock gehöre dem Ebermann, welcher denselben auf ihrer gemeinschaftlichen Reise geführt habe. Er selbst will einen ähnlichen Stock, nur stärker und mehr gekrümmt, besessen haben, behauptet auch, dieser Stock müsse sich noch in seiner Wohnung befinden. Es ist indessen ein solcher Stock dort nicht zu finden gewesen.

Auf der Reise mit Ebermann wollte der Angeklagte gar keinen Stock geführt haben. Später gab er an, daß er unterwegs einen solchen abgeschnitten habe.

Den Stock mit dem hornenen Knopfe erklärt er für sein Eigenthum. Er will denselben von einem Ahornbaume auf einer dem Torfmeister Schlüter gehörigen Wiese geschnitten haben. Dies steht nicht nur mit den Angaben der Hansen im Widerspruch, sondern auch mit denen des Schlüter, welcher bekundet, daß auf seinen Wiesen niemals Ahornbäume gestanden haben.

Als Ebermann am 8. September 1849 mit dem Angeklagten in dessen Wohnung ging, sind allem Vermuthen nach beide Stöcke dorthin gekommen. Als Ebermann am 9. September seine Schwester in Charlottenburg besuchte, war er ohne Stock, wie dieselbe bekundet hat. Wenn er nur kurze Zeit, vielleicht wenige Stunden darauf, nicht weit von Charlottenburg ermordet wurde und der gekrümmte Stock bei seiner Leiche stand, so ist der Schluß vollkommen gerechtfertigt, daß der Angeklagte dort bei Ebermann gewesen, daß er den Stock dorthin gebracht und denselben entweder vergessen oder absichtlich hat stehen lassen, weil Blutspuren daran waren.

Es ist dadurch zugleich erklärt, daß Ebermann's Stock sich in des Angeklagten Wohnung befand.

6) Der Angeklagte hat sich ferner nach der Ermordung des Ebermann im ungerechtfertigten Besitze der silbernen Taschenuhr und dreier Chemisets des letztern befunden.

Er hat den Besitz dieser Gegenstände bei seinen ersten Vernehmungen gänzlich verschwiegen, sodann über den Erwerb

derselben sich in Widersprüche und Lügen verwickelt, auch den Versuch gemacht, die Uhr über die Seite zu schaffen.

A. Am 11. September 1849 hat der Angeklagte diese Uhr bei dem königlichen Leihamte in Berlin für 3 Thlr. versetzt und am 15. November 1849 wieder eingelöst.

Am 17. October 1849 reiste er nach Schlesien, wo er in Schweidnitz und Umgegend Verwandte besuchte, namentlich seinen Halbbruder, den Gastwirth Schall in Schweidnitz. Die Reise dauerte bis zum 10. November.

Bei dem Abschiede von dem Gastwirth Schall äußerte der Angeklagte, daß er auf Auctionen in Berlin oft Sachen billig kaufe und ihm von Berlin etwas schicken werde. Der Gastwirth Schall lehnte solche Zusendungen entschieden ab. Nichtsdestoweniger erhielt er von dem Angeklagten gegen Ende November einen Brief und die Uhr des Ebermann nebst Uhrband zugeschickt. Der Brief lautet:

„Ich schicke Dir dabei eine silberne Repetiruhr zum Verkaufen, weil sie bei Dir mehr im Werthe sein, wie bei uns. Ich habe sie für Schuld angenommen zu 4 Thalern. Du wirst ja sehen, was Du wirst dafür bekommen. Solltest auch nicht mehr dafür bekommen, so schicke mir das Geld mit."

Dieses Verfahren des Angeklagten kann nur als eine Bemühung, sich der Uhr zu entledigen, um nicht durch dieselbe in Verdacht zu gerathen, angesehen werden.

Der Angeklagte behauptet, die Uhr nebst dem Uhrbande am Sonnabend den 8. September 1849 morgens von Ebermann als Pfand für ausgelegte Reisekosten erhalten zu haben.

Diese Angabe ist indeß eine Lüge.

a) Denn die unverehelichte Hansen hat noch am Sonntag den 9. September mittags dies Uhrband bei Ebermann gesehen und ebenso glaubt die verehelichte Inspector Heinrich ein solches in Charlottenburg an Ebermann wahrgenommen zu haben, als er dort am Sonntag Nachmittag seine Schwester besuchte.

b) Statt sofort bei seiner ersten Vernehmung mit jener Angabe über den Erwerb der Uhr hervorzutreten, hat der Angeklagte anfangs deren Besitz ganz verschwiegen. Er gab

nur an, daß Ebermann auf der letzten Reise eine silberne Uhr bei sich getragen, wollte sich aber nicht erinnern, ob derselbe die Uhr noch am Sonntag den 9. September besessen habe.

Der Angeklagte verschwieg ferner die Reise nach Schlesien.

Zum zweiten mal über seine im Jahre 1849 gemachten Reisen befragt, räumte er dieselben ein, verschwieg jedoch, daß er in Schweidnitz gewesen. Erst auf ausdrücklichen Vorhalt gab er dies zu. Daß er seinem Bruder in Schweidnitz die Ebermann'sche Uhr geschickt, zeigte er noch nicht an.

Ja, er verschwieg den Besitz dieser Uhr noch, als er später ausdrücklich befragt wurde, ob er eine Uhr besessen habe.

Erst nachdem die Uhr in Schweidnitz zum Vorschein gekommen, und erwiesen war, daß der Angeklagte dieselbe besessen, räumte er solches ein, verwickelte sich aber sofort in neue Lügen, indem er das bisherige Ableugnen der Uhr beschönigen wollte.

B. Am 28. März 1850 wurden in der Wohnung Schall's bei einer Haussuchung drei Chemisets gefunden, welche die Witwe Ebermann als von ihr selbst angefertigt und ihrem Ehemanne gehörig recognoscirt hat.

Der Angeklagte gab an, daß er diese Chemisets während seines Aufenthalts in der Citadelle zu Spandau von Strafgefangenen, deren Namen er nicht mehr wissen wollte, gekauft habe. Diese Angabe ist erlogen. Denn Ebermann hat, wie dessen Witwe auf das bestimmteste bekundet, diese Chemisets nebst anderer Wäsche und Kleidungsstücken in ein Tuch eingeschlagen, von Lychen etwa drei Wochen vor seinem Tode mit auf die Reise genommen.

Nachdem diese Chemisets von der Witwe Ebermann als das Eigenthum ihres Mannes anerkannt worden waren, erklärte der Angeklagte: Er habe die Chemisets bei der ersten Vorlegung nicht so nahe wie jetzt sehen können und wisse deshalb nicht, ob sie ihm gehörten. Zugleich trat er nun mit der Angabe hervor: seine Ehefrau habe öfters für Ebermann Wäsche gewaschen und knüpfte hieran die Vermuthung, daß die Chemisets von Ebermann seiner Frau zum Waschen übergeben und in seiner Wohnung zurückgeblieben sein möchten.

Die Behauptung, daß seine Frau für Ebermann Wäsche gewaschen habe, und alle Angaben, durch welche er dies hat wahrscheinlich machen wollen, sind jedoch erlogen. Denn seine Frau hat entschieden in Abrede gestellt, daß Ebermann je Wäsche zum waschen zu ihr gebracht, oder daß sie je für Ebermann Wäsche gewaschen habe. Ebenso hat der Handschuhmacher Pfeffer, welcher gesehen und erfahren haben soll, daß des Angeklagten Ehefrau für andere wasche, erklärt, daß er davon nichts bemerkt habe.

7) Zu diesem durch den Besitz der Uhr und der Chemisets unter den angegebenen Umständen begründeten Verdacht tritt hinzu, daß der Angeklagte vor dem Tode des Ebermann sich in einer sehr dürftigen Lage befand, wogegen er nachher im Besitz von Geldmitteln war, deren redlichen Erwerb er nicht nachzuweisen vermochte.

Die Zeugen Bennewitz, Breitholz und Johannes bekunden, daß der Angeklagte stets in höchst dürftigen Umständen war. Ein Handel mit Victualien und Torf ernährte ihn kümmerlich.

Im Anfange des Herbstes 1849 bezahlte er plötzlich dem Schankwirth Johannes eine Schuld von 3 Thlr. Dabei zeigte er eine Brieftasche vor, in welcher sich mehrere Tresorscheine befanden.

Ebenso hat er im Herbst eine Reise nach Schlesien gemacht, welche offenbar bedeutende Geldkosten verursacht haben muß.

Den redlichen Erwerb jenes Geldes hat er nicht nachgewiesen. Er hat sogar falsche Angaben darüber gemacht.

So äußerte er bei der Bezahlung der 3 Thlr. an Johannes, daß er sein älterliches Vermögen geholt habe.

Auf Vorhalten dieser Aeußerung hat er erklärt, daß er ein Erbtheil nicht erhoben, daß er die Aeußerung zu Johannes im Scherze gethan, und daß die bei ihm gesehenen Tresorscheine vielmehr der Gewinn aus einem Kattungeschäfte gewesen seien. Der Angeklagte will den Kattun von dem Handelsmann Fritz Löwenstein aus Zechlin gekauft und mit diesem mehrfach Geschäfte gemacht haben.

Diese Angabe hat er jedoch nicht zu erweisen vermocht, und die genauesten Nachforschungen haben ergeben, daß

ein solcher Fritz Löwenstein zu Zechlin überhaupt nicht existirt.

Es scheint daher die Annahme gerechtfertigt, daß der Angeklagte jenes Geld dem Ebermann geraubt hat.

Bei Ebermann's Leiche hat sich Geld nicht vorgefunden. Es ist aber bereits oben dargethan, daß Ebermann, außer den gleichfalls verschwundenen Pretiosen, Wäsche, Kleidern und Büchse, höchst wahrscheinlich auch beträchtliche Geldsummen besessen hat.

Der Angeklagte hat zwar in der Voruntersuchung den Schein zu erregen versucht, als ob es dem Ebermann an Geld gefehlt und er demselben Vorschüsse gemacht habe. Er hat jedoch seine desfallsigen Angaben, z. B. daß er die Kosten der Reise nach Lychen für Ebermann mit 8 Thlr. verauslagt und nicht zurückempfangen habe, weder erwiesen noch wahrscheinlich gemacht.

8) In dieser Aneignung des von Ebermann besessenen Geldes, sowie der übrigen erwiesenermaßen von demselben aus Lychen mitgenommenen und bei Schall jedenfalls niedergelegten Gegenstände ist das Motiv zur Ermordung des Ebermann zu suchen.

Der Angeklagte behauptet zwar, daß Ebermann ihm den Gasthof Zum grünen Baum als sein gewöhnliches Absteigequartier bezeichnet und dorthin sich begeben habe.

Diese Angabe erscheint jedoch erlogen. Denn die angestellten Recherchen haben ergeben, daß Ebermann in keinem der zu Berlin existirenden Gasthöfe Zum grünen Baum gewohnt hat.

Abzusehen ist nun nicht, weshalb Ebermann sein Absteigequartier, falls er solches nicht bei dem Angeklagten gehabt, einem so genauen Bekannten verschwiegen haben sollte.

Dafür, daß er wirklich bei dem Angeklagten sein Gepäck niedergelegt, spricht ferner das Auffinden des Ebermann'schen Rohrstocks und der drei Chemisets in der Wohnung desselben, sowie daß Ebermann, welcher von der Kreisgerichtscommission zu Lychen steckbrieflich verfolgt wurde, sich gehütet haben wird, in einem Gasthofe einzukehren und der Gefahr, entdeckt zu werden, sich auszusetzen.

Nimmt man zu allen diesen Verdachtsgründen hinzu, daß

9) das Abschneiden des Kopfes vom Halse des Ebermann mit einer von den Sachverständigen hervorgehobenen Sachkenntniß erfolgt ist, daß der Angeklagte als Wilddieb, welcher das Zerlegen des Wildes versteht, eine solche Kenntniß sehr wohl gehabt hat, daß

10) ferner der Angeklagte nach seinen Voracten als ein Mensch erscheint, zu welchem man sich der in Rede stehenden That wohl versehen kann,

so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß der Angeklagte entweder allein, oder mit andern nicht ermittelten Personen in Gemeinschaft den Gottlob Ebermann ermordet und beraubt hat.

Schall leugnete die Mordthat in dem Verhöre rundweg ab und versicherte, daß die Beweisaufnahme seine Unschuld herausstellen werde.

Als ihm die bei der Leiche vorgefundenen Sachen und ein Büschel Haare vorgelegt wurde, welche von dem Kopfe des Ermordeten abgeschnitten worden waren, erklärte er mit Bestimmtheit: Diese Haare können gar nicht von Ebermann herrühren; denn dessen Haare hatten eine ganz andere Farbe. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß Ebermann weder erschlagen, noch überhaupt todt, sondern noch am Leben ist. Seine Angehörigen werden wohl wissen, wo er sich befindet.

Hier also trat der Angeklagte mit Entschiedenheit in eine Defensionslinie, von der es zweifelhaft ist, ob er sie selbst, ob seine Freunde oder der Zufall sie für ihn aufgeworfen hatte. Aber die Schanze war da; er stellte sich dahinter.

In der folgenden Sitzung, am 2. März, ward mit der Vernehmung der Zeugen begonnen.

Die Arbeitsleute Gehricke und Melzert, sowie der Gensdarm Mahnke aus Charlottenburg waren diejenigen,

welche die Leiche aufgefunden hatten. Am 10. September 1849, gegen 10 Uhr morgens, bemerkte Gehricke an der Wiese zwischen Charlottenburg und Spandau, bei der faulen Spree, auf dem Rasen einen großen Blutfleck. Die Zeugen glaubten, daß ein Stück Wild ausgeweidet worden sei und folgten der Spur, welche nach einem eingeknickten Rohrgebüsch führte. Hier, unter umgebogenem Rohr, lag ein männlicher Körper ohne Kopf auf dem Bauche. Die Leiche war ohne Rock, aber sonst vollständig bekleidet, die Beinkleider von den Hosenträgern abgeknöpft. Nicht weit von dieser Stelle, hinter einem Strauch, stand der Stock, daneben lag die graue Mütze. Erst am folgenden Morgen ward, etwa zwanzig Schritte nach dem Ufer zu, ebenfalls in einem Rohrgebüsch, der gräßlich verstümmelte und zerschmetterte Kopf gefunden, und zwar schien es den Zeugen, als sei der Kopf nicht hingetragen, sondern an den Haaren dort hingeworfen worden, vermuthlich in der Absicht, ihn in das nahe dabei fließende Wasser zu schleudern. Ueber die Farbe der Haare war eine bestimmte und übereinstimmende Aussage zwischen den Zeugen nicht zu erzielen.

Hierauf ward der in der Voruntersuchung abgestattete Obductionsbericht verlesen. Der wesentliche Inhalt war: Der aufgefundene Kopf, von dem die Sachverständigen ein wahrhaft gräßliches Bild geben, gehört unzweifelhaft zu dem aufgefundenen Rumpfe. Der Kopf war fast total durch einen hinter dem rechten Ohre eingedrungenen Doppelschuß zerschmettert, der Schädel über dem linken Auge mit einem schweren stumpfen Instrumente eingeschlagen und der Kopf selbst nach dem Tode oder mindestens nach dem Schusse mit augenscheinlicher Sachkenntniß abgeschnitten. Das Kopfhaar war nach Ansicht der Sachverständigen röthlich braun, das Barthaar dunkler. Die in dem Obductionsbericht enthaltene sehr specielle Schilderung zieht endlich den Schluß, daß die vorgefundenen Verletzungen, sowie der durchgegangene Doppelschuß absolut den Tod des Ermordeten herbeigeführt und daß es zu diesem Zwecke nicht nöthig gewesen, den Kopf von dem Rumpfe zu trennen, daß vielmehr die Trennung vorgenommen worden, als der Eintritt des Todes durch den Doppelschuß nicht mehr zweifelhaft

war. Im übrigen habe es den Anschein, als sei der am 10. September aufgefundene Körper zwischen dem 8. und 9. September getödtet worden.

Die beiden Sachverständigen, Kreischirurgus Rauch und Garnisonstabsarzt Hese, wurden noch einmal mündlich über ihren Fundbericht vernommen und blieben bei ihrer schriftlich abgegebenen Ansicht. Sie bekundeten auch jetzt, daß der Tod des Körpers unfehlbar Folge des durch den Kopf gegangenen Doppelschusses gewesen, daß dieser Kopf mit einem langen sehr scharfen Instrumente von dem Rumpfe zwar sofort nach dem Schusse getrennt worden, daß aber bei dieser Trennung der Tod schon eingetreten gewesen, sodaß also der Kopf einer Leiche abgeschnitten worden sei. Die auffällig weiße Haut der Leiche erklärten sie aus der gänzlichen Entleerung aller Blutgefäße. Die vorgelegten Haare recognoscirten sie als die, welche sie bei der Leiche vorgefunden, wenigstens glaubten sie dies mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Der Stabsarzt Hese hatte früher erklärt: auf Grund der an dem Körper vorgefundenen Anzeichen sei mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Mord nicht von einer Person, sondern von mehrern Personen begangen worden sei; wahrscheinlich sei Ebermann an der Erde liegend festgehalten worden und ein dritter habe den Doppelschuß abgefeuert. In der Verhandlung modificirte er sein Zeugniß, indem er es nur als möglich hinstellte, daß der Hergang so gewesen sei, wie er in der Voruntersuchung behauptet hatte.

Das Gutachten der beiden Sachverständigen wurde in wesentlichen Punkten durch den Geh. Medicinalrath Dr. Caspar, der bei dem Schwurgerichte zugezogen wurde, angefochten.

Caspar machte zuvörderst darauf aufmerksam, daß der Obductionsbericht zu seinem Bedauern an wesentlichen Mängeln leide, die er in dem vorliegenden Falle für sehr wichtig halte. Ein Widerspruch liege vom medicinischen und anatomischen Standpunkt darin, daß die beiden Sachverständigen das Vorhandensein von Todtenflecken an der Leiche bestritten, während dieselben unter allen Umständen vorhanden gewesen sein müßten, weil sie das erste Zeichen des Todes oder der eingetretenen Verwesung seien, von denen also auch diese Leiche

nicht befreit geblieben sein könne. Ferner seien die wahrgenommenen Sugillationen nicht aufgeschnitten worden, und doch sei dies unbedingt nöthig gewesen, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß es eben Sugillationen, also die Eindrücke einer beim Leben auf den Körper eingewirkten äußern Gewalt seien, wogegen die Farbe und die äußern Zeichen der Flecken ebenso gut auf das Vorhandensein von Todtenflecken schließen ließen und er deshalb warne, aus diesen Umständen irgendeine Folgerung zu ziehen. Ferner sei es ein großer Mangel des Obductionsberichts, daß die Beschaffenheit der Ränder der an der Leiche entdeckten Wunden nicht näher bezeichnet worden. Es sei von großer Wichtigkeit festzustellen, ob diese Ränder blutig oder trocken, ob sie stumpf oder scharf gewesen, da sich nur hieraus mit Bestimmtheit erweisen lassen würde, ob diese Wunden überhaupt Schnittwunden seien. Er habe nach allen Umständen die Ueberzeugung, daß der Körper in dem Augenblicke, wo der Kopf abgeschnitten worden, noch gelebt habe, und daß der Tod nicht durch den Schuß, sondern durch die in Folge des Schnittes eingetretene Verblutung erfolgt sei. Für die eingetretene Verblutung spreche die infolge derselben veranlaßte eigenthümliche Weiße der Haut und die Größe des blutgetränkten Flecks, wo die Leiche gefunden worden. Der Tod sei so lange nicht eingetreten, als das Herz pulsire, und das Herz müsse bei diesem Körper noch pulsirt haben, als der Kopf abgeschnitten worden sei, weil sonst nicht eine so vollständige Verblutung und Entleerung aller Blutgefäße hätte eintreten können. Deshalb bestreite er die Annahme der beiden andern Sachverständigen, daß der Kopf einer Leiche abgeschnitten worden sei.

In Berücksichtigung einer frühern Aussage des Dr. Hese, wonach dieser es für fast unmöglich hielt, daß dem aufgefundenen Körper die Kleidungsstücke und Wäsche nach dem Tode hätten angezogen werden können, wurde Casper ebenfalls zu einer Auslassung aufgefordert. Er bemerkte, daß das gewöhnliche Leben unzählige Beweise von einem Ankleiden der Todten gebe und daß eine solche Ankleidung solange möglich sei, als die Leichenstarre noch nicht eingetreten. In dem vorliegenden

Falle halte er es jedoch für sehr unwahrscheinlich, daß die Sachen dem Körper nach dessen Tode angezogen worden seien, denn das hätte nur sofort nach dem Abschneiden des Kopfes geschehen können, und in diesem Falle würden bei dem großen Blutausfluß die Wäsche und die Kleider viel stärker mit Blut befleckt worden sein, als man gefunden habe.

In der folgenden Sitzung wurde die Frage erörtert, ob der Kopf mit einem Doppelschuß oder mit zwei nacheinander abgefeuerten Schüssen zerschmettert worden sei. Die beiden Doctoren Hese und Rauch entschieden sich dafür, daß ein Doppelschuß die beiden im Kopfe vorgefundenen, parallel laufenden Löcher verursacht habe und ein früherer praktischer Jäger, dessen Ausführungen von Casper als sachgemäß bezeichnet wurden, bestätigte diese Annahme vom Standpunkte der Jagdkunde.

Unter allgemeiner Spannung erschien hierauf die Hauptzeugin Henriette Ebermann, eine noch junge Frau, die ihr Zeugniß sichtbar erschüttert und bewegt ablegte.

Sie erklärte bestimmt: daß sie ihren Mann für todt halte. Sie ist der Ueberzeugung, daß er es ist, der am 10. September 1849 ermordet gefunden worden. Sie hat ihn zum letzten mal Ende August 1849, also etwa drei Wochen vor seinem Tode, gesehen und seit der Zeit nichts von ihm gehört. Die ihr vorgezeigten Haarbüschel recognoscirte sie als die ihres Mannes. Von den Sachen, die bei der Leiche gefunden, erkannte sie als ihm zugehörig an 1) das blutige Chemiset, 2) die Tragebänder (beide hat sie selbst angefertigt), 3) die Unterjacke, 4) die Beinkleider, 5) eine Weste, 6) das blutige Hemd (die Zeichen G. E. waren von ihr), 7) die Unterbeinkleider. — Mütze und Rock, die ihr vorgewiesen wurden, wollte sie nicht anerkennen.

Da behauptet worden war, Ebermann habe eine ganz eigenthümliche Bildung der Zähne gehabt, zeigte ihr der Präsident den aus dem Grabe hervorgeholten Unterkiefer. Unter vorstürzenden Thränen zwang sie sich umsonst, ihn zu betrachten.

Sie fiel in Ohnmacht und ihre Vernehmung mußte unterbrochen werden.

Ebermann's Schwester, die verehelichte Mehls aus Ravensbrück, hatte ihren Bruder zuletzt im August 1849, als er bei ihr zum Besuche war, gesehen. Sie erkannte ebenfalls einen Theil der Sachen, namentlich die Wäsche, als ihm gehörig an, denn sie stamme aus dem Nachlaß ihres Vaters und sei durch ihre Hände gegangen. Mit Bestimmtheit recognoscirte sie den Trauring, den Ebermann außer einem Siegelring beständig am Ringfinger der rechten Hand getragen. Den Trauring hatte man gefunden, den Siegelring nicht. Die Büschel vom Kopfhaar erkannte sie als die ihres Bruders; zweifelhafter war sie über das Barthaar, das ihr gleichfalls vorgezeigt ward.

Eine zweite Schwester Ebermann's, die verehelichte Bünger, hatte in Lützow (einem Theile Charlottenburgs) bei dem Kaufmann Adler in Dienst gestanden. Sie bekundete, daß Ebermann sie am 9. September nachmittags 3 Uhr (also am Nachmittag vor dem Tage, wo die Leiche am Morgen gefunden wurde) in Lützow besucht habe und bis zum Dunkelwerden bei ihr geblieben sei. — Ein Irrthum über Person und Zeit konnte hier um so weniger unterlaufen, als der Dienstherr der Bünger, Adler, und eine andere Zeugin diesen Besuch Ebermann's bei seiner Schwester bestätigten. Auch die Bünger recognoscirte zum Theil die bei der Leiche gefundenen Sachen, namentlich die kleine Holzbüchse zu Zündhölzern, welche in der Nähe des mit der Mütze aufgestellten Stockes gefunden worden war. Nur ein Umstand erregte Zweifel. Die Zeugin bekundete auf das bestimmteste: ihr Bruder habe an dem Nachmittage schwarze Tuchbeinkleider angehabt, und die Leiche war mit grauen Sommerhosen begleitet. Die Sache wurde indeß aufgeklärt durch die Versicherung der Ebermann, daß ihr Mann auf die Reise nach Berlin seine schwarzen Beinkleider mitgenommen habe. Die Zähne, das Haar von Kopf und Bart erkannte die Bünger als von ihrem Bruder herrührend an.

Die unverehelichte Herm, eine Schwester der Ebermann, diente in Schildhorn, einer Wirthschaft zwischen Potsdam und Spandau. Nach ihrem Zeugniß war Ebermann Sonnabend

abends um 8 Uhr zu ihr gekommen, über Nacht bei ihr geblieben und Sonntag morgens gegen 9 Uhr fortgegangen. Beim Abschied hatte er zu seiner Schwägerin gesagt, daß er um 12 Uhr in Berlin sein müsse. Die Herm begleitete ihn und bemerkte, daß er auf dem Wege wenigstens zwei- bis dreimal nach seiner Uhr sah.

Dieser Umstand war von großer Wichtigkeit. Schall hatte nämlich versichert, daß er die Uhr schon am Sonnabend, den 8. September, von Ebermann (zum Unterpfande für ein Darlehn) empfangen habe. Bei dieser Angabe der Herm ward er sichtlich bestürzt und blaß.

Die aufgefundenen Sachen erkannte auch diese Zeugin mit großer Sicherheit für die ihres Schwagers. — Ihre Aussage hinsichtlich des Besuches von Ebermann im Schildhorn ward wie die ihrer Schwägerin in Betreff des spätern Besuches in Charlottenburg von dem dortigen Inspector Stutzenstein bestätigt.

Die unverehelichte Hansen, die Geliebte, oder eine der Geliebten des viel gefürchteten und viel geliebten Ebermann, der, außer seinen andern Abenteuern als Wilddieb und Schmuggler, auch die Rolle eines Don Juan oder Rinaldo mit Glück gespielt zu haben scheint, sah Sonntag am 9. September, etwa 2 Uhr nachmittags, Ebermann und Schall zusammen in Berlin in der Invalidenstraße zusammenstehen. Ersterer sagte zu ihr, daß er mit Schall nach Charlottenburg zu gehen wolle. Ebermann trug schwarze Hosen, einen dunkeln Rock und seine gewöhnliche Uhrschnur. Weste, Mütze, Ring und Haare erkannte sie als die Ebermann's an, sie bezeugte, daß der in Schall's Wohnung gefundene Stock dem Ermordeten, der auf dem Mordplatz gefundene kleinere Stock dem Schall gehöre. Furchtlos sah sie den Todtenschädel an und recognoscirte den Kopf an der auffallenden Bildung der Zähne als den ihres Ebermann.

Nach allen diesen Zeugenaussagen schien die Identität der Leiche mit dem verschwundenen Ebermann bewiesen zu sein. Es traten indeß andere Zeugen auf, die doch wieder Zweifel anregten.

Der Viehhändler Brandt war früher in Diensten bei

Ebermann gewesen. Er hatte oft mit ihm gebadet und dabei am linken Unterarme desselben eine Tätowirung wahrgenommen, wie er sie noch bei keinem andern Menschen gesehen. Ebermann hatte ihm damals die Bedeutung der Zeichen und wie sie gemacht würden, erklärt.

Der Arbeitsmann Scharf, der seit 1819 eine Tätowirung am linken Unterarme hat, die über 30 Jahre nicht ausgegangen war, bezeugte, daß Ebermann eine eben solche an derselben Stelle gehabt. Noch vor sechs und vor drei Jahren hatte er sie an ihm gesehen.

Der Chirurgus Hammer hatte Ebermann dreimal in Zwischenräumen von wenigstens neun Monaten, und zwar vor etwa acht bis neun Jahren am linken Arm zu Ader gelassen, und hierbei die auffallende Tätowirung wahrgenommen. Der Chirurgus Dibortius, welcher Ebermann lange Zeit hindurch ärztlich behandelt, hatte denselben noch etwa vier bis fünf Wochen vor seinem Tode gesehen. Er hatte ihn wiederholt auf dem Rücken und auf den Handgelenken geschröpft, und nach seiner Angabe mußten hierdurch Schröpfnarben entstanden sein, die mit dem bloßen Auge leicht erkennbar waren. Auch die Tätowirung hatte der Zeuge wiederholt und namentlich noch vor drei Jahren bemerkt und mit Ebermann darüber gesprochen.

Diesen scharf und entschieden ausgesprochenen Zeugnissen gegenüber behaupteten mit eben solcher Bestimmtheit die Frau des Ebermann, der Bruder, die Schwester und die Schwägerin desselben, nichts von solchen Zeichen bemerkt zu haben. Auch ein Signalement des Ebermann, welches von ihm in der Strafanstalt zu Spandau aufgenommen worden und verlesen wurde, enthielt nichts von solchen Merkzeichen.

Ferner versicherte der Dr. Hese, daß er dergleichen Zeichen an der Leiche, und namentlich die Schröpfnarben, die ihm doch schwerlich hätten entgehen können, nicht wahrgenommen habe. In Beziehung auf die Tätowirung gibt er die Möglichkeit zu, daß dieselbe verschwunden sein könne. Dr. Rauch dagegen behauptet, daß die Schröpfnarben bei der Section übersehen sein können; bei der Tätowirung hält er dies für unmöglich.

Der Inspector Stutzenstein bekundete, daß er sich als Knabe von 15 Jahren habe tätowiren lassen, daß dies Zeichen aber nach fünf Jahren von selbst vollständig verschwunden sei.

Dagegen gab der vom Gericht zugezogene Sachverständige, Geh. Medicinalrath Casper sein Gutachten dahin ab: daß blutige Schröpfköpfe Narben in der Haut erzeugten, die, je älter sie würden, desto schwerer zu bemerken wären. Die Frage, ob solche Narben überhaupt verschwinden könnten, lasse er dahingestellt, wol aber seien in dem vorliegenden Falle die Schröpfköpfe an so ungewöhnlichen Stellen gesetzt worden, daß die Sachverständigen sehr schwer auf die Vermuthung hätten kommen können, daß sich an den Handgelenken Schröpfnarben befänden. Was aber die Tätowirung anlange, so sei dies seines Wissens der erste Fall, wo darauf ein so ungemeines Gewicht gelegt werden müsse. Die Aerzte wüßten über diesen Gegenstand wenig mehr als die Laien, und die darüber laut gewordenen Urtheile basirten auf der Anschauung der Laien, daß Tätowirungen nicht verschwänden. Es gründe sich diese Anschauung auf die alltägliche Erfahrung, daß bei alten Leuten die Tätowirungen aus der frühesten Jugend unverändert blieben, daraus folge aber nicht, daß diese Zeichen überhaupt nicht verschwinden könnten. Er habe Veranlassung genommen, im königlichen Invalidenhause eine specielle Untersuchung der dort lebenden tätowirten alten Soldaten vorzunehmen, und es habe sich ergeben, daß sechsunddreißig derselben tätowirt worden seien. Bei zweien sei die Tätowirung durch Zinnober nach zwei bis drei Jahren spätestens verschwunden, bei einem dritten sei eine Tätowirung mit Zinnober ebenfalls verschwunden, eine andere mit Pulver aber noch erhalten, und bei einem vierten die Tätowirung mit rother Tusche nach sechs Wochen ausgeeitert. Bei den übrigen zweiunddreißig sei die Tätowirung seit langen Jahren wohlerhalten, und es lasse sich daher nur das Urtheil fällen, daß das Verschwinden der Tätowirungen wol möglich sei.

Der Identitätsbeweis trat in der nächstfolgenden Sitzung vom 4. März wieder in ein ganz neues Stadium. Es kamen Umstände zur Sprache, Zeugen traten vor, welche den Proceß in das Gebiet des Romans, ja in die Romantik der Geisterwelt zu versetzen drohten.

In Fürstenberg, dem mecklenburgischen Grenzstädtchen, lebte ein alter Schäfer, von dem man sich wunderbare Dinge erzählte. Er war ein genauer Bekannter Ebermann's gewesen, welcher in seiner Jugend ebenfalls Schäfer war, und sollte seltsame Dinge über ihn ausgesagt haben, namentlich daß er ihn noch nach seinem vermeintlichen Tode gesehen, nämlich noch mehrere Monate nach dem Auffinden der Leiche.

Dieser Schäfer, Möwes, erschien als Zeuge und bestätigte durch seine Aussage das Gerücht, was über ihn ging. Er wußte viel, aber nicht das Rechte, und was er wußte, gab er in so gepreßten, dunkeln, träumerischen Antworten, daß die schärfste Inquisition des Präsidenten ihn zu keiner logischen Folge seiner Angaben zu nöthigen vermochte.

Ja, er sei ein guter Bekannter des verstorbenen Ebermann. Von dem Gerichte zu Fürstenberg seien ihm einmal 20 Thlr. versprochen worden, wenn er den Ebermann ausmittele. Das sei geschehen, weil das Gericht zu Spandau es verlangt. Kennen gelernt habe er den Ebermann schon, als derselbe erst 17 Jahre alt war. Er erzählte viele Vorfälle aus Ebermann's jüngern Jahren, die zwar zu dem, was vorlag, keinen eigentlichen Bezug hatten, aber doch verriethen, daß Möwes ihn bis 1848 genau gekannt hatte. So gab er auch eine ziemlich genaue Schilderung seiner Persönlichkeit. Als man aber zur Hauptsache übergehen wollte, hatten ihn die eindringlichen, scharfen Fragen des Präsidenten in seinem Nervensysteme so erschüttert, daß er ganz verworren sprach und über Unwohlsein klagte. Nach einer Pause wurde das Verhör fortgesetzt; Möwes aber, stärker unwohl, mußte unter Aufsicht dem Hausarzte des Gerichts übergeben werden. Der Mann war wirklich so angethan, daß man an eine innere momentane Störung glauben durfte.

Man ging zur Vernehmung eines andern Zeugen, bezüglich

desselben Gegenstandes, über. Ein junger Kaufmann, Hempel aus Spandau, sollte gleichfalls Kunde davon erhalten haben, daß Ebermann noch nach jenem Zeitpunkte gesehen worden sei. Aber seine Kunde war nur von Hörensagen:

Ein Schiffer, Namens Wichmann, habe ihm erzählt, daß er an dem Tage, wo die Leiche gefunden worden, mit seinem Kahn an dem rechten Ufer der Spree (und zwar von Spandau nach Charlottenburg gerechnet) in der Gegend zwischen Charlottenburg und Spandau gelegen habe. Zwischen 4 und 5 Uhr, als er mit seinem Kahne am Ufer gestanden, sei der ihm sehr wohlbekannte Ebermann querfeldein auf ihn zugelaufen gekommen, und habe von ihm verlangt, daß er ihn mit seinem Kahne nach dem gegenüberliegenden Ufer der Spree übersetzen solle. Ebermann habe sehr verstört ausgesehen, die Hände voll Blut und einen andern Rock angehabt, als er sonst getragen. Der Schiffer Wichmann habe hierbei bemerkt, daß dem Ebermann alles zuzutrauen sei, und daß es ihm scheine, als sei Ebermann der Mörder dieser Leiche, und als habe er sich den Rock derselben angezogen. Später habe jedoch Wichmann seine Angaben fast ganz zurückgenommen und erklärt, daß er mit Ebermann vor Gericht nichts zu thun haben möge.

Der Präsident machte den Zeugen auf das fast Unglaubliche dieser Erzählung aufmerksam, Hempel blieb jedoch bei seiner Aussage. Der Schiffer Wichmann, dessen Vernehmlassung nur verlesen wurde, bestritt, dem Kaufmann Hempel die von diesem referirten Mittheilungen gemacht zu haben und meinte, er müsse misverstanden worden sein. Er habe allerdings die Vermuthung ausgesprochen, daß Ebermann der Mörder sei, dies beruhe aber lediglich auf dem im Publikum umlaufenden Gerüchte, daß Ebermann mehrere Monate nach dem Auffinden der Leiche eines Abends in Frauenkleidern zu seiner Frau gekommen sei, dort Einlaß begehrt und erhalten, und erst am andern Morgen in Frauenkleidern sich entfernt habe.

Die verehelichte Hertner, Schwiegermutter des jungen Hempel, bekundete, auch ihr habe Wichmann erzählt, daß er Ebermann mit noch einem andern Mann in der Gegend des

Orts, wo die Leiche gefunden, gesehen habe. Ob dies aber vor oder nach dem Morde gewesen, hatte ihr Wichmann nicht gesagt.

Der Vertheidiger richtete nun an den Gerichtshof einen schriftlichen Antrag: den Professor Dr. Langenbeck als Obmann über das Gutachten des Dr. Casper in betreff der Sugillationen und der Tätowirung zu vernehmen. Derselbe solle namentlich darüber gutachtlich gehört werden, ob eine Tätowirung, welche bereits zehn Jahre vor dem Morde und auch noch im Frühjahre 1849 gesehen worden sei, in diesen wenigen Monaten verschwinden könne, und ob die von dem Geheimrath Casper erwähnten Sugillationen nicht doch etwa Todtenflecke sein könnten. Es sei dieser letztere Umstand besonders deshalb für die Vertheidigung wichtig, weil aus dem Vorhandensein von Sugillationen auf eine angewendete Gewalt von seiten mehrerer Personen an dem Ermordeten geschlossen werden müsse.

Der Staatsanwalt forderte die Verwerfung dieses Antrags, da sowol in Beziehung auf die Tätowirung als auch auf die Sugillationen eine weitere Beweisaufnahme vollständig zwecklos sein würde. Der Gerichtshof entschied sich nach längerer Berathung dahin, daß das Collegium mit Rücksicht darauf, daß es dem Angeklagten kein Mittel zu seiner Vertheidigung abschneiden wolle, die Vernehmung des Dr. Langenbeck beschlossen habe.

Inzwischen hatte sich der Schäfer Möwes wieder erholt und war nach dem Gutachten des Hausarztes im Zustande vollkommener Zurechnungsfähigkeit. Seine Aussagen waren indeß noch dunkler als vorhin.

Er will von der Ermordung des Ebermann erst vor kurzem gehört haben. Um die Zeit, als er in der Schonung bei Fürstenberg trieb, sah er die Gestalt des Ebermann durch die Büsche streifen, er rief ihn bei seinem Vornamen: „Gottlob!" Aber die Gestalt blieb nicht stehen, sondern verlor sich eiligen Schrittes in der Schonung. Dringender befragt, ob dies vor dem Zeitpunkt, wo die Leiche gefunden, oder nachher geschehen, weiß er nicht zu antworten, obgleich der Richter seine Fragen

den Verstandskräften des Schäfers anpaßt, und die jedem Landmann bekannten Termine nennt.

Es ward hierauf ein Protokoll des Gerichts zu Fürstenberg, d. d. 25. Januar 1850, verlesen, wonach der Zeuge bekundete, daß er den Ebermann in der oben angeführten Weise im Herbste vorigen Jahres (1849) gesehen. Der Gerichtsdiener Blank hat jedoch zu dieser Aussage an demselben Tage zu Protokoll versichert, daß, wenn auch gegen die Glaubwürdigkeit des Möwes nichts einzuwenden sei, derselbe sich doch einrede, ein Geisterseher zu sein und namentlich behaupte, einen längst verstorbenen Bürgermeister Beutel aus Fürstenberg lange nach dessen Tode gesehen und gesprochen zu haben.

Zur großen Erheiterung des Publikums erklärte der alte Schäfer: Ja, das sei wahr, er habe den Bürgermeister Beutel noch nach dessen Tode gesehen und gesprochen. Früher habe er überhaupt die Gabe gehabt, die Geister von Verstorbenen zu sehen und mit ihnen zu sprechen; jetzt sei ihm aber diese Gabe ausgegangen und er sehe keine Geister mehr.

Ungeachtet des trockenen Ernstes, mit dem der Schäfer diese Angabe vorbrachte, hielt es der Gerichtshof doch nicht für angemessen, ihn zu beeiden.

Man ging darauf die oben erzählte romanhafte Episode des Processes durch, die wir nur kurz erwähnen:

Am 14. September 1849 (also vier Tage nach Auffindung der Leiche) war an der Stelle der That die Frauensperson heulend und jammernd vorgefunden, welche angab, die Frau eines Handelsmannes Frölig zu sein, und behauptete, daß die hier vorgefundene Leiche der Körper ihres gemordeten Gatten sei. Sie verlangte die Leiche zu sehen und recognoscirte genau und mit Bestimmtheit alle die Sachen, welche später als die des Ebermann erkannt wurden, als ihrem Manne gehörig.

Sie erzählte eine Geschichte, wonach ihr Mann mit einem Schlächtergesellen, von dem sie eine ungefähre Beschreibung gab,

auf Reisen gegangen sei. Vermuthlich sei er unterwegs beraubt und todtgeschlagen. Nach vielfachen Nachforschungen hatte sich ergeben, daß ein solcher Handelsmann Frölig nicht existire und dies Frauenzimmer eine vielfach wegen Betrugs und anderer Vergehen und Schwindeleien bestrafte Person, Namens Glaser, sei, daß sie vom 19. Juli bis zum 10. September morgens 10 Uhr in der Charité zu Berlin gewesen und zu dieser Zeit entlassen worden. Der Prof. Dr. Ideler hatte ein Attest ausgestellt, wonach die Glaser aus der Charité als an Wahnsinn und Epilepsie unheilbar leidend entlassen worden war. Aus andern Recherchen ging indeß hervor, daß sie doch nicht an stetem Wahnsinn litt und ein ebenso freches, als verschmiztes und gewitzigtes Subject war, die kein Mittel und keine Handlung zur Erreichung ihres Zweckes scheute, ja daß sie diese Frechheit sogar durch mehrfache thätliche Beleidigungen der sie vernehmenden Gerichtspersonen an den Tag gelegt hatte. Der Untersuchungsrichter war deshalb auf die Vermuthung gekommen, daß sie von dem Mörder benutzt würde, um das Gericht auf falsche Fährten zu leiten.

In den Zellen und Winkeln großer Gefängnißhäuser schlummern oft Mysterien; noch öfter wird der wirkliche Zusammenhang dunkler Verbrechen, nach dem Polizei und Gerichte umsonst forschen, durch die Wände geflüstert und hallt in den langen Corridoren wider. Solche Gerüchte dienen der Behörde oft als Fingerzeige, wohin sie ihre Fühlhörner zu richten hat.

Weder das Gerücht noch einen der andern Gefangenen konnte man vor die Schranken laden, wol aber die Beamten, welche diese Gerüchte kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten. Der Criminal-Polizeilieutenant Bormann bekundete auf Grund der amtlichen Recherchen, daß er jene Vermuthung des Untersuchungsrichters für sehr wohl möglich halte. Der Onkel dieser Frauensperson, bei dem sie vielfach verkehrt, habe nämlich mit dem Handschuhmacher Pfeffer (welcher wiederum mit Schall und mit Ebermann in der genauesten Verbindung stand) bis kurz vor dem Morde in einem Hause gewohnt. In Beziehung auf die Verschmitztheit der Glaser erklärte der Zeuge, daß er sie längere Zeit genau beobachtet

und nochmals persönlich über die vorliegende Angelegenheit mit ihr Rücksprache genommen habe. Sie habe gesagt, die Sachen hätte sie mit Bestimmtheit recognosciren können, weil ihr dieselben bei ihrer Vernehmung vorgelegt worden seien, und als meineidig bestraft zu werden brauche sie doch nicht zu fürchten, denn der Dr. Ideler habe sie ja für verrückt erklärt! (Ein allerdings vernünftiger Schluß einer Verrückten.)

Bormann bezeugte ferner, daß ihm sowol Schall wie Pfeffer, als auch Ebermann als solche Personen bekannt seien, welche die Landstraßen bedroht und die Wagen, ja sogar die Posten beraubt hätten. Befragt, ob er angeben könne, welches Motiv der Ermordung Ebermann's zu Grunde liege, sprach er sich dahin aus: Schall, Ebermann und Pfeffer seien, wie es heiße, bei der Theilung eines Diebstahls in Streit gerathen, Schall habe dem Pfeffer zugerufen: „Schieß den Hund todt!" Pfeffer habe den Ebermann mit einem Doppelgewehr erschossen und gleich darauf mit einem langen Jagdmesser den Kopf abgeschnitten. Er selbst glaube aber, daß bei dem Streit Ebermann (von wem, lasse er dahingestellt) meuchlings durch den Kopf geschossen sei, daß ihm, vermuthlich weil er noch um sich geschlagen, der Kopf abgeschnitten worden sei, um ihn vollends zu tödten, und daß man nachher den Kopf verstümmelt habe, um einem Erkennen der Leiche vorzubeugen.

Gegen diese Schlußfolgerung machte Dr. Casper geltend: nachdem ein solcher Schuß das Gehirn vollständig verletzt und den Schädel zertrümmert habe, könne von einem Kampf wol nicht mehr die Rede gewesen sein; denkbar sei nur ein krampfhaftes Bewegen, ein muskulöses Zucken und Umsichschlagen der Arme.

Der Vertheidiger legte dem Dr. Casper die Frage vor: ob eine Tätowirung, welche der Zeuge Dibortius noch 1849 gesehen haben solle, und die wenigstens zehn Jahr sichtbar existirt habe, durch eine Verblutung des Körpers, wie sie bei der aufgefundenen Leiche stattgefunden, verschwinden könne? Dr. Casper glaubte diese Frage verneinen zu können. Der Zeuge Dibortius erklärte hierauf, daß er misverstanden

worden, wenn man seine gestrige Aussage dahin verstanden, als habe er die Tätowirung des Ebermann noch vor drei Jahren, von jetzt an gerechnet, also 1849, gesehen, er könne nur soviel sagen, daß er dieselbe gewiß drei Jahre vor dem Verschwinden des Ebermann, also 1846 bemerkt habe. Auf diese Erläuterung hin beschloß der Gerichtshof von der Vernehmung des Dr. Langenbeck, weil dieselbe nun gegenstandslos geworden sei, abzusehen.

Schall hatte sich in der Untersuchung vielfach auf einen Bruder des Verschwundenen berufen, bei dem er mit letztern gewesen sei und dessen Aussagen mehreres zu seinen Gunsten bekunden würden.

Dieser Ebermann aus Mecklenburg, gleichfalls Viehhändler aber unbescholten, fing damit an, daß er Schall gar nicht kenne. Er habe überhaupt mit seinem Bruder in keinem besonders freundlichen Verhältniß gestanden, denselben aber doch vor seiner letzten Reise 5 Thlr. vorgestreckt. Schall hatte behauptet, daß er bei dieser Gelegenheit den Ebermann zu seinem Bruder begleitet habe. Dieser bestritt es durchaus; weder Schall, noch sonst wer, sei mit seinem Bruder gewesen.

Schall wurde animirter, er wiederholte seine frühern Aussagen, er ging bis in die kleinsten Details, um dem lebenden Ebermann ins Gedächtniß zu rufen, daß er damals bei ihm gewesen. Er beschrieb, wie es bei dem Bruder Ebermann in der Wirthschaft aussehe, wie er zuerst ihn allein auf seinem Hofe gesprochen. Nachher sei er mit dem verschwundenen Bruder zu ihm gegangen. Er sagte dem Zeugen, was für Kleider er angehabt, wie er in seiner, Schall's, Gegenwart seinem Bruder das Geld gegeben, mit welchen Worten er ihn dabei ermahnt, von seinem schlechten Lebenswandel abzustehen, sonst werde er ihm nichts mehr geben; aber seiner Frau wolle er die Miethe schicken.

Ebermann, der Lebendige, ließ sich von dem Geisterbeschwörer nicht irremachen. Er leugnete alles. Die ganze Geschichte sei erdichtet und erlogen; er habe diesen Mann noch nie gesehen, wenigstens gewiß nicht bei dem letzten Besuche seines Bruders.

Man machte noch einen Versuch und führte den Angeklagten

von der Anklagebank bis dicht vor den Zeugen, damit er ihn genauer ins Auge fassen könne. Schall beschrieb seine eigene Kleidung beim Besuche. Ebermann aber blieb unerschütterlich bei seiner Erklärung: den Mann kenne er nicht und habe ihn nie gesehen.

Ebermann's Frau oder Witwe ward demnächst nochmals verhört. Sie gab, so gut es ging, eine Beschreibung der Sachen, welche ihr Mann auf seiner letzten Reise mitgenommen, und recognoscirte die Schall abgenommene Uhr und die Uhrschnur, woran sie hing, als Eigenthum ihres Mannes; bei letzterer war sie ihrer Sache ganz besonders sicher.

In betreff der letzten Momente vor Ebermann's Abreise nach Berlin gab sie an:

Eines Abends zu Ende August habe ein Mann ihrem Gatten einen Brief gebracht. Der Mann habe gesagt, dieser Brief käme von Pfeffer und drinnen stünde geschrieben, er solle sofort nach Berlin kommen. Der Mann, der diesen Brief gebracht, sei aber kein anderer als Schall gewesen.

Dies Factum hatte Schall von je aufs heftigste bestritten und wollte namentlich nie zugeben, daß er Ebermann einen Brief von Pfeffer gebracht.

Die Ebermann erkannte aber Schall mit Bestimmtheit wieder, sie erklärte alle seine Angaben dagegen für Lügen. Dieser selbe ihr vorgestellte Mann, der hier Schall genannt werde, sei an dem Abende bei ihrem Manne und bei ihr gewesen. Es sei das einzige mal gewesen, also keine Verwechselung möglich; und am andern Morgen sei ihr Mann mit ihm nach Berlin gereist und — nie wiedergekehrt.

Bei der Leiche war eine Weste gefunden worden. In der Tasche derselben hatte ein beschriebener Zettel gesteckt. Die Ebermann erkannte mit voller Bestimmtheit auf dem Zettel die Handschrift ihres Mannes. Ebenso recognoscirte sie nochmals das an der Leiche gefundene blutige Chemiset, desgleichen die in Schall's Wohnung gefundenen drei Chemisets als ihrem Manne zugehörig.

Die unverehelichte Herm, die Schwester der Ebermann, zu Schildhorn, wiederholte in allen Punkten ihre an einem der vorigen Tage abgegebene Aussage, also: Sonntag am 9. Sep-

tember früh war ihr Schwager vom Schildhorn fortgegangen auf dem Wege nach Berlin. Er hatte erklärt, es sei seine Absicht, nach Amerika auszuwandern, und sie gebeten, seine Frau zu bereden, daß sie sich auch dazu entschlösse.

Die unverehelichte Hansen recognoscirte nochmals die Stöcke, die Uhr, die Uhrschnur. Die Aussagen über ihr früheres Zusammentreffen mit Ebermann und Schall, einmal im Walde bei Bredereiche, wohin Schall sie auf Ebermann's Aufforderung abgeholt, dann in der Schenke von Birkenwerder, lauteten, wie sie in der Anklage angeführt sind. Sie verblieb dabei, daß sie Ebermann mit Schall am 9. September in den Nachmittagsstunden in der Invalidenstraße gesehen habe.

Jetzt kam auch der Mordanfall auf sie, den wir oben erzählt haben, zur Sprache. Die Hansen hatte, wie wir wissen, in Lychen Pfeffer nicht als den Mörder wiedererkennen wollen. Beim Gericht war die Vermuthung rege geworden, daß ein sonst schon als gefährlich bekannter Sträfling, der Handelsmann Löwenberg (auch Lemberg genannt) der Thäter sein könne. Er ward aus dem Arrest vorgeführt und der Zeugin vorgestellt. Sie sah ihn ruhig an, aber — er war ihr völlig unbekannt.

Der Präsident ließ darauf den auch im Arrest befindlichen Handschuhmacher Pfeffer holen. Die Hansen ward bei seinem Anblick aufmerksamer, unruhiger. Sie erklärte, der Mensch komme ihr so vor, als wäre er's, aber — der auf sie geschossen, das wisse sie doch nicht; nein, sie könne es nicht mit Bestimmtheit sagen. Aehnlich war er ihm, ja, sehr ähnlich; aber der Mensch, der auf sie geschossen, hatte ja blondes Haar gehabt, und der vor ihr hatte schwarzes Haar.

Die Spannung war groß, und die Wendung schien eine Enttäuschung dessen, was man erwartet. Da ging ein Geflüster durch den Saal, und ein rasch geschriebener Zettel von einem der Zuschauer ward dem Präsidenten überreicht. Er enthielt die Bemerkung: daß Pfeffer, seitdem er im Gefängniß, das Kopf- und Barthaar sich schwarz gefärbt haben müsse.

Sofort ward angeordnet, daß Pfeffer in ein Seitenzimmer geführt und ihm Kopf und Gesicht gewaschen würde. Neue

Spannung und Erwartung. Er wurde wieder hereingeführt und — sein Haar sah bedeutend heller aus.

Der Polizeilieutenant Bormann bemerkte, daß Pfeffer früher nur einen Schnurrbart und einen sehr kurzen Backenbart getragen habe, während jetzt ein voller runder Backenbart dem Gesicht einen ganz andern Ausdruck gebe. Der Präsident befahl deshalb, daß ihm auch dieser Backenbart bis auf die beschriebene Größe abrasirt werde.

Als Pfeffer in dieser neuen Metamorphose eintrat, erklärte die Hansen: Das sei der Mann, der auf sie geschossen. So sei er gewesen in der Statur; jetzt erkenne sie ihn wieder an den Gesichtszügen und am Bart. Nur die Haare des Kopfes seien noch heller blond gewesen.

Ein neuer Zeuge, Johannes aus Berlin, bekundete: Schall sei etwa acht oder vierzehn Tage vor der frankfurter (a. O.) Martinimesse 1849, also nach Ausweis des Kalenders am 5. November, zu ihm gekommen und habe ihm ein Darlehn von 3 Thalern zurückbezahlt. Zu diesem Behufe zog er einen Fünfthalerschein aus der Brieftasche, und Johannes sah, daß noch mehrere Fünfthalerscheine darin waren. Er fragte seinen Schuldner, wie er denn mit einem mal zu so vielem Gelde komme, und Schall antwortete, er habe eine Erbschaft angetreten.

Schall bestritt nicht das Factum und verleugnete auch nicht die Aeußerung, aber er erklärte es für einen reinen Spaß, den er sich mit dem Johannes gemacht.

Die Witwe Ebermann ergänzte bei der Gelegenheit, daß ihr Mann, als er seine letzte Reise nach Berlin antrat, mehrere Fünfthalerscheine zu sich gesteckt habe.

Inzwischen entspann sich wieder eine wissenschaftliche Disputation über Pfeffer, oder vielmehr dessen Haare. Der Hausarzt des Gefängnisses behauptete, Pfeffer's Haare wären nicht gefärbt gewesen. Er sei jetzt fünf Monate in Haft, und es sei leicht möglich, daß die ursprünglich hellen Haare im Gefängniß dunkler geworden seien. Dr. Casper machte darauf aufmerksam, daß die Haare des Schnurrbarts bedeutend heller seien als die Kopfhaare. Weshalb aber die Zeugin das Kopfhaar für blond gehalten habe, könne er bei der Dunkelheit

desselben nicht begreifen, da das Haar damals nicht so bedeutend heller gewesen sein önne. Die Haft würde höchstens ein Hellerwerden des Haares herbeiführen, und es lasse sich deshalb nur annehmen, daß die Hansen sich hierin geirrt habe.

Die Anklage hatte einiges Gewicht auf die Aussage zweier Spreeschiffer gelegt, welche die Anwesenheit Schall's in der Nähe der Mordstelle, und zugleich sein Zusammensein mit Ebermann bekunden sollten. Die Angabe des Schiffer Elsner und seines Sohnes war aber schon von Anbeginn eine sehr unbestimmte gewesen. Elsner, Vater und Sohn, sollten nämlich Sonntag am 9. September abends gegen 11 Uhr den Ebermann und noch einen Mann von Spandau kommend gesehen haben. Sie versicherten aber, daß es ihnen nur so geschienen habe, daß sie sich aber sehr leicht irren können.

Es folgt hierauf eine Reihe von Zeugen, welche der Vertheidiger benannt hatte, um einen Alibibeweis zu führen.

Der Zeuge Mittler kennt Schall ziemlich genau seit dem Jahre 1848. Er soll bestätigen, daß Schall am 9. September bei ihm gewesen sei, kann jedoch darüber nichts Bestimmtes angeben und besinnt sich nur, daß er einen solchen Besuch von Schall an einem heißen Sommersonntage gegen Abend erhalten. Er gibt die Behauptung Schall's als möglich zu, daß er demselben ein Doppelgewehr gezeigt und zum Kauf angeboten habe. Auf den Zeugen Hummel hat sich Schall berufen, um darzuthun, daß er sich am 9. September in Hummel's Behausung befunden habe. Der Zeuge erinnert sich jedoch nicht daran. Die verehelichte Mittler gibt an, daß Schall allerdings an einem Sonntag Nachmittag im Anfang September 1849 bei ihnen gewesen. Von einem Gespräch wegen Ankaufs des Gewehrs (welches ihr Mann von einem Schneider Lehmann zum Verkauf erhalten und welches noch bei ihm stehe) zwischen dem Angeklagten und ihrem Ehemann ist der Zeugin nichts bekannt. — Der Schneider Lehmann erklärt, daß er sich im Jahre 1848 das Doppelgewehr aus Liebhaberei für 8 — 9 Thlr. gekauft und es nachher dem Mittler zum Verkauf übergeben habe. — Der Torfinspector Schlüter hat in der Gegend eine Jagd gepachtet, auf welcher

Schall mit seiner Bewilligung öfter jagte. Letzterer hat dort oft seine Flinte stehen gehabt und später an Schlüter die Flinte für eine Schuld verkauft. Der Zeuge hat das Gewehr an die Behörden nach dem Vorfall abgeliefert, und recognoscirt heute die in Händen des Gerichts befindliche einläufige Flinte als dieselbe, welche Schall auf seiner Jagd benutzt und ihm später verkauft hat. Die verehelichte Muhs sagt aus, daß Schall einmal bei ihr eine Flinte hingestellt und sie dort gegen sechs Wochen habe stehen lassen.

Der ehemalige Schutzmann Richter, der früher mit dem Criminal-Polizeilieutenant Bormann eine Haussuchung in der Schall'schen Wohnung vornahm, hat später, nach der Verhaftung Schall's wegen des jetzigen Processes, den bei der Leiche vorgefundenen Stock der Frau des Schall mit der Frage vorgezeigt, ob dieser Stock ihrem Manne gehöre. Die Frau wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, jedoch auf Vorhaltung, daß von der Wahrheit das Wohl und Wehe, ja sogar die Freilassung ihres Mannes abhängen könne, hat sie den Stock in die Hand genommen, genau besehen und hierauf gesagt: „Ja, das ist der Stock meines Mannes." Der Zeuge erkennt den Stock, welcher übrigens stets unter gerichtlicher Obhut gewesen, bestimmt als den der Frau von ihm vorgezeigten wieder. Er versichert, zu diesem Geständniß der Frau weder Drohungen, noch Gewalt, noch Einschüchterungen angewendet zu haben. Criminalcommissar Bormann bestätigt, daß der Zeuge ihm den Vorfall so rapportirt habe. Die Identität des bei der Leiche vorgefundenen und jetzt vorgelegten Stockes wird durch gerichtliche Protokolle außerdem noch bestätigt.

Die Ehefrau des Angeklagten Schall ward hierauf vorgelassen. Ihre Aussagen sind begreiflicherweise sehr reservirt. Zuvörderst betheuert sie, daß sie mit ihrem Mann seit seiner Verhaftung nicht anders als unter Aufsicht eines Beamten gesprochen habe. Was den fraglichen Stock angehe, so scheine es derselbe zu sein, welcher ihr von dem Schutzmann Richter vorgelegt worden sei. Aber sie bestreitet, daß sie denselben als den ihres Mannes anerkannt habe. Nein, gerade im Gegentheil, sie habe wiederholt zum Schutzmann gesagt: das sei nicht der Stock ihres Mannes; sie könne ihn

nicht anerkennen, und wenn ihr Mann auch niemals wiederkommen sollte. — Man confrontirte sie mit dem Schutzmann Richter, aber ohne Erfolg, der Schutzmann und die Frau blieben ein jedes bei seiner Angabe.

Befragt, ob sie schon früher einmal eine Liebschaft gehabt, erklärte die Schall, das sei wohl richtig, sie könne sich aber nicht mehr des Namens erinnern, den ihr Geliebter geführt. Auf verschiedene andere Fragen und Hinweisungen kehrte indeß ihr Gedächtniß zurück und sie entsann sich, daß er Marggraf geheißen. Er lebte nicht mehr. — Marggraf war ein verwegener und berüchtigter Wilddieb gewesen, wie Ebermann, Pfeffer und Schall. In einem Kampfe mit einem Förster war er von diesem erschossen worden. Schall, der in demselben Kampfe auf den Förster angelegt haben sollte, war in Untersuchung gezogen, aus Mangel an Beweis aber freigelassen worden.

Die Angaben der Frau über die angebliche Reise ihres Mannes nach Lychen und dessen Rückkehr von da mit Ebermann stimmten ganz mit der Aussage der verwitweten Ebermann. Dagegen bestritt sie hartnäckig, daß die bei ihr vorgefundenen Chemisets das Eigenthum Ebermann's wären. Nein, diese Chemisets gehörten ihrem Manne. Einige davon habe er selbst gekauft; einige hätten andere, für welche sie gewaschen habe, bei ihr liegen lassen und diese habe sie ihrem Manne zum Gebrauch gegeben.

Als ihr vorgehalten wurde: das bei der Leiche vorgefundene blutige Chemiset sei genau den bei ihr vorgefundenen gleich und alle seien von den Angehörigen Ebermann's recognoscirt worden, erwiderte sie: sie glaube, ihr Mann habe Ebermann einmal eines seiner Chemisets geliehen. Sie verharrte bei ihrer Aussage trotzdem, daß Ebermann's Angehörige nach nochmaliger Prüfung die Chemisets bestimmt für die des Verschwundenen anerkannten.

Schall hatte einen Bruder, der Gastwirth in Schweidnitz in Schlesien war und von dem Angeklagten die silberne Uhr zugeschickt bekommen hatte, welche Ebermann gehörte.

Der schlesische Schall versicherte, daß er von seinem unglücklichen Bruder, dem Angeklagten, 14 Jahre lang nichts gehört, noch viel weniger ihn gesehen hätte, bis derselbe ihn plötzlich Ende October 1849 in Schweidnitz besucht habe. Einige Zeit nachher sei ihm die Uhr von seinem Bruder zugeschickt worden mit dem Auftrage, dieselbe zu verkaufen.

In der nächstfolgenden Sitzung beschäftigte man sich mit der Feststellung des Verhältnisses zwischen Schall und seinen Spießgesellen. Die frühere Zuversicht des Angeklagten war jetzt vollständig geschwunden. Seine Haltung war augenscheinlich unsicher und gedrückt, seine Sprache, seine Bewegungen hatten etwas Zaghaftes.

Als er Auskunft über seine Bekanntschaft und seinen Umgang mit Pfeffer geben sollte, erklärte er, daß sich ihre Bekanntschaft von der Strafanstalt zu Spandau herschreibe. Den umsichtigen und auf alles Auge und Ohr habenden Mann verließ hier sein Gedächtniß; er wußte sich des Wenigsten zu erinnern. Er entsann sich nicht mehr, im Jahre 1849 in Gemeinschaft mit Pfeffer eine Reise gemacht zu haben; er entsann sich auch nicht, mit ihm und Ebermann in dem Dorfe gewesen zu sein, wo die Hansen wohnt. Er wußte nicht, ob Pfeffer stets Waffen bei sich getragen. Pfeffer war es, von dem er die erste Nachricht von Ebermann's Tode gehört haben wollte. Dagegen konnte er sich nicht mehr der nähern Umstände erinnern, die er selbst in einer frühern Sitzung dem Gerichte angegeben hatte. Bald nach dem Vorfall will er mit Pfeffer nach Ruppin gereist sein, aber damals noch nichts von Ebermann's Tode gehört haben. Auf der Rückreise hat sich beiden der schon mehrfach genannte Löwenberg zugesellt. Alle drei hatten sich verbunden, über die mecklenburgische Grenze geschmuggelte Waaren abzusetzen, ein Handel, in dem auch Ebermann während seiner Lebzeiten eine bedeutende Rolle spielte.

Löwenberg war eine der Polizei und Justiz wohlbekannte Person, desselben Gelichters und desselben Berufs wie Schall und Pfeffer. Schall hatte, als er Auskunft über die nicht unbedeutenden Geldmittel geben sollte, über die er plötzlich gebot, angegeben, daß sie aus dem Erlös eines Kattunverkaufs

en detail herrührten, den Kattun aber habe er auf Credit von Löwenberg gekauft.

Löwenberg, der wegen Falschmünzerei in Haft saß, ward vorgeführt, erklärte es aber für eine Lüge, daß er an Schall Kattun verkauft und mit ihm, Ebermann und Pfeffer von Ruppin nach Berlin gereist sei. Beide wurden confrontirt. Sie sagten sich ihre widersprechenden Angaben ins Gesicht, aber keiner konnte den andern zu einer Aenderung bewegen.

Pfeffer, der nochmals vorgeführt wurde, bestätigte, daß er im Herbst 1849 mit Schall in Ruppin gewesen sei, im übrigen aber hielt er sich sehr reservirt und begnügte sich, auf alle an ihn gerichteten Fragen zu antworten: „Ich weiß es nicht, ich kann mich nicht erinnern, ich habe an der ganzen Sache kein Interesse.“

Wir übergehen die Aussagen der Zeugen, welche es außer Zweifel stellten, daß Pfeffer ein genauer Bekannter von Schall war und erwähnen nur noch die Aussagen zweier Zeugen, die einen bedeutenden Eindruck auf die Geschworenen machten.

Die Frau des Victualienhändlers Lietscher, ein redseliges Weib, welches von allem weiß, was in ihren Kreisen vorgeht und sich in alles mischt, hatte früher erzählt:

Pfeffer habe ihr selbst gesagt, er, Schall, und ein fremder Jäger seien eines Morgens nach Spandau gegangen und auf dem Wege hätten sie beide den fremden Jäger ermordet. Er fürchte, daß Schall, wenn er verurtheilt werden sollte, „pfeifen“ und „Kantholz machen“ würde. Pfeifen und Kantholz machen heißt aber; ein Geständniß ablegen.

Vor dem Schwurgericht wollte sie von der ganzen Sache nichts wissen, denn es sei ihr alles bei einer langwierigen Krankheit entfallen.

Ihr Ehemann war noch einsilbiger, aber gerade diese Einsilbigkeit reizte die Frau. Sie vergaß ihre Rolle, und sprang zornig auf und rief: „Vorher haben sie ein großes Maul und vor Gericht wollen sie nichts wissen!“

Der Präsident frug, ob es ihr ebenso gehe? Jetzt löste sich ihre Zunge. Sie wiederholte nicht blos, was sie in der Voruntersuchung ausgesagt hatte, sondern versicherte auch: Pfeffer habe ihr mitgetheilt, daß sie den Jäger geschossen,

dann den Kopf abgeschnitten, diesen zerfetzt und ins Rohr geworfen hätten. Pfeffer wurde mit ihr confrontirt, aber mit der ihm eigenen kaltblütigen, höhnischen Frechheit bestritt er alles, was die Zeugin ihm ins Gesicht sagte. Er fuhr nicht auf, schalt sie nicht eine unverschämte Verleumderin, sondern erwiderte nur kalt, fast mit Lächeln: „Ich weiß davon nichts.“ Er weiß überhaupt von nichts, er ist die unschuldigste Person von der Welt; selbst was jeder Anfänger im Diebeshandwerk weiß, die Kunstausdrücke: „pfeifen“ und „Kantholz machen“ will er nicht kennen.

Am 8. März fand vor einem gedrängt vollen Auditorium die Schlußsitzung statt. Viele Notabilitäten der Justiz waren zugegen.

In einer meisterhaften Rede faßte der Staatsanwalt die Ergebnisse der Verhandlung zusammen und reihte die einzelnen Bruchstücke aneinander, sodaß sie ein vollständiges Bild gaben. Nachdem er unter Bezugnahme auf die Gutachten der Aerzte dargethan hatte, weshalb man als bewiesen annehmen müsse, daß der Schädel durch einen aus unmittelbarer Nähe abgefeuerten Doppelschuß zerschmettert und daß der Kopf noch vor eingetretenem Tode abgeschnitten worden sei, widerlegte er, daß Ebermann der Mörder und nicht der Ermordete sei. Er sagt: „An der Leiche ist Ebermann's Trauring gefunden worden, ein Mörder pflegt aber nicht der Leiche goldene Ringe an die Finger zu stecken und es würde geradezu sinnlos sein, wollte man glauben, daß Ebermann einen Dritten ermordet, ihm seine Kleider angezogen und seinen Trauring angesteckt haben sollte.“

Zu den Beweisen für die Schuld des Angeklagten übergehend, fährt er fort: „Am Sonntag den 9. September 1849 traf die Karoline Hansen allhier zu Berlin in der Invalidenstraße Nachmittag gegen 2 Uhr den Gottlob Ebermann und den Angeklagten Franz Schall. Ebermann sprach mit der Karoline Hansen, mit welcher er in einem vertrauten Verhältniß stand, und Schall forderte ihn ungeduldig mit den Worten «komm doch, komm doch» auf, ihm zu folgen. Er ging voran die Invalidenstraße entlang in der Richtung nach Moabit und somit auch nach Charlottenburg zu. Ebermann sagte der

Hansen, daß er seine Schwester, die jetzt verehelichte Bünger, in Charlottenburg besuchen wolle, und bestellte sie zum nächsten Morgen wieder nach der Invalidenstraße, wo er sie vor seiner Rückreise nach Lychen nochmals sprechen wollte. — Dann folgte er dem Schall und entfernte sich mit diesem. — Beide sind nach Charlottenburg gegangen, wo Ebermann in Lützow Nr. 7 seine Schwester bei dem Kaufmann Adler gegen 4 Uhr besuchte. — Oder, meine Herren, halten Sie es nicht für bewiesen, daß Schall mit in Charlottenburg gewesen ist? Er hat bei seinem Verhör am 1. März das ganze Aufsuchen und Auffinden der verehelichten Bünger in Charlottenburg genau so beschrieben, wie es am 9. September stattgefunden, nur daß er es auf den 2. September setzt. An diesem Tage ist er aber bestimmt nicht dort gewesen, da durch andere Zeugen erwiesen ist, daß er an diesem Tage an einem andern, entfernten Orte war. Ebermann blieb bei der Bünger bis gegen 7 Uhr. Schall hatte inzwischen in irgendeiner Tabagie Charlottenburgs sich aufgehalten, wo Ebermann ihn abholte. Es war ein schöner Sommerabend, und den beiden passionirten Jagdliebhabern kam der Gedanke, auf dem Anstand einen Rehbock zu erlegen. Schall, der zwar dem Jäger Marggraf, dem erschossenen Wilddieb, früher nur den Kober nach dem Grunewald getragen hatte, der später aber dessenungeachtet sich veranlaßt fand, des Marggraf Geliebte zu seiner Gattin zu machen, — Schall, der die Umgegend Berlins so wenig kennen will, daß er nicht weiß, wo der Grunewald ist und wem dort die Jagd zusteht, — Schall, der mit großer Klarheit dessenungeachtet die Schnelligkeit der Entladung eines mit Kugel und Schrot geladenen Gewehrs entwickelt hat, — Schall, der bei der Polizei als der berüchtigste Wilddieb verdächtigt ist, — Schall wußte natürlich, daß rechts an dem Ufer der faulen Spree an dem Ellernbusch, wohin der Fußpfad von Charlottenburg führt, ein guter Anstand war, daß man daselbst Rehe und anderes Wild erlegen konnte. Dorthin begab er sich mit Ebermann, der seine doppelläufige Flinte bei sich führte. Als sie daselbst lagerten und Ebermann vielleicht sorglos schlummerte, mag sich Schall überlegt haben, daß die Fünfthalerscheine, welche Ebermann bei seiner Abreise von

Lychen in seine Brieftasche steckte, daß die silberne Uhr, welche Ebermann trug, und der goldene Siegelring, welchen er am Finger hatte, wünschenswerthe Gegenstände für ihn wären. Schall fürchtete, wie er uns selbst gesagt hat, den stolzen Ebermann, der ihm an Körperstärke und Kühnheit überlegen war. Vielleicht erblickte er auch in Ebermann den Mitwisser so manchen Verbrechens und hatte den Wunsch, diesen gefährlichen Zeugen aus der Welt zu schaffen. Schall ist ein Mann des Entschlusses, Gelegenheit und Ort waren günstig. Er ergriff die Büchsflinte des nichts ahnenden im Grase liegenden Ebermann und schoß ihm meuchlings in den Kopf. Dann schnitt er mit dem großen Taschenmesser, das er auf der Reise nach Schlesien führte, den Kopf ab, nahm Rock und Hose, Brieftasche, Börse, Uhr und Siegelring, und schleuderte den entstellten Kopf an den Haaren in das Rohr. Jene Sachen, die nie wieder zum Vorschein gekommene Büchsflinte des Ebermann und die übrigen von diesem in dem Bündel aus Lychen mitgenommenen Kleidungsstücke, sowie der graue Tuchmantel, waren der aus dieser Schandthat erzielte Gewinn. In der Eile, mit welcher er den Ort verließ, übersah er die Mütze des Ebermann, das kleine Holzgefäß und seinen eigenen Stock, den stummen, aber dennoch sprechenden Zeugen seines Verbrechens."

Der Vertheidiger, Rechtsanwalt Deycks, sprach ebenfalls mit großem Eifer. Er bestritt die Identität der Leiche mit dem verschollenen Ebermann und suchte die Geschworenen davon zu überzeugen, daß trotz aller Verdachtsgründe doch die Schuld des Angeklagten nicht über allen Zweifel gewiß sei, vielmehr bleibe es immer möglich, daß irgendein dritter den Mord vollbracht habe und daß Schall durch einen Zufall in den Besitz von den Ebermann gehörigen Sachen gekommen sei. Aus dem Zeugniß der verehelichten Lietscher folgert er, daß der Handschuhmacher Pfeffer, aber nicht der Angeklagte der Mörder sei und beantragt schließlich, das Nichtschuldig auszusprechen. Schall selbst hielt keine Rede, gedrückt und bleich bat er, man möge, wenn er verurtheilt werden sollte, für seine Frau und sein Kind sorgen.

Nach einem durch Unparteilichkeit, Klarheit und schlagende

Schärfe ausgezeichneten Resumé wurde den Geschworenen die Frage vorgelegt: „Ist der Angeklagte Franz Schall, genannt Schaal, auch Zimbal, schuldig, in der Zeit vom 9. September abends bis zum 10. September mittags bei der sogenannten faulen Spree, zwischen Charlottenburg und Spandau, dem Viehhändler Gottlob Ebermann aus Lychen mit dem vorher überlegten Vorsatze, ihn zu tödten, solche Verletzungen, wonach nach dem gewöhnlichen und allgemein bekannten Laufe der Dinge der Tod desselben erfolgen mußte, zugefügt und dadurch ihn wirklich getödtet zu haben?“ Nach einer kleinen halben Stunde kehrte die Jury zurück und verkündigte das Urtheil: „Ja, der Angeklagte ist schuldig.“ Schall sank erblassend auf die Bank und rang die Hände, aber gleich darauf erhob er sich keck und rief: „Ich bin der ganzen Verhandlung gefolgt, es ist mir kein Wort entgangen, aber ich habe gesehen, wie parteiisch man mit mir verfahren ist. Die von mir vorgeschlagenen Zeugen hat man eingeschüchtert, und wenn sie ein Wort gegen mich ausgesagt haben, dasselbe gleich zu Protokoll genommen. Der Allmächtige wird richten!“ — Der Gerichtshof fällte nach kurzer Berathung das Erkenntniß: Es ist der frühere Postillon, jetzige Handelsmann, Franz Schall, des an dem Viehhändler Gottlob Ebermann aus Lychen verübten Mordes schuldig, und deshalb durch Enthauptung vom Leben zum Tode zu bringen.

Am 9. März bat Schall um den Besuch eines Geistlichen seiner Confession. Mit dem Gericht, welches ihn so schlecht behandelt, wollte er nichts mehr zu schaffen haben. Diese Stimmung verging indeß bald und er ließ dem Untersuchungsrichter Dr. Louis erklären, daß er sich zu einem wahrhaften Bekenntniß dessen, was er wirklich verschuldet, gedrungen fühle.

Er begann mit einer langen Geschichte, daß er ein großes Verbrechen verübt habe, und deshalb die Strafe des Gesetzes verdiene; aber an dem Morde sei er ganz unschuldig. Und er lege eben jenes Bekenntniß der Wahrheit getreu ab, damit man seine Unschuld an Ebermann's Ermordung sehe,

denn Ebermann könne um jene Zeit nicht ermordet worden sein, da er mit ihm das spätere Verbrechen, von dem er reden wolle, verübt habe.

Hierauf bekannte er, Mitte October 1849 in der mecklenburgischen Erbgruft zu Mirow einen Einbruch verübt zu haben und behauptete: Pfeffer und Ebermann wären mit zugegen gewesen.

Er beschrieb den Weg, den sie eingeschlagen hatten und gab dann eine genaue Schilderung des Einbruchs.

Die Kirche von Mirow, unter der sich die Erbgruft befindet, hat eine abgesonderte Lage am See; sie ist mit einem Graben umgeben, der vom See sein Wasser empfängt. Schall und Pfeffer waren durch diesen damals wenig Wasser haltenden Graben gewatet, während Ebermann draußen Wache halten mußte. Pfeffer war mit einem Brecheisen und Dietrichen, Schall mit einer Blendlaterne und Streichhölzern versehen. Die Kirchenthür machte ihnen wenig Schwierigkeit, ebenso wenig die nach der Erbgruft. Da lagen die fürstlichen Särge mit goldenen Kronen vor ihnen. Sie brachen die letztern mit Leichtigkeit ab, aber Schall seufzte, als er die erste in der Hand wog: Wir sind betrogen! das ist kein Gold! Man nahm sie zwar mit, aber nur, um sich der unnützen Last bald wieder zu entledigen. Ein Kissen mit Troddeln versprach auch wenig und wurde draußen in das Schilf geworfen. Im Nebengewölbe standen nur Kindersärge, aber wenn die Fürsten und die Fürstinnen in der ewigen Ruhe mit Blech und Bronze zufrieden sein mußten, konnte man nicht erwarten, daß den Kindern Gold und Silber mitgegeben worden sei. Die Räuber untersuchten diese Särge gar nicht und stiegen wieder hinauf in die Kirche. Der Schrank unter dem Altar war fest, es kostete sauern Schweiß, bis die Thür aufsprang. Dafür fand man aber auch Taufbecken und Kelche von edelm Metall. Mit dieser Beute traten sie den Rückzug an, unentdeckt kamen sie aus der Stadt und über die Grenze; in Berlin wurde das geraubte Gut verkauft.

Die Angaben Schall's bestätigten sich bis auf einen Umstand: die Anwesenheit und Betheiligung Ebermann's. Er hatte den Raub so ehrlich und offen nur bekannt, um die

kleine Lüge einzuschieben, daß Ebermann am 15. October noch gelebt habe, also am 10. September nicht todt zwischen Charlottenburg und Spandau gefunden worden sein konnte.

Schall hatte kein Glück mit seiner List. Auch die von seinem Vertheidiger eingewendete Nichtigkeitsbeschwerde wurde verworfen. Nun reichten er und seine Frau ein Begnadigungsgesuch ein.

Zugleich hatte das Kreisgericht, da es sich um die Bestätigung eines Todesurtheils handelte, Bericht zu erstatten. Das Collegium war anderer Ansicht als die Geschworenen. In einer gründlichen Darstellung machte es darauf aufmerksam, daß weder der objective Thatbestand, die Ermordung Ebermann's, noch die Schuld des Angeklagten durch directe Beweise festgestellt seien und daß es daher die weitere Entscheidung höherm Ermessen anheimgestellt sein lassen müsse.

Der Umstand, daß in den Gefängnissen und Verbrecherkreisen noch immer das Gerücht umlief: Ebermann lebt bestimmt noch! mochte auf diesen Antrag von Einfluß sein; nicht minder der allgemeine, durch nichts erschütterte Glaube, daß Pfeffer der eigentliche Thäter sei und Schall nur sein Gehülfe.

Der Staatsanwalt und der Präsident des Schwurgerichts statteten einen Gegenbericht ab, in welchem jener bei seiner vor dem Schwurgerichte ausgesprochenen Ansicht beharrte und sie mit den im Plaidoyer angeführten Gründen unterstützte, dieser, aus moralischer und juristischer Ueberzeugung das Verdict der Geschworenen, den Urtheilsspruch des Gerichts vertheidigte.

Es verlautete, daß an höchster Stelle der so viel besprochene Fall, der zwei ganz verschiedene Berichte gleich achtbarer juristischer Behörden veranlaßt hatte, die ernsteste Berücksichtigung gefunden habe, und daß die Sache von zwei Referenten im versammelten Ministerrathe vorgetragen worden sei. Es ließ sich gegen den Spruch sehr vieles anführen, und viele namhafte Juristen theilten die Bedenken. Der Beweis, daß der fragliche Leichnam Ebermann's Körper sei, war nicht unumstößlich geführt; die nicht gefundenen Tätowirungen wogen auf

der einen Seite schwer, während auf der andern die Möglichkeit, daß Ebermann noch am Leben sei, durch immer neue Gerüchte Nahrung erhielt. Gegen Schall als Thäter lagen nur Indicien, nicht Beweise vor. Daß er verdächtigen Umgang mit ihm gehabt, zuletzt in seiner Gesellschaft gesehen worden, daß er seine Uhr besessen und sich darüber in Lügen verwickelt, daß einige seiner Chemisets und ein Stock Ebermann's sich in seinem Besitze befanden, alles das konnte eine moralische Ueberzeugung begründen, aber hätte nach dem ältern Gerichtsverfahren, was die Anzeigen zu einem formellen Beweise gegliedert verlangte, nur eine außerordentliche Strafe, nimmermehr eine Lebensstrafe nach sich gezogen. Griffen aber diese Bedenken durch, und in einem Falle, wo die Geschworenen nach voller moralischer Ueberzeugung gesprochen, wo ihr Verdict durch die Meinung des Staatsanwalts und des Schwurgerichtspräsidenten überdies unterstützt ward, und cassirte die königliche Machtvollkommenheit diesen Spruch, in welcher Form es sei, so wurde das kaum eingeführte Institut des Schwurgerichts discreditirt.

Schall war allerdings ein Mann, zu dem man sich der That versehen könnte; aber auf der andern Seite erhielt er vom Gericht ein Zeugniß über seine Aufführung im Gefängniß, wie es nicht vortheilhafter lauten konnte. In der zweijährigen Haft hatte er sich musterhaft betragen; es war nicht die geringste Klage gegen ihn eingelaufen. Er wollte sich als ein Mann von Bildung betrachtet wissen, den ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände in diese Lage gebracht habe, und er fand sich darein mit der Fassung eines Menschen, welcher weiß, daß Verzweifeln und Toben nichts nützt. In allem, was nicht das Verbrechen betraf, zeigte er sich aufrichtig, offen, und sagte wol zum Untersuchungsrichter: „Sie müssen mich auch nicht mit denen da — den gemeinen rohen Verbrechern — in eine Klasse werfen.“ Er hatte sich im Gefängniß mit Handarbeit und kleinen Künsteleien beschäftigt. Aus Brotkrume verfertigte er die artigsten Spielereien, auch kleine Crucifixe, die er colorirte und welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten. Er war von festem Körperbau, aber die lange Haft und die Gefängnißluft hatten seinen Magen

angegriffen, sodaß er besondere leichtere Kost erhalten mußte. Er fügte sich in alles und forderte nicht mehr.

Die moralische Ueberzeugung trug auch an höchster Stelle den Sieg davon über die juridischen Bedenken. Durch die Cabinetsordre vom 23. December 1852 ward das Urtheil des Schwurgerichts bestätigt; die Publication erfolgte am 10. Januar 1853. Ohne alle Erschütterung, mit vollkommenster Ruhe und Kaltblütigkeit hörte Schall die Verkündigung an.

Kurz vorher, am Neujahrstage, hatte ihn der Gefangenwärter eines Morgens sehr froh gestimmt gefunden. Schall hatte ihm gesagt, er habe einen glücklichen Traum gehabt: er werde bald loskommen. Jetzt sagte er, ins Gefängniß zurückgeführt: „Sehen Sie, mein Traum hat nicht getäuscht. Ich komme nun los."

Am folgenden Tage ließ der Gefangene melden, da es nun doch aus sei, wolle er ein vollständiges Bekenntniß ablegen, aber nicht vor dem bisherigen Untersuchungsrichter (vor dem er so viel gelogen), sondern vor einem andern, dem Kreisgerichtsrath Krahn. Zugleich bat er, daß der Kreisphysikus Heese aus Spandau, welcher die Ebermann'sche Leichenobduction geleitet hätte, mit zum Termine hinzugezogen werde. Schall legte sein, wie er es nannte, vollständiges und aufrichtiges Bekenntniß dahin ab:

Ja, er habe den Ebermann umgebracht, aber nur aus Nothwehr.

Zwischen beiden war es schon lange nicht richtig. Ebermann hatte nichts weniger als baares Geld, er schuldete vielmehr dem Schall, der auf der mecklenburger Recognitionsreise (zum intendirten Einbruch in Mirow) die Auslagen für ihn gemacht, noch eine Summe, und Ebermann wollte immer gut und groß als ein Herr leben. Sonntag am 9. September hatten beide sich auf den Weg nach Charlottenburg gemacht, um von da nach Spandau zu gehen. Anfangs hielten sie sich rechts nach dem Hochwalde, der Jungfernheide, zu. Ebermann aber lenkte links nach dem Röhricht der Spree zu.

Er wollte versuchen, ob er nicht ein paar Schwäne schießen könnte. Ebermann hatte seine Büchsflinte mit, und schon auf dem Wege nach Charlottenburg sprachen sie darüber, daß Schall ihm diese Büchse abkaufen solle, um sich damit bezahlt zu machen. Später war die Rede davon, daß Ebermann in Spandau einen Käufer für die Flinte suchen wolle. Schall wollte nichts von dem Schwäneschießen wissen, es sei dummes Zeug, da es schon dunkele, eine unsichere Sache, und gefährlich, weil die Förster jetzt gut aufpaßten. Auch brauche seine Frau die Schwanenfedern nicht, der Ebermann, wie er erklärt, sie schenken wolle. Darüber geriethen sie aufs neue in Streit, der in kurzen Intervallen immer wieder frisch ausbrach; Ebermann hatte aber, wie immer, seinen Willen, denn er drängte vom Wege rechts ab und sie waren am Röhricht an der faulen Spree.

Da hielt Ebermann plötzlich an, stellte seine Büchsflinte an einen Strauch, stieß den Stock in die Erde, zog den Rock aus und stopfte seine Pfeife. Der Streit entbrannte aufs neue. Mit einer heftigen Bewegung rief Ebermann: „Mit dir will ich keine Umstände machen!" und hatte schon die Büchsflinte ergriffen, die er an beiden Läufen spannte. Schall kannte seinen fürchterlichen Genossen, es war kein Spiel. Er stürzte auf ihn zu und umfaßte mit beiden Armen Ebermann's Leib dergestalt, daß die Flinte zwischen beider Körper in die Mitte kam, die Mündung nach oben. So rangen sie miteinander und stürzten auf dem unebenen Boden nieder. Ebermann, der stärkere und größere, kam oben zu liegen und benutzte seine Uebermacht, indem er dem kleinern und schwächern Schall mit einer Hand an der Gurgel faßte. Der halb Erwürgte sah, wie Ebermann mit der andern Hand sein Messer aus der Tasche zog; er brachte es bis an den Mund und versuchte es mit den Zähnen zu öffnen. Die Flinte ward während dieses verzweiflungsvollen Kampfes von keinem gehalten. Da, in der äußersten Verzweiflung, versucht Schall mit der Hand nach dem Kolben zu fassen. Es gelingt ihm und mit dem Finger drückt er beide Drücker zugleich los. Mit einem fürchterlichen Knall entladen sich beide Läufe zugleich, — wohin, dafür hat Schall keine Aufmerksamkeit; er

hat nur in der Angst und in der Hoffnung losgedrückt, daß ihn die Explosion von der erpressenden Umarmung des starken, furchtbaren Mannes befreie.

Er kriegt Ebermann's Messer zu fassen, in voller Wuth schneidet er seinem Peiniger den Kopf ab und wirft denselben fort ins Schilf, das Messer hinterdrein. Schall nimmt die silberne Uhr, die aus Ebermann's Tasche gefallen ist und die Doppelflinte an sich, wäscht sich in der Spree das Blut ab und fährt mit einem charlottenburger Omnibus nach Berlin.

Daß Gericht hatte sehr bedeutende Zweifel, daß alles sich so zugetragen habe, wie Schall jetzt angegeben hatte. Die Gerichtsärzte erklärten es für rein unmöglich, daß die Tödtung auf diese Weise erfolgt sei. Dennoch blieb Schall dabei, er habe die volle Wahrheit gesagt und nichts mehr hinzuzufügen.

Da die Sache durch ein rechtskräftiges, vom König bestätigtes Urtheil abgemacht war, und der zum Tode Verurtheilte keinen Antrag auf eine neue Untersuchung gestellt hatte, so war kein Grund vorhanden, über diese Auslassung noch eine Nachuntersuchung anzustellen. Es geschah nur im Interesse der Wahrheit und weil es eine wirkliche cause célèbre geworden, die so manchen Zweifel unter den gewiegtesten Juristen und Psychologen angeregt hatte.

Durch dies Verfahren ex post wurde ein Nebenumstand ermittelt, welcher von Wichtigkeit war. Schall hatte bekannt, daß er die doppelläufige Büchsflinte Ebermann's, mit der er ihn erschossen, mitgenommen und sich angeeignet habe. Er hatte sie in Berlin zuerst am Königsgraben versetzt, dann eingelöst und einem Trödler auf dem Haack'schen Markte verkauft. Alles dies fand sich der Wahrheit gemäß, die Flinte aber hatte noch weitere Schicksale gehabt. Sie war endlich kauf- oder leihweise in die Hände eines Tischlers gekommen, der ein Jagdliebhaber war. Bei Weißensee war derselbe von Bauern gepfändet worden und die Flinte fand sich als rechtmäßig gepfändetes Gut in Verwahrung beim gegenwärtigen Gutsbesitzer von Weißensee. Ueber die Identität der Flinte war kein Zweifel; auch die Hansen erkannte sie aufs bestimmteste als die ihres ehemaligen Geliebten an.

Als der Untersuchungsrichter am 26. Januar 1853 Schall

noch einmal vernahm und ihn auf das Gutachten der Aerzte verwies, rief er trotzig aus: „Ich will von der Sache gar nichts mehr wissen, denn ich kann mir alles denken, worauf die Aerzte hinauswollen. Ich bin meines Lebens überdrüßig und bitte nur, die Sache kurz zu machen." — Bei der Abführung schien er weicher zu werden; er bat den Dr. Louis um Verzeihung, daß er nicht ihm, sondern einem andern Richter das Bekenntniß abgelegt habe, aber ein Ertrinkender halte sich noch an einem Strohhalm. Dann gab er zur Sache noch folgende Erklärung, an deren Wahrhaftigkeit zu zweifeln kein Grund ist.

Er sei überzeugt, daß kein anderer als Pfeffer „die Hansen geschossen". Pfeffer habe ihm in Spandau im Gefängniß zugerufen: er solle nur festbleiben, dann wolle er alles für ihn thun, was er nur könne. Und Pfeffer sei ein Mann, auf den man trauen dürfe. Uebrigens gab er zu verstehen, daß das Motiv nicht sowol Freundschaft und Liebe zu ihm gewesen sei, als die Furcht, daß er den mirower Einbruch verrathen würde.

Am 9. Februar ward dem Verurtheilten angekündigt, daß seine Hinrichtung übermorgen am 11. stattfinden werde. Auch jetzt verließ ihn seine Fassung nicht; er erwiderte: „Gott sei Dank, daß es endlich einmal so weit ist!"

Aber es war doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Am Morgen war der Geistliche bei ihm, und am Nachmittag legte er sein letztes Geständniß vor dem Untersuchungsrichter ab. Der Eingang lautete ungefähr:

„Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, das morgen erst zu sagen, wenn ich rausgeführt würde — denn es müssen doch zwölf Bürger als Zeugen dabei sein — und ich mag das auch nicht weiter zu Protokoll geben, weil das nur unnütze Schreiberei und Aufschub macht; ich bin meines Lebens überdrüßig und möchte die alten Knochen sobald wie möglich los werden."

Indessen gab er doch Folgendes zu Protokoll:

„Ich kann Ihnen das sehr kurz sagen: Ich habe Ebermann mit ruhiger Entschlossenheit todtgeschlagen, weil ich mich dieses

Menschen entledigen mußte, da er mich fortwährend zu neuen schlechten Streichen aufforderte.

„Am Morgen des Mordtages, also Sonntag den 9. September, vormittags 9 Uhr, waren Ebermann und Pfeffer in meiner Wohnung gewesen. Wir besprachen den schon lange ausgekundschafteten und projectirten Einbruch und Diebstahl in der Erbgruft zu Mirow. Darüber entstand ein heftiger Streit. Ich und Pfeffer waren einig, daß die Zeit noch nicht geeignet wäre; Ebermann aber bestand darauf. Da wir nicht nachgeben wollten, drohte er, es allein auszuführen. Ebermann war der Mann, sein Wort zu lösen. Als er fortging, sagte Pfeffer zu mir: «Wie werden wir nur den langen Schlingel los; er verdirbt uns alles!»"

Ob Schall darauf den Mord beschlossen, überging er auch in dieser letzten Aussage; er hielt sich nur ans Factum. Die Umstände, wie Ebermann und er aus Berlin fortgegangen, sich in Charlottenburg getrennt und wieder getroffen, wie sie über die Schloßbrücke gegangen, um auf der rechten Spreeseite ihren Weg nach Spandau zu suchen, in der Absicht, hinter der Festung Rehe zu schießen, wie ihr Wortwechsel beim Nebeneinandergehen in Streit ausgeartet, wie die Wuth in beiden gekocht, wie Ebermann seine Flinte weggesetzt, wie er, in neue Wuth gerathend, ausgerufen: „Mit dir werde ich keine Umstände machen!" alles das stimmte fast ganz mit seiner vorletzten Angabe, wo er aus Nothwehr gemordet haben wollte. Dann aber fuhr er fort: „Als Ebermann jene Drohung ausstieß, griff ich nach seiner Doppelflinte und erlegte ihn durch einen wohlgezielten Doppelschuß. Ebermann sprang, zum Tode getroffen, noch einmal auf, da stürzte ich mich, meiner selbst nicht mehr mächtig, auf ihn und schnitt ihm den Kopf ab."

Mit diesem Geständniß ist Schall in die Ewigkeit gegangen; es liegt kein Grund vor, an der Wahrheit zu zweifeln, obwol sie hier und da etwas ausgeschmückt sein mag. Die tiefer liegenden Motive waren Eifersucht und Furcht, welche Schall mit dem Worte „Neid" bezeichnete. Er fühlte schon längst den Drang, sich dieses furchtbaren Mitwissers, dieses tyrannisirenden Mitschuldigen zu entledigen; der Zwist über den Ein-

bruch in Mirow gab den Ausschlag und die Leidenschaft des Streites erzeugte die That.

Im vertraulichen Gespräche entfielen dem Verurtheilten noch mehrere charakteristische Aeußerungen, so rief er einmal aus: „Mein ganzer innerer Mensch wäre zu Grunde gegangen, so hatte mich Ebermann umstrickt. Ich mußte mich seiner entledigen, um frei zu werden und meinen innern Menschen zu retten.“

Schall fühlte sich nach dem Morde so sicher, daß er die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln unterließ; so versetzte er Ebermann's Uhr auf seinen eigenen Namen, verpfändete und verkaufte dessen Büchse und behielt die von Ebermann zurückgelassenen Sachen in seiner Wohnung. „Nur der im Himmel konnte das wissen, und es so fügen. Ich war sicher, daß es nicht herauskommen konnte. Es war rein unmöglich“, pflegte er zu sagen.

Welche Stimmung der Beichtvater zuletzt bei ihm fand, ist uns unbekannt; seine Richter sahen von Zerknirschung und Reue keine Spur. Die Ueberzeugung, daß er sich des Ebermann habe entledigen müssen, begleitete ihn bis auf das Schaffot; außerdem glaubte er auch, daß es kein so besonderes Verbrechen sei, die Welt von einem Menschen zu befreien, der in seinen Augen ein weit größerer und gefährlicherer Verbrecher war als er selbst.

Kurz vor der Vollstreckung des Urtheils traf ein Brief von dem Gastwirth Schall in Schweidnitz ein, den wir als charakteristisch mittheilen. Der Brief lautet:

„Lieber Franz!

Im letzten Augenblick Deines Lebens fühle ich mich gedrungen noch ein paar Worte an Dich zu schreiben, mögen sie zu Deinem Trost gereichen und Dich zur Besinnung bringen, ich schreibe zwar ganz verwirrt, denn wenn ich daran denke, geht mir es durch das Herz, und kann nicht ruhig denken, darum wird manches unverständlich sein, ich wünsche aber, daß das, was ich schreibe, Dir ganz verständlich ist. Wenn ich Dir Vorwürfe mache, so denke, Du hast sie verdient.

Lieber Bruder! Schrecklich, daß ich Dich muß Bruder nennen, ich zittere durch und durch, wenn ich daran denke, was aus Dir geworden ist. Sind das die Bitten, die Ermahnungen, die ich an Dich gestellt habe, als Du von Glatz vom Militär kamst und wir miteinander nach Bertholdsdorf gingen, dazumal sagte ich zu Dir, Franz, sei rechtschaffen und gehorsam, denn wir sind arm, aber Armuth schändet nie, darum müssen wir unsere Ehre suchen zu bewahren, dann wird es uns auch an guten Menschen nie fehlen; überlege Dir, wie mir es gegangen ist, es hat mich so manches Schicksal getroffen, aber immer immer habe ich recht gute brave Menschen getroffen, die Mitleid mit mir hatten, besonders in meiner Krankheit und in der Fremde; ich bildete mir nichts ein, war immer nachgiebig und da suchten sie mich; die Hauptsache war, daß ich Religion hatte, in ihr mein Glück fand, denn sie lehrte mich, gut zu sein, das Böse zu fliehen, das Gute und Tugendhafte zu üben, so hat Gott mich nicht verlassen, weil ich ihn immer vor Augen hatte, und mein Vertrauen ganz auf ihn gesetzt habe. Aber wie steht es mit Dir? Hast Du dasselbe gethan, ich glaube nicht, denn Du hast Gott vergessen und so hat Gott Dich vergessen, Du hast der neuen Weisheitslehre geglaubt, die keinen Gott hat; ich frage Dich, hat die Dich glücklich gemacht? Weil Du Gott vergessen hast, so ist es gekommen, daß Du unter solche schlechte Gesellschaft gerathen bist, und theilgenommen hast an ihren bösen Thaten, weil auch sie keinen Gott haben, ich habe es aus der Verhandlung gesehen, ich schämte mich vor mir selber mit einem solchen Subjecte zu sprechen wie die waren, die ich gesehen habe, und mit solchen hast Du Umgang gehabt? es ist schrecklich: denn Du hast unsern Namen gebrandmarkt und geschändet, wenn Du auch wirklich der Mörder bist, was mir auch gar möglich ist, es ist kaum zu glauben, daß Du so tief fallen könntest, aber es ist wahr, der erste Schritt zum Bösen ist der unbedeutenste, aber auch der allergefährlichste.

„Nimm mir es nicht übel, daß ich Dir das sage, ich kann das Schlechte nie gut heißen, denn daß ich Dich auf einem solchen Orte vor den Richtern sehen mußte, das war für mich was Entsetzliches, ich habe den Muhs gefragt, wie Du Dich

geführt hast, ich bat ihn, mir die Wahrheit zu sagen, weil ich erfahren hatte, daß er Dich lange gekannt hat und an ihm einen Mann erkannte, der Religion hatte, und in dieser Hinsicht fragte ich, wie es mit Dir gewesen wäre, und er sagte mir, daß er einmal davon angefangen und Du gesagt hast: ob er denn auch noch so dumm wäre und den Pfaffen, wie Du Dich ausgedrückt hast, alles glaubte, was sie sagten.

„O lieber Franz! hättest Du dasselbe gethan, und wärest in die Kirche gegangen und hättest den Pfaffen das geglaubt mit gläubigen Herzen, wie gut wäre es heute, Du wärest unmöglich so tief gesunken. So bitte, ja beschwöre ich Dich bei dem allmächtigen Gott, sei aufrichtig, und gib, wenn Du schuldig bist, in welcher Hinsicht es sein mag, ein reumüthiges offenes Geständniß, denn Du kannst mich belügen, kannst uns alle belügen, weil wir nicht allwissend sind, aber den allwissenden Gott kannst Du nicht belügen.

„Und mir ist sehr bange, daß Du noch geistig zu Grunde gehst und ewig verloren bist, denn wenn Du es vergessen hast, so will ich Dir es sagen, Du hast es gewiß in der Schule gehört und im Katechismus gelesen, daß Gott das Böse bestraft und das Gute belohnt, wo nicht bald, doch mit der Zeit, wo nicht in diesem Leben, doch im künftigen. Denn bei Gott ist es ganz gleich, ich entwende einem einen Pfennig oder eine Million, das hat bei Gott keinen Werth, aber die Ungerechtigkeit ist sehr viel bei ihm, und weil Gott ein gerechter ist, so wird die Ungerechtigkeit sehr schwer bestraft, ja sogar mit der ewigen Verdammniß; so will ich lieber verlieren, als daß durch mich jemand zu Schaden kommt. Denn die ganze Menschheit ist nicht im Stande alle diese Wahrheiten, die uns die Religion lehrt, hinweg zu leugnen oder ganz hinwegzuradiren, denn ich glaube dem Propheten, der gesagt hat zu der Menschheit: Ihr werdet alle durch Gott belehrt werden, und dasselbe ist geschehen, denn der ist vom Himmel gekommen, den Du aus Brot gemacht hast*) und ich werde mir es zum Andenken behalten, ja ich kann sagen an

*) Anspielung auf die vom Gefangenen aus Brotkrume geformten Crucifixe.

das Traurige. So beschwöre ich Dich noch einmal bei dem, der für unsere Missethaten am Kreuze gestorben ist, sei aufrichtig und sage alles, was Du weißt, denn durch das kann von den bösen Menschen, die Du kennen gelernt hast, viel Unheil angerichtet werden, und Du trägst eine große Schuld mit, die Dir der liebe Gott anrechnen müßte, wenn Du schwiegest über das, was Du weißt. Nimm die heiligen Sakramente, versöhne Dich mit Gott, verheimliche vor Deinem Beichtvater nichts, denn Du kannst ihn nicht hintergehen; denn Gott weiß es. Belügst Du den, belügst Du Gott, denn er ist an seiner Stelle da, er kann Dich zwar nicht retten, wenn Du ihm Deine Unschuld offenbarst, wenn Du von dieser schrecklichen That nichts wissen solltest, denn weil das Beichtsiegel unter keinen Umständen darf gebrochen werden, und wenn er selbst sich das Leben retten könnte. Aber desto mehr wirst Du seine Liebe verdienen und Trost wird in Deine Seele einkehren, und Du wirst sterben wie einer der mit Gott ausgesöhnt ist. Sei nicht mehr wie früher, daß Du guten Ermahnungen ausweichst und schlechten Grundsätzen Dich hingibst. Nichts wünschte ich sehnlicher, als daß die ganze Sache eine Lüge wäre, und der Erschossene wieder zum Vorschein käme, dann wäre Dein Tod ein unschuldiger und mein Name gerettet, denn es ist nichts Gleichgültiges für mich. Jeder hat es in der Zeitung gelesen, jeder kommt und frägt mich und die Sache wird noch mehr entstellt durch Zusatz und Lüge; das ist eine sehr harte Prüfung, ich wollte wünschen, ich wüßte von allem gar nichts, wie ich die ganzen Jahre nichts gewußt habe; Dein Besuch, so lieb er mir war, wäre mir noch lieber, ich wüßte noch nicht, wo Du wärest, ich wäre dann nicht nach Berlin gekommen, so gern wie ich hätte meines Königs Stadt gesehen, denn da ahnte niemand, daß Du mein Bruder wärest, weil der Name ein anderer ist und ich wüßte es auch nicht, denn niemand hätte gesprochen, die Zeitung hätte ich nicht gelesen, so hätte ich es nicht gewußt, ob Du lebst oder gestorben bist.

„Lieber Franz! ich bitte Dich recht sehr, ja ich bitte Dich um Gottes willen, sage alles, was Du weißt, ich glaube es nicht, daß Du nichts wissen solltest, denn aus dem Grunde,

weil Du mit solchen Menschen Umgang gehabt hast, die man auf den ersten Blick erkennt, welches Geistes Kinder sie sind. Denn als ich den Pfeffer sah und hörte, daß Ihr Euch kennt, so empörte sich mein Inneres, dem könnte ich alles zutrauen nur nichts Gutes. So sage ich Dir, thue der Welt doch noch den guten Dienst, durch ein aufrichtiges Geständniß, auf daß solche Menschen, die der menschlichen Gesellschaft gefährlich sind, aufgehoben werden. Du darfst Dich nicht fürchten vor ihren gefährlichen Planen, fürchtest Du Dich, so gehst Du zu Grunde, fürchtest Du sie nicht, so nimmst Du eine große Schuld von Dir und die Du fürchtest, werden dann unschädlich gemacht werden.

„Hast Du noch ein Interesse? ich glaube nicht! Da Du doch verurtheilt bist, so bindet Dich ja nichts, und Du kannst alles offenbaren und dadurch erzeigst Du der Menschheit wie auch Gott einen großen Dienst, und Gott wird Dir verzeihen, wie er dem Schächer am Kreuze verziehen hat.

„Und sollte Dich die Gnade noch frei machen, so lebe ohne Fehler und mache alles gut, was Du verschuldet hast, glaube nicht etwa, daß Du unschuldig bist, wenn Du frei würdest, nein! Schon darum bist Du schuldig, weil Du Dich mit solchen Leuten hast eingelassen, wenn Du Dir einbildest, unschuldig zu sein, so fällst Du durch Deinen eingebildeten Hochmuth in neue Laster. Also mußt Du das alte Leben vergessen und ein neues anfangen.

„So leb' wohl und ich wünsche Dir den Himmel, den Frieden der Seele, den die Welt mit all ihren Schätzen nicht aufwiegen kann! das wirst Du wol selbst erfahren haben.

Dein Bruder August Schaal.
Deine Schwägerin Johanna Schaal.

Schweidnitz den 24. März 1852.

Grüße Deine Frau und Deine Tochter."

„Lieber Franz! ich, die Josepha und Dein Vater grüßen Dich herzlich und alle die Dich kannten, der Herr Felssmann, wo Du gedient hast, und bedauern alle Dein unglückliches Verhältniß. Sie glauben's alle nicht, weil Du immer gut warst, es vergeht kein Tag, wo wir nicht mit Thränen an

Dich denken und den lieben Gott bitten, daß er alles zum Besten lenke. Bitte auch Du bei Gott für uns."

Als Schall's Frau ihn im Gefängniß besuchte, sprach er mit ihr sehr ruhig über ihre und ihres Kindes Zukunft. Sie klagte ihm, daß ihr Stand auf dem Markte ein schwieriger werde; seit die andern wüßten, daß er eingestanden, zeige man mit Fingern auf sie. Sie fragte ihn, ob sie nicht ihres und ihres Kindes wegen einen andern Namen annehmen solle? — Mit der vollkommensten Ruhe, wie etwa ein juristischer Consulent, der von einem Fremden um sein Gutachten befragt wird, besann er sich einen Augenblick und sagte dann: das würde doch nicht gesetzlich sein. Sie müsse deshalb beim König um Specialerlaubniß einkommen, und das wäre eine weitläufige Geschichte. Sie sei nun einmal seine Frau und müsse sich darein finden. Uebrigens möchte sie nur ruhig auf dem Markte sitzen und sich um nichts kümmern; die Sticheleien würden bald aufhören. Die Leute würden müde, wenn sie nicht antworte, und dann vergesse sich solche Geschichte bald genug. Dagegen empfahl er ihr dringend für sein Kind zu sorgen; in Berlin verdürben die Kinder gar zu leicht.

Freitag am 11. Februar um 8 Uhr ertönte das Armesünderglöcklein auf dem Thurme des ungeheuern burgartigen Zellengefängnisses zu Moabit bei Berlin.

Der Verurtheilte trat, vom Probst Peldram begleitet, aus der Thüre, sprang hurtig die Treppe hinunter und trat auf den ihm angewiesenen Platz. Nachdem der Untersuchungsrichter das Urtheil und die königliche Bestätigung verlesen hatte, sprach Schall mit lauter, vernehmlicher Stimme:

„Ich bekenne es frei und offen, ich habe den Ebermann mit bester Ueberzeugung und kaltem Blut ermordet. Ich mußte mich seiner entledigen; es ist aus Neid geschehen. Ich danke für die gerechte Strafe, und wenn ich jemand beleidigt haben sollte, so bitte ich um Verzeihung."

Er küßte das Crucifix, das ihm der Propst übergab und schüttelte diesem und dem Untersuchungsrichter die Hand, dann stieg er mit raschen Schritten auf das Schaffot, warf den Paletot und das Hemd ab, kniete nieder und betete. Gleich darauf erhob er sich, die Henkersknechte ergriffen ihn und banden ihn fest. Das Beil des Scharfrichters zischte durch die Luft und der Kopf war vom Rumpfe getrennt.

Der Kammerassessor von Jahn.*)

(1830.)

Friedrich von Kennau stand als Oberlieutenant zu Dreil im Königreich Hannover in Garnison. Er war ein wackerer Offizier, geliebt von seinen Kameraden und geachtet von seinen Vorgesetzten, kenntnißreich, liebenswürdig und von durchaus edler Denkungsart. In den Kreisen der guten Gesellschaft sah man den jungen und gewandten Lieutenant sehr gern, namentlich aber verkehrte er viel in dem Hause des Regierungsrathes von Oller, dessen bildschöne Tochter ihn anzog. Das Mädchen erwiderte seine Neigung, der Vater hatte gegen die Verbindung nichts einzuwenden und von Kennau verlobte sich mit Marie von Oller, indeß wurde das Verhältniß vorläufig noch geheimgehalten.

Am 24. Mai 1830 verbreitete sich plötzlich die Nachricht: man habe in einem kaum eine Stunde von der Stadt entfernten Gehölz den Leichnam eines Offiziers gefunden, der sich selbst erschossen zu haben scheine und dieser Offizier sei der Lieutenant von Kennau. Es schien unglaublich zu sein. Was sollte den mit allen Gaben des Glücks im vollsten Maße überschütteten jungen Mann zum Selbstmord getrieben haben? Und doch war kein Zweifel, daß Kennau todt in jenem Wäldchen lag, neben ihm eine Pistole. Er war nicht beraubt,

---

*) Die Namen der Personen und Orte sind verändert.

denn man fand Uhr und Börse bei ihm, die Finger der rechten Hand zeigten sich schwarz gefärbt von Pulver, nirgends entdeckte man eine Spur, daß ein Verbrechen begangen sei.

Ein Schneider, Namens Fischer, der dort spazieren ging, hatte die Leiche zuerst bemerkt und zunächst den Posamentier Friederici, bei dem Kennau wohnte, herbeigerufen. Friederici erkannte in der Pistole das Eigenthum des Lieutenants, das Physikat besichtigte die Leiche, deren Brust von einer Pistolenkugel durchbohrt war und erklärte es für sehr wahrscheinlich, daß eine Selbstentleibung vorliege. Kennau wurde in der Stille beerdigt, und damit würde die Sache begraben worden sein, wenn nicht der Criminalrichter, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß hier ein Mord im Spiele sei, eine sehr eingehende Untersuchung angestellt und mit großem Scharfsinn alle Anzeigen gesammelt hätte, die dafür sprachen, daß der Lieutenant von fremder Hand gefallen war.

Zunächst wurde der Posamentier Friederici vernommen, dessen Aussage schon einiges Licht verbreitete. Er gab an: „Am 22. Mai früh 4 Uhr hörte ich Herrn von Kennau in seinem Zimmer auf- und abgehen. Da sein Bedienter auswärts logirte, ich aber glaubte, es fehle ihm etwas, stand ich aus dem Bette auf und erkundigte mich, ob ich ihm mit etwas dienen könne? Er dankte mir indeß mit gewohnter Freundlichkeit. Als ich die Thüre seines Zimmers öffnete, sah ich, daß er seine Pistole in die innere Tasche seines Mantels steckte. Bald darauf ging er die Treppe herunter und zum Hause hinaus. Beim Weggehen öffnete er meine Stubenthür und sagte: wenn sein Bedienter komme, möchte ich ihm sagen, er solle gleich zu seinem Oekonomieverwalter nach Felswind, ein Landgut von Kennaus in der Nähe von Dreil, gehen und melden, daß mittags sechs Personen dort speisen würden. Der Bediente solle in Felswind bleiben, bis er (Kennau) selbst hinkomme. Dieses Auftrags habe ich mich auch entledigt und bis zur Auffindung des Leichnams geglaubt, der Herr Oberlieutenant sei in Felswind."

In Betreff der sechs Mittagsgäste konnte Friederici nichts Näheres angeben und auch der Bediente des Oberlieutenants wußte nur vermuthungsweise die Hauptleute Amberg und

Keller, den Oberlieutenant Stopfel und die Lieutenants von Minzing und Triebel als nähere Bekannte des von Kennau und als diejenigen zu bezeichnen, für welche er zu Felswind am 22. Mai das Mittagessen bestellt habe; aber, setzte er hinzu: „es ist keiner von den Herrn gekommen."

Im übrigen erklärte der Zeuge, der täglich und stündlich um seinen Gebieter war, daß jeder Gedanke an Selbstmord dem Oberlieutenant fremd gewesen sei, „denn er war immer mit seinem Lose sehr zufrieden und sein Gemüth zu heiter, als daß man an so etwas bei ihm denken durfte."

Die Frage des Richters, ob sein Herr Feinde gehabt habe, beantwortete er mit Nein und erwähnte zuletzt noch, daß dem Oberlieutenant am Abend des 21. Mai, als er von einem Besuche bei dem Regierungsrath von Oller heimgekommen, ein Billet von dem Kammerassessor von Zahn zugestellt worden sei. Der Inquirent legte vorerst auf diese Angabe kein Gewicht, hielt es aber für nothwendig, an seine Oberbehörde zu berichten und die Gründe zu entwickeln, aus denen er den Schluß ziehen müsse, daß Kennau im Duell gefallen sei.

Er wurde infolge dessen ermächtigt, gegen die betreffenden Personen, möchten sie dem Civil- oder Militärstande angehören, die Untersuchung einzuleiten.

Schon die erste Maßregel lieferte den Beweis, daß ein Selbstmord dem Leben des Lieutenants unmöglich ein Ende gemacht haben konnte. Man fand nämlich in den Kleidern des Todten eine Kugel, die zwar genau in die Wunde, aber nicht in die Pistole paßte, also aus dieser Waffe nicht abgefeuert worden war.

Jetzt hatte der Richter festen Grund unter den Füßen. Er lud nun die obengenannten Offiziere vor und vernahm sie einen nach dem andern.

Der Hauptmann Amberg deponirte: Am 21. Mai habe Kennau ihm mitgetheilt, daß er am 22. Mai eine kleine Landpartie nach seinem Gute Felswind zu arrangiren beabsichtige und ihn schon jetzt dazu einladen wolle. Er habe von der Sache nichts weiter gehört und deshalb angenommen, daß der Ausflug unterbleiben solle. In ganz ähnlicher Weise sagten

die übrigen Offiziere aus, sie hatten insgesammt ihren Kameraden am Nachmittag des 21. Mai zuletzt gesehen.

Während dieser Vernehmungen hatte eine Gerichtsdeputation in der Kennau'schen Wohnung die genaueste Durchsuchung der vorhandenen Papiere angestellt. Hierbei wurden Schriftstücke vorgefunden, deren Inhalt mit einem mal das bisherige Dunkel aufhellte.

Diese Papiere bestanden aus:

1) einem Briefe d. d. 20. Mai 1830 unterzeichnet mit den Buchstaben: A. St., der unter anderm folgende sehr auffallende Stelle enthielt:

„Ich habe mit dem K.-A. v. Z. gesprochen und ihm Deine Erklärung und Wünsche auf eine Deiner Ehre nicht nachtheilige Weise bekannt gemacht. Er entfernte sich, um sie dem Baron von L. mitzutheilen. Soeben kommt von Z. wieder und sagt: er könne die Sache in Güte nicht beilegen; es müsse also bei der Verabredung bleiben; er werde mit Kl. sprechen und Dir secundiren. Ich kann es nicht; Du kennst meine Gründe. Gott erhalte Dich!"

2) einem Billet vom 21. Mai 1830, unterzeichnet von Z., in dem es hieß:

„Ich habe alles besorgt; man erwartet Sie morgen früh $4^1/_2$ Uhr auf dem besprochenen Platze."

Zu beiden Papieren fehlten die Couverts.

3) Einem Schreiben des getödteten von Kennau an seine Braut, Marie von Oller, folgenden Inhalts:

„Endlich, theuerste Marie! bin ich mit meinen Anordnungen zu Stande! — mit welchen Anordnungen? höre ich Sie fragen. — Nun, der Mensch kann nicht wissen, was die Zukunft in ihrem Schose birgt. Man hat mich auf morgen früh zu einem Zweikampf gefordert, zu dem ich, wie Sie sich bei meinen Grundsätzen und meiner innigen Liebe zu Ihnen ohnehin überzeugt halten werden, keine Veranlassung gegeben habe. Ich werde zwar nochmals alles aufbieten, einen Ausweg zu suchen, wenn es ohne Nachtheil für meine Ehre nur irgend möglich ist; allein da ich den Erfolg meiner Ausgleichungsvorschläge ebenso wenig berechnen kann, als den Ausgang des Duells, so muß ich Ihnen diese Zeilen schreiben, weil ich es

für meine unerläßliche Pflicht erachte, Sie für den schlimmsten Fall von meinem Geschick zu unterrichten und Ihnen noch einen kleinen Beweis meiner unbegrenzten Liebe und meiner Erkenntlichkeit zu geben. In dieser Absicht empfangen Sie, theuerste Marie! in der Anlage ein Ihnen förmlich cedirtes Document über 1200 Friedrichdor, welche der Rittergutsbesitzer Kliem in Radefeld mir schuldet. Betrachten Sie diese kleine Summe als ihr wohl erlangtes Eigenthum; es ist die einzige, über die ich ohne Zustimmung meiner Lehnsvettern verfügen kann. — Leben Sie glücklich! — Der Gedanke, Sie einst wiederzusehen, wird, wenn ich falle, meinen Abschied vom Leben erleichtern! — Danken Sie Ihrem guten Vater für das Wohlwollen, dessen er mich würdigte! — Ich bin zu beklommen, um weiter schreiben zu können! — Bis zum Grab

Ihr

Friedrich von Kennau.

Dreil, 21. Mai 1830, nachts 11 Uhr.

Diesem Schreiben lag die in demselben erwähnte Abtretungsurkunde bei, die Offiziere Amberg und Stopfel hatten sie als Zeugen unterschrieben.

Letzterer hieß mit dem Vornamen Anton; der Brief Nr. 1 war von ihm geschrieben. Daß aber der K.-A. v. Z., dessen dieselbe Scriptur so ominös gedenkt, niemand anders als der Kammerassessor von Zahn sein konnte, war nicht zweifelhaft, denn Kennau's Bedienter hatte, wie wir wissen, von einem Billet des Herrn von Zahn an den Oberlieutenant gesprochen, und der Unteroffizier Wiesand versicherte, daß Stopfel und von Zahn am 20. Mai in dem Kasernenhof auf- und abgegangen seien und sich, nach ihren Bewegungen zu urtheilen, über einen Gegenstand von Wichtigkeit unterhalten hätten. Ein Umstand, den der unmittelbar nach der Vernehmung der Offiziere vorgerufene Assessor von Zahn, gleich dem Oberlieutenant Stopfel auf das beharrlichste in Abrede stellte.

Nur der in dem Stopfel'schen Briefe gleichfalls angedeutete Baron von L. und der geheimnißvolle Kl. waren dem Inquirenten noch fremd; er glaubte deshalb, um Collusionen zu

vermeiden, zur Verhaftung des Hauptmanns Amberg, des Oberlieutenants Stopfel und des Assessors von Zahn schreiten zu müssen. Die Gefangennahme dreier in großem Ansehen stehender Männer machte ungemeines Aufsehen in der Stadt und in der ganzen Provinz. Der ebenso thätige als vorsichtige Untersuchungsrichter hatte indeß dafür Sorge getragen, daß er die getroffene Verfügung vor den Oberbehörden rechtfertigen konnte, und erfuhr auch die Genugthuung, diese Rechtfertigung als vollkommen in dem Gesetze begründet gewürdigt zu sehen.

Am 30. Mai war die Vernehmung der Offiziere und des Assessors von Zahn erfolgt, und kaum 24 Stunden später gelang es, die mit v. L. und Kl. bezeichneten Personen zu entdecken.

Seit zwei Monaten hielt sich zu Dreil ein Baron von Linsmar, aus Fischberg im Preußischen gebürtig, auf; er hatte das Cameralabsolutorium auf den Universitäten Halle und Göttingen erlangt, nachdem er seine ersten Jugendjahre bei einem Verwandten seiner Mutter, einem Marquis von Vieuville, unfern Amboise in Frankreich zugebracht hatte. In Dreil hielt er sich auf, um bei dem dortigen Kammercollegium als Accessist oder Functionär verwendet zu werden. Jung, schön und reich, dabei von altem Adel, war es ihm ein Leichtes, in den höhern Kreisen der Gesellschaft zu Dreil Zutritt zu erhalten. So gelangte er auch in das Haus des Kammerdirectors Maier, des Regierungsraths von Oller und des Kammerassessors von Zahn. Der Baron hatte seine Wohnung in dem Gasthause Zum Kaiser genommen und sich daselbst bis zum Monat Juni 1830 eingemiethet. Als es ruchbar wurde, daß der Assessor von Zahn verhaftet worden sei, kündigte er plötzlich seine Wohnung und verlangte einen Paß zur Reise nach Italien, den er auch ohne Anstand erhielt. Eben war er im Begriff seine Effecten zu packen, und eine Viertelstunde später würde er Dreil hinter sich gehabt haben, als der Arm der Gerechtigkeit ihn erfaßte. Dem Gericht war von der bevorstehenden, so überaus schnell beschlossenen Abreise Linsmar's

Anzeige gemacht worden; die Beziehungen des Barons zur von Oller'schen Familie, wie zu dem von Kennau und von Zahn waren gleichzeitig zur gerichtlichen Kenntniß gekommen, und der Inquirent begab sich deshalb ungesäumt in den Gasthof Zum Kaiser. Bei seinem Eintritt erblaßte Linsmar und stotterte in höchster Verlegenheit die Worte heraus: „Ich kann mir's schon denken!“ Aufgefordert, anzugeben, was er sich denken könne, verwirrte er sich noch mehr und leitete dann mit dem Ausruf: „Ich bin zu meinem großen Unglück nach Dreil gekommen! Gott, was werden meine Aeltern sagen!“ das folgende Bekenntniß ein:

„Ich habe am 22. Mai, früh zwischen 4 und 5 Uhr, den Oberlieutenant von Kennau im Hölzchen unsern Dreil im Duell erschossen. Ich bin dazu gereizt worden. Wäre der Kammerassessor von Zahn nicht gewesen, so wäre alles ausgeglichen worden; — als Kennau zu Boden sank, war ich nahe daran, durch einen zweiten Schuß mir selbst den Tod zu geben.“

In dem Kreise der Familie des Regierungsraths von Oller fanden im Jahre 1830 gesellige Abendunterhaltungen statt, zu welchen Offiziere und höhere Beamte der Stadt geladen wurden. In diesem Kreise waren alle in unserm Drama bereits genannten Personen eingeführt, und vorzüglich waren der Oberlieutenant von Kennau, der Baron von Linsmar und der Assessor von Zahn diejenigen, welche fast allabendlich bei von Ollers einsprachen. Die schöne Tochter des Hauses, Marie, die mit liebenswürdiger Grazie die Unterhaltung führte, war der eigentliche Magnet des Cirkels.

Am Abend des 12. Mai waren Linsmar und Zahn zugegen, Kennau aber zufällig nicht. Ohne irgend äußere Veranlassung sagte Zahn plötzlich zu dem Baron, jedoch ohne daß der Regierungsrath oder das Fräulein auf die einzelnen Worte besonders Acht gaben: der Oberlieutenant von Kennau habe ja neulich über ihn, Linsmar, vor der Oller'schen Familie gespottet und unter anderm mit unverkennbar spöttischer Miene und höhnischem Tone geäußert, daß es doch lange dauere,

bis der Herr Baron von Linsmar eine Anstellung erhalte. „Ueberhaupt“, fuhr der Assessor fort, „ist Kennau ein sehr spottsüchtiger Mensch, mir von allen Offizieren der verhaßteste; seine Witzelei und Satire haben mich schon oft beleidigt.“

Der Baron fühlte sich gekränkt, am 13. Mai ersuchte er den Lieutenant Kleefeld, mit dem Oberlieutenant Kennau Rücksprache zu nehmen und sich zu vergewissern, ob derselbe wirklich die mitgetheilte Aeußerung gethan habe und zwar mit der Miene des Spottes und dem Tone des Hohnes. Wenn von Kennau solches zugebe, solle er ihn auf Pistolen fordern.

Kleefeld sprach noch an demselben Tage mit Kennau und berichtete sodann dem Baron Linsmar, daß der Oberlieutenant zwar einräume, möglicherweise im vertrauten Familienkreise bei Regierungsrath von Oller Worte, wie die in Frage stehenden, gesprochen zu haben, jedoch keineswegs in der Absicht, den Baron beleidigen zu wollen, und am allerwenigsten mit spöttischer Miene und höhnischem Tone.

Während Kleefeld sich noch bei Linsmar befand, öffnete sich die Thür und der Assessor von Zahn trat ein.

Er fragte nach dem Inhalte des Gesprächs zwischen Kleefeld und Linsmar, als er es erfahren, lachte er höhnisch auf: „Ei, da sehe man die courageusen Herren! Beide bewerben sich um Donna Maria; der ehrliche Linsmar läßt sich vom Herrn Oberlieutenant durch Manövers, die bei den Damen selten ihren Zweck verfehlen, aus dem Felde schlagen und begnügt sich auf Kosten seiner Ehre mit einem so recht im stillen gelispelten: pater peccavi!“

Diese beißende Spottrede reizte den Baron von neuem. Man sprach hin und her und beschloß endlich, dem Rathe des von Zahn entsprechend, daß das beabsichtigte Duell auf Pistolen stattfinden solle, wenn der Oberlieutenant sich nicht bereit erkläre: dem Baron in Gegenwart des Fräuleins von Oller Abbitte zu leisten.

Wieder war es Kleefeld, der den Auftrag erhielt, diesen Beschluß dem von Kennau mitzutheilen. Der angebliche Beleidiger lächelte über die an ihn gestellte Zumuthung; er

entgegnete jedoch dem Lieutenant nach einigem Besinnen: da er durchaus nicht willens gewesen sei, den Baron irgendwie und ganz besonders nicht mit jenen Worten, durch welche er sich in seiner Ehre gekränkt fühle, zu beleidigen, sei er gern erbötig, auch in Gegenwart des Regierungsraths von Oller und dessen Tochter dies zu erklären. Mit diesem Zugeständniß war Linsmar völlig zufrieden; aber es sollte anders kommen.

Am 14. Mai vormittags hatte Kennau sich gegen Kleefeld erboten, „von Herzen gern“ dem Baron die von diesem gewünschte Erklärung im Kreise der von Oller'schen Familie zu geben; und schon am Morgen des folgenden Tages theilte Herr von Zahn dem Baron unter hämischen und tiefst verletzenden Randglossen Folgendes mit: Am Abend des gestrigen Tages habe der Herr Oberlieutenant den ganzen Hergang bei Ollers erzählt und den Baron bitter getadelt.

In schnell aufflammendem Zorne sandte von Linsmar augenblicklich Kleefeld zu Kennau, forderte ihn, ohne weitere Erörterung zu verlangen, auf Pistolen und bestimmte zugleich das Hölzchen bei Dreil zum Kampfplatze. Allein ehe Kleefeld von Kennau zurückgekehrt war, hatte sich die Aufregung des Barons wieder gelegt und als er vernahm, daß der Oberlieutenant die Ausforderung angenommen und seinen Freund, den Lieutenant Stopfel, gebeten habe, ihm zu secundiren, ersuchte er seinen bösen Dämon, den Assessor, augenblicklich zu Stopfel zu gehen und durch dessen Vermittelung die Herausforderung rückgängig zu machen. Zahn willigte scheinbar in das Verlangen, ging aber, wie später von ihm selbst zugestanden werden mußte, nur um deswillen zu Stopfel, um diesen, angeblich im Auftrage des Barons, zu fragen: ob Herr von Kennau sich wirklich stellen werde? „Linsmar traue demselben keine Courage zu!“ Stopfel wies Zahn zurecht und bat ihn dringend, dem Baron den Zweifel an dem Muthe des Oberlieutenants zu benehmen, dennoch aber ein Duell zu verhindern. Ein solches bringe einmal dem Herausforderer keine Ehre, dann aber würde dadurch von zwei jungen, blühenden, vom Glück fast gleich hoch begünstigten Männern einer, vielleicht beide einem frühzeitigen, beklagenswerthen Tode überliefert, und jedenfalls die Zukunft des

Ueberlebenden vernichtet werden. Die Schlange begab sich zurück, nicht um dem Baron zu hinterbringen, womit er betraut worden, wol aber um Linsmar zu versichern: daß an ein Zurückgehen des Duells nicht mehr zu denken sei; „Stopfel könne Kennau nicht einmal wieder dahin bringen, daß er sein erstes Versprechen realisire."

In einem leicht erklärlichen Zustande innerer Angst, Beschämung und Furcht vor den Folgen seines gethanen Schrittes ließ Zahn den jungen Mann von diesem Augenblick an allein, angeblich weil er überhaupt nun bei der Sache nichts mehr für ihn thun könne, da Kennau ihn (Zahn) zu seinem Secundanten erwählt habe!! — Linsmar solle nur nicht auf sich warten lassen und am 22. Mai früh nach 4 Uhr sich am bestimmten Platze rechtzeitig einfinden. — Damit aber ja eine Ausgleichung verhindert werde, ging der Assessor von dem verzweifelnden Linsmar weg, um dem Oberlieutenant Stopfel vorzuspiegeln, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, Linsmar zur Zurücknahme der Herausforderung zu veranlassen.

Dies alles geschah am 20. Mai 1830, und zwei Tage darauf hatte der Assessor die Genugthuung, sein teuflisches Werk mit blutigem Erfolg gekrönt zu sehen. Es muß noch bemerkt werden, daß Linsmar den Herrn von Zahn ausdrücklich fragte, ob im Falle der Entdeckung des Duells Strafe zu befürchten sei? Er, der erst seit wenigen Monaten im Lande war, kannte die Gesetze nicht, Zahn, der natürlich genau Bescheid wußte, erwiderte: „Ach, die hiesigen Behörden heißen das Duell durch ihre Connivenz gut!" — Hiermit war die letzte Hoffnung des Barons, den Zweikampf, vor dem ihm im Gefühle seines Unrechts bangte, zu umgehen, abgeschnitten. Am 21. Mai — wie und wo Linsmar diesen Tag zubrachte, wird uns nicht gesagt — mußte der Anstifter des Ganzen, Assessor von Zahn, mit sich und seinem Gewissen ins Reine gekommen sein; denn er arbeitete den ganzen Tag über in amtlichen Geschäften, stellte aus voluminösen Acten eine sehr verwickelte Rechnung auf, und sandte dieselbe am Abend dem Kammerpräsidenten mit einem Begleitschreiben zu, welches später ein wichtiges Beweismittel gegen ihn werden sollte.

Der unglückliche Kennau aber fertigte an diesem Tage das

schon oben erwähnte Cessionsdocument für seine Braut, schrieb den hierzu gehörigen, uns schon bekannten Brief — die letzte Arbeit seines Lebens — und ließ seine Freunde, den Hauptmann Amberg und den Oberlieutenant Stopfel zu sich bitten, nachdem, was nachträglich hier bemerkt sein mag, letzterer schon bei Gelegenheit der erstmaligen Forderung des von Linsmar am 13. Mai sich geweigert hatte, ihm zu secundiren: „da es eine gesetzwidrige Handlung sei", ihm dagegen das Versprechen gab, alles aufzubieten: „um die Sache zu redressiren, was Kennau weniger um seinetwillen, als seiner Braut wegen, sehr wünschte."

Am 21. Mai hatte Kennau, der inzwischen das Erbieten des von Zahn, ihm zu secundiren, angenommen, die beiden Offiziere, Amberg und Stopfel, nur um deswillen zu sich gebeten, damit sie das ihnen vorgelegte Document als Zeugen seiner freien Willensthätigkeit bei Errichtung desselben, unterschrieben. Er sagte: „er habe seiner Braut ein kleines Geschenk zugedacht." — Amberg kannte den wahren Grund dieser Schenkung nicht; Stopfel aber ahnte ihn. Als er die Schrift unterzeichnete, „bemächtigte sich seiner ein höchst schmerzliches Gefühl; es war ihm, als beglaubige er Kennau's letzten Willen!" — Die Ahnung des Freundes sollte ihn nicht täuschen.

Wie wenig übrigens Kennau einen blutigen Ausgang des Duells befürchtete, wie er vielmehr noch am Morgen des 22. Mai eine gütliche Ausgleichung hoffte, beweist die Bestellung des Mittagsmahls zu Felswind, welches er, den versöhnten Gegner vielleicht neben sich, im Kreise trauter Freunde und Kameraden, von denen keiner als Stopfel irgendetwas von dem bevorstehenden Zweikampf wußte, einzunehmen gedachte.

Und so tagte der 22. Mai und die vierte Morgenstunde schlug.

Lieutenant Kleefeld, der Secundant Linsmar's, war der erste am Platze; bald darauf erschien von Kennau's Secundant, Assessor von Zahn, und mit ihm der Gegner dessen, dem er seine Unterstützung zugesagt hatte, Baron von Linsmar. Er hatte ihn aus seinem Gasthofe abgeholt. Wenige Minuten

später stellte sich auch Kennau. Er trat rasch auf Linsmar zu und sprach die begütigenden Worte: „Um Ihnen Genugthuung zu geben, Herr Baron, bin ich hierher gekommen, obgleich ich mir bewußt bin, Sie wissentlich nie beleidigt zu haben!“

Der Baron war längst wieder kalten Bluts geworden und geneigt, den Zwist gütlich beizulegen. Die Sache würde sich friedlich gelöst haben, wäre von Zahn nicht gewesen. Der Assessor zitterte vor geheimer Wuth, daß angesichts der Entscheidung der Erfolg seines satanischen Plans zweifelhaft werden könnte, er stieß auf die versöhnenden Worte des Oberlieutenants, im Ausbruch des heftigsten Hasses, äußerlich aber in scheinbar gleichgültig-nonchalantem Tone hervor: „Meine Herren! ich habe mehr zu thun, als solche Exclamationen anzuhören; halten Sie sich nicht lange bei der Vorrede auf und wechseln Sie Ihre Kugeln!“

Nun mochte niemand mehr zurücktreten; man kam überein, daß die Kämpfenden drei Kugeln wechseln sollten. Kleefeld lud die Pistolen und untersuchte sie nochmals genau; jeder der Duellanten bekam seine eigene, weil die Construction beider Gewehre gleich war; die Mensur ward auf zehn Schritte genommen, dies geschah auf Kleefeld's ernstliches Andringen, Zahn wollte nur fünf Schritte bestimmt wissen, „um dem Duell einen blutigen Ausgang zu geben.“ Kennau legte Mantel, Degen und Tschako ab und stellte sich — eins! zwei! drei! — und Linsmar schoß! — Als der Rauch sich verzogen, stand Kennau unversehrt da, der Baron hatte gefehlt! — Da hob der Oberlieutenant die Pistole; festen Auges und fester Hand zielte er, drückte ab, und schoß absichtlich viel zu hoch. Kennau mochte nicht treffen und schoß in die Luft! — „Ich hätte den wackern Mann vor lauter Freude und Bewunderung erdrücken mögen!“ äußerte späterhin der Secundant Linsmar's, der übrigens nunmehr dafür hielt, daß der Ehre genug geschehen und die Sache zu Ende sein könne. Allein dies war gegen den Willen des Assessors.

Zahn, der Secundant dessen, der so edelmüthig das Leben des Feindes geschont hatte, dessen eigenes Leben er zu schützen versprochen, trat, während Kleefeld abermals die

Pistolen lud, unter einem Vorwande an Linsmar heran und flüsterte ihm die Worte zu: „Schießen Sie besser und treffen Sie sicher, halten Sie mitten auf den Mann, eine solche Behandlung en bagatelle kann sich ein Baron nicht gefallen lassen!“

Kennau und der Baron stehen sich wieder gegenüber. Linsmar zielt, fest und sicher, und wie er selbst gesteht: „nur in der Absicht zu treffen.“

Kennau sinkt diesmal zu Boden. — — —

Das Blut quillt sogleich in Strömen hervor. „Laßt mich liegen!“ spricht er mit schwacher Stimme — „ich sterbe — rettet euch! — Ich verzeihe Ihnen, Baron, — Sie waren Zahn's Werkzeug, der —“ hier versagte die Sprache. Die letzten Worte des Sterbenden, welche der von Angst und Verzweiflung außer sich gebrachte Linsmar noch vernimmt, sind: „Unglückliche Marie, — ich sehe dich wieder!“ — Einige krampfhafte Bewegungen, ein Zittern über den ganzen Körper, ein gewaltsames Recken und Kennau hatte ausgeathmet.

Gleich nachdem der Unglückliche gefallen war, rief Lieutenant Kleefeld den nach Zahn's Versicherung in die nächste Nähe in eine Waldhütte berufenen Arzt zur Hülfe herbei; es zeigte sich aber, daß Zahn auch hier den Schurken gespielt hatte. Es war kein Arzt da. Kleefeld warf ihm offen seine Erbärmlichkeit vor; allein Zahn läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Kalt und ruhig begegnet er dem Offizier mit den Worten: „Was hätte es denn auch geholfen, wenn der Arzt dagewesen wäre?!“

Während die andern vor Schrecken, Angst und Entsetzen in der ersten Viertelstunde und bis Kennau seinen Todeskampf vollendet hatte, verwirrt waren, dachte der schnell mit dem Gräßlichsten vertraut gewordene Assessor nur daran, einestheils seine und der beiden andern Sicherheit zu decken, anderntheils den Getödteten selbst noch im Tode zu beschimpfen. Er schlug vor, dem Leichnam eine Lage zu geben, welche es wahrscheinlich mache, daß Kennau als Selbstmörder geendet habe. Zu diesem Behufe sollte die noch geladene Pistole des Oberlieutenants abgefeuert und neben den Erschossenen gelegt werden.

Maschinenmäßig vollzogen Kleefeld und Linsmar, was der Assessor gebot; der Lieutenant entlud die Pistole und gab sie Zahn, der nun unter Linsmar's Beihülfe den Leichnam, der auf der linken Seite lag, auf den Rücken umdrehte. Dann wurden Mantel, Degen und Tschako mit besonderer Sorgfalt neben den Todten, die Pistole ihm zur Rechten gelegt und die Finger mit der Schwärze der Pfanne der Linsmar'schen Pistole eigens gefärbt. Endlich wurden im Sande alle Fußspuren bis auf die des Gefallenen vorsichtig vertilgt.

Alle drei verbanden sich zur Geheimhaltung der Sache und Zahn bemerkte: „Er werde nichts gestehen, auch wenn die andern gestünden. Selbst wenn sie alle so schofel wären, ihm gegenüber auf ihn zu bekennen, so werde er doch nichts aussagen; eher wollte er sich auf die Folter spannen lassen, als etwas bekennen, und, setzte er als Trumpf hinzu, er wolle ein Hundsfott sein, wenn er gestehe!" — Hierauf trennten sie sich, Zahn unter dem Versprechen, Stopfel vom Ausgange des Duells in Kenntniß zu setzen, auf verschiedenen Wegen nach Dreil zurückkehrend.

Noch in den Nachmittagstunden begegnete der Assessor dem Baron auf der Straße; er erzählte ihm, daß er Stopfel nur mit großer Mühe habe beschwichtigen können. Derselbe sei trostlos über seinen unglücklichen Freund gewesen; endlich habe er erklärt: „er werde aus Schonung für seinen Kameraden Kleefeld keine Anzeige erstatten, aber die Wahrheit sagen, wenn er von seinen Vorgesetzten amtlich gefragt werde."

Um den Baron, der ihm von nun an gefährlich war, zu entfernen, rieth ihm Zahn, auf das schnellste nach Italien zu reisen. Linsmar schrieb in der Angst an seine Aeltern um Geld, behufs des Antritts einer Reise „zur Erholung". Er erhielt die benöthigten Summen am Abend des 30. Mai und würde am 31. Mai morgens Dreil und Deutschland verlassen haben, wenn er nicht verhaftet worden wäre.

Stopfel war, wie Zahn richtig angegeben, trostlos über den Tod seines besten Freundes. Der Schreck über den Ausgang des Zweikampfes warf ihn auf das Krankenlager und einige Tage lang war er nicht recht zu sich selbst gekommen.

Kennau hatte Urlaub auf drei Tage und war deshalb weder

am 22. noch am 23. vermißt worden; noch ehe sein Urlaub endete, sollte die Entdeckung des Leichnams erfolgen, gleich als ob er auch im Tode seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe treu bleiben wollte.

Um 4 Uhr morgens, am 22. Mai, hatte Zahn seine Wohnung verlassen; gegen halb 6 Uhr kehrte er dahin zurück. Er verlangte Wasser; seine Haushälterin reichte ihm solches; er wusch sich die Hände. Sie bemerkte, daß schwarze Farbe an seiner rechten Hand sei; als er das Handtuch zurückgab, war das Gewebe geschwärzt. Wie später die Untersuchung zweifellos nachwies, rührte diese schwarze Farbe von Schießpulver her. Ob der Assessor, als er die Hände reinigte, sich der Worte der Lady Macbeth erinnerte:

Ein wenig Wasser wäscht die That uns ab —
Wie ist sie dann so leicht!

steht nicht in den Acten.

Doch — warum mußte dies alles geschehen? Warum mußte Kennau sterben? Warum Linsmar zu dessen Tödtung sich gebrauchen lassen, und was bewog den Assessor zu dem Bubenstück?

Die Antwort erhalten wir durch die Aussagen des Regierungsraths von Oller und seiner Tochter.

Nicht lange nachdem der Kammerassessor von Zahn in die geselligen Abendunterhaltungen der Oller'schen Familie eingeführt worden war, bemerkten der Regierungsrath und seine Tochter, daß dem Assessor die schöne Marie nicht gleichgültig sei und Zahn gab dies bei mehrern Gelegenheiten zu erkennen. Das Fräulein hatte jedoch vom ersten Augenblick einen nicht zu erklärenden Widerwillen gegen den zudringlichen Freier und nahm keinen Anstand, diese Abneigung deutlich an den Tag zu legen, so oft er seinerseits versuchte, eine ihm günstige Erklärung anzubahnen. So standen die Dinge, als Kennau und später auch der Baron von Linsmar im Hause Zutritt erhielten.

Die Liebe sieht scharf, die Eifersucht noch schärfer. Zahn

bemerkte die wachsende Neigung Kennau's zu dem Fräulein. Als er wahrnahm, daß Marie die Liebe des Offiziers erwiderte, schwor er dem beglückten Nebenbuhler den Tod.

Aber nicht allein Kennau war der Gegenstand seines glühenden Hasses und Neides, sondern auch der Baron Linsmar. Wegen seines feinen taktvollen Betragens, wegen seiner Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit wurde der Baron bei von Ollers ungleich lieber gesehen als Zahn, und bald so herzlich aufgenommen und mit so zarter Aufmerksamkeit berücksichtigt, daß der Assessor auch ihm grollte. Vorläufig machte er ihn zur Zielscheibe seines Witzes und verspottete den Adels- und Ahnenstolz des Barons.

Am 12. Mai nachmittags trafen sich Kennau und Zahn in der von Oller'schen Wohnung; das anfangs gleichgültige Gespräch zwischen ihnen, dem Regierungsrath und dessen Tochter wandte sich, durch Zahn veranlaßt, auf Linsmar, dem der Assessor im Laufe der Unterhaltung das Prognostikon stellte: „in das Kapitel der alten Candidaten zu kommen!" — Kennau, wie immer so auch hier ehrenhaft, vertheidigte den Abwesenden, äußerte, daß er denselben für einen sehr gebildeten jungen Mann halte, der längst verdient hätte, eine seinen nicht zu bezweifelnden Fähigkeiten wie seiner Bildung entsprechende Anstellung im Staatsdienste zu erhalten, und schloß diese Aeußerung, die, wie wir hören, gerade das volle Gegentheil der Worte waren, welche Zahn dem Baron hinterbrachte, mit der an den Regierungsrath gestellten Bitte: „Derselbe möge doch nicht unterlassen, für Linsmar am geeigneten Orte ein gewichtiges Wort zu sprechen."

Einige Abende nach jenem Nachmittage trafen sich der Oberlieutenant und der Assessor wieder bei von Ollers und wieder brachte Zahn die Rede auf den abwesenden Linsmar. Kennau versuchte auffallend absichtlich das Gespräch von dem Baron abzulenken. Endlich aber frug Zahn den Lieutenant direct nach seiner Ansicht über die geistigen Fähigkeiten des Barons. Kennau schwieg, Zahn aber ward immer hartnäckiger. Um nicht unhöflich zu sein, bemerkte der Oberlieutenant, daß er wegen Kürze der Bekanntschaft mit dem Baron sich zu einem Urtheil nicht für berufen erachten könne. „Uebrigens",

setzte er hinzu, „thue es ihm ohnehin sehr leid, daß die von ihm vor einigen Tagen in der besten Absicht für Linsmar bei dem Regierungsrath eingelegte Bevorwortung demselben entstellt und verdreht zugetragen und ihm, Kennau, hierdurch Unannehmlichkeiten (die Herausforderung vom 13. Mai) verursacht worden wären.“

Herr von Oller wie seine Tochter begriffen sofort, daß diese Worte dem von Zahn galten; sie äußerten sich höchst misbilligend über Weiterverbreitung traulicher Familiengespräche, und versicherten, daß sie dem Baron bei erster Gelegenheit das Wahre des Hergangs mittheilen würden. Zahn verabschiedete sich, Wuth und Rachedurst im Innern, sobald als möglich.

Den weitern Verlauf der Sache kennen wir.

Der Baron von Linsmar und der Lieutenant Kleefeld legten ein unumwundenes Geständniß ab, ebenso der Lieutenant Stopfel. Linsmar überreichte die Pistole, mit welcher er Kennau erschossen, und die Kugel paßte genau in die Mündung.

Der Hauptmann Amberg und der Oberlieutenant Stopfel wurden aus dem Arrest entlassen und die Untersuchung hatte nur noch die Aufgabe, den von Zahn, welcher beharrlich leugnete, zum Geständniß zu bringen.

Karl von Zahn, 27 Jahr alt, aus Dreil gebürtig, woselbst seine Aeltern ansässig waren und auch verstarben, besuchte in den ersten Jugendjahren das Kreisgymnasium seiner Vaterstadt, bezog später die Hochschulen Göttingen und Jena, woselbst er die Rechte und Cameralia studirte, und trat nach vollendeten Universitätsstudien und wohlbestandenem Examen in den Staatsdienst ein. Seine Kenntnisse, sein Fleiß und seine Tüchtigkeit ließen ihn schon nach wenigen Jahren zum Kammerassessor cum voto bei dem Dreiler Kammercollegium vorrücken.

Er war nicht ohne Vermögen, als Geschäftsmann und Arbeiter sehr brauchbar, erfreute sich aber in seinem Privatleben nicht gleicher Anerkennung; seine Vorgesetzten bezeichneten als die Grundzüge seines Charakters: „Stolz, Eitelkeit, Einbildung, Eigenliebe, Ehrgeiz, Prahlerei und satirisches Wesen.“

Der Kammerdirector sagte positiver über ihn: „Zahn gehört zu der Klasse übelgesinnter Menschen, in denen die Satire nicht etwa aus Misvergnügen an irgendeiner bemerkten Unvollkommenheit, sondern aus Schadenfreude, die Bitterkeit nicht aus der Saitre, sondern die Satire aus der Bitterkeit entsteht. Zahn ist zanksüchtig und boshaft und ich erinnere mich einmal von meinem Collegen die Aeußerung gehört zu haben: Haug müsse einen solchen Zahn vor sich gehabt haben, als er sein bekanntes Epigramm *) über die Bosheit geschrieben hätte. Zahn ist unwahr und verleumderisch und hat eine unausstehliche politische Parteisucht.“

Die erste Vernehmung bestätigte nur zu bald die Wahrheit dieses Urtheils über seinen Charakter. Er bemerkte gleich in allem Anfange: über den vermißten Oberlieutenant von Kennau irgendeine Auskunft nicht abgeben zu können; stellte in Abrede, an dem Tage vor dem Duell mit dem Oberlieutenant Stopfel in dem Hofe der Kaserne zu Dreil auf- und abgegangen zu sein; erkannte das in der Wohnung des von Kennau aufgefundene mit den Buchstaben v. Z. unterzeichnete Billet, als von ihm geschrieben, nicht an; und blieb bei dieser Behauptung, obgleich Schreibverständige auf Pflicht und Schwur versicherten, daß nur er und niemand anders sonst das fragliche Billet geschrieben habe.

„Wenn ihr alle gesteht, ich gestehe nichts, selbst wenn ihr so schofel wäret, mir gegenüber auf mich zu bekennen. — Ich lasse mich eher auf die Folter spannen, ehe ich etwas bekenne; ich will ein Hundsfott sein, wenn ich gestehe; ich gestehe nichts und wenn ihr alle gegen mich zeugt!“ — Dieser

---

*) A. Ich thät' ihm gern ein Uebel an,
Um seines Aergers dann zu lachen!
B. Er hat dir aber nichts gethan.
A. Nun! Einer muß den Anfang machen!

Worte mochte Zahn eingedenk sein, als er mit brüsker Stimme und hochfahrendem Wesen in seinem ersten Verhöre, als Inquisit, erklärte: „daß er sich gegen die Richter, welche seine jetzige Verhaftung veranlaßten, sowol als gegen das Gericht, das sie verfügte, Genugthuung zu verschaffen wissen werde."

Der Inquirent war durch die Geständnisse Linsmar's und Kleefeld's zwar im voraus darauf gefaßt gewesen, daß er es mit einem hartnäckigen Individuum zu thun bekomme, auf eine solche Sprache jedoch war er nicht vorbereitet; er beschloß deshalb, gegen einen „ebenso verschlagenen als dreisten Angeschuldeten" nur „mit der größten Vorsicht" vorzuschreiten und ließ aus diesem Grunde den Assessor unter den Worten: „Mein Herr von Zahn, Sie sind zu sehr aufgeregt, als daß das Verhör mit Ihnen fortgesetzt werden könnte", wieder in das Gefängniß zurückbringen.

Um noch überzeugendere Beweismittel zu erlangen, schritt der Inquirent zur Vernehmung mehrerer Personen und unter andern auch der Haushälterin des Assessors. Wir haben oben schon vernommen, daß Zahn nach seiner Heimkehr am Morgen des 22. Mai die geschwärzte rechte Hand wusch und daß an dem Handtuch, dessen er sich bei dem Abtrocknen bediente, schwarze Farbe kleben blieb.

Dieses Handtuch übergab die Zeugin dem Gericht, zugleich gab sie an, daß ihr Herr eine Stunde nachdem er damals nach Hause gekommen, ihr bemerkt habe: er sei mit dem Baron von Linsmar spazieren gegangen und habe seinen Siegelring auf diesem Spaziergange verloren. Auf die Frage der Haushälterin, in welcher Gegend er denselben verloren, habe der Assessor nur geantwortet: das Suchen helfe ja doch nichts.

Der Untersuchungsrichter nahm an, daß der Ring auf dem Kampfplatze verloren worden sei und verfügte sofort die genaueste Nachforschung, und wirklich fand eine arme Tagelöhnerin in dem Geäste jener den Sandplatz des Gehölzes am Westende begrenzenden Kiefer einen feinledernen Handschuh, in dessen einem Finger „etwas Hartes stak".

Es war ein goldener Siegelring und ohne Zweifel der von dem Assessor vermißte; der Ring trug das Zahn'sche

Wappen, oben, rechts und links am Helm die Buchstaben C. v. Z. und wurde auch von der Haushälterin, welche diesen Ring täglich und zuletzt am Morgen des 22. Mai gesehen hatte, als der verlorene auf das bestimmteste anerkannt.

Es kam darauf an, den von Zahn gleichfalls zur Anerkennung dieses Ringes zu bringen. Zu diesem Zwecke schritt der Richter ebenso vorsichtig als gewandt vorwärts; es wurde ermittelt, daß Zahn seiner Haushälterin am Abend des 21. Mai ein Briefchen zur Bestellung an den Lieutenant von Kennau gegeben hatte, welches sie dessen Bedienten eingehändigt. Ferner: daß sie fast in derselben Stunde im Auftrage des Assessors Acten zu dem Kammerpräsidenten hatte tragen müssen, denen gleichfalls ein Brief ihres Herrn beilag. Auch diesen Brief verschaffte sich der Inquirent; das Schreiben war vom 21. Mai abends 8 Uhr datirt; das Siegel, mit dem es verschlossen gewesen, trug den Abdruck des Wappens im Zahn'schen Ringe und Sachverständige beschworen die Identität beider. So gerüstet ging der Untersuchungsrichter aufs neue daran, Zahn durch Vorhaltung aller gegen ihn sprechenden Thatsachen und Aussagen zu einem Geständniß zu bewegen oder ihn in dem eigenen Lügennetze zu fangen.

Dieses am 6. Juli vorgenommene Verhör hatte das gewünschte Resultat.

Der Assessor wurde vorgeführt, ernstlichst zur Angabe der Wahrheit ermahnt und aufgefordert, anzugeben, wie und wo er den 21. Mai zugebracht habe. Er erwiderte, daß er an diesem Tage „eine sehr pressante Arbeit" vorgenommen, die ihn bis abends beschäftigt und in seiner Wohnung den ganzen Tag über zurückgehalten habe. Auf die Frage, worin diese Arbeit bestanden, antwortete er anfangs: „daß er über seine Thätigkeit als Staatsdiener keine Auskunft zu geben brauche"; bequemte sich aber dann doch, seine Beschäftigung wahrheitsgemäß anzugeben. Auf die weitere Frage, ob er noch am Abend des 21. Mai die bearbeiteten Acten dem Kammerpräsidenten mit oder ohne Begleitungsschreiben zugeschickt habe, gab er lächelnd die Auskunft, daß er allerdings den Acten ein Briefchen beigelegt habe, und brach hierbei spöttisch in die Worte aus: „Wohin mag dies führen?"

Nachdem er den Brief an den Kammerpräsidenten unbedingt als von ihm geschrieben anerkannt hatte, legte man ihm das mit v. Z. unterzeichnete, in der Wohnung des Kennau vorgefundene Billet nochmals vor, und frug ihn, ob er nicht selbst einräumen müsse: daß die Schriftzüge beider Scripturen von einer und derselben Hand herrührten?

Der Angeklagte antwortete mit Ruhe: „Es gibt viele Hände, die sich gleich sind. Das bei Kennau gefundene Billet habe ich nicht geschrieben; es mag es meinetwegen geschrieben haben, wer da will!“ Als der Inquirent bemerkte, daß auf diesem Billet, um es zu einem Beweisstück zu machen, nur Adresse und Siegel fehlten, fiel ihm Zahn in das Wort: „Das war es eben. — Hände sind leichter nachzumachen, als Wappen zu stechen. Ich pflege Billets dieser Art jedesmal so zusammenzubrechen und mit meinem Wappen zu versiegeln, wie das Billet an den Herrn Präsidenten!“

Jetzt hatte ihn der Untersuchungsrichter da, wo er ihn haben wollte. Er ließ den Assessor das Siegel auf dem an den Präsidenten geschriebenen Briefe anerkennen und ihn nochmals versichern, dieses Schreiben wirklich geschrieben zu haben, ging aber bereitwillig mit ihm von dieser Richtung des Verhörs auf einen andern Gegenstand über. Es geschah, um nicht voreilig und zur Unzeit den Angeklagten auf die Wichtigkeit seines soeben erhaltenen Zugeständnisses aufmerksam zu machen.

Nachdem Zahn die nochmalige Versicherung, das Billet an den Kammerpräsidenten erst am Abend des 21. Mai geschrieben zu haben, ungeduldig mit den Worten: „Nun ja, ich hab's ja schon gesagt!“ ertheilt hatte, fragte er anscheinend in der größten Unbefangenheit, nach Linsmar: „A propos! Ist wol der Baron von Linsmar noch hier? Er wollte mir vor seiner Abreise nach Frankreich das ihm geliehene Geld zurückzahlen. Sollte er noch hier sein, so würde es mir pecuniären Nutzen bringen, wenn Sie mich mit ihm sprechen lassen wollten!“

Der Inquirent erwiderte anscheinend ganz gleichgültig, wenn Zahn denselben Linsmar meine, der in dem Gasthause Zum Kaiser logirt habe, könne er dem Assessor mittheilen, daß dieser Herr nicht mehr dort sei; er habe sich vielmehr schon

vor einigen Wochen Pässe zu einer Reise in das Ausland geben lassen.

Zahn vermochte seine Freude kaum zu verbergen; er affectirte jedoch Verdruß, und äußerte: „a Dwerde ich wahrscheinlich um mein Geld kommen; ich habe dem jungen Menschen immer nicht recht getraut.“

Auf die Frage des Untersuchungsrichters, wo er am 22. Mai morgens gewesen, erklärte Zahn, daß er bis gegen Mittag nicht aus dem Hause gekommen sei, er gab sein Ehrenwort für diese Angabe, nahm sie aber gleich wieder zurück, als ihm bemerkt wurde, daß Zeugen ein anderes behaupteten, und daß insbesondere sein eigener Dienstbote eidlich das Gegentheil ausgesagt habe. Nun räumte der Assessor ein, am 22. Mai morgens 4 Uhr, Linsmar im Gasthofe Zum Kaiser aufgesucht zu haben, um von ihm das Geld wieder zu erhalten, weil ihm, dem Zahn, „gesteckt“ worden sei, Linsmar wolle um 6 Uhr früh abreisen. Er gab auch zu, mit dem Baron einen Spaziergang gemacht zu haben, verlegte den Weg aber in eine dem Gehölze, in dem das Duell statthatte, gerade entgegengesetzte Richtung und stellte auf das beharrlichste ein Zusammentreffen mit andern Personen, und namentlich mit Offizieren, am fraglichen Morgen in Abrede.

Jetzt wurde ihm der aufgefundene Ring vorgelegt; er erkannte ihn für den seinen, behauptete aber, ihn vor sechs bis acht Wochen dem Baron von Linsmar geschenkt zu haben. Auf die Frage, wie es dann komme, daß er mit diesem Ringe noch am Abend des 21. Mai einen Brief an den Kammerpräsidenten habe versiegeln können? verstummte er. Endlich wagte er es, sich auf Linsmar zu berufen, der ihm, wenn er hier wäre, bestätigen müsse, daß er ihm den Ring geschenkt; „er (Zahn) habe mehrere Siegel zu Hause und mit einem *dieser* Siegel sei der Brief an den Präsidenten verschlossen worden.“

Jetzt wurden ihm der Lieutenant Kleefeld und der Baron Linsmar gegenübergestellt. Beschämt und zerknirscht mußte Zahn bekennen, daß er gelogen habe. Nun hielt ihm der Inquirent nochmals alle Verdachtsgründe vor, er hielt ihm vor, daß Stopfel, Kleefeld und Linsmar gestanden, er hielt

ihm vor, was er im Oller'schen Hause gesprochen, was er geschrieben, welche Bewandtniß es mit dem ihm vorgelegten, von Pulverfarbe geschwärzten Handtuche und mit den ihm gleichfalls vorgelegten Pistolen Kennau's und Linsmar's habe, er eröffnete ihm, wie und wo der Ring gefunden, und schloß seine Aufforderung, nicht länger zu leugnen, und sich nicht unglücklicher zu machen, als er es schon sei, mit den Worten: „Herr Assessor! Alles ist Ihnen bekannt, aber auch dem Gericht! Täuschen Sie sich also nicht über die Lage, in der Sie sich befinden!“

Als Zahn, den Blick nicht von dem Fußboden des Verhörzimmers aufrichtend und mit der Hand fortwährend an einem Schnupftuche zupfend, ausrief: „Ich bin verwirrt! — — Schonen Sie mich in diesem schrecklichen Zustande! — — Lassen Sie mir Zeit, bis der Kampf in meinem Innern geschlichtet ist!“ — und als der Untersuchungsrichter nicht nachließ, in ihn zu dringen, und ihn frug: „Welch' ein Kampf! sagen Sie, Herr von Zahn, welch' ein Kampf!“ — — da begann der Elende zu weinen und zu schluchzen; er bedeckte das Gesicht mit seinem Schnupftuche und seufzte: „Ach Gott, ach Gott!“ Das waren die einzigen Worte, welche er auf alle weitern Fragen des Inquirenten jammernd vorbrachte.

In edler Schonung des endlich zum Durchbruch gekommenen bessern Gefühls und in kluger Benutzung des Augenblicks, bot der Untersuchungsrichter dem Assessor Feder, Tinte und Papier. Zahn nahm es, drückte dem Inquirenten heftig die Hand und sagte unter Thränen: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich vorhin einer Beschämung überhoben haben und einer zweiten mich jetzt überheben; mein Ehrenwort! ich schreibe die Wahrheit; ich kann noch alles wieder beibringen; ich will nichts bemänteln, nichts, gar nichts!“ — In das Gefängniß zurückgebracht, hielt er Wort; schon am zweiten Tage nach seinem Verhör ließ er durch den Inspector des Arresthauses nachfolgendes Schreiben übergeben.

„Ich fühle nur zu tief, daß Sie eine Menge von Gründen haben, mich zu verachten, und dieses Gefühl ist mir in meiner jetzigen Lage das peinigendste. Fand ich noch gestern, ehe Sie mich zerknirschten, darin einen schändlichen Triumph, daß ich

der letzte sein würde, welcher Geständnisse ablege, so empfinde ich jetzt die tiefste Reue darüber, daß ich nicht der erste gewesen bin, der die Wahrheit sagte! Aber wenn Sie ermessen, welches Los das Gesetz mir bestimmt, dann werden Sie mir gewiß weniger zürnen; Sie werden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen sage, daß schon viele Nächte hindurch der Schlaf, der mir sonst Ruhe und Erholung gewährte, die Zeit der ausschweifendsten Schrecknisse und Erschütterungen war, wo die zurückgehaltenen Gefühle der Natur und die unterdrückten Erinnerungen sich loswanden und die Seele durchstürmten! Ich bin ja Kennau's Mörder; Linsmar war nur das Mordwerkzeug, womit der Sterbende selbst den Verzweifelnden tröstete. Ich liebte Marie von Oller! — Sie wird mir fluchen, daß ich den Bräutigam ihr raubte! Ich schwor den Untergang ihm und Linsmar, der bei Ollers ebenfalls lieber gesehen ward als ich; ich habe beide entzweit, das Duell durch Intrigue zu Stande gebracht! Möchte — so dachte ich — fallen, welcher wollte; der andere müsse fliehen und (o, ich Thor!) Marie dann die Meine werden. Hier haben Sie mit kurzen Worten die schändliche, strafwürdige That, bei deren Bewußtsein, selbst wenn mein letzter Zweck erreicht worden wäre, für mich nimmer ein reiner Genuß des Guten möglich gewesen sein würde! Ueberheben Sie mich der Erzählung aller Intriguen, durch welche ich Kennau's Tod herbeiführte. Es wird dem erkennenden Richter genügen, wenn ich Ihnen frei und unumwunden gestehe, daß ich die wohlgemeinte Aeußerung Kennau's über Linsmar diesem entstellt zutrug, daß ich es dahin brachte, daß Linsmar Kennau auf Pistolen fordern ließ; daß ich Linsmar's Vertrauen, das er mir dadurch bewies, daß ich den Sühnestifter machen sollte, misbrauchte; daß ich mich selbst zu Kennau's Secundanten erbot, um gewiß zu sein, daß das Duell nicht rückgängig werde; daß ich das Billet, das Sie mir vorzeigten, allerdings an Kennau geschrieben, den Baron von Linsmar am 22. Mai früh zum Duell abgeholt und Kennau dabei wirklich secundirt habe. Ich will eingestehen, daß Kleefeld Linsmar's Secundant war; daß ich — um dem Duell einen blutigen Ausgang zu geben, die Mensur nur

auf fünf Schritt bestimmt wissen wollte, daß aber Kleefeld dies nicht zugab, und daß ich, vor dem zweiten Schusse, den Baron Linsmar aufforderte, besser zu schießen und, um sicherer zu treffen, mitten auf den Mann zu halten! — — Pfui! ich sehe in Kennau's Secundanten einen niederträchtigen Schurken — so höre ich Sie sagen, und so ist es auch! Ich will gestehen, daß ich keinen Arzt zum Duell bestellt habe, obgleich ich Kennau und Linsmar dies glauben machte; ich war zu sehr von der Idee durchdrungen, daß einer auf dem Platze bleiben müsse! — Ich will gestehen, daß ich nach Kennau's Fall den Anschlag gab, den Getödteten in den Verdacht des Selbstmörders zu bringen, und daß wir unsererseits alles gethan haben, was wir zur Erreichung dieser Absicht für gut hielten. Dies — so glaubte ich — gereiche zu unserer Sicherheit und entspreche meinem abscheulichen Plane. Marie von Oller hätte gewiß den Selbstmörder eher vergessen, als den im Zweikampf Gefallenen! — Ich will gestehen, daß ich meinen Handschuh nebst dem Siegelring, um ihn bei unserm Lügenwerk nicht zu beschmuzen, irgendwohin gelegt, vergessen und nicht den Muth gehabt habe, ihn zu suchen. Ich will endlich gestehen, daß ich zur Erreichung meiner Absicht den Baron Linsmar zur Flucht nach Italien zu bestimmen gesucht habe! Hier haben Sie das Scheußliche meines Innern. Ich hätte manches bemänteln können, aber nein! Ich gab Ihnen mein Wort, Wahrheit zu sagen, und dieses Wort habe ich gelöst, wie mein Gewissen mir sagt, das bei diesem Geständniß großer Verschuldung sich erleichtert fühlt.

Dreil, im Arresthause, am 7. Juli 1830.

Karl von Zahn."

Am 8. Juli kam dieses Schreiben zu den Untersuchungsacten; am 9. desselben Monats bekannte sich Zahn zu seinem Inhalt, gestand von nun ab alles auf das reumüthigste und kam, mit Ausnahme einiger unwesentlichen Nebenpunkte, in seinen wiederholt abgelegten Bekenntnissen vollkommen mit denen seiner Mitschuldigen überein.

Er blieb auch bei seiner Angabe durchgehends stehen, suchte jede Erschwerung der Führung der Untersuchung, soviel an ihm, zu heben und so konnten die geschlossenen Acten noch im Monat Juli 1830 dem erkennenden Obergericht vorgelegt werden.

Durch Erkenntniß des Criminalobergerichts der Provinz wurde: „der bisherige Kammerassessor, nunmehrige Inquisit Karl von Zahn, geständig und überführt, daß er böslicherweise und zur Erreichung eigennütziger Zwecke das am 22. Mai d. J. zwischen dem Baron von Linsmar und dem Oberlieutenant von Kennau stattgehabte Duell auf Pistolen veranlaßte, die Versöhnung der Genannten verhinderte, dem Oberlieutenant von Kennau secundirte und — als Kennau's Secundant dem Baron von Linsmar arglistigerweise zum Zorne reizte, dem so Gereizten dann die Stelle bezeichnete, wohin er den Gegner treffen sollte u. s. w., auf den Grund des Duellmandats vom 2. Januar 1708 zur Todesstrafe verurtheilt." Die gleiche Strafe wurde über den Lieutenant Kleefeld verhängt und sollten beider Körper auf den Richtplatz beerdigt werden; Baron von Linsmar wurde zu zehnjährigem Festungskerker, Oberlieutenant Anton Stopfel zu sechswöchentlichem Arrest, um deswillen verurtheilt, „weil er von dem am 22. Mai stattgehabten Duell Kenntniß hatte und es durch Anzeige bei der Obrigkeit nicht zu verhindern suchte", Hauptmann Amberg aber freigesprochen.

Dieses Urtheil kam jedoch nicht zum Vollzuge; es wurde durch landesherrliches Rescript die dem Assessor von Zahn zuerkannte Todesstrafe in zwanzigjährigen Festungskerker, die über den Lieutenant Kleefeld verhängte gleiche Strafe in dreijährigen Festungskerker und die über den Baron von Linsmar ausgesprochene zehnjährige Festungsstrafe auf acht Jahre in der Dauer gemildert, dem Oberlieutenant Stopfel aber jede Strafe nachgelassen und verfügt, daß er in seine Functionen als Offizier sofort wieder einzutreten habe.

Uebrigens fand gleichwol, wie nicht zu umgehen war, die Eröffnung des criminalgerichtlichen Erkenntnisses an die Ange-

schuldigten statt, wobei Zahn erklärte: „daß er den Tod verdient habe und infolge seiner diesfallsigen Ueberzeugung nicht einmal sich bittend an die höchste Stelle wenden werde; Linsmar aber, sowenig als Kleefeld, dessen Urtheil mit Blut geschrieben sei, verdienten diese Strafen nicht, und gern würde er auf sich es nehmen, für Linsmar's That selbst zu büßen, wenn es gesetzlich zulässig wäre und die ihm zuerkannte Todesstrafe eine größere Buße verstatte."

Die der Publication des Erkenntnisses auf dem Fuß folgende Bekanntmachung des Begnadigungsrescripts an die Verurtheilten erfreute Zahn ungemein um Linsmar's und Kleefeld's willen, nicht weil ihm Gnade zutheil geworden war: „ihm biete das Leben doch nichts mehr; — er hätte den Tod vorgezogen."

Am 3. September 1830 wurden alle drei zur Verbüßung ihrer Strafe auf die Festung gebracht; Linsmar und Kleefeld nahmen das innigste Bedauern aller, welche von ihrem traurigen Schicksal Kenntniß hatten, mit in ihre Gefangenschaft.

Marie von Oller war — noch ehe der Todestag ihres Verlobten wiederkehrte — begraben. Der Gram um den verlorenen Bräutigam hatte sie getödtet.

Ein Gelöbniß von drei Dieben.

(Berlin 1843.)

Der Winter zu Ausgang des Jahres 1843 zeichnete sich in Berlin durch häufige, mit großer Verwegenheit ausgeführte Verbrechen gegen das Eigenthum und die persönliche Sicherheit aus. Die Witterung war rauh, der Verdienst gering, und die Strafanstalten hatten gerade damals eine beträchtliche Anzahl von Sträflingen nach überstandener Strafzeit entlassen. Die meisten dieser Verbrechen mußten von den erfahrensten und gewitzigsten Dieben der Residenz begangen sein, so schlau und kühn, mit so genauer Kenntniß der Verhältnisse und Verachtung der Gefahr wurden sie verübt. Man verwahrte sich mit Schlössern, Riegeln und Eisengittern. Es wurden Schränke, Thüren und Fenster mit rasselnden Musikwerken ausgeboten, Privatwächter bestellt und die Polizei verdoppelte ihre Anstrengungen. Dennoch war alles umsonst. Immer neue, frechere Einbrüche setzten die Bevölkerung in Schrecken, allmählich bemächtigte sich der ganzen Stadt das Gefühl der Unsicherheit.

Als einige kecke Gesellen nachts in eine der frequentesten Straßen mittels einer Leiter, die sie vor der Hausfront anlegten, eine Treppe hoch eingestiegen waren, den Bewohner in seiner Schlafstube eingeschlossen, die werthvollen Sachen ausgeräumt und sich dann unbehelligt auf demselben Wege mit ihrer Beute entfernt hatten, erschien eine jener Caricaturen, durch welche der berliner Volkswitz seine Kritik der öffentlichen

Angelegenheiten so treffend und scharf an den Tag zu legen pflegt. Ein Dieb steht auf einer Leiter, um ins erste Stockwerk einzusteigen. Die Cigarre ist ihm ausgegangen, er bittet deshalb einen vorübergehenden Gensdarm um Feuer.

Einer jener Diebstähle, der damals ungeheueres Aufsehen erregte, verdient in das Andenken zurückgerufen zu werden und wird auch jetzt noch das Interesse fesseln, weil eine so wunderbare göttliche Nemesis dabei obwaltete und weil das vollständige Bekenntniß des einen reumüthigen Verbrechers einen Blick in die eigentliche Lasterschule thun läßt, aus welcher die gefährlichsten Subjecte unter unsern Straßendieben hervorgehen.

Der Diener einer vornehmen Familie trat am Abend des 2. December 1843 in reicher Jägerlivree in einen berliner Branntweinladen und forderte ein Glas Liqueur. Der Wirth, bei dem er öfter einkehrte, fragte ihn, weshalb er sich so lange nicht habe sehen lassen. Der Diener klagte nun über das Hundeleben, welches er in seinem Hause führe, vom Morgen bis zum Abend müsse er hinter den Fräuleins und der Herrschaft herlaufen, bald in die Putzläden, bald zum Juwelier, bald ins Concert, zu Besuchen und ins Theater. Der eine befehle ihm dies, der andere jenes, er wisse oft nicht, wo ihm der Kopf stehe. Heute aber sei es gar nicht zum Aushalten, das älteste gnädige Fräulein mache Hochzeit, da sei er nicht zu sich selber gekommen, von früh an habe er das Silberzeug putzen müssen und jetzt eben wolle er noch zum Goldarbeiter, um einen Armleuchter zu holen.

Der Jäger trank noch ein Gläschen zur Stärkung, dann ging er seiner Wege.

Ein Mensch in abgetragener Kleidung, der im Winkel saß, hatte alles mit angehört. Er erkundigte sich bei dem Wirth, wer der Jäger sei und wo er in Diensten stehe. Der Mann war ein alter guter Kunde, der Wirth nannte ihm deshalb bereitwillig den Namen des Jägers und seiner Herrschaft; er setzte hinzu, die letztere sei enorm reich und sehr freigebig, bei ihr hätten es die Leute gut. Der Frager stieß einen Fluch aus und sagte: „Ja, wer es hat, bei dem liegt's in Haufen.“ Er raisonnirte über die ungerechte Vertheilung der Glücksgüter

und zog sich brummend auf seine Bank im Hintergrunde des Ladens zurück. Hier flüsterte er leise mit zwei andern Gästen seines Schlages, dann bezahlten alle drei, was sie getrunken hatten und verließen zusammen das Local.

Auf der Straße setzten sie leise ihr Gespräch noch eine Weile fort, der eine sagte: „Ich will des Teufels sein, wenn ich nicht komme", der zweite betheuerte: „Brüder verlaßt euch auf mich, ich bin dabei, und wenn ich auch das Bein brechen sollte", der dritte versicherte: „Ich fehle nicht und wenn's mich zehn Jahr Zuchthaus kostet."

Mit dem Losungswort: „Schlag 2 Uhr, wenn der Wächter vorbei ist", trennten sie sich.

Das Haus, in welchem die Herrschaft des Jägers wohnte, stieß mit dem Hintergebäude auf eine einsame Straße. Hier fanden sich die drei Kumpane, als die Glocke 2 schlug, zusammen, setzten eine Leiter an und stiegen hinauf. Der Vorderste drückte vorsichtig eine Scheibe ein, öffnete das Fenster und alle drei sprangen einer nach dem andern hindurch auf einen Gang. Der letzte zog die Leiter nach sich und lehnte sie an die Wand des obengedachten Ganges. Die Spitzbuben waren mit Aexten, Nachschlüsseln und Säcken versehen und schienen mit den Localitäten vertraut zu sein. Sie schlichen auf den Zehen weiter bis zu einer Treppe, welche in den Hof führte. Ueber den Hof gelangten sie in das Vorderhaus und fanden daselbst die Thür des Vorsaals verschlossen. Mit Hülfe eines Dietrichs wurde sie geöffnet, auch die Flügelthüre zu dem Saale, in welchem das Hochzeitsmahl gefeiert worden war, ließ sich mit einem ähnlichen Instrument ohne große Schwierigkeit aufmachen. Sie zündeten nun ihre Diebeslaternen an und sahen mit freudigem Staunen, daß die lange Tafel mit kostbarem Silbergeschirr bedeckt war. Hastig griffen sie zu und stopften in ihre Säcke, was irgend werthvoll war und Platz hatte. Das Werk war in wenig Minuten vollbracht, sie traten den Rückweg an.

Derselbe Jäger, der durch seine unbedachte Rede die Gauner herbeigezogen hatte, schlief in dem Hinterhause, in einer Kammer, die auf den Gang mündete. Die Thür seiner

Kammer stand offen und plötzlich erwachte er durch einen kalten Wind, den er über sein Gesicht streichen fühlte. Der Luftzug kam durch die von den Dieben zerbrochene Scheibe. In der Meinung, daß jemand ein Fenster aufgelassen habe, stand er auf, um es zu schließen. In der Dunkelheit herumtappend, stieß er an die Leiter, gleich darauf trat er auf Glasscherben und bemerkte die eingedrückte Fenstertafel. Jetzt wußte er, was es gab. Rasch entschlossen sprang er in die Kammer zurück, riß den Hirschfänger aus der Scheide und war schon wieder mit seiner blanken Waffe in der Hand auf dem Gange, als die Spitzbuben aus dem Hofe die Treppe heraufkamen. Muthig stürzte er ihnen mit dem Rufe: „Diebe! Diebe!“ entgegen. Sie warfen eilig ihre Säcke fort. Der eine schwang die Axt und ging auf den Jäger los. Dieser aber kam ihm zuvor und hieb ihm mit der Klinge des Hirschfängers über den Kopf, daß er zusammenbrach. Der zweite war inzwischen rasch durch das Fenster auf die Straße gesprungen, der dritte stand vor Schreck wie angewurzelt, er wagte weder zu fliehen, noch sich zu wehren.

Der Jäger hielt ihn fest bis die andern Hausbewohner herbeieilten. Von draußen kam endlich auch der Nachtwächter und rief hinauf: was denn passirt sei, auf dem Steinpflaster liege ein Kerl, der jämmerlich stöhne. Die Diebe wurden verhaftet und zwei von ihnen ins Gefängnißlazareth gebracht.

Derjenige, welchen der Hirschfänger des Jägers getroffen, konnte nicht mehr vernommen werden. Die Wunde war zu tief in das Gehirn gedrungen, er verschied nach elfstündigem Todeskampfe. Man erkannte in ihm einen schon oft bestraften Dieb und Betrüger, einen ehemaligen Tischler, der ein wüstes Leben geführt hatte. Sein Körper war, wie die Leichenöffnung ergab, durch Ausschweifungen und den Branntwein dermaßen zerrüttet, daß ihm der Hieb des Jägers nur von einem langsamen qualvollen Tode errettet hatte.

Der zweite Verwundete hatte infolge des Sprunges aus dem Fenster den rechten Schenkel an zwei Stellen gebrochen und eine starke Gehirnerschütterung erlitten. Er konnte nur mühsam wenige Worte sprechen. Auch er war ein bereits zu wiederholten malen bestrafter Dieb, ein früherer Maurer, der

sich seit längerer Zeit als Vagabund in Berlin umhergetrieben hatte. Seine schlechten Säfte erschwerten die Cur, der Brand kam hinzu, und es wurde nöthig, ihm das rechte Bein abzunehmen. Als es der Arzt ihm verkündigte, wurde er bleich, es ging eine auffallende Veränderung mit ihm vor. Während er bisher jeden Zuspruch abgewiesen, sich nur verschlossen und verstockt gezeigt hatte, seufzte er jetzt tief auf und rief mit bebender Stimme: „Ja, es lebt ein gerechter Gott!“

Von nun an verlangte er geistlichen Trost und erbat sich nach einigen Tagen das heilige Abendmahl. Bei der Amputation blieb er standhaft, sie ging glücklich von statten.

Er legte vor Gericht ein vollständiges Bekenntniß ab, noch vollständiger vor dem Arzte. Es ist eine Lebensgeschichte, die sich tausendmal wiederholt und doch erinnern wir uns nicht, sie mit so schlichten und doch so eindringlichen Worten aus dem Munde eines Mannes von seiner Bildungsstufe je gehört zu haben. Er erzählt:

„Ich bin zu Brandenburg im Jahre 1807 geboren. Mein Vater war Maurergeselle, er hatte Arbeit genug und meine Mutter verdiente als Wäscherin schönes Geld. In meiner Jugend bis zum achten Jahre ging mir nichts ab, ich war gesund und wurde zu kleinen häuslichen Verrichtungen, zum Warten und Wiegen meiner jüngern Geschwister angehalten, aber in die Schule schickten mich meine Aeltern niemals und vor die Thüre zu andern Jungen durfte ich auch nicht. Von der Mutter lernte ich das Vaterunser und die zehn Gebote, die ich alle Morgen und Abende hersagen mußte.

„Da es in den damaligen Kriegsjahren an Durchmärschen und Gelegenheit zum Verdienst nicht fehlte, hatte mein Vater einen kleinen Schnapsladen angelegt. Seitdem sah und hörte ich viel Böses. Das Fluchen, Schwören und Lästern der Gäste, ihre schmuzigen Reden träuften Gift in meine junge Seele und der Branntwein, den mir einer oder der andere gab, verwilderte mich vollends. Ich ward trotzig gegen die Mutter, stahl dem Vater heimlich Geld aus der Lade, ging ihm über die Flaschen und wurde von ihm erwischt. Er züchtigte mich hart und schickte mich zur Strafe in die Schule.

Ich lernte daselbst nothdürftig lesen, hielt es aber nicht lange beim Lernen aus und da mein Vater mich in der Schenke brauchte, nahm er es nicht so genau und ließ mich später wieder ganz zu Hause. Ich fing nun an Räuber- und Diebesgeschichten zu lesen und las mit der größten Gier. Einer unserer Stammgäste besaß eine Leihbibliothek, er erlaubte mir deren Benutzung und in meinem funfzehnten Jahre hatte ich sie bereits durchgelesen. Das verdarb mich gründlich, ich wollte durchaus ein berühmter Räuber werden, denn alles, was ich von dem freien, genußvollen Leben dieser Menschen las, reizte mich. Eine Bibel gab es in unserm Hause nicht, dagegen besaß meine Mutter einen alten Katechismus und ein Gesangbuch, in welchem sie zuweilen las. In die Kirche ging von uns niemand, Sonntags und Feiertags war bei uns der lebhafteste Verkehr.

„Als ich eingesegnet werden sollte, bekam ich eine Bibel. Ich wurde sechs Wochen lang von einem Geistlichen unterrichtet, was mir sehr langweilig war. Bei der Confirmation vergoß ich viele Thränen, weil auch die andern Kinder weinten. Einige Tage später ging ich mit meiner Mutter zum Abendmahl, seitdem habe ich es nur im Gefängnisse wieder genossen.

„Inzwischen war in unserm Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Mein Vater fand bei der Wirthschaft seine Rechnung nicht mehr. Es ging rückwärts, er ergab sich aus Desperation darüber dem Trunk, mishandelte Weib und Kind, zerschlug in der Trunkenheit die Möbel und Geräthe und wollte sich von der Mutter, die ihm zu stille war, scheiden lassen. Sie zehrte sich vor Gram ab und starb. Nun hörte alle Ordnung auf. Der Vater trank immer mehr und lebte mit der Magd. Wir Kinder wurden vernachlässigt, wir gingen in zerrissenen Kleidern einher, bekamen oft Schläge, aber nicht regelmäßig zu essen und wurden vom Ungeziefer auf das fürchterlichste gepeinigt. Was man mir nicht gab, nahm ich mir, aus Scheltworten und Hieben machte ich mir nichts, ich erstarkte und wuchs dem Vater über den Kopf. Um mich los zu werden, gab er mich als Handlanger unter die Maurer seiner Bekanntschaft. Hier vervollkommnete ich mich erst

recht im zügellosen Leben. Im Winter, wo es keine Arbeit gab, kam ich zum Vater zurück, half ihm in der Wirthschaft, trank mit ihm und prügelte mich mit ihm. Er stieß mich aus dem Hause und ich legte mich nun auf das Stehlen. Bald hatte ich meinen Kameraden die Pfiffe und Kniffe abgelernt und war nun ein ausgemachter Dieb. Das Gewissen machte mir anfänglich oft Vorwürfe, ich konnte nicht schlafen und mußte Branntwein trinken, um mich zu betäuben. Es war ein jämmerliches Leben, eine kurze Zeit, solange das Sündengeld reichte, herrlich und in Freuden, dann wieder in Noth, in Sorge um ein Obdach, um ein Stück Brot und niemals Ruhe im Herzen.

„Ich habe manchmal vor Gericht gestanden, aber mich fast immer durchgelogen. Das machte mich dreist. Einmal wurde ich fünf Monate in das Untersuchungsgefängniß gesteckt. Dort lernte ich sehr viel Schlechtes und machte Bekanntschaft mit vielen Personen, die weit klüger waren als ich. Ich kam viel schlechter heraus, als ich hineingegangen war. Nun wußte ich, wie man es anfangen muß, nun kannte ich die Hehler, nun fand ich Unterkommen, denn jetzt war ich zunftberechtigt. Vor der Strafe fürchtete ich mich auch nicht, denn es ging mir im Gefängniß nichts ab. Wir waren in Gesellschaft beieinander, erzählten uns und waren lustig und guter Dinge. Mit unsern Leuten draußen standen wir in beständiger Verbindung und so mancher Diebstahl wurde vom Gefängniß aus berathen und beschlossen. An Essen und Trinken litten wir keinen Mangel, Kleider und Wäsche hatten wir auch, die Arbeit war ein Kinderspiel, und wenn man entlassen wurde, so erhielt man noch ein paar Hemden, Schuhe und etliche Groschen Geld. War das letztere alle geworden, so ging die Stehlerei von neuem los und wurde man wieder ertappt, was konnte einem dann Schlimmes passiren? Wenn es im Zuchthause auch etwas strenger war und die Schläge weh thaten, wenn man auch zum Geistlichen in den Unterricht und in die Kirche mußte, was mir stets unangenehm war, so hatte man es doch sonst im ganzen recht gut. Wenn man nur gut heucheln konnte, wie ich es aus dem Grunde lernte, und seine Arbeit verrichtete, die immer leichter war, als sie *jeder*

Arme draußen thun muß, so war es gar kein übles Leben, besonders, wenn es nicht gar zu lange dauerte.

„So habe ich es Jahre hindurch getrieben. Zum Soldaten wurde ich nicht genommen, ich wäre auch davon gelaufen, denn nichts war mir verhaßter, als Ordnung und Zwang. Zuletzt, als mir kein Mensch mehr Arbeit gab, zog ich in die große Stadt Berlin, wo ich von den verschiedenen Zuchthäusern her viele Bekannte hatte.

„Mein Vater war inzwischen gestorben und hatte jedem Kinde 12 Thaler als Erbtheil hinterlassen. Ich miethete mit diesem Gelde einen Keller und legte zusammen mit einer geschiedenen Frau einen kleinen Holzhandel an. Das war aber nur der Deckmantel vor der Polizei. Nach kurzer Zeit wurde mir alles genommen und ich selbst in die Heimat gewiesen. Niemand nahm mich auf, ich mußte also wieder vom Betteln und vom Stehlen leben. Wenn ich eingesperrt wurde, fütterte ich mich im Gefängniß wieder heraus, erhielt Kleider und wurde nachher von Gesellschaften, die sich der entlassenen Sträflinge annahmen, unterstützt.

„Ich habe so manchen Thaler von ihnen empfangen, der durch die Gurgel ging. Arbeiten wollte ich durchaus nicht mehr, denn Arbeit war mir, solange ich mich auf freiem Fuße befand, das Schrecklichste.

„Endlich kam ich wieder nach Berlin zurück und wurde Bote in einer Buchhandlung. Ich trug Zeitschriften an die Abonnenten in der Stadt herum. Von meinen Kameraden hatte ich mich eine Zeit lang getrennt, als sie aber merkten, daß ich in so vielen Häusern Zutritt hatte und die Gelegenheit zu Diebstählen so schön auskundschaften konnte, machten sie sich wieder an mich und redeten mir zu: «Kerl, du wirst uns doch nicht untreu werden und etwa gar ehrlich sein wollen; du wirst dich doch hier nicht um ein Lumpengeld schinden und plagen, wenn du es so gut haben kannst. Komm mit in die Schenke, wir müssen das Wiedersehen feiern.»

„Ich ging einmal und ging wieder zu ihnen, das Lasterleben fing von neuem an, mein Herr jagte mich fort, und es wurde mit mir ärger als zuvor. Beim letzten Diebstahl bin ich ergriffen worden."

Die Geschichte jenes Abends ist oben berichtet. Die drei Diebe hatten sich in der Branntweinschenke getroffen und feierlich zugeschworen, in der Nacht um 2 Uhr auf dem Platze zu sein, um die reiche Beute zu holen. Der Tischler bekräftigte es mit den Worten: „Ich will des Teufels sein!“ Er war es, dem der Jäger den Schädel spaltete. Der Maurer hatte sich vermessen: „Und wenn ich das Bein brechen sollte!“ Er sprang aus dem Fenster und brach das Bein. Der dritte wollte es sich zehn Jahr Zuchthaus kosten lassen. Er ward wegen gewaltsamen Einbruchs zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Diese wunderbare Erfüllung ihres frechen Gelöbnisses hatte dem Vagabunden, dessen Geschichte wir erzählt, in dem Augenblick, wo ihm die Amputation des Beines angekündigt ward, so mächtig ergriffen, daß er von Stunde an in sich ging, alles bekannte und die tiefste Zerknirschung und Reue zeigte. Schon nach drei Monaten war das Bein geheilt. Er verrichtete seitdem als Stelzfuß den Dienst eines zweiten Krankenwärters im Gefängnißlazareth und führte sich so ausgezeichnet, daß man annehmen konnte, er sei wirklich ein anderer, neuer Mensch geworden.

Rudolf Kühnapfel, der Mörder des Bischofs von Ermeland.

(1841.)

Zwischen der Nogat und dem Pregel, zwischen den einst reichen, gewerb- und handeltreibenden Städten Elbing und Königsberg, die schon früh mit der gesammten germanischen Bevölkerung der Ostseeküsten die Reformation annahmen, liegt eine katholische Enclave, das Bisthum Ermeland. Obwol die große Straße aus dem östlichen Deutschland nach der ostpreußischen Hauptstadt und Rußland hindurchführte, blieb daselbst doch viel Eigenthümliches, Gesondertes in Sitte und Glauben zurück. Links von der Weichsel hat sich das Slawenthum in seiner gedrücktesten, finstersten Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten. Der düsterste Aberglaube erzeugt Verbrechen und nährt Gebräuche, die wir von den Sitzen der norddeutschen Cultur in weite Ferne gerückt wähnen. Nicht alles, was dort im Dunkeln geschieht, gelangt zur Kenntniß der Obrigkeit, und das einst reiche, freie Danzig, dessen Denkmäler eine hohe Blüte der Kunst bekunden, die hier von alters her gepflegt worden ist, scheint keinen Einfluß auf die Cultur der slawischen Umgegend zur Zeit seiner Macht un seines Reichthums ausgeübt zu haben. Die Augen seiner Handelsherren waren über das Meer gerichtet; und während es auf der Weichsel den Ueberfluß Polens in seinen Speichern aufnahm, um die Producte zur Marktwaare zu machen, hatte es genug zu thun mit der Aufgabe, dem eindringenden Slawismus zu widerstehen und deutsche Sitte und Freiheit zu bewahren. Im Kampfe, dem Geiste gegen die Materie sein Recht zu erhalten, gewann

es die Muße nicht, ihn auch unter seinen Nachbarn zu fördern. Es blieb nach links zu eine mächtige germanische Colonie unter Slawen.

Anders entwickelten sich die Verhältnisse am rechten Ufer der Weichselmündungen. An den Küsten der See wurde das slawische Element von dem deutschen überwunden. Aber die geistigen Fühlfäden vom katholischen Polen herüber blieben noch wirksam auf die Bewohner, auch nach der Trennung der Landeshoheit, und die Erinnerungen aus der katholischen Zeit und die Namen: Bischofsburg, Bischofsstein, Heilsberg, Heiligenbeil mit seiner berühmten Heiligenlinde, stehen nicht allein da im Ermelande. Das Ländchen blieb eine streng katholische Oase mitten im protestantischen Preußen.

Frauenburg, am Frischen Haff, ist gegenwärtig der Sitz des Bischofs. Es ist keine Stadt, der das grau ehrwürdige Gepräge des Mittelalters aufgedrückt ist, weder in den bürgerlichen, noch in den öffentlichen Gebäuden; aber es macht mit seinen roth angestrichenen, am See gelegenen Häusern, und mit seinen freundlichen Umgebungen einen angenehmen Eindruck. Die überdachten Holzcrucifixe am Wege und auf den Straßen und die Marienbilder an den Ecken und Häusern, sind es nicht allein, welche an den katholischen Charakter mahnen. Die Stille in den Straßen, trotz des nicht unbedeutenden Gewerbfleißes, die Mienen und Bewegungen der Bewohner verrathen dem Reisenden die kirchliche Confession. Auch die Tracht der Frauen spricht wenigstens von einer alten Sitte, die sich durch Jahrhunderte erhalten hat: feuerrothe Friesröcke, über denen ein farbiges Mieder die Brust umschließt, und blaue Zwickelstrümpfe unter den Schnallenschuhen. Kein anderer Gruß ertönt auf den Gassen als: Gelobt sei Jesus Christ! Kein anderes Brot erscheint auf dem Tische, als das vom Bäcker bekreuzte. Auch rühmt man, daß von der Zeit der alten Mönche her, welche für die Ehre ihrer Küche nicht geringere Sorgfalt als für die ihrer Kirche aufwanden, sich manche Traditionen an den bürgerlichen Kochherden erhalten haben, z. B. in der Bereitung der Seefische, die in ganz Preußen nirgend so wohlschmeckend zugerichtet werden, als in Frauenburg.

Die Curie des Bischofs und der Domherren, nebst den alten Klostergebäuden, liegt auf einem nicht unansehnlichen Berge zwischen der Stadt und dem Hafen. Ein sich schlängelnder Weg führt von unten auf die Höhe, welche eine schöne Aussicht über die See gewährt. Man kann an hellen Tagen die sogenannten Danziger Dünen oder die Frische Nehrung, den schmalen, langen Landstrich, welcher das Haff von der Ostsee trennt, übersehen; bei sehr klaren Wetter soll das Auge Danzig selbst erkennen. In den Zeiten der deutschen Ritter war Frauenburg ein bedeutenderer Ort. Der Bischofssitz, gewöhnlich der Klosterhof genannt, zeugt indeß nicht von der ehemaligen Herrlichkeit. Die Curie ist ein einstöckiges Gebäude, in grauem Stein aufgeführt, die Umschließungsmauer ist nicht über fünf Fuß hoch. In der Erinnerung aus einer spätern Zeit lebte Kopernicus dort, nicht als Astronom, sondern als ein geschickter Mechaniker, welcher vermittels eines Wasserthurms den Mönchen frisches Quellwasser auf die Höhe zuführte. Die Wasserkunst ist verfallen, der Thurm eine Ruine.

Auf dieser von der Stadt abgelegenen Höhe hat der Bischof von Ermeland seine Residenz, welche auch in ihrer innern Einrichtung nicht an die schwelgerische Pracht der stolzen Prälatenhöfe des Mittelalters erinnert. Die patriarchalische Ruhe und Einsamkeit der Curie entsprach dem einfachen, friedlichen Charakter des Bischofs, Dr. Stanislaus von Hatten. Der siebenundsiebzigjährige Greis hatte den Ruf eines milden, freundlichen Mannes auch als Priester in den katholischen Wirren, welche der kölner Frage gefolgt waren, behauptet. Ohne seinen Verhältnissen zur römischen Curie zu schaden, hielt er Frieden mit der preußischen Regierung, und beschwichtigte in seiner Diöcese durch würdige, den versöhnlichen Geist des Christenthums athmende Hirtenbriefe die confessionelle Aufregung, welche im benachbarten Posen vorherrschte.

Den Exaltirtesten unter den ultramontanischen Eiferern erschien sein Auftreten deshalb sogar zu milde.

Des Bischofs Hausstand bestand aus vier Dienern, zwei Mägden und zwei Bedienten und einer Wirthschafterin, Rosalie Pfeifer, welche, kaum sechs Jahre jünger als der Greis, die Leitung aller häuslichen Angelegenheiten besorgte. Die Ord-

nung in dem Hause war sehr genau bestimmt. Die Wirthschafterin wohnte im Erdgeschoß, der Bischof hatte sein Wohn- und Schlafzimmer eine Treppe hoch. Den Mägden war der Zutritt daselbst verboten. Die Besorgung dieser Zimmer lag allein den männlichen Dienstboten ob.

Der Bischof sah auf den pünktlichen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes. Am 3. Januar 1841 hatte er seine vier Dienstboten hinunter in die Pfarrkirche der Stadt geschickt, um der feierlichen Andacht beizuwohnen, mit welcher der in den katholischen Kirchen zu Anfang des Jahres gewöhnlich stattfindende vierzigstündige Gottesdienst schließt. Er selbst war in der Curie allein mit der einundsiebzigjährigen Wirthschafterin zurückgeblieben.

Es war um 6 Uhr abends, als die Dienstboten den Berg hinuntergingen. Ein milder Winterabend, der Boden mit Schnee belegt, die Wolken, vom Winde bewegt, zogen am Himmel hin und her, und verdeckten zeitweilig den Mond.

Der Bischof war oben in seinem Schlafzimmer, er scheint den stillen Abend, bei dem aus der erleuchteten Stadt herauftönenden Glockengeläute, zu einer häuslichen Andacht benutzt zu haben.

Nach 7 Uhr, als der Gottesdienst zu Ende war, kehrten zuerst die beiden Dienstmägde zurück. Der Weg den Berg hinauf war einsam und ruhig wie gewöhnlich. Aber die Hausthür zur Curie war unverschlossen, dies fiel ihnen auf, weil der Bischof, wie sie sich deutlich erinnerten, vor ihrem Weggehen die Wirthschafterin ausdrücklich angewiesen hatte, sie zu verschließen. Sie suchten die Pfeifer in ihrem Zimmer zu ebener Erde; aber sie war nicht da. Es war still im ganzen Hause.

In das obere Stockwerk wagten sie sich, nach der strengen Hausordnung, nicht, sondern harrten der Rückkunft der beiden männlichen Bedienten. Darüber verging etwa eine halbe Stunde, endlich kamen die letztern.

Joseph Dargel, der eine Bediente, stieg sogleich die Treppe hinauf und in das Wohnzimmer des Bischofs. Er fand seinen Herrn auf der Erde liegend, mit Blut bedeckt. Die Wirthschafterin saß auf einem Stuhle, auch sie blutete stark und

war völlig bewußtlos. Dargel machte Lärm und rief die übrigen Dienstboten. Der Domarzt, Dr. Tschirski, mehrere Domherren und der Justitiarius des Domgerichts eilten ohne Verzug herbei.

Die ärztliche Hülfe kam jedoch zu spät, wenigstens für den Bischof. Der Hirnschädel war gespalten, sein Leben entflohen. Die Pfeifer lebte zwar noch, allein sie war besinnungslos und völlig unvermögend, verständliche Antworten zu geben, ihre Kopfwunden waren lebensgefährlich.

Zwei Kommoden, von denen die eine im Wohnzimmer, die andere in dem daranstoßenden Schlafzimmer offen stand, ließen auf einen Raubmord schließen.

Es geschah alles, um ungesäumt den Thatbestand zu ermitteln. Der Kreisjustizrath und Stadtgerichtsdirector aus Braunsberg traf bereits gegen 1 Uhr nachts ein und übernahm die vom Justitiar des Domkapitels begonnene Untersuchung.

Die Section des Körpers, die am 7. Januar erfolgte, ergab, daß dem Bischof fünf klaffende Wunden mittels eines schneidenden Instruments mit voller Kraft zugefügt worden waren, von denen die drei am Hirnschädel diesen tief durchdrangen. Vier von diesen Wunden wurden in dem Befunde für unbedingt und unter allen Umständen tödlich erachtet.

Aller ärztlichen Anstrengungen ungeachtet war auch das Leben der Wirthschafterin nicht zu retten. Sie erwachte nicht einmal zum gehörigen Bewußtsein, und aus den unartikulirten Worten, die sie im Wundfieber ausstieß, konnte man keinen sichern Schluß auf den Verbrecher ziehen. Rosalie Pfeifer starb am 8. Januar. Die Aerzte erklärten bei der Obduction, daß die Wunden, wie die des Bischofs mit einem scharfen schneidenden Instrumente zugefügt worden und die einzige Ursache des Todes wären.

Ehe die Wirthschafterin gestorben, ehe der Bischof secirt, ja noch ehe der Kreisjustizrath aus Braunsberg eingetroffen

war, hieß es in ganz Frauenburg: das hat der Rudolf Kühnapfel gethan.

Rudolf war der Sohn eines Schneidermeisters im Orte, seine beiden Aeltern lebten noch daselbst und trieben ihr Handwerk in Ehren. Auch er war Schneider und arbeitete bald bei seinen Aeltern, bald bei andern Meistern. Aber er war ein unzufriedener, wilder, finsterer Mensch, dem man nichts Gutes zutraute, ohne gerade viel Böses von ihm zu wissen; denn die Vergehen, wegen deren er gestraft worden, verriethen zwar einen halsstarrigen, entschlossenen Charakter, aber Indicien, daß er zum Raubmörder werden könnte, waren nicht da. Er war nicht liederlich, kein Säufer, kein Dieb, auch eigentlich kein Herumtreiber. Er arbeitete und verdiente sein Brot nur mit verbissenem Groll, daß er arbeiten und sein Brot mit der Nadel verdienen mußte. Er hielt sich zu Besserm für berufen.

Irgendeinen andern Raubmord, etwa einen solchen, der an einem Kaufmann oder Gutsbesitzer begangen worden, würde man ihm nicht beigemessen haben. Aber den Bischof konnte nur er ermordet haben; denn er haßte die katholischen Geistlichen, er nannte sie Faullenzer, Tagediebe, ihren Reichthum, ihren Besitz unrechtmäßig erworbenes Gut. Von dieser frechen ketzerischen Gesinnung hatte er gegen niemand ein Hehl gemacht. Ja, er hatte schon früher Droh- und Brandbriefe an den Bischof geschrieben. In dem frommen, streng katholischen Frauenburg war oder galt er für den einzigen radicalen Opponenten und für einen so verwegenen Menschen, daß man ihn der That für fähig halten durfte.

Aber die Umstände schienen wenig für den allgemeinen Verdacht zu sprechen. Der Mord konnte nur in den Abendstunden zwischen 6 und 7 Uhr begangen sein, und schon vor 7 Uhr saß Rudolf Kühnapfel, wie er gewohnt war, in der Schenke eines Gastwirths im Städtchen, trank ein Glas Bier und spielte deutsch Solo. Seine Mitspieler und alle übrigen Anwesenden erklärten, daß sie nicht im geringsten etwas Auffallendes an ihm bemerkt hätten.

Um 8 Uhr kam die Nachricht ins Wirthshaus, daß der Bischof ermordet worden sei. Die Aufregung und Bestürzung

war sehr groß. Auch Kühnapfel schien, wie die andern, betroffen. Die Wirthstochter will gehört haben, daß er äußerte: „Ja, mir zittern auch die Beine."

Mehrere von den Gästen gingen fort, die Solospieler aber blieben, und unter ihnen Rudolf. Das Spiel ward indessen, wie sich denken läßt, oft unterbrochen durch Bemerkungen, Erinnerungen und Gespräche der Anwesenden, und Kühnapfel selbst erzählte die Geschichte einer Mordthat, von der er früher gelesen und die mit der gegenwärtigen einige Aehnlichkeit haben sollte. Erst um 11 Uhr ging er nach Haus.

Indessen wurde er so allgemein des Mordes bezichtigt, daß man ihn noch vor Mitternacht aus seiner Wohnung abholen und aufs Rathhaus bringen ließ. Seine Antworten waren ruhig und gemessen, er ließ keine Art von Verwirrung oder Bestürzung blicken, und da man trotz der genauesten Besichtigung keine Blutflecken an seiner Kleidung wahrnahm, mußte man ihn, in Ermangelung aller und jeder bestimmten Verdachtsgründe, wieder entlassen.

Die Nachricht von dem entsetzlichen Ereigniß war bald weit umher im Lande verbreitet, und bei der politisch-religiösen Aufregung der Zeit fehlte es nicht an Vermuthungen, daß der That ein solches Motiv zum Grunde liege. Zwei polnische Edelleute sollten an jenem Tage durch Frauenburg gereist sein und verdächtige Aeußerungen ausgestoßen haben. Der Bischof von Ermeland hatte in dem großen Drama eine andere, der Regierung freundlichere Rolle gespielt, als der Erzbischof Dunin. Diesen erhob die Stimmung im Großherzogthum zu einem Märtyrer. Möglich war es, daß die Hände von Fanatikern in dem unschuldigen Blute des Greises die vermeintliche Unbill des Märtyrers abwaschen wollen. Meinungen derart drangen auch nach Berlin, obwol sie schwerlich hier Glauben fanden. Allein die That war an und für sich so bedeutend, so unheilvoll in die religiösen Streitigkeiten hineinspielend, daß der Regierung sehr viel daran gelegen sein mußte, den wahren Zusammenhang und den Thäter zu ermitteln. Um deswillen

wurde der berühmte Polizeimann, dem schon so viele Entdeckungen gelungen waren, der damalige Polizeirath Duncker, eilends zu weitern Ermittelungen nach Frauenburg geschickt.

Noch ehe die erste Nachricht in Berlin eintraf, war der Verdacht wider Rudolf Kühnapfel von neuem rege geworden. Bei genauer Besichtigung des bischöflichen Wohnzimmers fand man am Morgen des folgenden Tags (4. Januar) auf dem Fußboden eine von grober Leinwand gefertigte Gesichtslarve, mit einem angenähten, gleich einem Barte herabhängenden Stück braunen Futterkattuns. Stoff und Arbeit schienen eine Schneiderwerkstatt zu verrathen. Man hielt noch im Laufe des Vormittags Haussuchung im Kühnapfel'schen Hause und fand dort — ganz ähnlichen Kattun und — ein Beil, welches zwar frisch abgewaschen war, aber doch noch Blutspuren an sich trug.

Rudolf Kühnapfel, seine Aeltern und seine achtzehnjährige Schwester wurden darauf verhaftet.

Man untersuchte das Haus in allen Winkeln und machte am 6. Januar eine wichtige Entdeckung. In Rudolf's Schlafkammer wurde in einer versteckten Oeffnung der äußern Fachwerkswand eine goldene Uhr, in einem Loche der Mauer, das mit Holz verschlagen war, eine goldene Dose, eine Rolle von 55 Thalerstücken, eine grünseidene Börse mit 6 Gold- und 3 russischen Silbermünzen und einigem preußischen Silbergelde gefunden. Die Uhr, die Geldbörse und die Dose wurden als das Eigenthum des ermordeten Bischofs erkannt.

Rudolf Kühnapfel leugnete hartnäckig; die Aeltern, die Schwester wollten von nichts wissen. Man führte ihn vor die beiden Leichen, auch da blieb er unerschütterlich. Am 9. Januar wurde er gerichtlich vernommen; aber umsonst versuchte der Inquirent alle Ueberredungskraft. Einmal schien es, als ob die Vorstellungen einen heftigen Eindruck auf ihn machten, sichtlich kämpfte er mit sich, ward aber wieder ruhig, und endete mit der Erklärung, daß er von nichts wisse.

Abends am 9. Januar kam Duncker in Frauenburg an. Er begab sich am nächsten Morgen in das Gefängniß und ließ sich sechs Stunden mit dem Inquisiten einsperren. Der eigenthümlichen moralischen Ueberredungskraft dieses Beamten gelang

es endlich, wie er sich in seinem Bericht ausdrückt, „das Felsenherz siegreich zu bekämpfen".

Rudolf legte vor dem Polizeirathe ein vollständiges, umständliches Bekenntniß ab. Er hatte den Bischof ermordet, er allein; Vater, Mutter und Schwester waren unschuldig und wußten nicht um das Verbrechen. Dies nur polizeilich abgelegte Bekenntniß wurde von ihm noch an demselben Tage vor dem ordnungsmäßig besetzten Gerichte wiederholt. Er wiederholte es noch mehreremal freiwillig, ohne, nach Art gemeiner Verbrecher, später etwas zurückzunehmen oder zu widerrufen. Er war ein Charakter, der diese kleinen Künste verschmähte. Doch bemerken wir beiläufig, daß die Ueberredungskunst, welche Duncker bei den Verbrechern anwendete, in der Regel von so moralischer Nachwirkung war, daß sie selten oder nie vor dem Richter das ableugneten, was sie ihm eingestanden hatten.

Rudolf Kühnapfel war 1814 in Frauenburg geboren, mithin 27 Jahre alt, als er den Mord beging. Katholischer Confession, wie seine Aeltern, besuchte er bis zum zwölften Jahre die katholische Pfarrschule, und ward im Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie unterrichtet. Nachdem er im dreizehnten Jahre confirmirt worden war, lernte er bei seinem Vater das Schneiderhandwerk. Der Vater war sehr streng gegen ihn, Rudolf sagt, hart und ungerecht. Der Sohn lernte ihn schon frühzeitig hassen.

Im Jahre 1830 hielt er es nicht mehr aus. Um der weichlichen, sitzenden Lebensweise, die seinem Körper und Geist gleich wenig entsprach, zu entgehen, ließ er sich von seinem Vater bei einem Schmiedemeister in Braunsberg in die Lehre geben, ging aber schon nach wenig Tagen fort, angeblich, weil sein Meister zu wenig Beschäftigung für ihn hatte. Bei einem zweiten blieb er auch nur 7 Wochen, weil ihm die Kost zu schlecht war und er sich mit dem andern Lehrburschen nicht vertragen konnte.

Er versuchte es nun bei einem Müller. Drei Wochen blieb er bei demselben in Heiligenbeil, aber nicht länger. Ein Schlag, den ihm der Meister gab, weil er etwas nicht richtig ausgeführt hatte, erbitterte ihn so, daß er das Müllerhandwerk quittirte und wieder die Nadel bei seinem Vater ergriff.

Der Vater sprach ihn 1831 zum Gesellen, allein die Streitigkeiten zwischen beiden dauerten fort. Der strenge Mann wollte ihn häufig schlagen, der Sohn aber widersetzte sich und wehrte mit Erfolg die Züchtigung ab. Infolge dieser immer wiederholten häuslichen Kämpfe entwickelte sich in Rudolf eine Reizbarkeit, die auf seinen sonst gesunden Körper zurückwirkte. Es heißt, daß sich im Jahre 1832 bei ihm ein mit Symptomen einer Geistesverwirrung und Tobsucht verbundener, krankhafter Zustand zeigte. Der Arzt behandelte ihn als eine Gehirnentzündung. Rudolf wurde wegen dieser Tobsucht Wochen lang festgehalten. Ja, man gebrauchte sogar eine Zwangsjacke. — Welche Aufforderung für einen Defensor, seine That, zehn Jahre später, für einen neuen Ausbruch dieser Tobsucht zu erklären! Aber Rudolf schnitt ihm diesen Defensionalgrund von vornherein ab, indem er in seinen Verhören mit Stolz behauptete, daß er damals wie jetzt bei vollem Bewußtsein gewesen sei.

Er ward wieder ruhiger, schneiderte wieder und trat 1833, zum Militär ausgehoben, seinen dreijährigen Dienst an. Während dieser Zeit gab er zu keiner Klage Anlaß! Später ging er auf die Wanderschaft und kam über Berlin bis Halle. Erst im März 1836 kehrte er nach Frauenburg zurück, hier wohnte er bei seineu Aeltern, arbeitete aber zum größten Theil für andere Meister.

Rudolf Kühnapfel war kein gewöhnlicher Mensch und kein gemeiner Verbrecher. Seine Laufbahn ist eine ganz eigenthümliche, und nur ein so selbständiger Charakter, wie er, konnte, so rasch und so mit Bewußtsein handelnd, zu der letzten, äußersten That fortgerissen werden. Diese Charaktereigenthümlichkeit hat sich aufs deutlichste in seinen spätern Bekenntnissen ausgesprochen und es ist nur zu bedauern, daß uns die veröffentlichten und wahrscheinlich auch die geschriebenen Actenstücke nicht mehr von seiner Jugendgeschichte mittheilen.

Was von seinen frühern verbrecherischen Handlungen bekannt geworden ist, beschränkt sich auf Folgendes. Bereits im April 1835 warf er ein Schreiben vor die Pfarrkirche zu Frauenburg, worin er mit Brandstiftung drohte, wenn nicht der sogenannte Kapitelsgarten einem Mühlenbesitzer abgetreten würde.

Ob er es aus Freundschaft für den Müller oder aus Haß gegen die Geistlichkeit that, ob er gewinnsüchtige Absichten dabei hatte, wird nicht gesagt. Aber 1836 und anfangs 1837 wurden neue Droh- und Brandbriefe in Frauenburg aufgefangen. In einem wurden von einem damaligen Domherrn 87 Thlr., in einem zweiten 137 Thlr. und von einem Rathmann wieder 87 Thlr. gefordert. Die Drohung lautete: „Wenn diese Zahlung nicht geschieht, lasse ich das Rothe hausen, und koste es gleich mein Leben auf dem Rabensteine.“ Die Handschrift hatte Aehnlichkeit mit der Rudolf Kühnapfel's. Er leugnete, ward aber zur Untersuchung gezogen.

Während dieser Untersuchung erschienen wieder neue, ganz ähnliche Drohbriefe. Einer derselben war an den Magistrat gerichtet; er enthielt aber auch grobe Schmähungen gegen die Domherren und forderte: allgemeine Vertheilung ihres Landbesitzes unter die Bürger. Geschähe das nicht, so, fügte er hinzu: „will ich das ganze Pfaffengut zerstören; ich sterbe dann gewiß einen schwerern Tod als Simson“. In zwei andern Briefen wurden von einigen Einwohnern 52 Thlr., von den Domherren aber, vielleicht als Abfindungssumme statt der Ländertheilung 700 Stück Friedrichsdor verlangt.

Rudolf leugnete auch hier die Thäterschaft beharrlich. Dennoch wurde er durch das Erkenntniß erster Instanz außerordentlich zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt. In der Appellationsinstanz sprach ihn indessen das Tribunal zu Königsberg 1838 von der erhobenen Anschuldigung vorläufig frei.

Aber er ward von jetzt an genauer beobachtet, als ein Mann, zu dem man sich böser Dinge versehen könnte; denn in diesem Lichte erschienen seine Ansichten vor dem Publikum in Frauenburg. Der neue Gracchus scheint dort mit seinen Agralgesetzen keinen Anklang gefunden zu haben, er stand allein und wurde mistrauisch beobachtet.

Er merkte es, daß man ihm nachschlich, wenn er sich auf der Straße zeigte und war nicht der Mann, der eine solche Behandlung ruhig duldete. Einmal gerieth er mit dem Stadtkämmerer, ein anderes mal mit einem Bezirksvorsteher und der ihn begleitenden Wachtmannschaft in Händel. Er ward

arretirt und in zwei Untersuchungen verwickelt. Von der Anschuldigung wörtlicher und thätlicher Beleidigung des Stadtkämmerers wurde er freigesprochen, wegen wörtlicher Beleidigung der andern genannten Beamten aber mit einer ordentlichen Strafe von drei Wochen Gefängniß belegt.

Die Strafe und die Schmach drückten ihn nicht nieder, sie erfüllten ihn nur mit um so größerm Haß, der sich ganz besonders gegen die Geistlichkeit richtete.

Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, und bald darauf durch Frauenburg reiste, wandte sich der Schneidergeselle Kühnapfel mit einem Bittschreiben an ihn, worin er „in sehr unziemlichen Ausdrücken", seine Ansichten über die katholische Geistlichkeit seiner Vaterstadt entwickelte.

Der Bittsteller ward durch einen allerhöchsten Bescheid vom 6. September an die Behörden verwiesen. Rudolf ließ sich dadurch nicht abschrecken. Am 10. September kam er aufs neue mit einem Immediatgesuch beim Könige um eine Unterstützung von 100 Thlr. ein. Es wäre sehr interessant, die Gründe zu kennen, womit er diese Bitte unterstützte; wir erfahren jedoch nur, daß er in der Supplik der höchsten Person vertraute; „ich stehe zwar nicht in ganz dürftigen, aber doch in gehaltenen Umständen". Der Magistrat von Frauenburg, an welchen das Gesuch remittirt wurde, eröffnete ihm, daß bei seiner Erwerbsfähigkeit kein Grund vorhanden sei, ihm eine Unterstützung zu bewilligen.

Nun hatte er nach seiner Meinung alle erlaubten Wege eingeschlagen, damit es besser würde, aber vergebens. Seine Mitbürger und sein König hatten seinen Willen und seine Wünsche nicht anerkannt; also mußte er sich selbst helfen. Er sagt darüber in einem Protokoll:

„Als ich diesen Bescheid erhielt, dachte ich darüber nach, wie ich am besten meine Erwerbsfähigkeit bethätigen könnte. Da kam mir der Gedanke, daß ich mir vom Bischofe eine erkleckliche Summe holen könnte und zwar wollte ich ihn, da ich wußte, daß er mir in Güte nichts geben würde, durch drohende Gewalt dazu nöthigen. Es fiel mir gar nicht ein, daß es etwas Unrechtes sei, da er so viele Tausende besitzt, und zwar auch mit Unrecht."

Befragt, warum er das für nichts Unrechtes halte, antwortete er: „Alle Priester besitzen ihre Reichthümer mit Unrecht; darum hielt ich mich auch für ganz berechtigt, dem Bischofe von dem seinigen so viel zu nehmen, als ich selbst bedurfte.“

Er behauptete, daß er nicht nur gegen die katholische Geistlichkeit im allgemeinen, sondern auch gegen den Bischof von Hatten und gegen dessen Wirthschafterin einen wüthenden Haß gehegt habe. Einen Grund dafür gab er nicht an, räumte aber Folgendes ein:

„Schon vor etwa zwei Monaten entstand in mir der Gedanke, zu dem alten Bischofe zu gehen und ihn zu berauben. Doch hatte ich damals noch nicht gleich an einen Mord gedacht. Mit jenem Gedanken trug ich mich fortwährend, bis etwa drei Wochen vor Weihnachten, wo auch der Gedanke in mir entstand, wenn es nöthig sein sollte, bei dem Raube den mir etwa im Wege stehenden Menschen zu tödten.“

Auch diese Aeußerungen werden nicht gerade die eigensten Worte und Ausdrücke Rudolf's gewesen sein, sondern sind durch die Vermittelung des Inquirenten in dessen Schriftsprache übersetzt. Ebenso verhält es sich mit dem eigentlichen ausführlichen Bekenntniß über die That selbst, welches er beim Verhör am 17. Januar abgab. Die Erzählung ist indessen so wichtig, und es blitzt so viel, nicht allein von der eigenen Denkungsweise, sondern auch von der Sprache des Verbrechers daraus hervor, daß wir nicht Besseres thun können, als den wörtlichen Inhalt des Protokolls hier mittheilen.

„Ein paar Wochen vor der That dachte ich näher der Sache nach, und entschloß mich, wenn ich bei der That ertappt würde, alles niederzumachen, was sich mir widersetzen sollte. Noch war ich zweifelhaft, ob ich die That ausführen sollte oder nicht, da erhob ich meine Seele zu Gott und bat ihn, mir ein Zeichen zu geben, ob ich es thun sollte oder nicht, sowie ich es in der Bibel gelesen hatte, daß so mancher den lieben Gott gebeten hat, ihm ein solches Zeichen zu geben. Als ein billigendes Zeichen wollte ich es annehmen, wenn ich im Kartenspiel gewönne, als ein misbilligendes, wenn ich verlöre. Ich spielte am ersten, zweiten und dritten Weihnachtsfeiertage

und verlor an jedem Tage etwas. Da dachte ich, das Spiel selbst ist ein Teufelsspiel, und darin kann Gott mir kein Zeichen geben. Auch am Neujahrstage spielte ich Karten und verlor abermals. Ich nahm mir nun vor, Sonntag während der letzten Andachtstunden in die Kirche zu gehen und dort das Zeichen Gottes zu erwarten. Ich ging daher den 3. Januar um 4 Uhr in die Pfarrkirche und dachte: wenn ich die Kirche wieder verlasse und mir außer der Kirche zuerst ein Mann begegne, so sei dies ein Zeichen Gottes, daß ich die That ausführen, wenn mir aber ein Frauenzimmer begegne, daß ich die That unterlassen solle. Um 5 Uhr verließ ich die Kirche, und der erste, der mir auf der Straße begegnete, war eine Mannsperson. Ich glaubte nun wirklich, dieses sei ein Zeichen Gottes und mein Entschluß stand nun fest.

„Schon nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr hatte ich mir zu Hause eine Larve von Leinwand mit einem Barte von Kattun gemacht, um dieselbe vor das Gesicht zu nehmen und unerkannt zu bleiben. Ich steckte die Larve in meine Hosentasche. Aus der Kirche ging ich zu meinem Meister und bat die Ehefrau desselben um 15 Sgr. auf mein Wochenlohn. Ich konnte nicht wissen, ob mir mein Vorhaben auch gelingen würde und auf diesen Fall wollte ich mich mit Gelde versehen, um an diesem Abend Solo zu spielen. Etwa um halb 6 Uhr ging ich nach Hause. Ich ging unruhig und abermals unentschlossen, ob ich die That ausführen sollte oder nicht, in der Stube auf und ab. Es wurde zur letzten Andachtsstunde geklingelt und die Leute gingen zur Kirche. Ich trat ans Fenster und dachte nochmals: wenn zuerst eine Mannsperson vorbeiginge, dann wollte ich die That ausführen, käme aber zuerst ein Frauenzimmer, dann wollte ich sie unterlassen. Es kam eine Mannsperson, dann kamen zwei und hinter diesen noch eine Mannsperson. Nun war ich entschlossen; einige Augenblicke nachher stiegen mir jedoch wieder Zweifel auf, und ich beschloß endlich, indem ich nach dem Monde sah, wenn bis ein Viertel auf 7 Uhr der Mond mindestens dreimal durch Wolken verdunkelt würde, die That auszuführen, sonst aber sie zu unterlassen. Ich beobachtete den Mond, es zogen Wolken über denselben, er wurde viermal verdunkelt, und noch

hatte es nicht ein Viertel auf 7 Uhr geschlagen. Die Glocke schlug ein Viertel, und ich ging."

Dieses merkwürdige Gottesgericht rief er nur im letzten Augenblicke an. Bei den Vorbereitungen zur That wurde er nicht von Zweifeln und innern Schauern beunruhigt. Schon vierzehn Tage vorher hatte er sich nach einem Beile umgesehen, um es als Waffe mitzunehmen, aber es war verlegt. Nun nahm er den Stiel eines Holzschlägers, kerbte denselben rund ein und knüpfte einen Riemen mit auslaufender Schlinge daran, sodaß er diese um die Hand schlingen konnte. Kaum war dies Mordwerkzeug fertig, so entdeckte er das Beil. Er band nun den Riemen vom Knittel los und spitzte erstern am einen Ende so zu, daß er denselben durch das Loch am Stiel des Beils ziehen konnte. Zugleich steckte er am 3. Januar eine Tuchecke in die Tasche, um den Bischof und seine Häushälterin, wenn es Noth thäte, damit zu binden.

Erst um 6¼ Uhr verließ er die Wohnstube der Aeltern, holte das Beil, zog den Riemen durch und verbarg es unter seinem Oberrocke. Er ging in einen Branntweinladen, trank, um sich zur That zu stärken, für 6 Pfennige Schnaps, und schlich auf Umwegen aus der Stadt auf den Domberg.

Auch auf diesem Wege handelte er mit dem vollen Vorbedachte eines umsichtigen, entschlossenen Mannes. Er untersuchte, ob die seitwärts gelegene Eingangspforte zum Domplatz noch offen sei. Wenn die That geschehen, wollte er das gestohlene Gut in einem der Gärten am Domberge verstecken. Dabei hätte er über die Zäune steigen müssen, und jetzt wollte er sich nur überzeugen, ob er beim Uebersteigen auch nicht überrascht werden würde. Die Pforte war verschlossen. Auch kam ein Mann mit einem Hühnerhunde den Domberg herauf; zugleich hörte er die Schellen eines Schlittens, der über den Berg fuhr. Schnell wandte er sich um, und that, als wenn er den Berg hinunterginge. Als es wieder still wurde und er niemand, soweit sein Auge reichte, wahrnahm, stieg er wieder hinauf und ging durch die offene Hofpforte auf den Ho der bischöflichen Curie. Wir lassen ihn jetzt wieder mit seine eigenen Worten erzählen:

„Vor der Pforte setzte ich mir die Larve auf, machte das Beil los, nahm es in die Hand und schlang den Riemen um die Hand. Ich ging nun nach der Hausthür. Die Thür war verschlossen und ich schlug mit der Hand zwei- bis dreimal stark auf den Drücker. In dem Augenblicke hörte ich ein Geklingel und ich glaubte, es klingle im Hause. Ich trat rasch vor die Thür und überzeugte mich, daß ein Schlitten vorbeifuhr, auf dem sich Kinder befinden mußten, denn ich hörte ein Kinderjauchzen. Als der Schlitten vorbei war, klopfte ich nochmals auf den Drücker der Thür, und als noch immer niemand kam, ging ich wieder bis an die Ecke des Hauses, um zu sehen, ob nicht etwa durch die Vorderhausthür ein vielleicht noch zurückgebliebener Bedienter käme. Ich nahm übrigens an, daß der Bischof in der letzten Stunde der vierzigstündigen Andacht seine sämmtlichen Dienstboten in die Kirche geschickt haben würde und diese Voraussetzung machte mich so dreist. Als ich an der Ecke des Hauses stand und mich überzeugte, daß auch von der Vorderseite alles still war, kam mir auf einmal der Gedanke, mich rasch davon zu machen und den ganzen Plan aufzugeben. Dieser Gedanke haftete jedoch nur einen Augenblick, und ich kam auf meinen frühern Entschluß wieder zurück. Ich klopfte ziemlich stark und heftig an das Fenster der Gesindestube und nun hörte ich schlarrende Tritte. Die Hausthür wurde von innen geöffnet und ich trat rasch hinein. Es war dunkel, und ich konnte die Person, welche vor mir stand, nicht deutlich erkennen, doch konnte ich annehmen, daß es keine andere sei, als die alte Haushälterin. Ich fragte sie, ob die Excellenz zu Hause sei, sie antwortete: «Ja!» Ich sagte nun zu ihr: «Das Geld her, oder es ist Ihr Tod!» Sie erwiderte darauf: «Ja, erst Geld haben!» Ich sagte nun: «Von Haben ist hier nicht die Rede, nur nicht lange gefackelt!» Sie erwiderte darauf: «Das Geld ist alles oben.» Mit diesen Worten zog sie sich zurück in die Gesindestube. Ich aber folgte ihr rasch nach und ergriff sie mit der linken Hand an der Schulter, mit den Worten: «Fackele Sie nicht lange, sondern schaffe Sie Geld!» Sie erklärte nochmals, daß das Geld alles oben sei, worauf ich ihr sagte: «Nun dann komme Sie herauf.»

„Sie ging ohne weiteres nach der Treppe und diese hinauf. Schon unten ließ ich ihre Schulter los und faßte sie hinten am Rocke, indem ich ihr nachging. Oben im Hauptgeschoß angekommen, gingen wir durch das Vorzimmer in das Wohnzimmer, und von da bis in die Thür, welche zum Schlafzimmer führt. In dem Schlafzimmer sah ich den Bischof an dem Tische sitzen, er las bei einer Lampe in einem Buche. Rosalie Pfeifer sagte: «Excellenz, hier ist jemand, der Geld verlangt.» Ich schob die Pfeifer von der Thür bis zum Tische, folgte ihr und sagte zum Bischof: «Ja, ja, so ist's wirklich, ich verlange Geld.» Als ich dieses gesagt hatte, zog sich die Pfeifer rasch durch die Thür in das Wohnzimmer zurück und eilte nach der Thür, die das Wohn- mit dem Vorderzimmer verbindet. Ich verfolgte sie, stieß sie mit der linken Hand von der Thür zurück, und versetzte ihr mit dem Beile einen scharfen Hieb auf den Kopf. Sie fiel sogleich zu Boden. Ich hatte nicht die Absicht, sie zu tödten, und deshalb hieb ich auch nicht von oben gerade herunter, sondern von der Seite.

„Ich ging nun wieder rasch in das Schlafzimmer des Bischofs. Er stand von seinem Stuhle auf und sagte zu mir, als ich ihn an dem Kragen seines Schlafpelzes faßte, mit zitternder Stimme: «Mensch, was bewegt Euch zu einer solchen That? Von wo sind Sie?» Ich sagte darauf: «Das geht Sie nichts an; ich verlange nur Geld.» Darauf trat er an seinen Secretär, nahm aus einer Schublade etwas Geld und gab mir solches. Es schienen mir zwei Thalerstücke und ein Guldenstück zu sein. Ich steckte das erhaltene Geld in die Brusttasche meines Rockes und sagte zu ihm: «Das ist noch nichts»; er erwiderte darauf: «Ich werde Ihnen mehr geben», und gab mir darauf Geld in Papier gewickelt. Auch dieses steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: «Auch Goldgeld müssen Sie mir geben.» Der Bischof nahm hierauf einen grünseidenen Beutel, reichte mir solchen und sagte: «Da ist auch etwas Gold darin.» Auch diesen Beutel steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: «Auch die silberne Dose und die Uhr will ich haben.» Der Bischof nahm nun eine goldene Dose und eine goldene

Uhr aus dem Secretär und reichte mir beides mit den Worten: «Hier ist eine goldene Dose und eine goldene Uhr.» Auch diese Gegenstände steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: «Ich muß noch mehr Geld haben.» Hierauf antwortete der Bischof: «Eine Rolle mit 50 Thlr. kann ich Ihnen noch geben», ging an eine Kommode, zog eine Schublade auf und gab mir eine Rolle mit Thalerstücken. Ich steckte diese Rolle in meine hintere Rocktasche und sagte: «Nun seien Sie so gut und leuchten Sie mir herunter.» Der Bischof nahm einen Wachsstock.

„Während der Bischof den Wachsstock anzündete, sah ich durch die Thür, daß die Pfeifer, welche ich niedergeschlagen hatte, jetzt wieder mitten im Wohnzimmer aufrecht stand. Ich ging in das Wohnzimmer und hörte, daß sie etwas sprach, ich glaube die Worte: «Excellenz, kommen Sie doch!» Die Larve hatte sich so verschoben, daß sie mich am Sehen hinderte. Ich faßte daher mit der rechten Hand, in der ich das Beil hielt, an meine Mütze, hob diese ein wenig auf, riß mir mit der linken Hand die Larve ab und warf dieselbe zu Boden.

„Ich trat nun rasch auf die Pfeifer zu und versetzte ihr zwei Hiebe mit dem scharfen Beile auf den Kopf. Sie stürzte nieder. Ich ließ sie liegen und ging wieder in das Schlafzimmer, woselbst ich den Bischof mit dem Anzünden des Wachsstocks beschäftigt fand. Ich sagte zu ihm: «Geben Sie her, ich werde anstecken»; doch in diesem Augenblicke brannte der Wachsstock schon und der Bischof sagte zu mir: «Was haben Sie in jener Stube wieder gethan? Thun Sie doch meiner Rosalie nichts mehr!» Ich erwiderte: «Nein, nein.» Während wir nach der Thür gingen, faßte der Bischof mich beim Unterarm und sagte, fortfahrend in seiner frühern Bitte: «Sie hat mir 41 Jahre treu gedient.» Darauf erwiderte ich: «Das bleibt sich gleich, das geht mich nichts an.» Während dieses Gesprächs waren wir beide in das Wohnzimmer getreten, und ich hörte nun die Pfeifer noch schnarchen. Ich trat an sie heran und versetzte ihr, sowie sie dalag, noch zwei oder drei Hiebe mit dem Beile auf den Kopf.

„Als ich der Pfeifer die letzten Hiebe gegeben hatte, sagte der Bischof: «Sie haben ja doch nicht Wort gehalten, Sie

haben mir doch versprochen, ihr nichts zu thun»; während dieser Worte fiel ihm der Wachsstock aus der Hand, wahrscheinlich vor Schreck. In diesem Augenblicke fiel es mir auf, daß der Bischof mich früher dreimal gefragt hatte: «aber sagen Sie mir doch, von wo sind Sie»? einmal sogleich im Anfange, dann wieder, als ich noch mehr Geld verlangte, und endlich, als er mir die Rolle mit 50 Thlr. gegeben hatte. Ich glaubte jetzt, daß er mich erkannt haben möchte. Als der Wachsstock zu Boden fiel und auslöschte, bückte sich der Bischof, um den Wachsstock aufzuheben, und gleichzeitig bückte auch ich mich nach dem Wachsstocke. Der Bischof richtete sich wieder auf, auch ich stand wieder aufrecht, sah mich nach der Lampe in dem Schlafzimmer um, und dachte daran, den Wachsstock wieder anzuzünden. Doch in diesem Augenblicke überfiel mich eine Wuth, und ich hieb mit meinem Beile einen scharfen Hieb von der Seite in den Hinterkopf des Bischofs, welcher Hieb wohl getroffen haben mußte, denn es krachte so, als wenn man einen alten Topf zerschlägt. Der Bischof stürzte mit dem Ausrufe: «o Gott!» vornüber zu Boden, mit dem Gesicht gegen die Erde. Ich versetzte ihm noch einen Hieb in den Kopf und dieser traf auch seinen Schlafpelz."

So waren die letzten Augenblicke Stanislaus' von Hatten, des siebenundsiebzigjährigen Bischofs von Ermeland. Wir haben keinen andern Zeugen darüber als seinen Mörder. An der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit seiner Aussage ist nicht zu zweifeln; sie trägt in sich selbst den Stempel der Wahrheit.

Rudolf führte noch einen dritten Hieb auf den Liegenden, auch räumte er nachmals ein, daß wol sämmtliche fünf am Kopfe vorgefundenen Hiebwunden von ihm herrührten, obwol er sich der letzten Umstände nicht recht entsinnen wollte. Nach der That ging er aus dem Hause auf den Hof, wusch sein blutiges Beil in dem Schnee, steckte es unter den Rock und eilte dann auf einem andern Wege nach der Stadt zurück. Den Riemen warf er unterwegs über einen Gartenzaun.

Im älterlichen Hause angelangt, stellte er das Beil an den Ort, wo er es gefunden, verbarg die Uhr im Stalle und packte die übrigen Sachen in ein Tuch, welches er in die Mauerritze klemmte. Niemand bemerkte etwas davon. Mutter

und Schwester waren ausgegangen, der Vater lag auf seinem Bette.

Nun ging er in die Schenkstube. Wenn er wirklich dort schon vor 7 Uhr angelangt ist, so muß man die Schnelligkeit und Fertigkeit bewundern, mit welcher er Verkleidung, Mord, Raub, Reinigung und das Verstecken der Sachen ins Werk gesetzt hat.

Daß er in der Schenke, als die Mordnachricht ankam, geäußert haben soll: „Ja, mir zittern auch die Beine“, bestritt er. „Auch ich erschrak“, sagte er, „doch eben nicht sehr; denn es fiel mir nicht ein, daß man mich für den Mörder halten würde.“

Ob bei der That kein Blut auf ihn gespritzt war, oder ob er seine Kleider so geschickt gereinigt hatte, daß man bei seiner ersten Verhaftung auf dem Rathhause keine Spuren davon entdeckte, erhellt nicht. Entlassen und in seine Wohnung zurückgekehrt, schlief er ein. Er sagt: „Reue über meine That beunruhigte mich nicht, sondern nur die Furcht vor der Entdeckung.“ Am andern Morgen ging er, als wäre nichts vorgefallen, zu seinem Meister auf die Arbeit und wurde erst bei seiner Rückkehr, um 10 Uhr morgens, gefangen genommen.

Bei seinem Bekenntniß blieb er während der ganzen Untersuchung. Fortwährend behauptete er, daß er die That niemals bereut habe und auch jetzt nicht bereue, und suchte, wie es heißt, „dieselbe sogar mit Sophismen zu rechtfertigen“.

Für den erkennenden Richter blieben wenig Zweifelsfragen, denn das abgelegte Geständniß war entschieden und bestimmt; es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß der Mörder es aus voller Ueberzeugung abgelegt, und es stimmte aufs genaueste mit allen sonst ermittelten Umständen — sogar der Riemen, den er über den Gartenzaun geworfen, fand sich daselbst vor — sodaß der Thatbestand vollständig ermittelt war. Desto schwieriger war die Aufgabe für Kühnapfel's Defensor, welcher, um seiner traurigen Pflicht zu genügen, den Raub nur als einen Diebstahl darzustellen versuchte, indem der Thäter vom

Bischofe das Geld, ohne Anwendung von Drohungen, erhalten, und den Mord als einen bloßen Todtschlag, indem er den Bischof, ohne Ueberlegung, nur in einem Zustande von Wuth getödtet habe. Auch daß er, von einem strengen Vater seinen Seelenkräften unangemessen behandelt, von früh auf von einem fanatischen Haß gegen die katholischen Geistlichen entbrannt, einem Prädestinationsglauben hingegeben, früher an einer erwiesenen Tobsucht leidend, nicht mit völliger Freiheit und Ueberlegung gehandelt habe, wurde geltend gemacht.

Der Criminalsenat des königsberger Oberlandesgerichts nahm an, daß Rudolf Kühnapfel des zweifachen Raubmordes schuldig sei und verurtheilte ihn durch Erkenntniß vom 15. Februar 1841 zum Tode durch das Rad von unten herauf.

Kühnapfel hörte den Spruch vollkommen gefaßt an. Als ihm eröffnet wurde, daß ihm das Recht der weitern Vertheidigung zustehe, erklärte er: „Ich will von dem Rechtsmittel keinen Gebrauch machen, sondern ich bin zufrieden mit diesem Erkenntniß. Ich hoffe auch in der zweiten Instanz auf keine gelindere Todesstrafe. Es ist mir übrigens auch gleichgültig, welche Todesstrafe ich erleide; denn ich fürchte den Tod nicht und wünsche denselben recht bald zu erleiden. Nach den Grundsätzen der Religion ist der Tod Versetzung in einen bessern Zustand, und nach diesen Grundsätzen ist daher der Tod nicht Strafe, sondern Belohnung, oder — jener Grundsatz der Religion ist falsch. Auf die Todesart selbst kann es nicht ankommen, denn schon ein heftiger Zahnschmerz ist empfindlicher als der Todesstreich."

Statt seiner appellirte, wie es nach der juristischen Criminalordnung zulässig war, sein Defensor. Kühnapfel ließ es sich gefallen, sagte aber, er könne ihm keine weitern Momente an die Hand geben. Der Defensor mußte sich daher auf seine in der ersten Instanz angeführten Gründe beschränken. Das Tribunal des Königreichs Preußen erkannte am 7. April 1841: daß das Erkenntniß erster Instanz lediglich zu bestätigen sei.

Rudolf Kühnapfel blieb sich selbst und seinem Charakter treu. Während seines Processes bemerkte man keine Art von Unruhe, keine Ausbrüche der Verzweiflung an ihm, er legte keine Reue an den Tag und machte keine Versuche zum Ent-

fliehen. Von dem Augenblicke an, wo er Duncker sein erstes Bekenntniß abgelegt, nahm er die neue Rolle an: gefaßt auf den Tod zu sein, als auf etwas Unvermeidliches, das in der Gestalt des Schaffots und der Hinrichtung noch immer erträglicher sei, als es so oft den Sterbenden auf dem Krankenbette beschleiche. Nichts von Reue, von religiösen Empfindungen; nur gegen den Mann, welcher ihm das Geständniß abgerungen, zeigte er Ehrerbietung und Anhänglichkeit.

Ein einziges mal erwachte in dem Verbrecher eine Gewissensregung, die von keinen persönlichen Motiven ausging. Er fühlte sich gedrungen, noch etwas vor der Gerechtigkeit zu bekennen; vielleicht um seiner heroischen Rolle, die ganze Wahrheit auszusagen, getreu zu bleiben. Gerade an dem Tage, wo in Königsberg das zweite Erkenntniß gefällt wurde, ließ er dem Inquirenten in Braunsberg, wo er gefangen saß, anzeigen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Als derselbe sich zu ihm ins Gefängniß begab, legte er wörtlich folgendes Geständniß ab:

„Ich habe in meinen frühern Verhören stets behauptet, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, den Bischof von Hatten und dessen Haushälterin, Rosalie Pfeifer, zu ermorden. Ich muß jedoch bekennen, daß ich nur, um mein Verbrechen zu beschönigen, die Absicht des Mordes früher bestritten habe, und daß ich wirklich die Absicht hatte, beide Personen zu ermorden. Die Haupttriebfeder meines Verbrechens war allerdings die Absicht, den Bischof zu berauben. Diese meine Absicht hätte ich freilich ausführen können, ohne den Bischof und seine Haushälterin zu erschlagen; denn beide waren alte und schwache Personen, die ich leicht hätte überwältigen und unschädlich machen können, ohne sie zu tödten. Doch der Haß gegen diese beiden Personen war so tief eingewurzelt in mir, daß ich sie beide bei dieser Gelegenheit von der Welt schaffen wollte. Die Veranlassungen zu diesem Hasse habe ich schon bei meinen frühern Verhören angegeben und könnte noch viele Dinge erzählen, die mich gegen den Bischof und seine Haushälterin erbitterten, doch sind dieses lauter kleinliche Gegenstände, die nur auf mich einen so übeln Eindruck machten, einem jeden andern aber ganz unbedeutend erscheinen müssen.

„Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken herum, den Bischof zu berauben und zu ermorden. Am Neujahrstage hörte ich erzählen, daß der Bischof 8000 Thlr. durch die Post erhalten habe, und nun wurde der Beschluß, den Bischof zu berauben und zu ermorden, in mir fest, und ich führte ihn drei Tage darauf aus. Die nähern Umstände der That habe ich in meinen frühern Verhören im ganzen der Wahrheit gemäß vorgetragen und nur Folgendes daran zu ändern. Ich riß mir die Larve schon damals vom Gesicht und warf sie von mir, als ich der Rosalie Pfeifer den ersten Hieb mit dem Beile versetzte, und trat nun ohne Larve an den Bischof und verlangte Geld von ihm. Ich glaube wohl, daß der Bischof mich erkannt hat, doch ließ er sich dieses nicht merken, und es schien, als wenn er mich wirklich nicht erkannte, weil er mich einigemal fragte: «Von wo sind Sie?» Die Larve nahm ich nur deshalb vor das Gesicht, damit mich der Bischof nicht gleich auf den ersten Blick erkennen sollte; denn ich fürchtete, daß er, mich erkennend, gleich aufschreien und dadurch vielleicht Menschen herbeiziehen könnte. Nachdem ich mich aber überzeugt hatte, daß er mit der Haushälterin allein im Hause war, und da ich die Absicht hatte, beide zu erschlagen, so kam es mir nicht mehr darauf an, unerkannt zu bleiben. Ich hatte die Absicht, mir vom Bischof herunterleuchten zu lassen, weil ich den Weg im Finstern nicht gut zu finden glaubte, und deshalb forderte ich ihn auf, mir mit dem Wachsstocke hinunterzuleuchten. Meine Absicht war, ihn unten ganz unerwartet zu erschlagen; da aber durch das Herunterfallen des Wachsstocks ein mir sehr unangenehmer Aufenthalt entstand, so versetzte ich ihm schon oben den Todesstreich.

„Unmittelbar nach der That fühlte ich weder Reue noch Angst, sondern eine wahre Freudigkeit, und es war mir so zu Muthe, als wenn ich 50 Franzosen erschlagen hätte. Jetzt aber, nachdem ich zu ernstem Nachdenken gekommen bin, sehe ich ein, welch ein großes Verbrechen ich begangen habe, und fühle aufrichtige Reue. Ich hatte mir früher vorgenommen, erst auf dem Schaffot, im letzten Augenblicke meines Lebens, die Absicht des Mordes einzugestehen. Seit mehrern Tagen

und Nächten aber beunruhigt mich das Bewußtsein, noch etwas verschwiegen zu haben, aufs höchste, und diese Unruhe veranlaßte mich gestern schon, dem katholischen Geistlichen, welcher mich seit einiger Zeit besucht, Beneficiaten Breyer, das heutige Geständniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit abzulegen. Dieses hat mich zwar einigermaßen, aber doch noch immer nicht ganz beruhigt, und ich faßte daher in der letzten schlaflosen Nacht den Vorsatz, auch meinen Richtern dieses Bekenntniß abzulegen. Ich weiß sehr wohl, daß durch dieses Bekenntniß meine Strafbarkeit erhöht wird, doch einestheils hat schon der Richter erster Instanz meine That als einen Mord beurtheilt und danach meine Strafe abgemessen, und anderntheils bin ich auch nicht bestrebt, ein gelinderes Urtheil mir zu erwirken; denn ich sehe ein, ich habe den Tod verdient, und auf die Art der Todesstrafe kommt es mir nicht an. Ich fühle meine Beruhigung darin, alles, auch meine geheimsten Gedanken, der Wahrheit gemäß entdeckt zu haben, und hoffe um so mehr auf Gottes Gnade, wenn ich nichts verheimliche."

So psychologisch merkwürdig dieses Bekenntniß ist, seine gerühmte Freudigkeit nach der That und seine endlich erwachte Reue, die doch noch immer den Charakter des Stolzes athmet, konnte es doch auf das Urtheil von keinem weitern Einfluß sein.

Mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit wurde dieser Criminalproceß, im Vergleich zu andern in deutschen Ländern, wo das Inquisitionsverfahren und der Instanzengang galt, beendet. In sechs Monaten war die polizeiliche Voruntersuchung und die Criminaluntersuchung geführt, waren zwei Strafurtheile gefällt und die königliche Bestätigung eingegangen. Das Aufsehen, welches der Mord durch die ganze Welt erregt, und sein, wiewol ganz zufälliges Ueberspielen in die große politisch-kirchliche Frage der Zeit hatte diese außerordentliche Beeilung, die aber der Gründlichkeit keinen Eintrag that, veranlaßt.

Am 7. Juli 1841 ward Rudolf Kühnapfel in Frauenburg, wohin er zurückgeschafft worden war, hingerichtet. Sein Benehmen in den letzten Stunden entsprach seiner bisherigen

Aufführung. Er zeigte sich weder wild noch muthlos. Völlig ergeben in die Nothwendigkeit, fügte er sich in alle Anordnungen. Nach herkömmlicher Verfügung ward er auf dem Rade, vor der Vollstreckung der im Urtheil ausgesprochenen Strafe, erdrosselt und der entseelte Körper sodann in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge von den Schlägen des Rades zerschmettert.

Urban Grandier.

(1634—1637.)

Zu den Zeiten Richelieu's lebte in der Stadt Loudon ein Geistlicher von ausgezeichneten Eigenschaften, Namens Urban Grandier. Er war aus Niedermaine gebürtig, und ein Zögling der Jesuiten in Bordeaux gewesen. Seine Lehrer hatten ihrem wohlgerathenen Schüler, zur Ehre des Ordens und ihm selbst zum Lohne, in der genannten Stadt die einträgliche Pfarrei zu St.-Peter und noch außerdem eine Pfründe an der dortigen Collegiatkirche zum heiligen Kreuz verschafft. Diese Bevorzugung eines Fremden, seine Talente, sein Stolz und sein Lebenswandel erweckten ihm zahlreiche Gegner. Er sah im Vollgefühl seiner Kraft und seines Ansehens hochmüthig auf seine Feinde herab und strafte sie mit Verachtung. Es entspann sich eine Todfeindschaft, welche gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts einen Proceß hervorrief, der an Gehässigkeit, Aberwitz und Grausamkeit an die Zeiten des finstersten Fanatismus erinnert, und um so furchtbarer und ruchloser erscheint, weil er in einem Zeitalter spielt, wo die Franzosen bereits auf den Ruhm der unterrichtetsten, feinsten und aufgeklärtesten Nation Anspruch machten. Entsetzlich durch die Facta an und für sich, wird der Fall noch empörender dadurch, daß die große Mehrzahl der Ankläger, Verfolger und Richter wissentlich ein grobes Gaukelspiel trieben und ebenso von der Lüge und Thorheit ihrer eigenen Anklage als von der Unschuld ihres Opfers überzeugt sein mußten. Ein furchtbares Exempel, zu welchen

Excessen, auch unter dem Mantel der Gerechtigkeit, der Parteihaß führen kann, wenn er sich des religiösen Wahnes bemeistert.

Urban Grandier war ein schöner großer Mann, von edler, würdevoller Haltung, mit lebhaften, durchdringenden Augen. Er kleidete sich ausgesucht, war im Umgange unterhaltend und gern zu Mittheilungen geneigt. Er ließ den feinen Denker und gelehrten Mann durchblicken.

Bis dahin hatten die Bettelmönche in Loudun und der Umgegend für die besten Prediger gegolten. Als Urban auftrat, stellte er sie sofort in den Schatten. Er war aber auch so unklug, sie direct anzugreifen; er ermahnte die Leute, sich lieber an ihre Pfarrer zu wenden, weil diese es aufrichtiger mit ihnen meinten. Er gebrauchte seinen Witz und machte die Mönche lächerlich. Die Karmeliter schwuren ihm Rache und Urban hatte Schwächen, welche seinen Feinden die Waffen in die Hand gaben.

Er betrug sich hochfahrend und stolz, verzieh keine Beleidigung und verfolgte sein Recht bis zum Aeußersten. Zwei Personen, der Priester Mounier und der Kanonikus Mignon waren seine bittersten Gegner, mit ihnen verband sich der Präsident des Steueramtes Barot, den Urban auf das empfindlichste gekränkt hatte. Barot war sehr reich und hatte in der Stadt eine große Menge von Vettern und Basen. Diese ganze einflußreiche Familie trat fortan gegen Urban Grandier feindlich auf. Der schöne Priester war oft in Liebeshändel verwickelt. Er war ein Mann von edler Gestalt, geistreich und den Frauen gefährlich. Die Eifersucht minder glücklicher Nebenbuhler, der Haß von Ehemännern und Vätern vermehrte die Zahl seiner Feinde. Es hieß, daß die schöne Tochter des königlichen Procurator Trinquant sich ihm ergeben habe. Der Vater, von Zorn verblendet, stellte deshalb einen Proceß an, der ihm zu nichts half und weder Urban's noch seiner Tochter Schuld herausstellte, aber auf ihn selbst das ganze Gewicht des Lächerlichen warf. Den Fehltritt der Tochter hätte Trinquant vielleicht vergeben, diese Folge konnte er Urban nicht verzeihen.

Urban war übrigens im höchsten Grade discret. Er rühmte

sich seiner Eroberungen nicht, er sprach niemals von ihnen, und hielt das unverbrüchlichste Stillschweigen, selbst unter den Qualen der Tortur. Man vermuthete, daß er, unbeschadet seiner vielfachen Liebschaften, eine Geliebte habe, die sein ganzes Herz besäße, mit der er sogar, zu ihrer Beruhigung, eine Gewissensehe geschlossen habe. Nie aber ist der Name dieser Dame bekannt geworden. Er sündigte in diesem Punkte weniger aus Leichtsinn, als aus Grundsatz; unter seinen Papieren fand man eine geistvoll geschriebene Abhandlung: „Gegen das ehelose Leben der Priester.“

Seine Feinde versammelten sich bei Barot. Verstärkt durch den königlichen Advocaten Menuau, der Urban im Verdachte des Umganges mit seiner Gattin hatte, beschlossen sie, alles anzuwenden, um den gemeinschaftlichen Feind zu verderben, oder ihn wenigstens aus Loudun zu vertreiben.

Zwei schlechte Subjecte mußten eine Klage gegen den sittenlosen Priester erheben und ihn beschuldigen, daß er mit Weibern und Mädchen Unzucht treibe, keine Religion besitze und niemals sein Brevier bete. Während dieser Proceß gegen Urban vor dem Civillieutenant Chauvet verhandelt wurde, erlaubte sich einer der Verschworenen, ein reicher Edelmann, Duthibaut, den Priester, als er, mit dem Chorhemde bekleidet, in seine Kirche ging, um das Hochamt zu halten, auf offener Straße zu insultiren. Urban hatte ihm, gewiß sehr unpassend für den Moment, die Verunglimpfungen vorgeworfen, die Duthibaut gegen ihn ausgestoßen habe. Dieser schlug ihm mit dem Rohre mehrmals über den Kopf.

Urban eilte nach Paris, warf sich dem Könige zu Füßen und flehte für diese einem Priester zugefügte Beleidigung um Genugthuung, die ihm der entrüstete Monarch auch versprach. Die doppelte Anklage und der doppelte Proceß kreuzten sich; wir können aber in Kürze darüber weggehen, da beide Untersuchungen nur Vorläufer der schreckenvollen Verfolgung sind, welcher Urban später erlag. Seine Feinde waren stärker als der gute Wille des Königs, dem beleidigten Priester Recht zu verschaffen. Der Bischof von Poitiers, Urban's nächster geistlicher Oberer und von seinen Feinden durch falsche Mittheilungen gegen ihn gewonnen, gesellte sich den letztern zu

und es fehlte schon bei dieser Untersuchung nicht an empörenden Willkürlichkeiten. Urban mußte zwei Monate in einem traurigen, feuchten Gefängnisse, in das ihn der Bischof hatte werfen lassen, schmachten, während die Zeugen vor dem geistlichen Gerichte furchtbare Dinge gegen ihn aussagten, und so sicher waren die Verbündeten ihres Erfolgs, daß sie einen der Barot'schen Vettern, unter Begünstigung des Bischofs, in den Besitz seiner Pfründe setzten.

Inzwischen wurde die Untersuchung auf Befehl des von dem Verklagten angerufenen Parlaments von Paris an die weltlichen Richter verwiesen. Als der Civillieutenant von Loudun in commissarischem Auftrag die Zeugen verhörte, gaben sie ganz andere Antworten, als die geistlichen Richter zu Protokoll genommen hatten, einige widerriefen geradezu und legten das freiwillige Bekenntniß ab, sie wären verführt und bestochen worden, besonders vom Procurator Trinquant. Ja, es fanden sich unleugbare Beweise, daß man bei dem geistlichen Gerichte Aussagen zu Protokoll gebracht hatte, die den Zeugen nicht in den Sinn gekommen waren. Zwei Priester erklärten deutlich und feierlich, daß man ihre Angaben durch und durch verfälscht habe.

Den Anklägern hatte der Proceß viel Geld gekostet und versprach, wie die Sachen standen, wenig Erfolg. Keiner der vielen Ehemänner war zu einer Aussage gegen Urban Grandier zu bewegen. Obgleich der Bischof, von der Kanzel herab, alle, die um solche Frevel wüßten, ermahnte, sich vor Gericht zu stellen, erschien doch niemand. Das Gericht zu Poitiers mußte am 25. Mai 1631 Urban Grandier von der gegen ihn erhobenen Anklage vorläufig freisprechen.

Der Muth seiner Feinde war gebrochen, aber sie sollten noch mehr beschämt werden. Der Erzbischof von Bordeaux, dem der Bischof von Poitiers untergeben war, kam in die Nähe von Loudun. Er untersuchte, auf die an ihn gerichtete Appellation, den Proceß selbst, und sprach (am 22. November 1631) Urban Grandier von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen völlig frei, setzte ihn wieder in sein Amt ein und überließ es ihm, auf Schadenersatz zu klagen.

Der Erzbischof war ein umsichtiger Mann. Er erkannte

die Gefahr, welche dem vereinzelten Priester unter so erbitterten Feinden drohte. Er gab ihm den freundlichen Rath, seine Pfründe zu vertauschen und versprach ihm, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Gaben, ein anderes Amt. Urban Grandier lehnte das Anerbieten ab. Er wollte seinen unwürdigen Feinden trotzen. Möglich auch, daß eine zärtliche Verbindung es ihm schwer oder unmöglich machte, von Loudun fortzugehen.

Aber er that noch mehr. Um seine Gegner zu reizen, hielt er bei seiner Rückkehr nach Loudun einen förmlichen Triumphzug, und trug dabei einen Palmenzweig in der Hand. Seine Freunde bedauerten diese Ueberhebung, seine Feinde freuten sich und sannen auf neue Mittel, ihre Rache zu kühlen. Das Parlament hatte den Proceß Urban's gegen Duthibaut vertagt bis nach dem Ausgang der Untersuchung wider den erstern. Jetzt setzte er diesen Proceß mit allem Eifer fort und erstritt ein günstiges Urtheil, welches er in aller Strenge ausführen ließ. Duthibaut mußte einen öffentlichen schimpflichen Verweis anhören, und ward in verschiedene Geldbußen und die Erstattung aller Kosten verurtheilt. Damit nicht zufrieden, schickte Urban sich an, seine geheimen Angeber und Widersacher beim Parlament zu verfolgen. Vergebens warnten ihn seine Freunde, vergebens schilderten sie ihm seine Lage. Er wollte sich rächen und zeigen, daß er auf sein Recht und seine Unschuld baue.

Jetzt wurde er von einer Seite her angegriffen, von welcher kein Mensch einen Angriff erwartete; es war eine kunstvoll und doch albern angelegte Mine. Mehrmals trat er sie unerschrocken aus; die Vernunft, der französische Witz waren auf seiner Seite. Aber die Mönche, seine Feinde, zündeten sie immer wieder von neuem an, sie bearbeiteten die Gemüther des Volks, bis die Atmosphäre selbst von dem Feuerstoff geschwängert war, und der allgemeine Wahn auch die Vernünftigen und Beherzten so erschreckte, daß sie verschüchtert schwiegen. Es tauchte eine furchtbare Erscheinung auf: die Besessenen von Loudun und dieses Phantom führte den Priester auf den Scheiterhaufen.

Einige Jahre vor dieser Geschichte hatte sich ein Ursulinerinnenconvent in der alten Stadt Loudun gebildet. Das Kloster war noch arm, obwol Fräuleins aus den ersten französischen Familien sich als Nonnen darin hatten aufnehmen lassen. Die Priorin, ein schönes junges Mädchen, war die Tochter eines Marquis von Cose und nahe verwandt mit dem Staatsrath von Loubardemont. Es befanden sich darunter Basen des allmächtigen Richelieu, des Erzbischofs von Bordeaux und anderer vornehmer Staatsmänner. Dennoch waren die Mittel der neuen Conventualen so beschränkt, daß sie in einem Privathause zur Miethe wohnten und ihren eigentlichen Lebensunterhalt durch Unterricht und Aufnehmen von Pensionärinnen sich gewinnen mußten.

Ihr erster Beichtvater, Moussaut, ein kluger, aufgeklärter Geistlicher, war gestorben. Bald darauf hieß es, in dem Hause, wo sie wohnten, ginge es um, es sei der abgeschiedene Geist des Beichtsvaters; vielleicht, weil er im Leben zu aufgeklärt gewesen. Einige der jüngern Nonnen und Kostgängerinnen belustigte das Gerücht und sie beschlossen, es zu ihrem Spaß zu benutzen. Sie standen heimlich des Nachts auf und ließen Thüren und Fensterladen klappen, Stühle rutschen und Fässer rollen. Die Wirkung auf die Furchtsamkeit ihrer Mitschwestern war so aufmunternd für sie, daß sie in dem Spiele nur noch dreister fortfuhren. Sie stiegen bis aufs Dach, vom Dach in die Oberböden, gingen von da in die Schlafkammern der Kostgängerinnen und zogen ihnen die Unterröcke von den Betten weg, und trieben allerhand tollen Spuk, daß der Glaube unter den geängsteten Nonnen feste Wurzel faßte, der Geist dringe durch fest verschlossene Thüren. Der Geist aber hatte einen Bundesgenossen in der funfzehnjährigen Pensionärin Maria Aubin, welche nachts, wenn die andern schnarchten, heimlich den Riegel zurückzog, um den Gespensterbesuch einzulassen. Nachher vermehrte sie das Schrecken ihrer Mitschwestern, indem sie unter entsetzlichen Geberden und Angstgewimmer sich unter ihre Betten begrub, wenn der Geist eingetreten war.

Diesen unschuldigen Anfang hatte die historisch gewordene Erscheinung der Besessenen von Loudun. Zur Zeit ihrer

Blüte daran zu erinnern, oder gar zu behaupten, daß dies die erste Ursache gewesen, hätte zum Scheiterhaufen führen können. Marie Aubin betheuerte aber noch im Alter von 65 Jahren, daß die Geschichte sich so, und nicht anders verhalten.

Nach Moussaut's Tode wurde der Kanonikus Mignon zum Gewissensrath der jungen Ursulinerinnen erwählt, ein Mann von heftigen Leidenschaften, hochmüthig, rachsüchtig, von nicht unbedeutenden Gaben, und zur Intrigue geneigt. Er wußte das Herz der alten wie der jungen Nonnen zu gewinnen, jene erzählten ihm die Schreckenskunde von dem Poltergeiste, diese machten ihn zum Vertrauten ihres Muthwillens. Mignon ließ als kluger Mann einer Sache, die ihn vorläufig nicht berührte, die ihm aber nützlich werden konnte, ihren Lauf. Der Augenblick schien jetzt da zu sein, wo der lange gehegte Racheplan gegen Urban Grandier ins Werk gesetzt werden könnte.

Der Schreck hatte wirklich auf die Nerven einiger unter den ältern Nonnen eingewirkt. Diese mochten Visionen haben; andere waren physisch krank, d. h. sie litten unter den beängstigenden Symptomen, denen unverheirathete und in strenger Keuschheit lebende Frauen oft unterworfen sind. Ihr Gewissensrath erklärte ihnen, das seien untrügliche Merkmale des Teufels, der in ihnen seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Er nahm Beschwörungen mit ihnen vor, und da ihnen bekannt war, welche Schmerzen der böse Geist bei Anrufung des Namen Gottes oder bei Annährung heiliger und geweihter Dinge empfinde, so fühlten sie bei den Beschwörungen ein Drücken, Stoßen und Reißen, was nothwendigerweise Verzuckungen zur Folge haben mußte.

Dieses Besessensein ward ansteckend. Die Priorin war für den Ruf ihres Klosters besorgt; denn Mignon machte ihr begreiflich, daß die Heiligen demselben kein besseres Geschenk hätten senden können; fromme und mitleidige Herzen würden, gerührt durch das Unglück der armen Mädchen, sie mit milden Gaben überschütten und das ganze Kloster würde dadurch in Ruf kommen. Seine Weissagung ging später buchstäblich in Erfüllung, freilich erst, nachdem die Priorin auch ihrerseits

alles gethan hatte, um dem Segen des Himmels den Weg zu bahnen.

Der Beichtvater stellte ihr das vortheilhafte Werk auch als ein gottgefälliges vor, sodaß ein kleiner Betrug zu entschuldigen sei. In Loudun lebten damals viele Protestanten. Wenn der Teufel nun mehrere Nonnen besäße und katholische Priester, kraft des Geheimnisses, an welches die Calvinisten nicht glaubten, die unsaubern Geister austrieben, so könne das nur zum Ruhm der heiligen Kirche ausschlagen und möglicherweise auch einige verirrte Seelen in den Schos derselben zurückführen. Außer der Priorin wurden noch zwei oder drei Nonnen eingeweiht.

Mignon ertheilte ihnen nun Unterricht in der Wissenschaft des Besessenseins, und machte sie auf alle Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten aufmerksam. Ausgemacht sei es, daß der Teufel niemals in den Leib eines Menschen fahre, wenn er nicht ausdrücklich durch einen Zauberer hineingeschickt werde. Dies geschehe kraft eines Bundes (Pact), den der gottlose Mensch zuvor mit dem Teufel geschlossen habe. Man müsse also zunächst denjenigen ermitteln, von dem es wahrscheinlich sei, daß er diese teuflischen Neigungen hege, dermaßen, daß man auch mit einiger Sicherheit auf ihn inquiriren könne. Wie in Nachdenken versunken, fuhr der Kanonikus im Gespräch mit der Priorin plötzlich auf, und hatte den Menschen gefunden. Urban Grandier, der ruchloseste Bösewicht, der verabscheuungswürdigste Priester, der durch seine Ausschweifungen die vornehmsten Familien der Stadt entehre, die Stadt in Uneinigkeit und Unruhe bringe und dem ganzen Lande das größte Aergerniß sei! Offenbar durch Zauberkünste habe er jetzt eben erst die Augen der Oberrichter verblendet, daß sie ihn, trotz der klaren Beweise seiner Schuld, freigesprochen. Wer also könne die Nonnen behext haben, als dieser wollüstige Priester? Doppelt Preis dem Herrn, wenn die Behexung und deren Austreibung die Wirkung habe, daß dieser Schändlichste aller Schändlichen entlarvt, das Land von ihm befreit und er vielleicht selbst zur Buße und zur Rückkehr zu Gott vermocht werde. Mignon betonte namentlich das letztere, um den Glaubenseifer der frommen Priorin noch mehr anzufeuern.

Daß Urban's Ueberführung oder Geständniß zum Scheiterhaufen führen könnte, verschwieg er dem schwachen Weibe weislich.

Die Priorin und die vertrauten Nonnen gingen auf alles im besten Glauben und in der besten Absicht ein. Sie leisteten dem Beichtvater einen Eid der Verschwiegenheit; aber er bediente sich, als das Werk des Betrugs im Gange war, noch ganz anderer Mittel, die armen Geschöpfe zu fortwährender Thätigkeit zu zwingen. Er stellte ihnen vor, daß, wenn sie widerriefen, sie sich selbst als falsche Anklägerinnen denuncirten, und jetzt verwies er sie mit den lebendigsten Farben auf den Scheiterhaufen, der ihrer als Strafe harre; er drohte ihnen mit Urban's unversöhnlicher Gemüthsart, der Himmel und Hölle in Bewegung setzen würde, um sich an ihnen zu rächen.

Während das Gerücht von den besessenen Mädchen sich durch die Stadt verbreitete, wurden im Innern des Klosters die nöthigen Vorbereitungen gemacht, um mit der Erscheinung vor die Augen der Welt zu treten. Diejenigen, welche sich wirklich für besessen hielten, überließ man den Wirkungen ihrer erhitzten Einbildungskraft, die andern wurden in den Drehungen und Verzuckungen, die zur Verstellung nöthig waren, unterrichtet. Mignon nahm nun im Innern des Klosters regelmäßige Beschwörungen vor, bei welchen einzelne Einwohner von Loudun zugezogen wurden. Plötzlich erschien auch ein Kanonikus Barre aus Chinon in feierlicher Procession an der Spitze seiner Parochialen vor den Thoren von Loudun. Fünf Meilen war er zu Fuß gereist, um seinem Confrater in dem heiligen Werke der Beschwörung der Unglücklichen beizustehen, eine Vorbereitung, welche der Sache erst den gewünschten Eclat gab.

Barre war in Sinnesart und Neigungen Mignon nahe verwandt, nur daß er mit noch düsterer Glut und unersättlichem Ehrgeiz dem Namen eines Heiligen nachstrebte. Gegen zwölf Tage bearbeiteten beide insgeheim die Besessenen, um mit ihnen vor den Augen des Publikums erscheinen zu können. Dazu gehörte aber die Einwilligung, wenigstens die Zustimmung des auf seine Rechte sehr eifersüchtigen Bischofs von

Poitiers. Dieser ward durch seinen Günstling, den Pfarrer Granger von Venier, ein übelwollender harter Charakter, von den Verbündeten aber nur deshalb mit erwählt, weil er mit Urban in nicht unfreundschaftlichen Verhältnissen stand, also kein Verdacht der Parteilichkeit auf ihn fiel, um so leichter bearbeitet, als Urban seiner Sentenz getrotzt hatte, was er ihm nicht vergeben konnte.

Durch Granger ward am 11. October 1632 dem Bailli der Landschaft Guillaume von Cerisey und dem Civillieutenant Chauvet die officielle Anzeige von zwei im Ursulinerkloster ohne alle Zweifel vom Teufel besessenen Nonnen gemacht. Beide wurden aufgefordert, von Amts wegen eine Sache zu untersuchen, welche das größte Aufsehen erregen müsse.

Die beiden obrigkeitlichen Personen begaben sich ins Kloster, an dessen Thüre sie Mignon, mit dem Chorhemde und der Stola angethan, empfing. Nach seinem Berichte wären die armen Nonnen vierzehn Tage lang durch Gespenster und fürchterliche Erscheinungen sehr geplagt worden und endlich hätten die bösen Geister sich in den Leibern der Priorin und zweier Nonnen festgesetzt. Zwar habe er, mit Unterstützung des Kanonikus Barre und einiger Karmeliter, den bösen Geistern dermaßen durch Beschwörungen zugesetzt, daß sie auf acht bis zehn Tage ihren Abzug hätten nehmen müssen; allein in der vergangenen Nacht seien sie bei der Priorin und einer Laienschwester zurückgekehrt, und beide wären in diesem Augenblick vollständig besessen. So viel er ermittelt, sei diese neue Besessenheit infolge eines Pactes, dessen Symbol einige Rosen wären, erfolgt. Das Symbol des ältern Bundes wären drei schwarze Dornen gewesen. Der Teufel, der sich der Priorin bemächtigt, heiße Astaroth, der der Laienschwester Jubilon.

Schon wollten die Beamten wieder fortgehen, da Mignon ihnen sagte, die armen Mädchen schliefen in diesem Augenblicke. Aber eine Nonne kam heruntergelaufen und sagte: sie seien wieder erwacht und ihre Zufälle wären aufs neue angegangen. Man verfügte sich in eine obere Kammer, wo sieben Betten standen, in einem lag die Priorin, in dem andern die Laienschwester. Die übrigen Nonnen, der Kanonikus Rousseau und der Wundarzt Manouri waren zugegen.

Die Priorin galt für eins der schönsten Mädchen; kaum aber daß sie die beiden Beamten erblickte, als ihre Züge sich so verstellten, daß ihr Anblick gräßlich und fürchterlich war. Sie quiekte wie ein junges Schwein, und warf sich wie eine Rasende im Bette umher. Mignon steckte zwei Finger in ihren Mund, ohne Furcht vom Teufel gebissen zu werden, und nach verschiedenen, vom Ritual vorgeschriebenen Beschwörungsformeln, begann er mit dem Teufel im Leibe der Priorin das Verhör, auf welches der Dämon, sobald die Beschwörung in der Ordnung war, antworten mußte.

Frage: Propter quam causam ingressus es in corpus hujus virginis? (Aus welcher Ursache bist du in den Leib dieser Jungfrau gefahren?)

Die Stimme: Causa animositatis. (Aus Haß.)

Frage: Per quod pactum? (Unter welchem Bundeszeichen?)

Stimme: Per flores (Blumen).

Frage: Quales? (Was für Blumen?)

Stimme: Rosas. (Rosen.)

Frage: Quis misit? (Wer sandte sie?)

Stimme: Urbanus. Dies Wort ward mit einigem Stocken ausgesprochen, als wäre das Geständniß durch die äußerste Kraft des Exorcismus hervorgelockt.

Frage: Dic cognomen. (Nenne den Zunamen.)

Stimme: Grandier. Auch dieser Name kam nur mit großer Ueberwindung heraus.

Frage: Dic qualitatem. (Nenne seinen Stand.)

Stimme: Sacerdos. (Priester.)

Frage: Cuius ecclesiae? (An welcher Kirche?)

Stimme: Sancti Petri. Auch dies kam schwer heraus.

Frage: Quae persona attulit flores? (Was für eine Person hat die Blumen gebracht?)

Stimme: Diabolica!

Nach dieser letzten Antwort kam die Priorin wieder zu sich und verlangte etwas zu essen. Die Beamten besprachen sich am Fenster mit dem Beschwörer, und meinten, er habe die Besessenen auch nach den Ursachen des Hasses befragen sollen. Mignon entschuldigte sich, daß ihm jede vorwitzige Frage verboten sei.

Als man darauf die Laienschwester, gleichfalls einem sehr schönen Mädchen, die sich aber nicht minder gräßlich verdrehte, dieselben Fragen vorlegte, machte sie mit der Hand eine abwehrende Bewegung und rief: „Der andern, der andern.“ Ihr Teufel mußte sich, vermuthet man, nicht so sicher in der Latinität fühlen, um auf acht lateinische Fragen immer die passende Antwort zu finden.

Der Vorfall wurde genau registrirt, und es ergab sich, daß derselbe schon früher mehreremal, und zwar Wort für Wort sich ebenso ereignet hatte, und zwar in Gegenwart des Maire der Stadt und des königlichen Procurator Trinquant. Spötter meinten, wenn der Teufel überhaupt Latein verstehe, so dürfe man doch annehmen, daß er es gewiß besser rede, als die Priorin, die wie ein Schüler aus der ABC-Schule geantwortet habe. Es sei überdem ein sehr einseitiger Teufel, der zu verschiedenen Zeiten und gegen die verschiedensten Personen immer nur dieselben Brocken hervorbringe, während des Teufels Wesen doch in Bosheit, Muthwillen und Zweideutigkeit sich kundthue. Man meinte, die Priorin habe gerade ge; schwiegen, als das Latein ihres Teufels ausgegangen sei: darum habe nicht mehr nach dem Grunde des Hasses gefragt werden können. Auch begriff man nicht, weshalb man zu dieser officiellen Beschwörung die Karmeliter, Urban's Hauptfeinde, zugezogen, und fand es seltsam, daß wenige Tage zuvor sämmtliche Feinde dieses Priesters sich in einem Dorfe, in Trinquant's Hause, versammelt hatten.

Auch die beiden Beamten wurden von diesem Zweifel angesteckt. Als sie am folgenden Tage wieder ins Kloster kamen, stellten sie Mignon vor, daß bei dem Aufsehen, welches die Sache errege, es durchaus nöthig sei, daß die Beschwörungen künftig nur in Gegenwart der Obrigkeit, und von Exorcisten, welche sie dazu erwählten, vorgenommen würden; indem seine, Mignon's, Eigenschaft als Beichtvater der Nonnen und als notorischer Feind Urban's ihn im Publikum verdächtige. Mignon schien den Befehlen der weltlichen Obrigkeit willig nachzukommen, dafür trat aber der „unparteiische“ Barre auf, und berichtete von unerhörten Dingen, welche ihm die arme Priorin bei einer Privatbeschwörung vertraut. Demnach waren

nicht weniger als sechs Teufel in ihrem Leibe, die alle Urban Grandier hineingeschickt. Er habe sowol die Rosen als die Dornen durch vertraute Leute über die Gartenmauer werfen lassen, und von da an sei der Teufelsspuk losgegangen. Als die Beamten an diesem Tage des Nachmittags zu den Besessenen traten, gerieth die Priorin wieder in heftige Verzuckungen, streckte die Zunge aus dem Halse, geiferte und schäumte. Als Barre sie fragte, wann der Teufel abziehen werde, antwortete sie: „Cras mane“ (morgen früh), wußte aber auf eine andere Frage nicht rechten Bescheid zu geben, und stammelte endlich das Wort „finis“ oder „finit.“ Die Zweifler meinten, daß der eine der sechs Teufel, der an der Reihe gewesen, sein Latein nicht recht innegehabt und dem Kanonikus damit einen Wink habe geben wollen, aufzuhören. Die Priorin redete nun kein Wort mehr. Vergebens stellte man das Ciboire (das Behältniß der geweihten Hostie) ihr auf den Kopf; bei dem Namen gewisser Heiligen fuhr sie in furchtbarem Schmerz zusammen und als Barre ihr befahl, ihren Körper in die Hand Gottes zu übergeben, antwortete sie: der Teufel habe ihn und sie besitze keine Herrschaft mehr darüber. Erst nach geraumer Zeit kam sie wieder zu sich, ihr Gesicht wurde heiter und ruhig, sie sah den Exorcisten lächelnd an und sagte, der Satan sei nicht mehr in ihr. Von allem, was mit ihr vorgenommen, wollte sie nichts wissen. Doch gab sie genaue Auskunft darüber, wie sie zum ersten mal bezaubert worden. Es sei abends um 10 Uhr gewesen, als sie schon im Bette gelegen. Da hätte etwas ihre Hand ergriffen, sie geöffnet, drei schwarze Dornen hineingelegt und ihr die Hand wieder zugedrückt. Weder sie noch die anwesenden Nonnen hätten etwas gesehen, aber die drei Dornen wären zu ihrem Schrecken in der Hand geblieben und alle andern hätten sie drin gefunden in der Lage wie der Unsichtbare sie hineingelegt.

Wie zur Bekräftigung ihrer Aussage, rauschte und kratzte es in dem Augenblicke hinter der Wand, eine Katze schoß aus dem Kamin und sprang auf einen Betthimmel. Der böse Geist, ein Zauberer schien gegenwärtig zu sein. Viele zitterten und wurden blaß, andere wollten fliehen; doch rissen zwei

Beherztere die furchtbare Katze herab, setzten sie aufs Bett der Priorin, und Barre griff sie mit den kräftigsten Beschwörungsformeln an. Der Exorcismus rührte aber die Katze nicht, sie blieb ruhig und freundlich auf dem Bette liegen, als hätte sie diesen Platz schon oft innegehabt. Endlich kam man zu der Ueberzeugung, daß das friedliche Thier die gewöhnliche Hauskatze war.

Dafür verbrannte man einen Strauß weißer verwelkter Rosen, durch welche das zweite Pactum geschlossen war. Alle Anwesenden rochen mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit; zu ihrer großen Verwunderung hinterließen aber die Rosen nicht den geringsten infernalischen Gestank.

Anfänglich hatte Urban Grandier die Beschwörungen als eine lächerliche Komödie betrachtet, die mit Schimpf und Schande ihrer Urheber endigen werde. Als er aber den Ernst sah, mit dem man verfuhr, übergab er am 12. October 1632 ein Memorial an den Bailli, worin er die ganze Sache als eine Betrügerei und als das Werk Mignon's darstellte, welchen er schon in einer andern Sache der giftigsten Lästersucht überführt hätte. Er trug deshalb darauf an, daß man die vorgeblich Besessenen an einen abgesonderten Ort in genaue Aufsicht und Verwahrung nehme, sie, voneinander getrennt, befragen lasse, und wenn man fände, daß der Exorcismus nöthig wäre, andere Exorcisten von bekannter Ehrlichkeit, und nicht so verdächtige Leute wie Mignon und seine Anhänger dazu nehme. — Auf des Bailli Antwort: daß Barre die Beschwörungen auf Befehl des Bischofs von Poitiers vorgenommen, wandte er sich an diesen, aber der Bischof empfing ihn weder persönlich, noch nahm er seine Beschwerden an, sondern verwies ihn an die königlichen Beamten, die ihm alle Gerechtigkeit widerfahren lassen würden. Urban sah nun wohl ein, daß das Wetter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, mit jedem Tage fürchterlicher wurde. Der Maire von Loudun selbst, ein Edelmann Renatus Memin, reich, von großem Einfluß, unter dem besondern Schutz des Cardinals Richelieu, hatte sich zur Partei seiner Feinde geschlagen. Der Verfolgte gab also eine neue Klage bei seiner weltlichen Obrigkeit, dem Bailli, wegen der ihm zugefügten Beschimpfung ein, und bat, ihn unter

königlichen Schutz zu nehmen. Der Bailli resolvirte auch, daß seinem Gesuche gewillfahrt und männiglich untersagt werden solle, ihn mit Worten oder That zu mishandeln.

Mignon protestirte feierlich dagegen, er erkenne die Gerichtsbarkeit des Bailli in dieser Sache nicht an. Grandier sei Priester und Kanonikus so gut als er, beide gehörten in einen Sprengel, und könnten daher keinen andern Richter haben, als ihren gemeinschaftlichen Bischof. Er scheue das Licht und eine gerichtliche Untersuchung gar nicht und sei zum Beweis dessen bereit, sich in das Gefängniß des Officialgerichts zu stellen, und fordere seinen Gegner auf, sich auch dorthin zu begeben.

Der Bailli, ein verständiger und pflichtgetreuer Mann, ließ sich, solange keine höhern Rücksichten ihn hemmten, durch die Wuth der Ankläger nicht abhalten, mit Umsicht und Gerechtigkeit die ärgerliche Sache zu untersuchen. Ihm und allen Vernünftigen mußte es auffallen, daß der Kanonikus Barre beim Exorcismus am 12. October den Beamten versprach: wenn sie am folgenden Tage wiederkämen, würde der Teufel verständlicher reden. Wie konnte der Beschwörer Ereignisse voraussehen, die von der Laune des Teufels abhingen? An diesem folgenden Tage ließ er die Beamten eine Stunde in einem gegenüberliegenden Hause warten, angeblich weil die Nonnen in der Vorbereitung auf die Communion begriffen wären. Inzwischen hatte er, gegen das Verbot des Bailli, die Besessenen privatim exorcisirt, und, wie er behauptete, den Teufel ausgetrieben. Der Bailli drückte ihm sein höchstes Erstaunen aus über die Frechheit, die Obrigkeit in corpore eine Stunde warten zu lassen und während dieser Zeit etwas zu thun, was dem directen Befehl derselben entgegen war und den Verdacht des schändlichsten Betrugs aufs neue errege. Barre hatte keine andere Entschuldigung, als daß alles, was er gethan, auf die Verherrlichung des Namens Gottes abziele. Er versprach dafür in acht Tagen eine große Begebenheit, die allen Zweifel entfernen würde, sowol in Hinsicht der Besessenen als des Zauberers. Der Teufel werde sich dann gewiß bereit zeigen, seinen Befehlen zu gehorchen.

Aber der Teufel war ungehorsam, oder, wie andere meinten,

ungelehrig, er zeigte sich einen ganzen Monat lang gar nicht. Erst am 22. November meldete er sich wieder, und sofort fand sich auch der Kanonikus Barre zu den Beschwörungen in Loudun wiederum ein. Als der Bailli ihm ausdrücklich verbot, die beiden Besessenen über Dinge zu befragen, die zu Grandier's oder eines andern Schande gereichen könnten, protestirte Barre feierlich gegen diese Anmaßung der weltlichen Obrigkeit in Dingen, in denen nur sein geistlicher Oberer ihm zu befehlen habe. Und wirklich wies er einen Auftrag desselben Bischofs von Poitiers zur Fortsetzung der Exorcismen vor, welcher Urban's Beschwerden an die bürgerliche Obrigkeit gewiesen hatte.

Die ganze Sache ging jetzt in einen versteckten Kampf der bürgerlichen und der geistlichen Obrigkeit über. Der Bailli mit den Gerichtsbeisitzern verordnete, daß Grandier's Gesuch nachgegeben werden müsse, und die Priorin sowie die Laienschwester jede besonders in ein Bürgerhaus unter genaue Aufsicht gebracht werden solle. Dort dürfe niemand als die Exorcisten und zwar in Gegenwart anerkannt rechtlicher und unbetheiligter Personen, zu ihnen gelassen werden. Aber die Priorin erklärte, sie sei der Gerichtsbarkeit des Bailli nicht unterworfen, der Bischof sei ihr competenter Richter, sie protestire gegen die Sequestration ihrer Person, die ihrem Gelübde entgegenlaufe und erklärte, sie dürfe nie ihre Klausur verlassen, wenn nicht ihr geistlicher Oberer sie davon dispensire. Aehnliche Protestationen liefen von andern angesehenen Männern und Frauen ein, welche im Kloster Verwandte hatten. Ja, sie drohten dem Bailli, ihn persönlich zu belangen, wenn er den ungerechten Befehl durchsetzen wolle. Der Gerichtsbeamte mußte darauf ein neues Verfahren über die Rechtmäßigkeit der bestrittenen Sequestration einleiten, was die Sache immer weiter hinauszog.

Inzwischen wurde mit den Beschwörungen in der bisherigen Weise und in Gegenwart der Civilbeamten fortgefahren, ohne andere Resultate, als daß das Latein des Teufels immer mehr verdächtigt wurde. Barre forderte die Priorin auf: „Adora Deum tuum, creatorem tuum!“ (Bete deinen Gott an, deinen Schöpfer!) und sie erwiderte richtig: „Adoro te!“

(Ich bete dich an!); als er aber fragte: „Quem adoras?“ (Wen betest du an?) antwortete sie statt des Accusativs Jesum Christum, den Nominativ „Jesus Christus!“ — „Das ist ein Teufel, der nicht viel Grammatik im Kopf hat“, rief ein Beisitzer des Gerichts. Der Beschwörer ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern wiederholte schnell die Frage in einer andern Wendung, wo der Nominativ paßte: „Quis est iste, quem adoras?“ (Wer ist es, den du anbetest?); jetzt aber antwortete die Nonne den Vocativ: „Jesu Christe!“ Mehrere riefen, das sei doch auch für den Teufel zu schlechtes Latein, worauf Barre aber kühn behauptete, sie habe gesagt: Adore te, Jesu Christe! (Dich bete ich an, o Jesus Christus!) Die besessene Laienschwester rief zwar fortwährend „Grandier! Grandier!“ und stieß so unzüchtige Reden aus, daß billigerweise niemand an der Anwesenheit eines Teufels in dem schönen Mädchen zweifeln konnte, aber mit der Latinität sah es schlecht aus. Auf die Frage: „Durch welchen Bund ist der Teufel in dich gefahren?“ antwortete sie: „Duplex!“ (Zweifach!), was keinen Sinn gab. Ein andermal, als man den Teufel in den Nonnen nach Grandier's Stand fragte, antwortete er: „Curatus.“ Er machte aus dem französischen Curé ein lateinisches Wort, was wenigstens auf der Oberwelt nicht existirte. Als man ihn fragte: unter welchem Bischof dieser Grandier die Tonsur erhalten? antwortete der Teufel ganz treuherzig: „Nescio!“ (Ich weiß es nicht!) Da es mit dem Latein so schlecht ging, forderte der Bailli den Exorcisten auf, er sollte den Teufel zwingen, alles das griechisch zu wiederholen, was er lateinisch so schlecht beantwortet; aber Barre mochte ihn noch so furchtbar beschwören, er wollte kein griechisches Wort von sich geben, und als er heftiger in ihn drang, kam die Nonne sehr bald wieder zur Besinnung; der Teufel war vor dem Griechisch entflohen. Einmal brachte der Exorcist der Besessenen eine Hostie in den Mund und verbot dem Teufel, sie zum Erbrechen zu reizen. Der Teufel gehorchte, und der Pfarrer ließ die Gequälte dreimal Wasser trinken. Ein Schottländer Stracan, der Director der Schule zu Loudun, verlangte, der Teufel sollte das Wort Wasser auf schottisch sagen. Die Priorin antwortete, was dem Teufel oft aus der Verlegenheit

half: „Nimia curiositas!“ (Das ist eine vorwitzige Frage!) Dennoch bestand man auf der Forderung des Schotten. Der Teufel wollte nun ohne Zweifel antworten: „Gott will nicht!“ (Deus non vult!); aber er versprach sich und rief: „Deus non volo! (Der Gott ich will nicht!) Der Exorcist konnte dies schlechte Latein nur dadurch entschuldigen, daß er die Forderung, der Teufel solle auch schottisch verstehen, für allzu vorwitzig erklärte.

Aber das Ritual bei Beschwörungen setzte ausdrücklich fest, daß das Vermögen, fremde Sprachen zu reden, das untrüglichste Merkmal einer Besessenheit sei. Darauf verwies man ihn. Der Exorcist stellte dies nicht in Abrede, versicherte auch, der Teufel verstände die schottische Sprache recht gut, er wolle nur diesmal nicht schottisch sprechen. Er könne aber noch weit schwierigere Dinge als schottisch reden; so solle er auf der Stelle, wenn es den Herren gefällig, alle geheimen Sünden des Herrn Bailli herzählen. Dem Beamten war dies nicht gefällig, denn es war vorauszusehen, daß die besessene Nonne, voreingenommen gegen die weltlichen Gerichtsbeamten, alles mögliche Stadtgeklätsch zum Vorschein bringen würde. Dagegen meinte man, der Teufel könne sich durchaus nicht weigern, hebräisch zu reden, da dies eine todte und die älteste unter allen Sprachen sei, die er sich in seinem langen Leben jedenfalls bis zur Geläufigkeit angeeignet haben müsse. Aber selbst das einfache Wort Wasser konnte er nicht hebräisch aussprechen. Die Nonne stockte, und endlich sprach sie mit leiser zitternder Stimme einige Worte, von welchen alle Näherstehhenden behaupteten, sie hätten gelautet: „Ah! je renie!“ (Ach, ich widerrufe!) Aber ein Karmeliter, der in einem entfernten Winkel stand, versicherte, sie hätte gesagt: Zaquacq, welches ein hebräisches Wort sei, und so viel bedeute als: „Ich habe Wasser ausgeschüttet!“

Unsere Leser werden uns gern der Aufgabe überheben, aus den Protokollen dieses ersten Beschwörungsprocesses alle die immer wiederholten Beobachtungen aufzuzeichnen. Zu den zwei Hauptbesessenen waren schon jetzt noch einige andere gekommen, die in der Bezüchtigung Grandier's als Urheber ihrer Qualen übereinstimmten und seinen Namen mit Ver-

wünschungen überhäuften. Alle Besessenen stockten jedoch bei den Antworten auf Fragen, welche ihnen auf Anlaß der Beamten vorgelegt wurden, dagegen gingen sie wie ein Peletonfeuer los, wenn der Exorcist aus seinem Kopfe fragte.

Man hatte, den gesetzlichen Vorschriften gemäß, die angesehensten Aerzte der Stadt bei der letzten Beschwörung hinzugezogen. Ihr Bericht ging dahin: daß sie zwar an der Priorin heftige convulsivische Bewegungen bemerkt hätten, ein Besuch sei jedoch nicht hinreichend, um zu untersuchen, ob die Ursachen natürlich oder übernatürlich wären. Um genau und nach ihrer Wissenschaft zu untersuchen, müsse ihnen möglich gemacht werden, Tag und Nacht sich bei den Besessenen aufzuhalten und es dürfe niemand als einige Nonnen und Beamte zu denselben gelassen werden. Auch müßten sie allein ihnen Speise und Getränke reichen, niemand dürfe sich mit ihnen in Rapport setzen. Erst dann wären sie im Stande, das Resultat ihrer Beobachtungen getreulich anzuzeigen.

Es stand nicht mehr in der Macht des Bailli und des Gerichts, diesem vernünftigen Ansinnen nachzugeben, indeß verfuhren sie doch mit aller Umsicht und aller Unparteilichkeit, welche die Umstände ihnen gestatteten. Durch ihre geschickten Zwischenfragen stellte sich heraus, daß die sechs Teufel, welche die Priorin besaß, auch in andern Beziehungen sehr unwissend waren, und es blieben trotz der mannichfachen Zuflüsterungen der Bettelmönche und der verbündeten Ankläger. Einmal als der Teufel auf menschliche Weise in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Hugenotte in der Kapelle war, und sich darüber beschwerte, ließ ihn der Bailli fragen: wie viel Hugenotten in der Versammlung wären? Er antwortete dreist: ihrer zwei. Es waren aber nicht weniger als neun, und angesehene Leute zugegen. Ebenso falsch gab der Teufel der Priorin, auf Befragen, den Aufenthaltsort Urban's und des Bailli selbst, der erzürnt fortgegangen war, an. Da alle diese Kränkungen dem Teufel aber nur in Gegenwart der Beamten widerfuhren, so riefen alle besessenen Nonnen, sie wollten durchaus nicht mehr in Gegenwart des Bailli und der andern Personen exorcisirt sein.

Der Bailli berief in seiner Verlegenheit eine allgemeine

Versammlung der Einwohner der Stadt, in der beschlossen wurde, an den Bischof von Poitiers und an den Generalprocurator zu schreiben, und, unter Einsendung der Registraturen, sie zu bitten, durch ihre Gewalt und Weisheit dem fernern Verlauf einer so ärgerlichen Cabale Einhalt zu thun. Der Generalprocurator antwortete statt des Bischofs, die Sache sei rein geistlich, das Parlament könne sich daher nicht darein mischen. Der Bischof gab gar keine Antwort, ernannte aber andere, Grandier feindliche Geistliche, um den fernern Beschwörungen, die der Kanonikus Barre leiten sollte, beizuwohnen.

Die Sache fing indessen an, durch ganz Frankreich Aufsehen zu erregen. Die Königin, sehr begierig, den wahren Hergang der Sache, die sie nur aus den verworrensten Gerüchten kannte, zu erfahren, sandte ihren Almosenier Marescot nach Loudun, mit dem Befehl, die Sache gründlich zu untersuchen. Die weltlichen Beamten fürchteten, daß dieser Geistliche sich durch Mignon und Barre gewinnen lassen möchte. Trotz des Protestes der Nonnen und dem Befehle des Bischofs wollten sie daher Zeugen der neuen Beschwörung sein. An der Pforte des Klosters erklärte indeß eine Nonne, man werde sie nicht einlassen, denn sie wären verdächtig, und hätten in der Stadt ausgesprengt, es sei mit den Besessenen nichts als Betrügerei und Erdichtung. Das mußten die ersten Gerichtspersonen in ihrer eigenen Stadt, auf offener Straße sich sagen lassen! Barre erschien in voller priesterlicher Kleidung, den Almosenier zu seiner Seite, und erklärte: er werde ihnen zwar gestatten hereinzukommen, aber thun, was ihm beliebe; er sei ein ehrlicher Mann, kenne die Pflichten eines Exorcisten und wisse, was ihm obliege; durch die obrigkeitlichen Personen werde er sich nicht zu Fragen bestimmen lassen. Der Bailli und die Seinigen antworteten und es entstand ein ärgerliches Gezänk, welches damit endigte, daß die Beamten sich entfernten mit der ohnmächtigen Verwarnung: er solle sich nicht unterstehen, irgendeinen Menschen, wer es auch sei, zu verunglimpfen. Barre schrie ihnen nach, sie hätten ihm nichts zu befehlen, und warf die Thür hinter ihnen zu.

Grandier's Sache schien schon damals verloren, als die

Vertreter der Gesetze sich vor dem Einfluß der zu seinem Untergange Verbündeten und der Uebermacht der Mönchspartei zurückziehen mußten. Die Beschwörer konnten jetzt, befreit von der Kritik lästiger Aufpasser, die Besessenen alles sagen lassen, was sie Lust hatten zu hören. Da erschien abermals, als ein Retter in der Noth, der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Escoubleau, in der Nähe von Loudun. Er schickte seinen Arzt in die Stadt, um die Besessenen zu untersuchen. Mignon, Barre und die übrigen kannten den Charakter des helldenkenden Prälaten. Der Arzt wurde mit Aufmerksamkeit empfangen, er konnte aber nichts untersuchen, denn man kam ihm schon mit der trostvollen Nachricht entgegen, daß alle inficirten Nonnen wunderbarwereise und mit einem male von den höllischen Geistern verlassen worden seien. Sämmtliche Besessene, wie inspicirt durch die beseligende Nähe des Prälaten, waren ruhig und zufrieden und gesund, als hätte sich nie etwas Außerordentliches mit ihnen ereignet.

Urban Grandier traute dem Frieden nicht, er bat den Erzbischof auf das inständigste, die Sache nochmals, und aufs strengste, durch unbescholtene Personen untersuchen zu lassen. Der Prälat willfahrte diesem Gesuch, und erließ, unterm 27. December 1633, eine merkwürdige Ordonnanz, deren Hauptbestimmungen folgende waren:

Zwei von ihm ernannte Jesuitenpatres sollten in Zukunft abwechselnd mit Barre, doch immer einer in Gegenwart des andern, die Beschwörungen verrichten. Die Besessenen sollten aus dem Kloster fortgenommen und ein besonderes Haus für sie gemiethet werden. Keine andere Gesellschaft dürfte um sie bleiben, als eine unverdächtige, vom Teufel nicht angefochtene Nonne. Dann sollten drei der geschicktesten katholischen Aerzte sie behandeln und genau untersuchen, ob die angebliche Besessenheit in der Einbildungskraft, im dicken Blute und schlechten Säften ihren Ursprung habe, oder ob Bosheit und Betrug dahinter verborgen seien. Im letzten Falle wäre eine tüchtige Disciplin anzuwenden, damit die schändliche Cabale entdeckt würde. Sollten aber wirklich übernatürliche Merkmale sich zeigen, als da wären: daß sie Gedanken in Worten aussprächen, die ein Exorcist dem andern ins Ohr sage; daß sie

Dinge anzeigten, die sich an entfernten Orten zutrügen, ohne Verdacht, daß die angezeigte Handlung vorher verabredet wäre, oder daß sie ein Gespräch von acht bis zehn zusammengesetzten und verbundenen Worten in fremden Sprachen, von denen sie notorisch keine Kenntniß hätten, halten könnten, oder endlich, wenn sie im Stande wären, mit gebundenen Händen und Füßen auf eine Matratze an der Erde gelegt, ohne jemandes Beihülfe sich frei in die Luft zu heben, und eine geraume Zeit sich dort schwebend zu erhalten; wenn also einer dieser Fälle einträte, alsdann solle man erst zum Exorcismus schreiten. Bei Strafe des Bannes werde jedem Priester untersagt, mit der Sache sich abzugeben, mit den Besessenen zu reden oder sie anzurühren. Um aber auch den Freigeistern den Mund zu stopfen, solle von Ungeweihten niemand als der Baille und Criminallieutenant den Beschwörungen beiwohnen. Bei der bekannten Armuth der Ursulinerinnen wolle übrigens der Erzbischof aus seinem eigenen Beutel alle Ausgaben behufs der Sequestration und der Exorcismen übernehmen

Dieser, Milde und Weisheit athmende, Befehl bewirkte plötzlich, was alle Beschwörungen nicht vermocht hatten. Sämmtliche Teufel in den Leibern der Nonnen verhielten sich still, sie waren entflohen. Es war aus mit der Besessenheit in Loudun. Barre ging still nach seiner Pfarrei zurück, ebenso die andern Geistlichen; die Nonnen blieben ruhig in ihrem Kloster. Die Freisinnigen und Spötter bekamen Oberwasser. Die erstern waren erbittert auf die Ursulinerinnen. Die Aeltern nahmen ihre Kostgängerinnen zurück; die jungen Mädchen wurden nicht mehr zu ihnen in die Schule geschickt. Selbst die vornehmen Verwandten der Nonnen schämten sich ihrer und wollten nicht gern von ihnen sprechen. Die armen Wesen hielten sich nun an ihren Beichtvater und betäubten seine Ohren mit Schmähungen und Vorwürfen, daß er sie getäuscht und, anstatt ihre zeitlichen Güter zu vermehren, sie in noch größere Dürftigkeit versetzt habe.

Ich wünschte, ich könnte mit diesem Ausgange des verunglückten Anschlags das Ende der ganzen Criminalgeschichte schreiben. Aber es ist nur das Ende des Anfangs, der Schluß des Lustspiels, wenn man die frevelhafte Intrigue, um ihrer

possenhaften Züge willen, so nennen darf, das furchtbare Trauerspiel sollte erst beginnen. Ein Charakter, wie Mignon's, voll düsterer Glut und wilder Rache, ließ sich durch einen misglückten Versuch nicht abschrecken. Seine giftige Erbitterung wurde durch die Vorwürfe seiner Verbündeten, den Spott des Publikums und den Triumph, den er zum zweiten mal seinem Todfeinde bereitet, nur noch mehr genährt. Er arbeitete im stillen fort und der Zufall begünstigte ihn über Erwarten. Früher als er es sich träumen ließ, bot sich ihm die Gelegenheit, er bekam einen Bundesgenossen, der mächtiger war, als der Erzbischof von Bordeaux.

Cardinal Richelieu ließ die Festungen und Burgen im Innern des Königreichs schleifen, damit die trotzigen Feudalherren und die aufsässigen Gouverneure der Provinzen keinen Stützpunkt mehr gegen die Regierung fänden. Die Belagerung dieser Festen hatte unter den französischen Königen einen guten Theil ihrer Regierungszeit hingenommen. Loudun's Citadelle befand sich unter der Zahl derer, welche abgetragen zu werden bestimmt waren; wie man behauptete, mit der Nebenabsicht, um auf Kosten Loudun's die nahe gelegene neue Stadt zu vergrößern, welche Richelieu erbaut hatte und die seinen Namen trug. Der Staatsrath von Loubardemont, die dienstfertigste, getreueste und geschmeidigste seiner Creaturen, war zu diesem Zwecke nach Loudun geschickt worden. In allen Gesellschaften mußte er die ärgerliche Geschichte von den besessen gewesenen Nonnen hören; ihm um so verdrießlicher, als seine eigene Verwandte, die Priorin, dabei eine besonders anstößige Rolle spielte. Grandier's Feinde wußten alle Schuld auf diesen zu wälzen, und Loubardemont, der in seiner Nichte von dem Priester Beleidigte, schloß sich den zu Grandier's Untergang Verbündeten an. Um die Autorität des Erzbischofs von Bordeaux zu übergipfeln, mußte eine höhere Autorität gewonnen, Richelieu selbst mußte in das Spiel gezogen werden.

Der große Staatsmann konnte durch keinen Widerstand, durch keine Schwierigkeiten aus seiner Ruhe gebracht werden,

wol aber durch Satire und Schmähschriften. Als Richelieu einst in Ungnade gefallen war, erschien eine beißende Satire gegen ihn: Die schöne Schusterin, oder die Schusterin von Loudun betitelt. Richelieu wurde darin als girrender Schäfer lächerlich gemacht, der in einer schwachen Stunde seiner Geliebten alle anzüglichen Anekdoten aus seinem Leben erzählte. Der Cardinal hatte sich vergebens bemüht, den Verfasser herauszubekommen. Durch Vermittelung des berühmten Kapuzinerpaters Joseph (alle Kapuziner waren gegen Grandier erbittert), ging Richelieu die Mittheilung zu: es sei nicht allein ausgemacht, daß Urban Grandier der Verfasser jener Schmähschrift sei, sondern auch daß er in heimlichem Verkehr und Schriftwechsel mit des Cardinals Feindin, der Königin-Mutter stehe. Eine bekannte Frau, niederer Herkunft, aus Loudun, die Hamon, welche sich des vollen Vertrauens der Königin erfreute, sei die Mittelsperson, und sie habe dem Priester im Auftrage der hohen Dame alle die kleinen Geheimnisse mitgetheilt, welche die Würze jener Satire ausmachten. Richelieu's Gemüth war durch diese Nachricht vorbereitet, wie die Verbündeten es nur wünschen konnten, als Loubardemont von seiner Mission zurückkehrte und dem Cardinal die entsetzlichsten Dinge von den Besessenen in Loudun hinterbrachte. Er versicherte, es sei unzweifelhaft, daß Grandier ein Erzzauberer wäre, der die armen Nonnen mit teuflischer Bosheit gequält habe und noch immer weiter quälen werde, wenn nicht endlich die Obrigkeit mit Kraft und Entschiedenheit dem Unwesen steuere.

Richelieu, der nie unentschlossen war, war es ganz gewiß nicht, wo es einen verhaßten Feind zu züchtigen galt. Die Maßregeln, die er ergriff, schienen auch durch das, was aus Loudun in jenem Augenblicke verlautete, gerechtfertigt zu werden, denn sobald Herr von Loubardemont abgereist war, kamen alle die Teufel, welche durch die Ordonnanz des Erzbischofs von Bordeaux verjagt waren, zurück und brachten eine noch größere Gesellschaft mit. Außer der Priorin und der Schwester Klara waren noch fünf andere Nonnen besessen (possédées), sechs mit teuflischen Anfechtungen geplagt (obsédées) und drei behext (maléficiées). Das Uebel hatte in der Stille so um

sich gegriffen, daß auch außer dem Kloster, in der Stadt, sechs Mädchen besessen, zwei geplagt und noch zwei behext waren; alle waren Beichtkinder des Kanonikus Mignon. Auch in Chinon, der Parochie des Exorcisten Barre, hatten sich zwei Teufel bei zwei Betschwestern einquartiert.

Da mußte Richelieu helfen. Das Conseil ertheilte dem Herrn von Loubardemont den Specialauftrag, dem Kanonikus Grandier und seinen Mitschuldigen den Proceß zu machen, wegen Zauberei, Bundes mit dem Teufel und wegen aller seiner andern Verbrechen. Dabei sollte er sich durch keinen Widerspruch, durch kein Protestiren und Appelliren, es sei von wem oder wohin es wolle, irremachen lassen; vielmehr wurde ihm völlige und unbeschränkte Macht über die Person besagten Grandier's ertheilt, alle Behörden wurden angewiesen, ihm nöthigenfalls mit bewaffneter Macht beizustehen.

Mit dieser Ordonnanz erschien Herr von Loubardemont am 6. December 1633 abends in der Vorstadt von Loudun, nur Grandier's Feinde erhielten Nachricht und Zutritt. Dem Lieutenant des Prevôt wurde der Auftrag ertheilt, den Pfarrer Grandier in aller Frühe am nächsten Morgen zu arretiren. Der Lieutenant, ein Herr de la Grange, gehörte nicht zum Complot. Er fand Mittel, den Priester zu warnen. Grandier dankte ihm für seine Großmuth, erklärte aber: er vertraue auf seine Unschuld und auf Gottes Barmherzigkeit und werde nicht fliehen.

Die Verhaftung war ein Fest für seine Feinde. Sie erfolgte gerade, als Urban in die Mette gehen wollte; alle Betheiligten hatten sich dazu eingefunden, um sich an der Demüthigung ihres Feindes zu weiden und zugleich den Lieutenant zu überwachen, dem man nicht traute. Vier Monate mußte Grandier im Schlosse von Angers sitzen. Hier waren seine Beschäftigungen nur Gebete und geistliche Betrachtungen. Er bekannte seinem Beichtvater die wirklichen Vergehungen, deren er sich schuldig gemacht und äußerte seine vollkommene Ergebung in den Willen Gottes. Dieser sein Beichtvater, Kanonikus Bacher, gab das vortheilhafteste Zeugniß von Urban's Seelenzustande ab, was indessen seine Richter unberücksichtigt ließen.

Die Untersuchung ermangelte jeder rechtlichen Form. Urban war verhaftet, ohne daß ein Klageinstrument gegen ihn vorlag, er wurde zur Verantwortung gezogen auch wegen Vergehen, die längst abgeurtheilt waren. Gerade dies Ueberspringen der gesetzlichen Formen lag aber im Plane. Die Verfolgung sollte den Anschein gewinnen, als ginge sie vom Könige aus, um seine Vertheidiger abzuschrecken, allen seinen Feinden aber neuen Muth zu machen. Seine Schriften boten den Verfolgern wenig oder keinen Anhalt. Man fand nur zwei Blätter Verse von sehr freiem Inhalt und die schon erwähnte Abhandlung gegen das Cölibat, welche er einer ungenannten Freundin gewidmet hatte, zur Beruhigung ihrer Gewissensscrupel. Von Hexerei war nichts darin, vielmehr lautete der Schluß, in Versen, folgendermaßen:

Si ton gentil esprit prend bien cette science
Tu mettras en repos ta bonne conscience.

Mit seinen Schriften confiscirte man auch alle diejenigen Documente, welche zu seiner Vertheidigung dienen konnten. Bei dem Verhöre der Zeugen wurde gleichfalls in einer heftigen, voreingenommenen Art verfahren. Der königliche Procurator Richard schlich sich um Mitternacht in ein Haus und suchte zwei Weiber zu verleiten, daß sie gegen Grandier ein Zeugniß ablegten, welches er ihnen mittheilte. Sein eigener Schwiegersohn, der Advocat Fournier, der bei der Commission die Stelle eines königlichen Procurators vertreten mußte, war darüber so entrüstet, daß er seine Stelle niederlegte. Die Schritte, die Grandier's Bruder, der Gerichtsrath in Loudun war, that, um den Richtern das Unbillige und Ungesetzmäßige ihres Verfahrens begreiflich zu machen, halfen gar nichts. Loubardemont ging nur mit den Feinden des Verklagten um, er hörte auf keinen Widerspruch, zerriß die ihm eingereichten Appellationsschedula, ja er verbot den Gerichtsdienern bei Strafe dergleichen Schriften ferner anzunehmen. Er vernahm alle Zeugen in Gegenwart von Grandier's Feinden, ließ, was sie zu Gunsten desselben aussagten, nicht protokolliren, und entließ sie, wenn sie es gethon, mit Drohungen, die andere zurückschrecken sollten. A[illegible] Bischof von Poitiers verfuhr

mit derselben Ungerechtigkeit. Er untersing sich, die Maßregeln in der Ordonnanz seines geistlichen Oberherrn, des Erzbischofs von Bordeaux, außer Kraft zu setzen. Recurs dagegen wurde nicht gestattet, von den Kanzeln herab erging ein Monitorium, worin die angeblichen Verbrechen des Angeschuldigten (der dabei gegen allen Brauch mit Namen genannt wurde) mit den schmuzigsten Ausdrücken verlesen wurden, unter der Aufforderung an die Gemeinde, anzuzeigen, was jeder davon wisse.

Erst am 2. Februar 1634 wurde Grandier durch Loubardemont und den Stellvertreter des Bischofs, Demourant, in Angers vernommen. Sieben Tage dauerte das Verhör und der Verklagte widersprach sich nicht ein einziges mal! Das Einzige, was er einräumte, war die Autorschaft der Schrift gegen das Cölibat. Darauf fand es Loubardemont für gut, auf zwei Monate nach Paris zu reisen, den Proceß ruhen und den Angeschuldigten ohne Verhör im Gefängniß schmachten zu lassen. Bei seiner Rückkehr brachte er dafür einen neuen Beschluß des Conseils mit, durch welchen alle und jede Appellation verboten und allen Parlamenten, sowie jedem andern Richter aufs strengste untersagt wurde, sich in den Proceß zu mischen.

Loubardemont, nunmehr unumschränkter Herrscher über Urban's Schicksal, ließ ihn nach Loudun bringen und in ein seinem Todfeinde Mignon zugehöriges Haus einsperren, wo er Tag und Nacht durch die listige Frau des Gerichtsdieners Bontem belauscht wurde. Was er redete und that, ward von dieser den besessenen Nonnen hinterbracht, deren diabolisches Kenntnißvermögen auf diese Weise um ein Bedeutendes wuchs. Alles war wohl vorbereitet und es kam nunmehr nur darauf an, der ganzen Sache einen Anstrich von Wahrheit und Gerechtigkeit zu geben. Auch damals schon hielt man das bei einer ungerechten Sache für, wenn nicht nöthig, doch rathsam.

Die besessenen Nonnen, es waren jetzt bereits ihrer neun, wurden zum Scheine sequestrirt, d. h. in Häusern untergebracht, wo sie von Angehörigen und Vertrauten des Complots behandelt wurden, und es fand nach wie vor die lebhafteste Communication zwischen ihnen und den Exorcisten statt. Alle

Protestationen Grandier's gegen dieses Verfahren waren vergebens. Auch die hinzugezogenen Aerzte waren unwissende Dorfbarbiere, Charlatans und sonst anrüchige Charaktere. Einer der angenommenen Wundärzte, Manouri, war Mignon's Neffe und der Schwager einer Besessenen. Der zur Beschaffung der Arzneien für die Nonnen von Loubardemont bestellte Apotheker Adam war einer der frühern Ankläger Grandier's, und als solcher wegen überwiesener Verleumdung durch das Parlament zur Kirchenbuße verurtheilt worden. Die Wahl gerade dieses Mannes zeigte, welche Procedur man einschlagen wollte. Adam verwechselte die Medicamente absichtlich. Er gab Mittel, die aufreizten und die Phantasie erregten.

Bei den Zeugenvernehmungen machte Grandier dem königlichen Commissar einen seltsamen Vorschlag. Er erinnerte an einen Fall aus der Geschichte der Kirchenväter. Der heilige Athanasius war auf dem Concilium zu Tyrus durch ein Weib angeschuldigt worden, daß er Gewalt an ihr verübt habe. Athanasius hatte sie nie gesehen; ein Freund, der Priester Thimotheus, befreite ihn von der schändlichen Anklage und setzte die volle Unschuld des Heiligen ins hellste Licht. Als das Weib vor der vollen Versammlung erschien nnd ihre Anklage öffentlich wiederholte, stand Thimotheus auf und rief ihr mit lauter Stimme zu: „Was, du unterfängst dich, mich zu beschuldigen, daß ich deine Ehre raubte?“ — „Ja, du und kein anderer bist der Räuber meiner Unschuld und Ehre“, erwiderte das Weib. Die heilige Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, und damit war die Untersuchung beendigt. Grandier wollte, da keine von den Besessenen ihn von Person kannte, ein ähnliches Probestück mit sich aufführen lassen. Mehrere mit ihm gleichgekleidete Priester sollten sich den Besessenen zeigen und nun von ihnen angegeben werden, welcher von den Priestern der Grandier sei, der sie bezaubert habe. Der Vorschlag ward jedoch nicht angenommen.

Die öffentlichen Beschwörungen hoben von neuem an. Derselbe Official, welcher das erste Erkenntniß gegen Grandier abgefaßt und ein Franciskaner, der Pater Lactantius, waren die Exorcisten. Beide hatten mehrere Tage mit den Besessenen in einem Hause gewohnt! Pater Lactantius, der aus der

Vorgeschichte wußte, wie wenig Latein der Teufel der Priorin verstehe, befahl ihm, immer nur französisch zu antworten. Man hielt dies für eine unangemessene Höflichkhit gegen ein Wesen, das auf gar keine Höflichkeit Anspruch zu machen hätte, zumal da der Teufel alle Sprachen reden müsse. Lactantius aber erwiderte: der Bund sei einmal auf die Art gemacht, daß der Teufel nicht lateinisch reden dürfe; auch gäbe es Teufel, die unwissender wären, als der dümmste Bauer.

Wie die Rotte der Teufel in den Besessenen, so mehrte sich auch die Zahl der Exorcisten, die von allen Seiten herbeikamen. Da erschienen vier Patres Kapuziner: Lucas, Tranquillus, Protasius und Elias; zwei Karmeliterväter: Saint-Thomas und Saint-Mathurin; alle begierig, in Gastrollen sich Ruhm zu erwerben. Auch der historisch berühmte Pater Joseph begab sich zu diesem Zwecke nach Loudun, stand jedoch bald von seinem Vorhaben ab, da der kluge, welterfahrene Mann einsah, daß ein Triumph vor dem Pöbel noch keinen Sieg vor der Welt verspreche.

Sämmtliche Exorcisten stellten den Satz auf: ein Teufel, der gehörig beschworen werde, sei gezwungen, die Wahrheit zu sagen. Die Consequenzen dieses Satzes waren furchtbar, und sie wurden furchtbar für den Angeklagten.

In vier Kirchen fanden die Beschwörungen statt, jeder der Exorcisten bearbeitete die auf seinen Antheil gefallenen Besessenen. Von den Aerzten und Apothekern wurden während des Processes 26 Berichte zu den Acten gegeben, alle mit dem Resultate: die Dinge, die sie gesehen, wären übernatürlich, und überstiegen ihre Kenntnisse und alle Grundsätze der Heilkunde.

Die Grundsätze der Latinität überschritt es auch, als die Priorin am 23. April auf die lateinische Frage: wie oft (quoties?) ihr der Teufel in Gestalt einer Katze, eines Hundes, Hirsches und Bocks erschienen sei? antwortete: „Ich habe den Tag nicht eigentlich gemerkt.“ Beim Vorüberführen vor Grandier's Gefängnißhause wollte die Priorin, gleich einem scheuen Pferde, nicht von der Stelle, weil der Zauberer seine

Arme aus dem Fenster stecke. Bei der Untersuchung ergab sich aber, daß dies sogenannte Fenster so klein war, daß Grandier auch nicht einmal die Hand durchstecken konnte.

Grandier's Wächterin hatte ihm (25. April) abgelauscht, daß er sich beim Brotschneiden am linken Daumen geritzt hatte. Die Priorin brachte darauf ein Stückchen Papier mit einigen Tropfen Blutes befleckt zum Vorschein, als Zeichen eines neuen Bundes, durch den Urban den einen Teufel Asmodi wieder in ihr mächtig gemacht habe. Der Staatsrath von Loubardemont stürzte sogleich nach Grandier's Gefängniß, konnte aber kaum die geringe Blutspur an dem Körper des Gefangenen entdecken. Indessen erinnerte sich der Teufel bei dieser Gelegenheit, durch den Mund der Priorin, daß er an Urban's Leibe fünf verschiedene Merkmale angebracht habe, die ihn an den betreffenden Stellen unempfindlich machten. Folgenden Tags (26. April). ward Urban besichtigt. Man zog ihn nackend aus, verband ihm die Augen und schor ihm alle Haare ab. Der Wundarzt Manouri untersuchte ihn mit einer Sonde, ein Eisen, das an einem Ende rund, am andern spitzig war. Wollte er zeigen, daß Grandier an einem Orte des Leibes unempfindlich und undurchdringlich sei, so brauchte er das runde Ende; so viel er auch stieß, das Fleisch widerstand und drängte das Eisen zurück. Sollte ein Ort empfindlich sein, so wußte er mit Taschenspielerkunst das Eisen in der Hand umzuwenden, und stach mit dem spitzen Theile durch das Fleisch bis auf die Knochen. Wenn das unglückliche Opfer vor Schmerz aufschrie, so zog der Wundarzt den richtigen Schluß, Urban sei an diesem Ort empfindlich geblieben. Zu diesem barbarischen Schauspiele wurden Zuschauer gelassen. Alle waren von Mitleid durchdrungen, nur Herr von Loubardemont nicht.

Zuweilen foppte auch der Teufel, der in der Priorin saß, die Exorcisten und Richter. Befragt: wo Grandier's Zauberbücher lägen, nannte er den Namen einer Dame, mit der der Pfarrer eines unerlaubten Umgangs bezüchtigt ward. Man fand nichts. Er ward heftig gescholten. Nun nannte er die Nichte der Dame; diese hätte sie fortgeschleppt. Aber die Nichte ward betend in der Kapelle angetroffen und nur ihr

Andachtsbuch bei ihr. Eines Tages antwortete er gar nicht. Am folgenden Tage darüber zur Rede gestellt, entschuldigte er sich, er habe gestern zu Paris die Seele eines Parlamentsrathes zur Hölle bringen müssen. Auch nannte er den Namen des Parlamentsrathes; auf eingezogene Erkundigung ergab sich indeß, daß kein Parlamentsrath in Paris gestorben war, ja daß auch keiner dieses Namens dort gelebt hatte. Derselbe ungeschickte Teufel beschuldigte Grandier's Bruder, den Gerichtsrath in Loudun, daß er ein Zauberer sei, und der Unglückliche ward auf das Zeugniß eines so unzuverlässigen Dämons eingezogen und, bis nach Urban's Tode, im Gefängniß behalten. Die Zweifler meinten, weil der Gerichtsrath durch sein Ansehen und seine Schriften möglicherweise seinen Bruder helfen könnte.

Die sieben Teufel in der Priorin — soviel waren jetzt in dem einen schwachen Leibe des schönen jungen Mädchens — versprachen oft Dinge, die sie nachher nicht halten konnten. Im Mai verhieß der eine, er wolle sie zwei Fuß hoch von der Erde in die Luft heben. Pater Lactantius forderte ihn auf, sein Versprechen zu erfüllen; er zauderte aber. Eines Tages schien es dazu zu kommen. Ein Zuschauer hob den Rock der Nonne ein wenig in die Höhe und man sah, daß sie mit einem Fuße sich an den Boden stemmte. Der Teufel Beherit, in der Priorin, wollte die Ehre seiner Brüder wiederherstellen. Er erdreistete sich, zu versprechen, daß er dem Herrn von Loubardemont das kleine Käppchen vom Kopfe nehmen und es so lange in der Luft frei schwebend erhalten wollte, als man Zeit brauche, den Psalm Miserere zu beten. Der Tag oder vielmehr der Abend, wo es geschehen sollte, kam heran. Viele Kerzen strahlten durch das Dunkel der alten Kirche, Herr von Loubardemont saß unruhig auf seinem Stuhle, aber wie auch der Pater Lactantius den Beherit beschwor und ihm fluchte, die Kappe blieb auf dem Kopfe des Herrn von Loubardemont ruhig sitzen. Hieran hatte der Teufel Beherit keine Schuld, sondern einige junge Leute, denen es auffiel, daß der Stuhl des Herrn von Loubardemont gerade unter einer der Gewölbeöffnungen stand, durch welche man die Kronleuchter herabließ. Sie waren unbemerkt hinaufgeschlichen

und hatten sich um das Loch postirt. Als der Diener des Teufels mit einem langen Pferdehaar und Angelhäkchen ankam, ließ er sich durch die unerwartete Anwesenheit der nicht bestellten Wächter verscheuchen, und die bewußte Kappe blieb auf dem Kopfe des Herrn von Loubardemont.

Ernsthafter schien es zu werden mit der Austreibung der drei Teufel Asmodi, Gresil und Aman aus dem Leibe der Priorin, die Pater Lactantius auf den 20. Mai versprochen hatte. Alle drei sollten bei ihrem Abmarsche eine Wunde in der linken Seite der Besessenen, ein Loch in ihrem Hemde, eins in ihrem Unterleibchen, eins in ihrem Gewande zurücklassen. Die Stellen, wo die Wunden vorbrechen würden, waren im voraus angegeben, ihre Länge, im voraus abgemessen, gleich der einer Stecknadel. Es sollte alles ohne Täuschung, ohne äußere Beihülfe hergehen, versprachen die Exorcisten dem nach den bisherigen Vorfällen immer mistrauischer gewordenen Publikum. Dieser versprochene merkwürdige Auftritt fand in der Kirche zum heiligen Kreuze in Gegenwart einer ungeheuern Menge von Zuschauern statt. Die drei Teufel wurden zwei Stunden lang durch Kreuz- und Querfragen in französischer und lateinischer Sprache geängstigt, bis sie sich endlich unter den mächtigen Beschwörungsformeln zum Ausbruch rüsteten. Die Priorin war zuvor genau von den Sachverständigen besichtigt worden, ob sich keine Wunden in ihrer Seite, keine durch und durchgehende Oeffnung in ihrem Hemde, noch in den Falten ihres Habits ein schneidendes Instrument befände. Alles dies vor den Augen von Hunderten, wo nicht Tausenden von Zuschauern. Sie wand sich darauf unter gräßlichen, das Gefühl verletzenden Verzückungen wie ein Knäul, bis die drei Teufel hinaus waren. Dann athmete und sprang sie, wie aus einem Traume erwachend, auf, sank aber sogleich wieder, die Arme über die Brust kreuzend, zusammen, ächzte tief auf und zog plötzlich die Hand, die unter dem rechten Busen gelegen hatte, mit blutigen Fingerspitzen hervor! Es war vollbracht. Allerdings fand man ihr Leibchen und Gewand an zwei, das Hemde an drei Orten durchschnitten, die Löcher von der Länge einer Fingerdicke, desgleichen die Haut unter der linken Brust geritzt; allein diese Wunden waren so leicht, daß

sie kaum durch die Haut gingen, die größte hatte nur die Länge eines Gerstenkorns. Ein Gemurmel des Zweifels ging durch die Zuschauer. Einer derselben, freilich ein Protestant, Marcus Duncan, ein schottischer Edelmann, der, ein berühmter Arzt, Professor der Philosophie und das Haupt des Collegiums der Protestanten zu Saumur war, protestirte noch in der Kirche gegen dieses Verfahren; denn, gegen die Verheißung des Exorcisten, waren die Arme der Besessenen nicht auf den Rücken gebunden worden. Alle Unbefangenen hatten die Ueberzeugung, daß die Priorin sich die unbedeutenden Wunden entweder mit einer verborgenen Messerspitze oder mit dem Nagel selbst zugefügt habe. Loubardemont rief aus: „Das hinkt!“ Zu den Acten ließ er indeß die Austreibung, als durch die Wundenmale erwiesen, aufnehmen. Duncan veröffentlichte, sobald er nach Saumur zurückgekehrt war, ein Buch: „Wider die Besessenheit der Ursulinernonnen zu Loudun“, in dem er seine Zweifel an der ganzen Sache, freilich von dem Standpunkte seiner Zeit aus, niederlegte. In einer Zeit, wo sein eigener König Jakob, Werke über das Verfahren gegen Hexen mit gründlicher Gelehrsamkeit schrieb, durfte niemand das ganze Fundament der Dämonologie und ihrer sichtbaren Macht auf die sterblichen Menschen umwerfen; er mußte sich damit begnügen, in diesem einen Falle die Anwesenheit und Thätigkeit der bösen Geister zu bestreiten. Eines seiner Argumente, daß die drei Teufel nicht durch diese Wunden und Ritzen im Hemde davon gegangen sein könnten, war sehr praktischer Natur. Jene Ritzen in Habit, Leibchen, Hemde und Körper waren zuvörderst offenbar geschnitten. Der Teufel, wenn er davongeht, hinterläßt aber in der Regel Brandmale, nicht geschnittene Oeffnungen; und wenn er seines natürlichen Feuers sich enthielte, so würde er in seinem Schmerz und Unmuth eher reißen, als mit einem Federmesser oder einer Scheere schneiden. Demnächst aber waren die Schnitte in den Gewändern und dem Hemde weit größer als die Wunden, sodaß es eher den Anschein hatte, als wären die Teufel hinein- als hinausgegangen, nachdem sie sich durch die äußere Gewandung Luft gemacht. Eine Kugel verliert an Kraft, je weiter sie dringt. Ein Teufel muß denselben physischen Gesetzen unterworfen sein.

Da er den Körper, aus dem die Angst ihn hinausgetrieben, nicht zerrissen hatte, sondern durch ein unbedeutend kleines Loch ins Freie geschlüpft war, bedurfte es durchaus nicht dieser großen Löcher im Hemde und Kleide. Vielmehr war ein solcher unnützer Kraftaufwand bei seiner damaligen Gemüthsstimmung durch nichts zu erklären, zumal man annehmen konnte, daß der Teufel, wenn er einmal im Freien war, gar nicht mehr nöthig gehabt hätte, die Kleider zu zerstören, sondern auf bequemere Weise unter Rock und Hemde hätte entwischen können. Duncan setzte sich, dieser Schrift wegen, den heftigsten Verfolgungen des mächtigen Loubardemont aus, und nur ein gleichmächtiger Mäcen, der Marschall von Brezé, konnte ihn in Frankreich schützen.

Da sich indessen auch unter der katholischen Bevölkerung in Loudun lautes Misvergnügen über die ungezogenen und dummen Teufel aussprach, beschloß Pater Lactantius am folgenden Tage ihre Ehre zu retten. Er fragte den Balaam, einen der vier im Leibe der Priorin gebliebenen Teufel, warum Asmodi und die andern beiden ausgetriebenen Teufel gerade in dem Augenblicke ausgefahren wären, als Gesicht und Hände der Besessenen nicht sichtbar gewesen, und die Ungläubigen daher leicht Grund gefunden hätten zu zweifeln. „Darum", antwortete der Teufel, „damit der größte Theil der Zuschauer in seinem Unglauben und seiner Herzenshärtigkeit bleiben soll." Dies gab dem Beschwörer einen erwünschten Text, den Anwesenden ins Gewissen zu reden: daß, wenn sie sich ernst fragten, ihr eigener Unglaube und ihre Unbußfertigkeit der eigentliche Grund sei, weshalb die Teufel ihnen allen so wenig Achtung bei ihren Antworten bezeugten. Nach dieser Doctrin wurden die Beschwörungen sehr leicht. Sagten die Teufel richtig aus, so waren es Wunder, durch welche Gott seine Macht in seinen Dienern verherrlichen wollte, mislang etwas, so waren nicht die Teufel, sondern der Unglaube der Zuschauer daran schuld.

Es war verbreitet worden, daß sechs der stärksten Menschen nicht im Stande wären, eine Besessene fest zu halten. Duncan allein unternahm es. Er hielt die rechte Hand der Priorin, und sie konnte nur mit der linken Seite ihre Ver-

zuckungen machen. Der Exorcist befahl ihr, sich umzudrehen. Sie antwortete unwillig: „Ich kann nicht, er hält mir ja den Arm." — „Lassen Sie ihr den Arm frei", rief der Pater. „Wie sollen denn Verdrehungen zum Vorschein kommen, wenn Sie ihr die Glieder festhalten?" — Duncan rief mit lauter Stimme: „Wenn sie den Teufel im Leibe hat, muß sie stärker sein als ich." — „Ein wie guter Philosoph Sie auch sein mögen", entgegnete Lactantius, „so ist das doch ein falscher Schluß; denn ein Teufel außer einem menschlichen Leibe ist viel stärker als Sie, aber in einen menschlichen Leib gethan, sind seine Handlungen und Ausbrüche der Stärke des Körpers angemessen, den er besitzt." — Der Schotte hatte die Hand der Priorin so stark gedrückt, und der Teufel ihr so wenig geholfen, daß die Hand folgenden Tags wund wurde und man ihn bat, die Schwester Agnes nicht so stark anzufassen.

Der 13. Juni wurde durch ein mächtiges Wunder verherrlicht. Der Teufel spie einen Federkiel von Fingerslänge aus dem Munde der Priorin und am 18. Juli noch einen seidenen Knopf.

Um die Mitte Juli kam der Bischof von Poitiers selbst nach Loudun, um den Beschwörungen die letzte Weihe zu geben. Nicht um die Besessenheiten zu untersuchen, sei er gekommen, erklärte der Prälat, sondern, um alle die noch zweifelten, zu überführen. Es ward als erwiesen vorausgesetzt, daß Grandier ein Zauberer sei, und von dieser Zeit an durfte sich niemand mehr merken lassen, daß er an der Wahrheit der Anklage zweifle, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, für Grandier's Mitschuldigen gehalten zu werden. Wer so unvorsichtig war, seinen Unglauben zu verrathen, ward mit scheuem Auge betrachtet, man mied ihn, wie einen, der unter dem Banne lag.

An einem heißen Sommertage ward Urban Grandier endlich selbst zur Confrontation mit den Besessenen in die Kirche zum heiligen Kreuz geführt. Er benahm sich mit der vollen Würde eines christlichen Priesters, als man ihm allerhand dumme und abscheuliche Gegenstände vorlegte, welche die Bundeszeichen sein sollten, vermittels deren er seine Teufel in die Leiber der Nonnen gejagt hätte. Eins davon fiel erst,

inmitten der Versammlung, vom Gewölbe der Kirche herab. Durch ein anderes sollte er den Beherit verhindert haben, sein versprochenes Wunder zu erfüllen, daß die Kappe des Commissars in der Luft schwebe u. s. w. Urban antwortete ruhig, ihm seien alle diese Gegenstände fremd. Wenn es wirklich in der Welt ein Ding gäbe, welches man einen Teufelsbund nenne, so verstehe er wenigstens nicht die Kunst, es zu machen.

Nun kamen die Besessenen, elf an der Zahl, ins Chor der Kirche, und mit ihnen ein Schwarm von Kapuzinern, Karmelitern und Franciscanern. Die Mädchen, sobald sie den Pfarrer erblickten, liefen auf ihn zu, bezeigten ihre Freude, ihn zu sehen, nannten ihn ihren Meister und machten tausend Affensprünge um ihn her. Lactantius mahnte mit feierlicher Stimme die Umstehenden, zerknirschten Herzens die Wunder mit anzusehen, die Gott, zum Siege seiner Kirche, durch die Teufel selbst bewirken werde, und zugleich für die Erlösung der armen Nonnen zu beten.

Die in unsern Augen seltsamste Operation hub nun an. Lactantius wandte sich an Urban: „Du bist zur Zeit noch ein geweihter Priester und Pfarrer. Deine Pflicht erfordert daher, zur Beförderung der Ehre Gottes, die Besessenen zu beschwören, daß ihre Qual endlich aufhöre. Versuch' es, wenn der hochwürdige Bischof dir die Erlaubniß gibt, und den Bann, worunter du liegst, so lange aufheben will!"

Der Bischof war bei diesem Possenspiel zugegen und spielte mit. Er nickte Gewährung. Grandier empfing die Stola und das Ritual, warf sich vor dem Bischof auf die Knie, küßte seine Füße und erhielt von ihm den Segen.

Er wollte den Anfang mit dem Exorcismus bei der Schwester Katharina machen. Aber die übrigen Besessenen plärrten zu furchtbar. Der Versuch bei den andern wurde auf dieselbe Weise vereitelt. Er wollte die Priorin griechisch beschwören, aber sie lachte: „Ei wie fein du bist. Du weißt doch, daß die erste Bedingung zwischen dir und mir war, daß wir niemals griechisch antworten sollten!" — Endlich, nach vielen Verhandlungen, erbot sich die Besessene, sie werde antworten, in welcher Sprache er wolle. Aber als er zu fragen begann, erhoben alle Besessenen wieder ein solches Geschrei

und Geheul, krümmten, wanden sich, schossen Purzelbäume, stürmten auf Grandier los, schrien ihn als Urheber ihrer Leiden an, und drohten ihn zu erwürgen, daß man anscheinend Mühe hatte, sie von ihrem mörderischen Vorsatze abzubringen.

Grandier verrieth nicht die geringste Furcht. Scharf sah er die Besessenen an, betheuerte, er sei an diesen Auftritten unschuldig und bat Gott, seine Unschuld ans Licht zu bringen. Er flehte darauf den Bischof und die Commission an, sie möchten zur Verherrlichung der göttlichen Ehre und zur Befestigung des Ansehens der Kirche den Teufeln befehlen, ihm auf der Stelle den Hals umzudrehen, als sicherstes Zeichen, daß sie Macht über ihn hätten, vorausgesetzt, daß die Nonnen ihn nicht mit ihren Händen berühren dürften. Allein man ging nicht darauf ein, und sagte, der Höllenfürst habe dem Pfarrer vielleicht im voraus einen Revers gegeben, daß er dies nicht thun wolle.

Die Exorcisten geboten darauf den Teufeln Stillschweigen und verbrannten im Kohlenbecken alle Bundeszeichen. Ein Augenzeuge schreibt über die ganze gräßliche Possenscene: „Es ist unmöglich, alles das mit Worten auszudrücken, was damals in die Sinne fiel. So viele Furien machten auf Augen und Ohren einen Eindruck, der gewiß nicht seinesgleichen gehabt hat. Wol war keiner von allen Anwesenden, dessen Seele von Furcht und Erstaunen frei geblieben wäre.“

Grandier allein blieb kaltblütig und sang die Kirchengesänge mit der Gemeinde. Mancher dachte bei sich, er werde von einer Legion Engeln beschirmt. Als die Besessenen aufs neue auf ihn losstürzen wollten, um ihn zu erdrosseln oder wenigstens zu zerkratzen, erwiderte er ruhig: „Ich bin weder euer Meister noch euer Knecht; aber woher kommt es, daß ihr mich in dem Augenblick erdrosseln wollt, da ihr mich für euern Meister erklärt?“ Diese Gelassenheit steigerte die Hitze der Besessenen. Sie schleuderten ihm ihre Pantoffeln an den Kopf. „Das sind ja Teufel, die sich ihre Hufeisen abreißen“, rief er in bitterm Hohn. Nur den Anstrengungen und den starken Armen der Zuschauer gelang es, den Mänaden diesmal ihr

Opfer zu entreißen und Urban ungefährdet in sein Gefängniß zurückzubringen.

An einem der folgenden Tage erklärte der Teufel in der Priorin, er werde morgen denjenigen Ungläubigen, der die Wahrheit der Besessenen leugne, bis an das Gewölbe der Kirche schleudern. Der Abbé Guillet, der zugegen war, schwieg still. Am andern Tage aber rief er mit lauter Stimme in der Kirche: er glaube nicht allein nicht an die Besessenheiten, sondern lache aus ganzem Herzen über die vorgeblichen Teufel, und fordere sie auf, ihre Drohung an ihm zu erfüllen. Der Teufel that ihm nichts, aber Herr von Loubardemont wollte den frechen Ketzer in Haft nehmen lassen und der Abbé mußte nach Italien fliehen.

Der Teufel erlitt noch verschiedene andere Demüthigungen, die alle aufzuzählen überflüssig wäre. Der Unwille im Publikum wuchs mit den erneuten Beschwörungen, welche die scheußlichsten Beschuldigungen über andere Einwohner und Einwohnerinnen der Stadt, die nicht zum Complot gehörten, verbreiteten. Er wurde so laut, daß der königliche Commissar am 2. Juli 1634 eine Ordonnanz des Inhalts an allen Straßenecken anschlagen ließ: daß jedermann, weß Standes oder Würden er sei, untersagt werde, weder von den Nonnen und andern von bösen Geistern besessenen Personen, noch von den Exorcisten oder deren Gehülfen übel zu reden, oder auf irgendeine Art nachtheilig zu sprechen, wo es auch sei, oder auf was für Art es geschehe, bei 10000 Livres Geldstrafe, oder nach Befinden noch härter und mit Leibesstrafe.

Mit diesem seltsamen Censuredicte hörte alle Aussicht auf Vertheidigung für Grandier auf. Die Exorcisten konnten sich ungescheut den größten Albernheiten, der augenfälligsten Willkür überlassen. Einzelne Exorcisten sah man mit der auf ihr Los gefallenen schönen Besessenen Lustreisen aufs Land machen, paarweise, um sie in der reinen Luft und der Frische des einsamen Waldes zu curiren. Niemand wagte etwas dagegen zu sagen.

Hätte noch etwas die furchtbare Verfolgung hemmen können,

und wäre es möglich gewesen, die Bosheit der Verfolger zu Schanden zu machen, so hätte folgendes Ereigniß diese Wirkung haben müssen. Die Schwester Klara, zum Exorcismus in die Kirche gebracht, fing dort bitterlich an zu weinen, und erklärte frei und öffentlich: alles, was sie seit 14 Tagen gesagt, wären Unwahrheiten und Lästerungen; alles, was sie angegeben, wäre ihr vom Pater Lactanz, von Mignon und den Karmelitern vorgeschrieben worden, und wenn man ihr nur Schutz und Sicherheit verspreche, wolle sie noch mehr ans Licht bringen.

„Satan ist mächtig", hieß es. Sie ward augenblicklich fortgebracht und zu Hause zum Widerruf bearbeitet. Aber wenige Tage darauf abermals in die Kirche geführt, um die Rolle der Besessenen weiter zu spielen, überfiel sie zum zweiten mal die Reue. Durch ihr Beispiel aufgemuntert, überkam auch die Schwester Agnes ein heroischer Muth. Sie legte laut das nämliche Bekenntniß ab, und bat alle Anwesenden flehentlich, sie aus der schrecklichen Gefangenschaft zu erlösen, unter deren Sündenlast sie erläge. Man wollte ihr das Abendmahl aufzwingen. Sie sträubte sich, sie sei zu der heiligen Handlung nicht ruhig genug. Man drang ihr die Hostie auf. „Eben der Teufel ist es, der diesen Widerstand in dir erregt", rief der Exorcist. Die armen Mädchen sahen, daß sie auf keine Hülfe zu rechnen hatten. Sie überließen sich ihrer Verzweiflung, und riefen laut: sie wüßten wohl, was sie zu erwarten hätten, daß man sie unmenschlich mishandeln werde, weil sie das große Geheimniß ausgeplaudert; aber sie wollten Gott und der Wahrheit die Ehre geben, möge auch daraus werden, was da wolle. „Der Teufel redet aus ihnen!" riefen die Exorcisten einstimmig und schafften beide Nonnen fort.

Ja, die Priorin selbst verfiel in diese Gewissensangst. Am Tage nach einem ihrer furchtbaren Wuthausbrüche, in welchen sie Grandier zur Zielscheibe ihrer entsetzlichsten Vorwürfe gemacht, lief sie im Hemde, mit bloßem Kopfe, einen Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand, in den Hof des Klosters, blieb daselbst, beim heftigsten Regen, zwei Stunden stehen, und als endlich die Thür des Sprachzimmers geöffnet wurde, wo der Exorcist eine andere Nonne verhörte,

stürzte sie hinein, fiel ihm zu Füßen und schrie: sie wolle das Unrecht büßen, das sie begangen: „Ich habe Grandier unschuldig angeklagt.“ Sie lief dann in den Garten, knüpfte den Strick an einen Baum, und hätte sich erdrosselt, wären nicht die übrigen Nonnen noch zu rechter Zeit beigesprungen.

Schien es doch fast, als sollte ein Rückschlag eintreten, und staue der Strom des Unsinns und der fanatischen Wuth an einer Gegenströmung. Aber der Rückstrom war zu ohnmächtig, er kam zu spät. Eine Besessene aus der Stadt, Namens Mogret, versicherte während des Exorcismus, Grandier sei unschuldig, sie bitte Gott um Vergebung, daß sie einen Mann der Zauberei beschuldigt, von dem sie nichts Unrechtes wisse. Sie flehte den Bischof, sie flehte den Commissar an, sie betheuerte mit der gerührtesten Stimme, sie müsse ihr Gewissen erleichtern und dies Bekenntniß ablegen. Der Commissar lachte. Der Bischof versicherte, dies sei ein neuer Kunstgriff des Menschenfeindes, die Herzen der Ungläubigen immer mehr zu verhärten. Ein so bequemes Werkzeug war der dumme Teufel in den Händen des geistlichen Herrn. Brachte er etwas gegen Grandier vor, so redete er die Wahrheit, sprach er etwas zu seiner Vertheidigung, so log er in heimtückischer Absicht. Wie sein Ausspruch zu interpretiren sei, darüber entschieden das Machtwort des Herrn von Loubardemont und der Wille des Bischofs.

Endlich erklärte man die Untersuchung für geschlossen. Ein Commissionsgericht wurde zur Fällung des Urtheils niedergesetzt. Die Beisitzer waren Räthe von verschiedenen Landgerichten, Criminallieutenants und Civillieutenants, die man eigens ausgewählt hatte. Aber auch diese Richter fühlten, daß ihnen eine Autorität entgegenstand; die frühere Untersuchung und deren Protokolle, die der Bailli von Loudun geführt hatte. Man versuchte alles Mögliche, um diesen Beamten selbst zu verdächtigen, um die Glaubwürdigkeit seiner Protokolle zu schwächen. Der Kanonikus Barre, dem es nicht gelungen war, bei den zweiten Exorcismen in Loudun wieder einen Platz zu erhalten, hatte inzwischen die Besessenen in seinem Chinon privatim exorcisirt, alle hatten wider Grandier ausgesagt und auch den Bailli bezüchtigt. Man legte dem

letztern Schlingen; man suchte ihn in ein simulirtes Complot zur Befreiung Grandier's zu verwickeln. Die Besessenen mußten ihn, seine Gattin und Verwandten als Hexen und Zauberer angeben. Aber der Unwille über dieses Verleumden eines Mannes von der anerkanntesten Rechtschaffenheit und von unzweideutiger Gottesfurcht war so groß, daß auch ein Loubardemont nicht weiter gegen ihn zu gehen wagte.

Die rechtlichen Leute in der Stadt wußten voraus, welches Erkenntniß zu erwarten stand; denn die Richter stellten den schon erwähnten Satz auf, daß der Teufel, wenn er gehörig beschworen werde, gezwungen sei, die Wahrheit zu sagen. Es war also alles Wahrheit, was die Besessenen gegen Grandier vorgebracht hatten, und damit war sein Urtheil gesprochen. Der Bürger empfand die Gefahr, in welche die Consequenz dieses Satzes ihn selbst führen konnte, und man versuchte ein letztes Mittel zur Abwehr. Unter dem Schall der Glocken wurden die Bürger am 8. August 1634 auf dem Rathhause versammelt, sie setzten ein Memorial an den König auf, worin sie mit den kräftigsten Worten gegen den Misbrauch, welchen die Exorcisten getrieben hatten, protestirten. Fragen wären aufgeworfen worden, die nichts anderes zum Zweck hätten, als die besten Familien in der Stadt zu beschimpfen. Blos auf die Aussage einer der Besessenen sei Herr von Loubardemont in die Wohnung einer Dame gedrungen und habe alles durchsucht, um Zauberbücher zu finden. Andere Damen habe er in der Kirche aufgerufen und zu Hause bei verschlossenen Thüren nackt ausziehen lassen, um Hexenzeichen bei ihnen zu finden. Sie protestirten gegen den gefährlichen Satz von der absoluten Wahrheit, die der richtig beschworene Teufel aussagen müsse, da sie durch die Lehre Jesu Christi, durch seine Apostel, die Kirchenväter und durch die Sorbonne verdammt sei. Sie baten, daß die von Loubardemont und den Exorcisten darüber publicirte Schrift von der Sorbonne untersucht und ihnen gestattet werden möge, gegen das Verfahren an das Parlament zu appelliren.

Ob die Eingabe bis zu den Augen des Königs kam, wird nicht gesagt, aber bald darauf ward unter dem Schall der Trompeten ein Decret verlesen, worin der Beschluß der Bürger-

versammlung für null und nichtig erklärt und als Versuch, den Pöbel zum Aufruhr anzureizen, hart getadelt wurde. Dem Bailli und den Schöppen ward untersagt, irgendeine Versammlung zu gestatten, in welcher über Sachen berathschlagt würde, die in das Gebiet der Commission gehörten. Richter über die Exorcisten seien die Commissare allein, bei ihnen seien Klagen anzubringen, und sie behielten sich vor, auch über das gesetzwidrige Beginnen im Stadthause Klage zu erheben.

Damit war jede Hülfe von außen abgeschnitten, der Muthigste war eingeschüchtert. Der unglückliche Grandier that, was er sich und seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, indem er alle Rechtsformeln zu seiner Vertheidigung benutzte; im Innern hatte er sich längst verloren gegeben. Die Sache war so weit gekommen, daß man ihn als Zauberer verurtheilen oder ein ganzes Kloster voll Nonnen, mehrere Kanonici, Weltgeistliche und Mönche, ja vielleicht auch einen Bischof und einen Staatsrath als wissentlich falsche Angeber dieses Verbrechens bestrafen mußte.

Bevor zum Urtheilsspruch geschritten wurde, bereiteten sich die Richter durch äußerliche Religionshandlungen dazu vor. Es wurden öffentliche Umgänge und Messen gehalten, die Sakramente ausgesetzt, kurz nichts vergessen, was dem Volke Sand in die Augen streuen und es glauben machen konnte, daß das Interesse der Religion und der Kirche die einzige Triebfeder der Commissare sei.

Im Karmeliterkloster war die feierliche Sitzung, in welcher das Erkenntniß abgefaßt wurde, ein Urtheil, gegen welches alle Bluturtheile, die unter der Schreckensregierung Frankreichs ergingen, wie milde Züchtigungen einer väterlichen Gewalt erscheinen.

Das Urtheil lautete: „Da Urban Grandier des Verbrechens der Zauberei und vieler anderer Verbrechen zur Genüge überführt ist, soll er mit bloßem Haupte, einen Strick um den Hals, in der Hand eine brennende Kerze, an zwei Kirchthüren Kirchenbuße thun, auf den Knien Gott, den König und die Obrigkeit um Verzeihung bitten, demnächst auf einen Scheiterhaufen gesetzt, an einen Pfahl gebunden und mit allen noch

vorhandenen Zauberbundeszeichen und Charakteren, sammt der Handschrift der von ihm verfaßten Abhandlung wider den ehelosen Stand der Priester, lebendig verbrannt und seine Asche in die Luft gestreut werden. Von seinem zu confiscirenden Vermögen soll eine Kupferplatte gekauft, gegenwärtiges Urtheil darauf gestochen und die Tafel in der Kirche der Ursulinerinnen an einem erhabenen Orte zum ewigen Andenken aufgehängt werden. Auch soll besagter Grandier, vor Vollstreckung dieses Urtheils, auf die ordentliche und außerordentliche Tortur gebracht werden, um von ihm ein Bekenntniß seiner Mitschuldigen zu erhalten."

Sobald dies Urtheil unterzeichnet war (18. August 1634), sandte Loubardemont seine Leute zum Abholen des Gefangenen und zugleich einen Wundarzt mit. Es war nicht der grausame Manouri, der ihn so unmenschlich bei Aufsuchung der Hexenmale gequält — grausamer als die Schicklichkeit es auszumalen uns erlaubte — vielmehr ein fremder Arzt, um noch zum letzten male den Anschein von Unparteilichkeit zu retten. Aber Manouri ging mit. Als Urban ihn erblickte, rief er: „Kommst du, Henker, mir vollends das Leben zu nehmen? Hast du nicht genug an meinem Leibe gemartert; nun so zerfleische mich ganz."

Der Wundarzt mußte dem Gefangenen alles Haar auf dem Kopfe, im Gesicht und am ganzen Leibe abscheren. Als aber einer der Richter verlangte, er solle ihm auch die Augenbrauen abnehmen und die Nägel wegreißen, erklärte Forneau — so hieß der Chirurg — keine Gewalt auf Erden solle ihn dazu zwingen; zitternd vor Entsetzen bat er Urban um Vergebung, daß er Hand an ihn legen müsse. „Ich glaube gern", sagte Urban, „daß Sie der einzige sind, der noch Mitleid mit mir hat." Forneau flüsterte ihm zu: „Sie sehen nicht das ganze Publikum."

Nachdem man ihm die Kleider abgerissen, ihn noch einmal nackend durchsucht und zerstochen und statt der Kleider einen alten schmuzigen Kittel übergezogen hatte, wurde Grandier in einer Kutsche in das Gerichtshaus gebracht. Auf den Stühlen der Richter saßen vornehme Damen, Loubardemont's Gattin vornan. Die galanten Richter standen hinter den Lehnen, der

königliche Commissar selbst saß auf dem bescheidenen Stuhle des Secretärs.

Der furchtbare Zauberer — denn das war Urban Grandier; sein Anblick allein, ein Blick seines tiefen dunkeln Auges hatte Mädchen das Blut in Wallung gebracht und bei ehrbaren Frauen sündhafte Wünsche erweckt. Das war erwiesen, und war diese Zauberei ein Verbrechen, dann hatte er zehnfach den Tod verdient — dieser mächtige Zauberer kniete mit gebundenen Armen, im alten zerrissenen Kittel, blaß, abgemagert, entstellt, ein Bild des Erbarmens, vor dem Kreise stolzer Schönheiten und bezauberte keine mehr. Mit einem Fußtritte stieß ihm der Secretär den Hut vom Kopfe. Der Pater Lactanz und die Franciscaner exorcisirten Luft, Erde und den knienden Sünder selbst.

„Wende dich um, Elender, und bete dort das Crucifix an", redete ihn der Secretär an. Grandier that es in Ehrerbietigkeit. Die Augen gen Himmel verrichtete er ein stilles Gebet. Der Secretär verlas das Urthel und — zitterte. Grandier zitterte nicht. Ohne die geringste Gemüthsbewegung hörte er die grausame Sentenz, dann redete er seine Richter an: „Bei Gott, dem Vater, dem Sohne und heiligen Geist, und bei der gebenedeiten Jungfrau, bezeuge ich, meine Herren, daß ich niemals ein Zauberer gewesen bin, niemals heilige Orte und Sachen entweiht habe, noch von der Zauberei weiß, als was die heilige Schrift davon weiß, die ich stets gepredigt habe. Nie hatte ich einen andern Glauben, als den unserer heiligen Mutter, der katholischen, apostolischen, römischen Kirche. Ich entsage dem Teufel und allem seinem Wesen, ich bekenne meinen Erlöser und bitte ihn, daß sein Blut auch an mir nicht verloren sei und ich durch sein Verdienst Vergebung meiner Sünden erlangen möge. Sie, gnädige Herren, flehe ich an, mildern Sie die Schärfe meiner Strafe, daß meine Seele nicht in Gefahr komme, in Verzweiflung zu fallen." Zwei Stunden darauf hielt Loubardemont eine geheime Unterredung mit ihm. Grandier erhob sich stolz und sagte: „Ich habe keinen Mitschuldigen, da ich selbst unschuldig bin." Nur unter der Bedingung, daß er sie nenne, hatte man ihm Milderung verheißen.

Man schritt, sogleich nach der Unterredung, zur **Folter**. Diese war von der Art, daß wir einige schwache Leserinnen, wenn sie bis zu dieser Stelle gekommen sind, ersuchen, hier innezuhalten, oder weiter zu blättern. Wir selbst bekennen, daß uns die Feder in der Hand stockt. Die an sich grausame Torturart, wurde hier, von wuthentbrannten Kannibalen gehandhabt, in der Execution bis aufs äußerste Maß des Entsetzlichen getrieben.

Man legte beide Beine Urban's zwischen zwei starke Breter und schnürte diese mit Stricken, so fest es nur irgend möglich war, zusammen. Hierauf wurden Keile zwischen Beine und Breter mit einem großen Hammer eingetrieben; vier Keile bei der ordentlichen, acht bei der außerordentlichen Folter. Loubardemont schienen die gewöhnlichen Keile nicht stark genug. Er schalt auf den Scharfrichter und drohte ihn zu strafen, wenn er nicht stärkere herbeischaffte. Mit vielen Schwüren betheuerte der Henker, er habe keine stärkern Keile. Hierauf fingen die Franciscaner und Kapuziner an, die Marterwerkzeuge zu beschwören. Ja, die Unmenschen vereinigten sich zu einer neuen Doctrin, um den Wollustkitzel ihrer eigenen Grausamkeit zu entschuldigen. Dem Teufel sei es ein Leichtes, einem unheiligen Weltmenschen, wie der Scharfrichter, zu widerstehen. Sie selbst rissen ihm daher den Hammer aus der Hand und kühlten ihre Lust, indem sie aus vollen Kräften auf die Keile hämmerten. Grandier sank mehreremal, übermannt vom Schmerze, in Ohnmacht. Verdoppelte Schläge weckten ihn wieder. Seine Henker ließen nicht eher nach, die acht Keile tiefer und tiefer einzutreiben, als bis beide Beine völlig zerschmettert waren und das Mark aus den Röhren floß. Keine Verwünschung, keine Klage kam über seine Lippen. Noch während der Marter hatte er ein Gebet zu Gott gesprochen, dessen Inbrunst den Lieutenant des Prevot so rührte, daß er es nachschrieb. Loubardemont verbot ihm, es irgendjemand zu zeigen. Man drang in ihn, zu bekennen. „Ich bin kein Zauberer, kein Gottesverächter.“ Seine fleischlichen Vergehungen, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, bekannte er; er sagte, er habe sie gebeichtet und gebüßt. Kein Schmerz,

keine Drohungen konnten ihn bewegen, die Namen der Frauen zu nennen, mit denen er Umgang gepflogen.

Im Rathszimmer lag der Zerschmetterte auf Stroh. Er sah unter den Umstehenden einen Augustiner und erbat sich ihn zum Beichtvater. Man schlug die Bitte ab. Er bat um den Pater Grillau, einen Barfüßer. Auch dieser ward ihm verweigert. Man wies ihm zwei seiner Peiniger, den Pater Claudius und Tranquillas, zwei Kapuziner, an. Solche Beichtväter verschmähte er. Er wollte lieber seinem Schöpfer, als seinen Henkern beichten.

Drei bis vier Stunden blieb er im Rathszimmer in diesem elenden Zustande liegen. Niemand kümmerte sich um ihn. Nur ab und zu näherte sich ihm Loubardemont, flüsterte mit ihm und wollte ihn überreden, einen Aufsatz zu unterzeichnen. Urban war nicht dazu zu bewegen.

Nach 4 Uhr abends legten ihn die Büttel auf eine Trage und trugen ihn hinunter an die Thüre des Gerichtshauses. Er versicherte dem Criminallieutenant, er habe alles gesagt; nichts drücke sein Gewissen mehr. „Soll ich Gott für Sie bitten lassen?" fragte ihn der gerührte Beamte. „Eine große Gnade für mich", entgegnete Urban, „ich bitte Sie darum." Er trug eine Kerze in der Hand, die er küßte. Mit unbefangenem Blicke grüßte er die Umstehenden und bat, wen er kannte, ihn in sein Gebet einzuschließen. Vor seiner Kirche St.-Peter angekommen, befahl Loubardemont, ihn von der Trage herunterzunehmen, um niederzuknien und noch einmal sein Urtheil anzuhören. Der arme Mann konnte sich seiner zerschmetterten Gebeine nicht mehr bedienen. Er fiel auf den Bauch. Ohne ein Zeichen von Ungeduld oder Unwillen wartete er, bis man ihn aufhob.

Da näherte sich ihm der Pater Grillau, sein Freund, umarmte ihn, weinte und sprach: „Erinnere dich, daß Jesus Christus durch Marter und Kreuzestod zu Gott, seinem Vater, erhoben wurde. Sorge, edler Mann, nur für deine Seele. Ich bringe dir den Segen deiner alten Mutter. Sie bittet mit mir Gott, daß er dir Barmherzigkeit widerfahren lasse und dich in sein Paradies aufnehmen wolle."

Es war der erste Tropfen eines Trostbalsams in sein

wundes Herz gegossen. „Sei meiner Mutter ein Sohn", erwiderte er. „Ich gehe den Todesweg mit der tröstlichen Ueberzeugung, daß ich unschuldig sterbe; ich hoffe, Gott wird mir barmherzig sein." Die Kapuziner trieben die Büttel an, das Gespräch zu unterbrechen; das Publikum sollte nichts von Urban's Seelenzustande erfahren.

Unter dem Scheiterhaufen angelangt, bat er die Mönche, seine Begleiter, um den Kuß des Friedens. Der Lieutenant des Prevot wollte ihn um Verzeihung bitten. „Sie haben mich nicht beleidigt, Sie thaten nur Ihre Pflicht", erwiderte er. Der Pfarrer zu Troismoutiers, Renatus Bernier, einer seiner Feinde, bat ihn, von seiner Fassung und seinen Leiden gerührt, um Vergebung: „Ich vergebe allen meinen Feinden von ganzem Herzen, wie ich wünsche, daß Gott mir vergeben möge."

Der Platz war übervoll von Zuschauern aus allen Provinzen, ja aus fernen Ländern waren sie gekommen, den Flammentod des furchtbaren Beschwörers mit anzusehen. Kaum konnten die Gerichtsknechte für die Beamten Platz machen.

Ein Flug Tauben flatterte um den Scheiterhaufen. Vergebens scheuchten die Gerichtsknechte mit ihren Hellebarten, der Pöbel durch sein Geschrei sie fort. Sie kamen immer wieder. Aber auch eine große Schmeißfliege summte in einem fort um Grandier's Kopf. Ein Mönch erklärte dem Volke: Beelzebub heiße auf Hebräisch der Gott der Fliegen. Die Schmeißfliege sei der Teufel, der den Verbrecher auf der Reise in die Hölle begleiten werde.

Mit einem eisernen Ringe ward Grandier an den Pfahl befestigt. Die Mönche exorcisirten Luft und Holz des Scheiterhaufens. Sie fragten den Gerichteten, ob er nicht jetzt noch in sich gehen wolle? „Ich habe nichts mehr zu sagen; ich hoffe noch heute bei meinem Gott zu sein." Der Secretär las ihm das Urtheil zum vierten male vor. Immer noch hoffte man, er werde bekennen: „Was ich gesagt unter den Qualen der Folter, ist die reine Wahrheit." Die Mönche hießen den Secretär schweigen, weil er durch seine Fragen den Verbrecher nur zum Reden anreize.

Der Lieutenant des Prevot hatte Urban zweierlei verheißen. Es sollte ihm Zeit gegönnt werden zum Volke zu sprechen; dann, er sollte erwürgt werden, ehe das Feuer an den Scheiterhaufen gelegt werde. Um beide Hoffnungen, die dem Unglücklichen die Schrecken der Strafe milderten, ward er durch die Bosheit seiner Feinde betrogen. Als Grandier sprechen wollte, spritzten die Exorcisten ihm so viel Weihwasser ins Gesicht, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Er wollte wieder anfangen, da sprang ein Mönch hinzu und küßte ihn so heftig und wiederholt, daß er den Mund nicht öffnen konnte. „Das war ein Judaskuß!“ stöhnte das Opfer. Die erbitterten Mönche umdrängten ihn und hielten ihm ein eisernes Kreuz vor den Mund: „Küsse es, küsse es“, schrieen sie vor dem Volke, aber sie zerstießen ihm grausam das Gesicht und verwundeten seine Lippen, daß er nicht mehr reden konnte. Man behauptet, sie hätten dieses Zeichen des Heils schon früher in Bereitschaft gehalten, um es als Marterwerkzeug zu brauchen, wenn Grandier zum Volke reden wolle.

Grandier ergab sich, er bat nur die Zuschauer, um ein Salve Regina und ein Ave Maria. Noch einmal fragten ihn die Exorcisten: „Willst du in dich gehen und bekennen?“— „Ich habe alles bekannt und vertraue auf Gott und seine Barmherzigkeit.“

Auf den Wink des Lieutenants wollten die Büttel mit dem dazu bestimmten Strick den Gerichteten erdrosseln. Der Strick aber war zu kurz; die Mönche hatten heimlich so viele Knoten hineingeknüpft, daß er unbrauchbar war. Ein zweiter fehlte. Die Franciscaner, die Karmeliter, die Dominicaner brüllten: „Feuer! Feuer!“

„Ist's das, was man mir versprochen?“ rief Grandier dreimal aus. Er griff selbst nach dem Strick und wollte sich eine Schlinge um den Hals legen. Da fuhr der Pater Lactanz mit einem brennenden Strohwisch dem Sterbenden unter das Gesicht: „Willst du noch nicht dem Teufel entsagen? Nun ist's höchste Zeit; nur noch einen Augenblick hast du zu leben.“ — „Ich kenne den Teufel nicht; Gott verleihe mir Barmherzigkeit!“ rief Grandier.

Der rasende Mönch übernahm, ohne Befehl des Lieutenants das Amt des Henkers. Er zündete selbst den Scheiterhaufen vor den Augen seines Opfers an. „Ach, Pater Lactanz!“ sprach Urban mit sanfter Stimme, „wo bleibt die Liebe? Es ist ein Gott im Himmel, der dich und mich richten wird. Ich lade dich vor ihn binnen heut und einen Monat.“ Die Mönche spritzten ihm von neuem Weihwasser ins Gesicht. Das Volk brüllte und schrie den Bütteln zu: „Erdrosselt ihn!“ Es war zu spät. Die Flamme nahm zu sehr überhand. Die Büttel konnten nicht mehr zu ihm dringen. „Deus, ad de vigilo, miserere mei, Deus!“ waren Urban Grandier's letzte Worte. Er wurde ganz lebendig verbrannt.

Mit Urban Grandier's Tode war der große Hexenproceß von Loudun indeß noch nicht zu Ende. Die Teufel der Besessenen waren noch keineswegs vollständig ausgetrieben; hätte man sie plötzlich verschwinden lassen, so hätte das Publikum die ganze Cabale zu schnell erkannt. Außerdem fanden die Ursulinerinnen in ihnen eine ergiebige Quelle von Einkünften. Die Exorcisten sammelten für sie. Man hielt es für eine Gewissenssache, den armen, vom Teufel geplagten Nonnen beizuspringen. Jeder Fremde, der nach Loudun kam, mußte dem Ursulinerkloster ein Geschenk machen. Die Exorcisten selbst erhielten vom Könige zu den nöthigen Kosten und als Entschädigung für den Aufwand ihrer Kräfte, ein außerordentliches Jahrgehalt von 4000 Livres. Welche Aufforderung, die Beschwörungen, solange es ging, fortzusetzen!

Auch dröhnte der allgemeine Schrecken noch lange nach. Wir sehen, daß der Civillieutenant Chauvet in dem ersten Processe sich als ein pflichtgetreuer Richter betrug. Dafür hatte ihn eine der Besessenen denuncirt. Allein das Complot war von der Verfolgung wieder abgestanden, weil Chauvet als ein reiner Charakter im Lande bekannt war und durch seine Liebenswürdigkeit und sein Benehmen sich in allen Kreisen Freunde erworben hatte. Aber nun war Grandier gerichtet, Grandier, von dessen Unschuld er überzeugt war. Den

beherzten Mann überkam ein ungeheurer Schrecken. Innere Angst durchbebte ihn, er theilte seine Besorgniß einem Freunde mit und dieser sagte ihm offen: er halte es für das entsetzlichste Unglück, der Zauberei beschuldigt zu werden, denn man sei in einem solchen Falle rettungslos verloren. Chauvet sah sich schon von neuem angeklagt, er verlor aus Furcht, ein ähnliches Schicksal wie Urban Grandier zu erleiden, den Verstand und blieb wahnsinnig sein Leben lang.

Um den Pöbel in seinem Glauben an das Gaukelspiel zu bestärken und ihn noch mehr zu erhitzen, behaupteten die Mönche, sie hätten eine Abschrift des Contractes zwischen Urban und dem Satan gefunden. Sie ward gedruckt und öffentlich angeschlagen. Ein gedrucktes Plakat! Konnte, durfte da noch jemand an der Richtigkeit zweifeln? Das alberne Document lautete so:

„Ich Endesunterschriebener, erkenne dich, mein Herr und Meister Lucifer, für meinen Gott, und verspreche dir zu dienen, solange ich leben werde. Ich entsage einem jeden andern Gott und Jesu Christo, allen Heiligen, der apostolischen römischen Kirche, allen in derselben üblichen Sakramenten und allem Gebete, das man für mich thun könnte; auch verspreche ich dir, so viel Böses zu thun, als ich nur kann, und so viel Personen, als nur möglich, zum Bösen zu verführen. Ich entsage der Firmelung und Taufe und dem ganzen Verdienste Christi und seiner Heiligen. Und im Falle, daß ich unterlassen sollte, dir zu dienen, dich anzubeten und täglich dreimal zu opfern, so übergeb' ich dir mein Leben, damit nach deinem Gefallen zu schalten. Das Original ist in der Hölle, in einem Winkel der Erde in Lucifers Cabinet. Unterzeichnet Grandier, mit seinem Blute.“ — Grandier hatte sich nicht einmal etwas für seine Seele versprechen lassen!

Die Besessenen in Loudun wurden eine Modesache in Frankreich. Man reiste dahin, um sie zu sehen und zu hören, um den Beschwörungen beizuwohnen. Besonders wenn vornehme Personen kamen, geschah Außerordentliches. Monsieur, der Bruder des Königs (Gaston von Orleans) sah am 9. Mai 1635 die Schwester Agnes, die von Asmodi besessen war, Kunststücke machen, welche Ballettänzer und Seiltänzer kaum

nachzuthun vermochten. Stehend hob sie das eine Bein von hinten in die Höhe und brachte den Fuß, über den Kopf, bis auf die Stirn, daß die Zehen beinahe die Nase berührten. Andern Tags mußte die weltliche Besessene Elisabeth Blanchard, die schon vielfach im Proceß gegen Grandier mitgespielt, ihre Kunststücke in der Kirche zeigen. Außer einem abscheulichen Spiele mit der Hostie, welches freilich die Hauptsache war, beugte sie ihren Leib wie einen Bogen, sodaß auf der einen Seite ihre Nasenspitze, auf der andern die Fußzehen den Boden berührten. Monsieur schied mit der Ueberzeugung, daß h[illegible] der Teufel im Spiel sei, und stellte darüber ein Zeugniß aus. Der Prinz und sein Gefolge beschenkten das Kloster überreich und Herr von Loubardemont nahm, um solcher Huld gewürdigte Personen, wie die Ursulinerinnen, anständiger wohnen zu lassen, den Reformirten ihr schönes und geräumiges Collegium und sprach es dem geistlichen Stifte zu. Die Nonnen selbst waren indeß reich geworden, sie kauften Güter hinzu und verschönerten es so, daß es bald für eins der reichsten und schönsten Klöster des Ursulinerinnenordens galt.

Die Priorin, bekanntlich früher von sieben Teufeln besessen, von denen drei ausgetrieben waren, wurde noch von vieren geplagt, deren Namen Leviathan, Behemot, Balaam und Isaakarum waren. Ihre Austreibung war die letzte glänzende Thätigkeit der Exorcisten. Die Teufel machten es ihnen sehr schwer, es kostete Monate, und wenn einer entwichen war, vertheidigten sich die andern nur desto verzweifelter. Leviathan entwich endlich durch einen Kreuzschnitt auf der Stirn der Nonne. Bei Balaam's Austreibung half der berühmte Pater Joseph. Dafür ließ der Teufel in der linken Hand den Namen JOSEPH mit großen römischen Buchstaben zurück. Isaakarum zeichnete den Namen MARIA und JESUS zum Andenken in die Hand. Leichtsinnige Aerzte behaupteten aus einer Geschwulst, welche darauf in der Hand erfolgte, diese Namen könnten, statt mit höllischem Feuer, mit gewöhnlichem Aetzwasser gemacht sein. Ihre Bemerkung wurde aber, als zu oberflächlich, nicht zu den Acten genommen.

Es fehlte jedoch auch nicht an ärgerlichen Vorfällen, denn die vornehmen Spötter kamen ebenfalls nach Loudun, um das

Wunder zu sehen. Ein Graf von Lude erklärte den Exorcisten, er habe nie an der Wahrheit der Besessenen gezweifelt und komme nicht her, um sich darüber, sondern davon zu überzeugen, ob gewisse Reliquien, die seit uralters im Besitz seiner Familie wären, auch echt seien. Wenn sie nämlich auf die Besessenen wirkten, so sei er davon überzeugt und sie würden ihm doppelt werth werden. Die Exorcisten gingen mit Vergnügen auf die Probe ein, und setzten die Büchse auf den Leib der Besessenen, der sie zuvor einen Wink gegeben hatten. Der Teufel in dem Weibe geberdete sich furchtbar, es war, als wolle sie Feuer speien. Sie ward dagegen ruhig, als man die Büchse fortnahm. „Jetzt, gnädiger Herr, werden Sie wol nicht weiter an der Echtheit ihrer Reliquien zweifeln", sagte lächelnd der Exorcist. — „So wenig als an der Wahrheit Ihrer Besessenen", entgegnete der Graf. Man war begierig, die Reliquien zu sehen, und der Besitzer ließ bereitwillig die Büchse öffnen. Man fand einige abgekämmte Haare mit Pomade und Federn. „Gnädiger Herr, warum spotten Sie unser?" — „Ei, Herr Pater", erwiderte der Graf, „warum spotten Sie Gottes und der Welt?"

Die Herzogin von Aiguillon, Richelieu's Nichte, kam mit vornehmen Gefolge nach Loudun. Ein kritischer Abbé hatte ihr den Glauben an die Wunder so ziemlich ausgeredet, nur schien es ihr unbegreiflich, daß die Besessenen von so außerordentlicher Schwere wären und daß der stärkste Mann sie nicht von der Erde aufheben könnte. Ihr Arzt Cerisantes, ein Sohn des Schotten Duncan, erklärte es ihr. Als sie in die Kirche traten und die Besessenen ihre Grimassen anfingen und sich auf den Boden warfen, trat das Fräulein von Rambouillet heran und wollte den gewöhnlichen Versuch des Aufhebens machen, der noch keinem geglückt war. „Sie müssen die Nonne um den Leib fassen", sprach der Exorcist. Aber das Fräulein ergriff sie rasch beim Kopfe, und hob sie leicht und geschwind in die Höhe. Das stille Gelächter der vornehmen Gesellschaft machte die Exorcisten zwar betroffen, schreckte sie aber von dem einträglichen Handwerk nicht zurück.

Die Schwestern Agnes und Klara, die schon früher aus der Schule geplaudert hatten, wurden von angesehenen Fremden

eines Tages furchtbar geplagt, sie sollten griechisch antworten. Agnes antwortete treuherzig: sie verstände die Sprache nicht und hätte sie nie gelernt. Als man weiter in sie drang, schrie sie auf: sie sei keine Besessene und habe sich nun schon lange genug im geheimen martern lassen müssen, um öffentlich die schändliche Rolle zu spielen. Wenn Gott ihr nicht beigestanden hätte, würde sie längst verzweifelt sein. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und alle waren gerührt. Auch die Exorcisten — über die Schlangenwindungen Satans!

Als der Exorcist den Teufel der Schwester Klara mittels eines Schwefelfadens ausräuchern wollte, machte er die Sache so ungeschickt, daß er sie brannte. Sie schrie auf, riß sich los, verwünschte den Exorcisten und das ganze Spiel und die Grausamkeit der Leute und bat Gott, sie aus der schrecklichen Lage zu befreien. Sie lief aus der Kirche und konnte durch nichts bewogen werden, wieder darin zu erscheinen. Andere Besessene folgten diesem Beispiele und suchten ihr Gewissen zu erleichtern, indem sie die Exorcisten öffentlich vor den Leuten: gottlose Leute, Heuchler, Betrüger, und ärger als den Teufel selbst, schimpften. Diese Bösewichter hätten sie gezwungen, einen unschuldigen Mann anzuklagen und dem Tode zu überliefern. Sie bäten die Obrigkeit und alle Anwesende, das, was sie gesagt hätten, zu Herzen zu nehmen.

Zu Herzen nahmen es viele — im stillen. Aber keine Obrigkeit schritt ein, sie durfte nicht einschreiten. Dennoch merkten die Exorcisten, daß ihre Zeit vorüber sei und daß es gut wäre, die Beschwörungsgeschichte zu endigen. Nachdem der letzte, siebente Teufel Behemot am 15. October 1637 aus der Priorin fortgezogen war und den Namen Franciscus in der Hand zurückgelassen hatte, wurden die Besessenheiten immer seltener.

Das Gericht Gottes war schon bei einigen der Exorcisten eingetreten. Gerade vier Wochen nach Grandier's Hinrichtung am 18. September 1634, war der Pater Lactanz unter entsetzlichen Schmerzen und unter allen Zeichen der Verzweiflung gestorben. Schrecklicher starb der berühmteste unter den noch lebenden Exorcisten, der Pater Tranquillus, im Jahre 1638.

Er brüllte auf seinem Sterbelager vor den unerträglichen Schmerzen, daß die Nachbarn fortliefen, und starb endlich in so offenkundiger Verzweiflung, Raserei und unter Ausstoßung der entsetzlichsten Gotteslästerungen, daß die Kapuziner selbst sich genöthigt sahen, darüber eine erklärende Erzählung in Druck zu geben, des Inhalts, daß ein Trupp Teufel sich seines Körpers bemächtigt und den Vorsatz ihn zu tödten, auch ausgeführt habe. Indeß sei die Seele ihren Klauen glücklich entwischt. Auf seinen Grabstein setzten sie Folgendes: „Hier ruht der Pater Tranquillus von Saint-Regny, Prediger, Kapuzinerordens. Als Exorcist besaß er so viel Muth, daß es die Teufel nicht länger aushalten konnten, sondern ihn, auf Antrieb der Zauberer, durch viele Qualen ums Leben brachten, am letzten Mai 1638."

Dieser Todesfall brachte die Sache um ihr letztes Ansehen. Die weltlichen Besessenen gingen noch hin, wie zu einer Komödie. Fragte man sie beim Hingehen, ob sie noch besessen wären, so antworteten sie: „O ja, Gott sei Dank!" Nur alte Betschwestern hörten noch zu und seufzten wol, daß sie nicht auch so hoch von Gott geliebt wären.

Endlich zog die Regierung die ausgesetzten jährlichen 4000 Livres ein. Damit hörte das Spiel von selbst auf. Die Rache der Feinde Grandier's war gekühlt. Die Berichte der Herzogin von Aiguillon bei Hofe hatten nicht zu Gunsten der Sache gewirkt. Die noch übrigen Hauptspieler sahen es gern, daß sie einschlief, damit nicht Grandier's Unschuld an den Tag käme. Die Nonnen waren müde ihrer Arbeit und froh ihres Reichthums; Mignon mit ihnen. Er setzte die Beschwörungen vorgeblich nur noch im geheimen fort.

Von den irdischen Strafen, welche die Theilnehmer des Complots ereilte, wird uns noch Folgendes berichtet. Barre's Umtriebe wurden in Chinon entdeckt. Er ward in ein Kloster geschickt; seine Besessenen wurden ins Zuchthaus gesperrt. Die meisten der falschen Zeugen sollen elendiglich umgekommen sein. Loubardemont empfing die verdiente Strafe in seinen Kindern. Ein Sohn von ihm wurde als Straßenräuber auf der offenen Gasse von Paris, als er eine Kutsche anhalten wollte, getödtet. Manouri, der Wundarzt, kam einst

in der Nacht von einem Kranken. Als er mit seinen Begleitern, deren einer eine Laterne trug, um die Ecke bog, rief er plötzlich: „Ach, Grandier, bist du da? Was willst du?“ Es überfiel ihn ein heftiges Zittern, seine Gefährten, die niemand auf der Straße sahen, führten ihn nach Hause, aber er fuhr fort irre zu reden und sich mit dem Geiste Grandier's zu unterhalten. Nach etlichen Tagen war er todt.

Jean Calas.

(1761.)

Jean Calas war zu Ausgang des 17. Jahrhunderts in Languedoc geboren und hatte sich in Toulouse als Kaufmann niedergelassen. Sein Geschäft war klein, nährte ihn aber anständig. Er stand in dem Rufe eines rechtlichen, wohlwollenden, ordentlichen Mannes. Seine Frau hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen einige nicht gerade misrathen waren, aber dem alten Mann doch einigen Kummer machten.

Jean Calas und seine Frau waren Protestanten, eine misliche Stellung für sie in dem damaligen Frankreich, besonders in den bigoten südlichen Provinzen, wo die Erinnerungen an die Dragonaden Ludwig's XIV. noch lebten, und die wenigen, welche den Muth hatten, sich wieder zum Calvinismus zu bekennen, nur auf Duldung Anspruch machen durften.

Jean Calas erzog seine Kinder in der calvinistischen Lehre. Aber sein zweiter Sohn, Louis, hatte eine andere religiöse Richtung. Im Jahre 1761 sagte er sich vom protestantischen Glauben los und trat zur katholischen Kirche über. Man war der Meinung, daß eine alte Magd, eine strenge Katholikin, welche der Familie viele Jahre treu gedient hatte und einst Louis' Amme gewesen war, zu diesem Schritte des jungen Mannes sehr viel beigetragen habe. Die Aeltern waren tiefbetrübt über diesen Abfall ihres Sohnes, aber sie verstießen ihn nicht, sie ließen es ihm nicht entgelten, sobald sie von

der Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung überzeugt waren. Auch die alte Magd blieb nach wie vor in ihren Diensten. Louis erhielt noch ein Jahrgeld von seinem alten Vater.

Mehr Kummer verursachte ihnen der Gemüthszustand ihres ältesten Sohnes Antoine. Er hatte die Rechte studirt, sah aber mit Schmerzen, daß seine Religion ein unübersteigliches Hinderniß in Bezug auf seine Carrière für ihn war. Er wurde verdrießlich, tiefsinnig und zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Er las gefährliche Bücher irreligiösen Inhalts und citirte öfter Stellen daraus, welche den Selbstmord vertheidigten. Auch seine Gesundheit hatte gelitten.

Am 31. October 1761 kam ein ehemaliger Schulfreund Antoine's, der junge Lavaisse, nach Toulouse. Er war einige Zeit in Bordeaux gewesen und wollte seine Familie besuchen. Aber sein Vater, ein Advocat, wohnte nicht in der Stadt, sondern in einer kleinen Villa, wo er des Sommers oft tagelang verweilte. Er wollte noch denselben Tag hinaus und ging deshalb zu mehrern Pferdeverleihern, um ein Reitpferd zu miethen; allein die Pferde waren bereits vergeben. Als er von einem solchen Gange kam, begegneten ihm Jean Calas und sein Sohn Antoine. Beide freuten sich herzlich, ihn zu sehen, und luden ihn ein, den Abend bei ihnen zuzubringen. Er nahm die Einladung dankbar an und ging mit ihnen in die Calas'sche Wohnung. Madame Calas empfing den Freund ihres Sohnes mit herzlicher Zuvorkommenheit. Nachdem sie eine halbe Stunde zusammengesessen und geplaudert hatten, wurde Antoine fortgeschickt, um Käse zu kaufen.

Auch Lavaisse entfernte sich bald darauf. Er wollte bei dem einen Verleiher nachsehen, ob nicht eins seiner Pferde inzwischen zurückgekehrt wäre, und schlimmstenfalls sich eins für den nächsten Morgen versichern.

Beide Freunde kehrten nach kurzer Zeit zurück. Um 7 Uhr setzten sich alle zum Familienmahl in dem obern Zimmer nieder. Die Gesellschaft bestand aus Herrn und Madame Calas, ihren Söhnen Antoine und Pierre und dem Gaste Lavaisse.

Während des Essens stand Antoine plötzlich auf, ohne einen Grund anzugeben, und ging hinaus, aber, wie alle

nachher versicherten, offenbar in einem Zustande von Geistesabwesenheit oder Aufregung. Sie waren so etwas an ihm gewohnt und beachteten es nicht weiter.

Er ging durch die Küche, welche auf demselben Flur lag. Die Magd fragte ihn: ob er sich erkältet hätte? Er antwortete: „Gerade das Gegentheil, ich koche vor Hitze." Dann ging er die Treppe hinunter.

Das Erdgeschoß des Hauses bestand nur aus zwei Räumen, vorn der Laden, hinten das Waarenlager. Eine Flügelthüre führte aus dem einen in den andern.

Die Gesellschaft oben unterhielt sich noch ganz munter bis gegen $1/2$ 10 Uhr. Dann verabschiedete sich Lavaisse. Pierre, der eine Sohn, welcher den ganzen Tag über im Laden gestanden hatte, war vor Müdigkeit eingeschlafen. Er wurde geweckt und sollte dem Gaste mit der Laterne nach seiner Wohnung leuchten.

Lavaisse und Pierre gingen die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe sahen sie, daß der unglückliche Antoine zwischen den beiden halb geöffneten Flügelthüren an einer über beide Thürflügel gelegten Stange hing, er war bis aufs Hemd entkleidet und bewußtlos.

Beide schrien aus Leibeskräften. Der alte Calas eilte die Treppe hinab, er umfaßte den Körper seines Sohnes und rüttelte, bis die Stange herunterfiel. Er legte die Leiche auf den Boden und befahl seinem Sohne Pierre, daß er sofort den in der Nähe wohnenden Wundarzt Lenoire holen sollte. Er rief ihm dabei nach: „Wenn es möglich ist, wollen wir die unselige That geheimhalten. Du brauchst ihm nicht zu sagen, wie dein Bruder starb."

Zu gleicher Zeit lief Lavaisse die Treppe hinauf, um Madame Calas das schreckliche Ereigniß zu verbergen. Sie hatte aber das Geschrei, die Stimme ihres Gatten, das Jammergestöhne der alten Magd bereits gehört. Sie ließ sich nicht zurückhalten, sie mußte hinunter und der Jammer der unglücklichen Mutter vervollständigte die herzzerreißende Scene.

Der Wundarzt war nicht zu Hause. Statt seiner kam sein Famulus, ein Herr Grasse. Bei der Untersuchung fand

er, daß Antoine schon todt war. Als er Kragen und Halstuch losmachte und die dunkeln Strangulationsnarben des Strickes sah, rief er aus: „Der ist erdrosselt worden.“

Eine Menge Volks, von dem Geschrei der Familie und eigener Neugier angelockt, hatte sich vor der Thüre versammelt. Als sie des Arztes Worte hörten, bildete sich bei ihnen sofort eine Meinung: Der Ermordete hatte Katholik werden wollen, wie sein Bruder Louis, und um das zu verhindern, hatte ihn die protestantische Familie erdrosselt.

Es war der Pöbel von Toulouse, nicht dem Toulouse, unter dessen Mauern Simon von Montfort gefallen war, Blut, Feuer, Aechtung hatten die alte Bevölkerung und ihre Nachkommenschaft, ja selbst die Erinnerung daran vertilgt; es war die Nachkommenschaft Simon's von Montfort, ein fanatisirter Pöbel. Man hatte hier jahrelang die Erinnerung an die Bartholomäusnacht mit Processionen gefeiert! Wuth blitzte in den glühenden Augen. Dumpfes Gemurmel ging durch die Massen, die sich immer mehr erhitzten und anwuchsen. Die Vermuthung wurde zur Ueberzeugung: „die Calas, die Ketzer, haben ihren Sohn ermordet!“ Wildes Geschrei, drohende Stimmen, erhobene Arme. Um Calas und seine Familie vor der Gefahr zu schützen, daß sie vom Pöbel gesteinigt und zerrissen würden, schickten seine Freunde nach dem Polizeilieutenant. Dieser erschien. Statt aber die Menge zu beruhigen und die vorliegenden Thatsachen genau zu prüfen, ging er von derselben Meinung aus und ließ die ganze Familie und Lavaisse verhaften.

Zwei geistliche Brüderschaften, die in Toulouse viel Ansehen hatten, thaten das Ihre, um die Wuth der Menge in noch hellere Flammen zu setzen. Die Franciscaner und die weißen Büßer liefen durch die Straßen und predigten, daß Antoine im Begriff gewesen sei, am folgenden Tag in ihren Orden zu treten. Um dem zuvorzukommen, hätten ihn die unmenschlichen Aeltern erdrosselt. Lavaisse aber wäre hier, wie auch in andern Fällen, Executor der Calvinisten gewesen.

Auf diese vagen, durch nichts erwiesenen Reden — auch nicht eine Spur ließ sich davon auffinden, daß der melancholische Antoine die Absicht gehabt habe, seine Religion zu

ändern und Mönch zu werden — ordnete man ein feierliches Begräbniß des Leichnams an. In langer, festlicher Procession ward er nach St.-Estephe getragen, hier die Messe gelesen und ein Todtenamt abgehalten. In einem Theile der Kirche, der von allen Seiten gesehen werden konnte, war ein Katafalk errichtet und darauf ein wirkliches menschliches Todtengeripppe gestellt. In der einen Hand hielt es ein Papier, worauf die Worte standen: „Ich schwöre der Ketzerei ab", in der andern einen Palmenzweig, das Zeichen des Märtyrerthums.

Mehr bedurfte es nicht, die Volksmasse gegen die Calas zu fanatisiren. Durch einen öffentlichen Act in der heiligen Kirche war das Gerücht zur Thatsache erhoben. Wer wagte noch zu zweifeln? Wer hielt es nicht vielmehr für Pflicht, seine Vermuthungen, seine Wahrnehmungen hinzuzutragen, um das schimpflichste aller Verbrechen zu bestätigen? Der eine hatte den Todten traurig gesehen, der andere bittere Reden von seiner Seite gegen die Aeltern, der dritte drohende Worte der Aeltern gegen den Sohn gehört. Jeder kleine, unschuldige Umstand, der in der Haushaltung vorgefallen, diente als Beweis des innern Zerwürfnisses in der Familie. Einige hatten sogar das Opfer schreien gehört — an Geschrei hatte es freilich im Hause nicht gefehlt — und was jeder gesehen, gehört oder vermuthet, ward bald darauf Gemeingut in der Stadt. Der Mord war ja bewiesen, denn des Märtyrers Leichnam hatte man in der Kirche sichtlich vor aller Augen ausgestellt.

Die obrigkeitlichen Personen waren ebenso verblendet wie der Pöbel. Capitoul, oder Gerichtsschöppe, von Toulouse, David, ein wilder, bigoter Mensch, erklärte: es sei ganz unmöglich, daß sich jemand über den zwei offenen Flügeln einer Thür, die bei jeder starken Bewegung auf- und zugehen müßten, aufhängen könnte. Er würde, weil sich die Thürflügel bei dem Acte selbst bewegen müßten, herunterfallen, ehe er seinen Zweck erreicht habe. Desgleichen sei es eine ausgemachte Sache, daß die protestantischen Aeltern diejenigen ihrer Kinder aufzuhängen pflegten, die ihre Religion ändern wollten.

Ebenso voreingenommen waren die inquirirenden Richter. Der Vorsitzende, Laborde, wollte durchaus von den Zeugen

eine bejahende Antwort auf die Frage haben: ob sie Antoine Calas nicht auf den Knien vor seinem Vater hätten liegen sehen, ehe er ihn erdrosselt habe? Als er keine genügende Antwort darauf erhielt, bemerkte er: daß man ja das Geschrei des ermordeten Märtyrers in verschiedenen Theilen der Stadt gehört hätte. Mehr als einmal wiederholte er bei seinem Resumé, daß es durchaus nothwendig sei, an Jean Calas, zur Erbauung der wahren Gläubigen und zur Verbreitung des richtigen Glaubens ein Exempel zu statuiren; denn die Ketzer hätten sich in letzter Zeit äußerst verwegen und unverbesserlich gezeigt.

So dachte der Pöbel, so die große von den Mönchen bearbeitete Menge, so die Obrigkeit, so die Richter in Toulouse.

Calas entgegen stand der allgemeine Glaube, daß er seinen Sohn ermordet habe und dieser Glaube wurde durch die seltsamen Umstände bei Antoine's Tode unterstützt. Es war nicht wahrscheinlich, daß ein nicht vollständig wahnsinniger Mensch sich auf diese sonderbare Weise um das Leben bringen würde. Statt in den Wald, auf den Boden des Hauses, in sein einsames Zimmer zu schleichen, statt die Nacht zu wählen, ersah er sich den ungewöhnlichsten Ort und die ungeeignetste Stunde. Abgesehen davon, daß der Hängeapparat über den zwei Flügeln einer Thür allerdings ein mislicher war und die Ausführung leicht verunglücken konnte, wenn der eine Flügel sich bewegte, war auch die Stelle selbst, der allgemeine Durchgang für alle, die ins obere Geschoß oder von dort hinaus wollten, recht geeignet, eine Entdeckung und Störung herbeizuführen. Und weshalb gerade den Abend wählen, wo ein Gast der Familie, ein Freund, oben saß, wo so leicht jemand vom Tisch aufstehen und ihm nachgehen konnte, wo die Magd in der Küche beschäftigt war, wo das leiseste Geräusch ihre Aufmerksamkeit erregen konnte? War es ihm Ernst mit der That, so hätte er bei einiger vernünftigen Ueberlegung eine andere Gelegenheit suchen müssen. Besondere Motive, warum er gerade diese gewählt, konnten die Angeklagten nicht nachweisen.

Wenn Antoine's Geist völlig gestört war, wenn er an Anfällen von Wahnsinn litt, so war alles dadurch erklärt, nur ein Verrückter würde sich auch bis aufs Hemde ausge-

zogen und so zur That vorbereitet haben. Aber diesen Nachweis konnten die Angeklagten nicht führen. Antoine war nur verdrießlich und tiefsinnig gewesen.

Die Unwahrscheinlichkeit, daß auf die Art ein Selbstmord verübt worden war, hätte freilich vor keinem andern Richter als Beweis eines Mordes und eines Mordes, der von einer rechtlichen Familie an ihrem geliebten Sohne verübt worden sein sollte, gegolten. Aber Volk und Richter glaubten und zahllose Zeugen bekräftigten die Vermuthung. Es waren Zeugen über Thatsachen, die wir oben in den Gerüchten erwähnten. Die Zeugen glaubten und versicherten im besten Glauben, auch was sie nicht gesehen und gehört hatten.

Calas und seine Familie war in die unglückliche Position gedrängt, den Beweis seiner Unschuld führen zu müssen. Hätte er das beweisen können, was wir in unserer Geschichtserzählung voranschickten, so wäre seine Unschuld auch vor diesen Richtern dargethan gewesen; denn wenn er den ganzen Abend mit den Seinen und dem Gaste bei Tische gesessen hatte, so konnte er nicht unten im Flur seinen Sohn erdrosselt haben. Daß er die That aber durch Andere habe vollführen lassen, dafür fehlte jede Anzeige. Aber alle, die es bezeugen konnten, waren seine Hausgenossen, sein Gast, alle mit verwickelt in die Sache, alle mit verhaftet, also unglaubwürdig im Sinne des Gesetzes.

Er sollte eine Negative beweisen! Und auch diesen schwierigen Beweis hätte er vor andern Richtern zur Genüge geführt. Er berief sich auf seine anerkannte Rechtlichkeit, sein tadelloses Leben, seine und seiner Gattin innige Liebe und Zärtlichkeit für ihre Kinder. Wenn er diesen Sohn hätte umbringen wollen, weil er zur katholischen Kirche überzutreten beabsichtigte, weshalb hatte er nicht schon den andern, Louis, umgebracht, der wirklich katholisch geworden war? Warum hatte er dem letztern eine anständige Ausstattung zu einem besondern Geschäft gegeben und ihn überdies noch durch ein Jahrgehalt unterstützt? Er hätte, wenn er so fanatisch gesinnt war, die Hand mit Abscheu von ihm abziehen müssen. Konnte er so unnatürlichen Groll gegen die Katholiken hegen und eine eifrig katholische Magd im Hause dulden? Konnte diese eine solche Mordthat

und um dieses Grundes willen zugeben? Und endlich, wie sollte er, ein fast siebzigjähriger, altersschwacher Greis, eine solche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge verüben?

Umsonst! — Das Endurtheil des Parlaments von Toulouse, mit acht Stimmen gegen fünf, sprach die Todesstrafe durch das Rad nach vorangegangener Folter gegen den unglücklichen Greis aus. Pierre ward auf Lebenszeit außer Landes verwiesen, die übrigen Angeschuldigten wurden freigesprochen.

Der Abschied Jean Calas' von seiner Familie ist in der ganzen Welt durch ein Bild bekannt, welches früher in keinem Hause fehlen durfte. Zwei rechtliche Dominicaner, Bourges und Caldagues, begleiteten ihn auf seinem letzten Gange. Sie erklärten, daß sie ihn nicht allein für unschuldig an dem Verbrechen hielten, sondern auch für ein seltenes Beispiel von christlicher Geduld, Güte, Sanftmuth und Geistesstärke. In seinen letzten Gebeten flehte er den Allmächtigen an, seinen Feinden ihre Irrthümer zu vergeben. Die beiden Mönche wünschten, daß ihre letzten Stunden den seinen ähnlich sein möchten.

Unter den Qualen der Folter benahm er sich mit einer seltenen Festigkeit und betheuerte seine und der Seinigen Unschuld. Die Hinrichtung erfolgte am 9. März 1762. Auch hier noch mußte der unglückliche Märtyrer vom Fanatismus seiner Feinde leiden. Noch auf dem Schaffot, in den letzten Todeszuckungen rief ihm der grausame Capitoul David zu: „Elender, bekenne dein Verbrechen! Sieh die Flammenbrände, die deinen Körper zu Asche verbrennen werden!"

Die Familie des Ermordeten wanderte aus Frankreich aus und nach Genf. Ihr Schicksal nahm die allgemeinste Theilnahme in Anspruch. Voltaire, der sich zu Ferney aufhielt, lernte sie kennen und unternahm es, der Vertheidiger der Ehre des unschuldig Hingerichteten und der überlebender Glieder der Familie zu werden. Was seine Feder vermocht, ist weltkundig. Gegen den Fanatismus kämpfend, machte er Calas' Sache zur

Sache aller Nationen. Von allen Seiten ward er unterstützt, belobt, aufgemuntert; die einflußreichsten Männer und Frauen wurden durch den siegenden Strom seiner Beredsamkeit gewonnen. Er ebnete Calas' Witwe und ihren Kindern den Weg zum Throne. Sie warfen sich dem Monarchen zu Füßen und die Revision des Processes ward angeordnet. Funfzig Richter prüften die Verhandlungen, das Urtheil des Parlaments von Toulouse ward umgestoßen und Calas und seine ganze Familie für unschuldig erklärt. Der Generalprocurator von Languedoc ward angewiesen, den Capituol David gerichtlich zu belangen.

Von seiten des Königs, des Hofes und des Publikums geschah, was möglich war, um die Lage der unglücklichen Familie zu erleichtern. Gaben strömten von allen Seiten zu, die auch dem damals unschuldig mit angeklagten Lavaisse für seine ausgestandene Angst und Unbill zugute kamen. Calas' Ehre ging strahlend aus seinem Grabe hervor und der kleine bescheidene Krämer von Toulouse erkaufte mit seinem Tode einen Namen in der Weltgeschichte.

Durch Voltaire's Vermittelung! Auch dieser erntete reichen Lohn durch die Theilnahme und Bewunderung, die ihm dafür aus allen Theilen Europas wurde. Kaiserin Katharina von Rußland schrieb ihm folgenden Brief:

„Mein Herr! Der Glanz des Sterns im Norden ist nur eine Aurora borealis; aber der Privatmann, der zum Advocaten wird für die Rechte der Natur und zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld, macht seinen Namen unsterblich. Sie haben die großen Feinde der wahren Religion und Wissenschaft — den Fanatismus, die Dummheit und die Chicane angegriffen; möge Ihr Sieg ein vollkommener werden! Sie wünschen eine kleine Beisteuer für die Familie. Es würde mir lieber sein, wenn die kleine Papiernote, die ich beilege, ohne Namen bei ihnen einliefe; wenn Sie aber der Meinung sind, daß mein Name, so unharmonisch er klingt, für die Sache selbst von Nutzen sei, so überlasse ich Ihnen denselben ganz zu Ihrem Gebrauch.

Katharina."

Wenn von religiösen Verfolgungen und Justizmorden in Frankreich die Rede ist, so wird gewöhnlich der Name Sirven mit dem Namen Jean Calas in einem Athem genannt. Die Schicksale der Familie Sirven sind freilich kaum minder traurig als die der Calas, und stehen, der Zeit, dem Orte und dem endlichen Ausgang nach, in naher Verwandtschaft zu jenem Criminalproceß, ohne daß hier eigentlich ein solcher selbst vorliegt.

Auf einem kleinen Gütchen bei Castres in Südfrankreich lebte die Familie Sirven. Sie bestand aus dem Familienvater Sirven selbst, seiner Frau und drei Töchtern, von denen die eine verheirathet und schwanger war. Ihr Mann war durch seine Geschäfte in einer entfernten Provinz gefesselt. Die Familie bewirthschaftete und bebaute ihr Gut selbst.

Die Familie war protestantischer Religion. Aber man hatte dennoch die jüngste von den Töchtern aus dem väterlichen Hause gelockt und sie mit Gewalt in ein Kloster gesperrt, wo man ihr sagte, sie müsse sich durchaus zum katholischen Glauben bekennen, weil dies die wahre Religion sei.

Aber das arme Kind hing mit mehr Treue, als sie erwartet hatten, an dem Glauben, in welchem sie auferzogen war. Ihre Lehrer sagten ihr umsonst, daß sie auf dem Wege in die Hölle sei. Um nun die unsterbliche Seele zu retten, hielten sie es fürs beste, ihren Leib zu kasteien. Sie ward gepeitscht und gegeiselt und in eine einsame Zelle gesperrt.

Bei dieser, wie sie es nannten, heilsamen Disciplin verharrten sie einige Wochen, bis das arme Geschöpf ihre Sinne verlor und sich eines Tages kopfüber in den Brunnen stürzte.

Von seiten der Geistlichen ward das Gerücht verbreitet und von den bigoten Katholiken der Umgegend wurde es geglaubt, daß die eigene Familie das arme Mädchen umgebracht habe, da es ja eine bekannte Praxis der Protestanten sei, diejenigen ihrer Mitglieder umzubringen, die man einer Hinneigung zum katholischen Glauben für verdächtig halte.

Das Volk war im Zustande der Aufregung. Sirven wagte sich nirgends zu zeigen. Von den Vorfällen in Toulouse war auch nach Castres Nachricht gedrungen. Schon zweimal hatte der Pöbel Miene gemacht, sein Haus zu stürmen und drohte wiederzukommen.

Sirven fühlte keine Lust zum Märtyrerthum. Er fürchtete von dem rasenden Pöbel in Stücke gerissen zu werden, oder daß man ihn, wie Jean Calas, vor nicht weisere Gerichte schleppen möchte. Er nahm einen günstigen Augenblick wahr, wo das Volk, ermüdet von einem erfolglosen Anlauf, sich zur Ruhe begeben und zerstreut hatte. Bei einbrechender Nacht, im strengen Winter, während tiefer Schnee auf der Erde lag, entfloh die ganze Famile und richtete ihre Schritte nach der Schweiz.

Während dieser furchtbaren Wanderung ward Sirven's schwangere Tochter von einem todten Kinde entbunden. Sichtlich war das kleine Geschöpf von den Ueberanstrengungen und der Furcht, die den Leib der Mutter durchschütterte, umgebracht. Das arme junge Weib ward von den gesteigerten Schrecken wirren Sinnes. Sie ließ sich nicht überreden, daß ihr Kind gestorben sei. Sie trug es kalt und todt in ihren Armen weiter.

Der Pöbel und die Mönche in Castres geriethen in eine rasende Wuth, als sie am nächsten Morgen die Entdeckung machten, daß ihr Opfer entschlüpft war. Einer machte dem andern Vorwürfe, daß er in der Nacht nicht sorgsamer Wache gehalten. In ihrer Wuth stopften sie Bilder aus, welche die Sirven'sche Familie darstellen sollten, und verbrannten sie auf einem Scheiterhaufen.

Die Gerichte waren auch hier nicht minder bereitwillige Diener des Pöbelwahnes als in Toulouse. Es wurde ein Proceß gegen die Familie Sirven eröffnet. Man bemächtigte sich ihrer Habseligkeiten, confiscirte ihr Gut, und das Gedächtniß der harmlosen, fleißigen, schwer gekränkten Familie ward noch mit Schmach und den abscheulichsten Vorwürfen belastet.

Die Flüchtlinge hatten noch mancherlei Qualen auszustehen. Sie reisten nur bei Nacht und verbargen sich bei Tage, erst als sie die Grenze der Schweiz erreicht hatten, fühlten sie sich sicher.

Voltaire war noch im Vertheidigungseifer für die bedrängte Unschuld gegen die fanatische Verfolgungssucht begriffen, als die Sirvens nach der Schweiz kamen. Auch dieser Familie nahm er sich mit aller Kraft an. Man erwiderte auf seine

Vorstellungen: die Sache solle noch einmal vorgenommen und, womöglich, sollten sie begnadigt werden. Voltaire erglühte vor Unwillen. Eine bescheidene, ehrbare, harmlose Familie, eines Verbrechens angeklagt, das nur der hirnlose Pöbelwahn aussinnen konnte, flüchtig, des Ihrigen beraubt, Bettler, zwei ihrer Mitglieder ermordet und — man versprach ihnen *Begnadigung*.

Voltaire ruhte nicht eher, als bis diese Antwort zurückgenommen wurde und der Familie Sirven dasselbe Recht, wie der freilich noch unglücklichern Familie Calas widerfuhr.

Ex. J. M.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google